

Eleonore

kein Roman

eine

wahre Geschichte

in Briefen.



Erster Theil.

Berlin und Leipzig.

bey George Jacob Decker, 1780.

[Friedrich, Johann]

1771

1771

1771



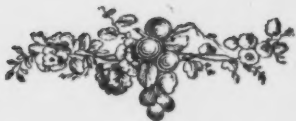
8

Vorbericht.

Ich finde es nicht nöthig, erst die Wahrheit dieser Geschichte weitläufig zu beweisen. Sie trug sich, selbst bis auf die kleinsten Episoden, wirklich zu. Ich war 1773 in einer der vornehmsten Hauptstädte Deutschlands selbst Zeuge davon, als sich die — wo nicht unglückliche, doch gewiß merkwürdige Katastroph derselben aufzulösen anfieng. Ich hatte Gelegenheit, mich nach allen Umständen dieser Geschichte zu erkundigen, und erhielt die Nachrichten

Vorbericht.

aus Quellen, die sehr genau davon unterrichtet waren. Man wird vielleicht nie wirklich wahre Austritte im menschlichen Leben finden, die mit so vielem zusammenhängenden Interesse verknüpft sind, als diese. Scene auf Scene Verwicklung, — scheinbarer Plan, — und doch alles Zufall und Wahrheit! —



Erster Brief.

Gräfin Eleonore an ihre Mutter.

N^o 1, den 6ten Jan. 1773.

Gnädige Mama!

Wie traurig sind meine Tage! Könnt ich Ihnen meinen Kummer ganz schildern! Mein Herz ist so voll, leidet so stark; — und habe Niemanden, dem ich mein Leiden klagen dürfte!

Könnten sie sich meinen ganzen Jammer vorstellen, Sie würden mit mir weinen.

Warum muß ich auch den Privatabsichten des Hofes aufgeopfert werden. Ich klage hier nicht über Sie, gnädige Mama. Sie liebten mich zu zärtlich, als daß der ganze Plan ein Werk Ihres Herzens seyn konnte. Ich bin es überzeugt, Sie mißbilligten den Zwang, mit welchem man mir meine Hand einem Cavaliere abdrang, den ich nicht liebte, nicht lieben konnte, und der auch mich nicht liebte. —

A

Indes-



Indessen bin ich doch das traurigste Opfer, das dem Eigensinne des Hofes unterliegen mußte. Erinnern Sie sich noch der dringenden Vorstellungen, welche ich wider den jungen Grafen von Flett bey Hofe machte? wie ich mich auf seinen zu flatterhaften Karakter, auf seine Ausschweifungen berief, um einen Schritt von mir zu entfernen, von dem ich überzeugt war, daß er mich in das äußerste Unglück stürzen werde?

Halt dieses alles? Halten selbst meine Thränen, mit denen ich das Herz des Fürsten — des besten Fürsten für mich zum Mitleid bewegen wollte? — Nichts! Ich ward hingeschleppt zum Altare! — „Meine liebe Gräfin, eben von Ihrem Reize, und von Ihrer Tugend erwartete ich es, daß Flett von den Ausschweifungen seiner Jugend zurückkehren; Sie, und sich glücklich machen werde. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Reichen Sie ihm Ihre Hand.“

Was konnt ich dieser Bitte, die der strengste Befehl für mich war, — was konnt ich ihr für Ausflüchte entgegen setzen?

Abend, betrübt, wie an dem Tage der Buße gieng ich an der Seite des jungen Flett in dem Tempel, und ward mit ihm getrauet.

Er war aufrichtig genug, öffentlich zu gestehen, daß dieses Band nicht die Liebe, — der streng-



strengste Zwang geknüpft hätte. In der ersten Stunde nach den Ceremonien, bat er mich mit thränendem Auge um Vergebung, daß er mir so vielen Kummer mache.

„Hassen Sie mich, meine Gnädige, deshalb nicht, weil ich gezwungen bin, diese Rolle zu spielen. Ich fühle das Unrecht, das Ihnen wiederfährt, so lebhaft, wie ich mein eigenes fühle. Die Herzen lassen sich nicht durch Wachtsprüche des Fürsten verbinden. Ich bin nicht so eitel, mir mit der Hofnung zu schmeicheln, Ihre Liebe je zu erwerben. Sie verdienten glücklicher zu seyn. Ich gestehe es zwar, wäre ich dazu bestimmt, durch Liebe glücklich zu seyn, oder süßte ich, daß ich je Festigkeit des Charakters genug besäße, mich dieses Glückes würdig zu machen, — Sie, meine Theuerste, würden die einzige seyn, von der ich so viele Seeligkeit erwarten könnte. Aber darf ich offenherzig seyn? Ist, — bey meiner Denkungsart, bey meiner Neigung zur Freyheit, — ist bin ich dieses Glückes unfähig. Alles überzeugt mich, daß wir wechselsweise einander zum Mißvergnügen seyn würden. Ich habe deshalb dafür gesorgt, vom Hofe die Erlaubniß zu erhalten, nach Paris reisen zu dürfen. Man gab mir diese Erlaubniß um so williger, da ich mich dem Zudringen des Fürsten mit äußerlicher Zufriedenheit unterwarf. Meine



Absicht bey dieser Bitte war, Gelegenheit zu haben, und durch die Entfernung desto weniger lästig zu fallen. Uebermorgen ist meine Abreise bestimmt. Ich habe noch einige Geschäfte auf meinen Gütern vor meiner Abreise in Ordnung zu bringen. Ich bin gezwungen, heute noch dahin zu fahren. Ich dürfte Sie dann wohl nicht mehr sprechen. Leben Sie daher wohl. Möchten Sie die Zeit meiner Abwesenheit so vergnügt, so glücklich leben, als ich es Ihnen wünsche!“

Er küßte meine Hand, fuhr auf seine Güter, und seit diesen Tag sah ich ihn nicht mehr wieder.

Wahr ist es, die erste Zeit beruhigte mich diese offenerzige Erklärung des Flett. Ich fühlte mich leichter; mein Herz ward freyer, und sieng wirklich an, ihn zu schäßen, ohngeachtet ich ihn nicht lieben konnte.

Ich sah seine Entfernung für eine Aufopferung seiner selbst an, die er meiner Ruhe schuldig zu seyn glaubte. Dieser schmeichelhafte Gedanke mußte natürlicherweise Gegenerkennlichkeit in meinem Herzen erregen.

Oft — oft Tagelang beschäftigte ich mich damit, den natürlichen Widerwillen gegen ihn zu überwinden. Was immer die lebhafteste, feurigste Einbildungskraft zu seinem Vortheile mir sagen konnte, sagte ich mir. Ich war so ersinderisch, ihm von jeder Seite neue Vorzüge zu leihen,



selben, seine Schwachheiten, seine Fehler, — selbst auch seine Laster zu entschuldigen; alles auf die Rechnung einer vernachlässigten Erziehung, und des Uebergewichts eines zu hitzigen Temperaments zu schreiben.

Wirklich sieng ich an, zu wünschen: sein Herz möchte nur flatterhaft, nicht verdorben seyn! O! wie glücklich wär ich, wenn mein Wunsch Wahrheit wäre!

Aber es war Täuschung! Ein Schattenbild der Langenweile, und der Einsamkeit.

Ich war nun schon über ein Jahr Gräfin Flett, und genoss nicht einen vergnügten ruhigen Augenblick. Ach, gnädige Mama, Sie haben alle meine Thränen gesehen, die ich geweint, an ihrem Busen geweint habe.

Ich küsse noch izt Ihre mütterlichen Hände, mit denen Sie meine Thränen trockneten. Ewig werde ich Ihnen für Ihre Liebe danken, mit der Sie mich in meinem Leiden zu trösten suchten.

Ich überwand oft meinen Schmerz, der mich innerlich auf die Folter spannte. Ich suchte, Ihrem Rathe zu folgen; meine Delicatesse, wie Sie sie nannten, zu überwinden. Ich war auch wirklich auf dem Wege schon halb vorgedrückt, ihn zu lieben. Vorstellungen seiner möglichen Besserung, — Wünsche, die diese Besserung



zum Ziele hatten, — alles stimmte dazu, mich zu beruhigen.

Vielleicht, wenn der Taumel seiner Leidenschaften vorüber ist, — vielleicht kommt er dann zu deine Arme zurück, und sucht deine Liebe. — Wie schlug ihm nicht schon mein ganzes Herz entgegen!

Ich war wirklich so aufrichtig, ihm meine Hoffnungen nicht zu verheelen. Ich schrieb ihm oft; bat ihn, wegen seines eigenen Glückes, sich nicht in das Labyrinth der Ausschweifungen zu sehr zu vertiefen; gab ihm sogar zu verstehen, daß, da wir einmal durch heilige Bande mit einander verknüpft wären, es die Nothwendigkeit fordere, von beiden Seiten alle Nebenabsichten zu überwinden, und mit gemeinschaftlichen Herzen unsere künftige Ruhe und Zufriedenheit zu gründen. —

Ich that mehr als einen Schritt seinem Herzen entgegen! Und er? — Der Barbar! Sie haben seine Briefe gelesen. Wie voll leerer Ausschweifungen, frostiger Komplimente, äußerster Kältsinnigkeit, — oft voll der sichtbarsten Nichtachtung. —

Jeder Brief von ihm preßte mir neue Thränen aus. Ich habe jeden mit Zittern erbrochen, und mit Betrübnis gelesen. Er ließ mich mein Unglück ganz fühlen; ließ mich ganz von dem

Grame



Grame aufzählten, der mich niederbeugte. Nicht eine Zeile Trost; — nicht eine Sylbe von Beruhigung. Dolche auf Dolche spitzte er in jeder Zeile für mein Herz, das so bereit war, ihn zu lieben. Welch eine Ueänderung in meiner Quaal wäre mir die Hofnung gewesen, einst auch nur ein mittelmäßiges Glück an seiner Seite zu genießen! Aber so? —

Ach, gnädige Mama, verzeihen Sie mir meine Thränen! Ich kann Sie nicht unterdrücken. Sie haben mich gelehret, bey dem Unglücke der Fremden gefühlvoll zu weinen, — sollt ich nicht bey meinem eigenen weinen dürfen? Es ist mein einziger Trost, wenn ich es kann. Der Gedanke: du bist wegen deines Herzens unglücklich, o! der beugt meine Seele zu sehr, als daß ich nicht unter den finstern Wolken erliegen sollte, die sich dann in meiner Seele aufthürmen.

Besäße ich weniger innige Anhänglichkeit an der Jugend (und, Gott, wie danke ich es Ihnen, gnädige Mama, daß Sie mich dazu bildeten!) besäße ich weniger Gefühl, mehr Leichtsin, ich würde mich vielleicht eher zu trösten wissen.

Aber — mit einem Herzen, das so ganz Liebe gegen alles, was Edel und Rechtschaffen ist, das so sehnlich nach Liebe senkzet, — (ich mache mir keine Schande daraus, es Ihnen



Zweyter Brief.

Graf Flett an Gräfin Eleonore.

Beilage zu dem vorigen.

Paris, den 16ten December 1771.

Meine liebe Gräfin.

Sie sind zu galant in Ihren Briefen. Sie sind in der That zu gütig gegen mich. Sie schreiben so viel, und so oft, daß ich wirklich zehn Antworten schuldig bleiben muß. Indessen danke ich Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Sie ist ein Zeichen, daß Sie bey Hofe mit jedem Tage, die seine Etikette besser kennen lernen.

Ob ich bald zurückkommen werde? Aufrichtig, Madame, — ich weiß es selbst noch nicht. Paris hat so viel anlockendes für mich, daß ich wirklich über eine Strasse dieser Stadt — mein ganzes Vaterland vergesse.

Stellen Sie sich nur den muntern, ganz zur Liebe geschaffenen Zirkel der Göttinnen von Damen vor, in den ich durch meine Bekanntschaften gezogen worden; das freye ungezwungene Leben, das ich hier, durch keine unangenehme



Sessel gehindert, in vollem Maße genieße; und dann urtheilen Sie, ob ich mich bey meiner lebhaften Empfindung für alles, was Reiz und Artigkeit ist, so schnell aus diesem Zaubergerilde der glücklichsten Liebe winden könne, um ein einfaches misantropisches Leben zu Hause zu führen?

Ich gestehe Ihnen — und warum sollt ich es nicht, da Sie so göltig sind, eben so wenig Ansprüche auf mein Herz zu machen, als ich auf das Ihrige aus Ueberzeugung meines Unwerthes machen kann; ich gestehe es Ihnen, meine Gnadige, daß ich mit dem gefälligsten Leichtsinne von der Welt jede hiesige Gesellschaft besuche; alles Vergnügen, das mir ausflößt, genieße, und mich dabey so behaglich finde, als wenn ich der Oberaufseher von zehn Cerrais wäre. —

Ich weiß es, daß Sie mir dieses Gütel gönnen. Ihr sanftes Herz, Madame, wird mich entschuldigen, so sehr auch den schwachen Köpfen meine Aufführung mißfallen mag. Sie kennen meinen Karakter. Er ist zu lebhaft, zu feurig, als daß er sich durch Geseze fesseln ließe.

Dreyzehn Monate bin ich schon in Paris? Himmel, wie die Zeit verfliegt! Wenn Sie nicht die Güte gehabt hätten, mir dieses in Ihrem letzten Briefe vorzurechnen, ich würde wirklich denken; daß ich kaum dreyzehn Minuten die hiesige Lust athmete. — Wirklich mache ich



Ich mir ist einen sehr lebhaften Begriff von den ewigen Freuden des Elisiums. Jahre verfliegen im Tummel des Vergnügens, und man glaube kaum eine Minute in der Zeit vorgerückt zu seyn. Ich danke Ihnen im Ernste für diese Erinnerung. Mein Vergnügen erhält heute wirklich einen zweyfachen Reiz, wenn ich bedenke, wie schnell es mich dreyzehn Monate durchleben machte, und die künftige Zeit mir eben so angenehm verkürzen wird.

Wollen Sie wohl die Gnade haben, Madame, mir alle Jahre zu schreiben, daß ich wieder ein Jahr in Paris zugebracht habe? O! das ist der Himmel hier auf Erden!

Ich will Ihren Brief der schönen Marquisin heute nach der Oper vorlesen. Sie wird sich mit mir über den schnellen Zeitlauf recht freuen. Die reizendste Dame, die ich kennen gelernt habe! Sie hat mich vor einigen Wochen schon, ihr Kompliment an Sie zu machen. —

Was das schon für ein langer Brief ist. So viel habe ich wohl, außer den Sonnetten an diese oder jene Dame, — seit einem Jahre nicht geschrieben.

Sehen Sie, meine Charmante, was ich für Sie nicht alles thue? — Leben Sie wohl; Ich bin

Ihr
ergebener Diener
Graf v. Slett.

Drit.



Dritter Brief.

Gräfin von Fleiss an den Hauptmann Blau.

Paris, den 2ten Januar 1773.

Liebster Bruder!

Das ist zum toll werden! Was glaubst du wohl? Mein Weib, weil doch einmal der Schwarzrock sie am Altare so genennet hat, — fängt an, zärtlich zu werden. Ich dachte, ein Donnerschlag rührte mich, als ich ihre Briefe, eilte hinter einander, erhielt.

Wie sie da moralisirt; wie ein Turteltaubchen zu schnäbeln anfängt, gar von Liebe schwätzt. — Zum todt lachen ist das Gewächs!

Kommt mir auch eben, da ich so ganz frohen Muthes war, mit ihren weinerlichen Serenaden in die Quere. Ich glaube es ihr zwar, daß ihr die Zeit lange wird. Aber ist es nicht besser, sie wird ihr kleine lang, als wenn sie es auch mir würde?

Ich weiß nicht, ich habe eine gewisse Antipathie gegen die Gräfin; woher sie kommt, kann ich dir nicht sagen. Aber ich wollte mich lieber mit dem Teufel raufen, als ihr einen Kuß geben.



ben. Und nach dem scheint sie unmäßig zu seufzen. Ich kann ihr nicht helfen, und wenn ich meine Seeligkeit, — wenn ich alle meine Ratquissinnen und schöne Tänzerinnen darüber verlohre. —

Ich habe ihr geschrieben. Freuen wird sie sich nun wohl freylich nicht über meinen Brief. Ich sagte ihr, was ich dachte; und ich dachte — nichts weniger als Liebe.

Ist sie vernünftig, so schreibt sie mir so bald nicht wieder.

Wenn du sie sprichst, so suche ihr, mich aus dem Kopfe zu reden. Das arme Dingchen möchte sonst zu viel Feuer bekommen. Und das möchte ich doch auch nicht.

Ich dünkte, wenn du einen jungen hübschen Charlatan für sie zum Zeitvertreibe aussuchtest. Er mag sie über mich immer trösten, ich werde keine schiefe Wiene machen.

Nun wichtigere Sachen!

Hier folgt eine Ordre an meinen Oberamtmann auf acht tausend Dufaten. Binnen hier und drey Wochen muß ich sie haben.

Wo ich den letzten Wechsel schon hingethan habe, fragst du mich? —

Lieber Bruder, was sind zwölf tausend Dufaten für Paris! Die verfliegen wie eine Staubwolke, die der Borras zerfliehet.

Drey



Drey Gräfinnen, oder Marquissinnen, die schöne blonde Operistin, die kleine allerliebste Edmügerin, — und Thénette das Sträussermädchen, das du wohl auch noch kennst, — ein Paar Dugend Kammerkätzchen, — ohne das große herrliche Bordell — kosten die zusammen einem deutschen Cavalier nichts, wenn er sich Ehre machen will?

Und dann in dreyzehn Monaten — zwey Kuren! — O, die Tisfote lassen sich hier Cavaliermäßig bezahlen. —

Du siehst, daß ich das Geld so nöthig habe, um fröhlich zu seyn, wie ich Haarpuder und Pomade brauche, mich frisieren zu lassen. Uebersieß tragen ja meine Güter so viel, daß ich demohngeachtet Eleonoren ihre Pension auszahlen kann. —

Greplich wollt ich gern noch zehn tausend Thaler jährlich zahlen, wenn ich dem fatalen Eigensinne des Hofes nicht hätte nachgeben dürfen. Was ist das für eine Hölle, ein Weib zu haben, das man nicht liebt, nicht lieben kann! —

Ich verachte sie zwar nicht. Sie ist schön, wichtig, tugendhaft, reich — alles was man von einer Dame fodern kann, um ein glücklicher — Hahnrey zu werden. Aber all der Tand zusammen ist eben für mich nicht das, was ich suche. — Kurz, ich kann sie nicht lieben, weil sie mir nicht gefällt.



gefüllt. Mag übrigens die ganze Welt vor ihr auf die Knie fallen! —

Ich liebe meine Freyheit. Warum ließ man mir die nicht? Wollte ich mich ja an den Ehrensessel anspannen, o, ich würde schon selbst mein Fuhrwerk ausgesucht haben. —

Aber Zwang? — Pah! da rebellirt mein ganzes Herz.

Ein Glück war es für mich, daß ich auf dem Einfall kam, nach Paris zu reisen. Meine Zeit ist zwar schon verstrichen. Aber ich habe mich durch Antike legitimit, daß ich der fränkischen Umstände wegen nicht zurückreisen könne. Ich verlange noch ein Jahr. — Ich glaube, daß ich es ohne Schwierigkeiten erlangen werde. —

Aber, wenn das Jahr vorbei ist? — O dann wieder eins, und wieder eins, — und so fort. Zurück komme ich so bald nicht. Wenigstens so lange ich noch Vergnügen und Freude bey den Pariserinnen fühle.

Du solltest es nur sehen, wie ich einen Abtes nach dem andern, einen Marquis, einen Offizier nach dem andern aus dem Sattel werfe! Das geht herrlich! Geld kostet es mich freylich. — Aber ist eine kleine Handvoll Wollstoffe nicht mehr werth, als zehn Tonnen Goldes? —



Also mein Geld wirst du besorgen, mein Weib auf diese oder jene Art zu trösten suchen, mir bald schreiben, und wenns möglich ist, wie du hoffest, bald selbst zu mir kommen. Der ganze Pariser Himmel soll für dich offen seyn.

Leb wohl! Liebe mich, wie dich liebt

Dein

Mett.

M. S. Verhüte ja, wenn du es kannst, daß mir mein Weib nicht so bald wieder schreibt. Ich kann mich an ihre Matrimonialmoral durchaus nicht gewöhnen.

Vierter Brief.

Gräfin Fluhe an Gräfin Eleonore.

***, den 15ten Januar 1773.

Liebste Tochter!

Trost suchst du bey mir? Ach, meine geliebte Tochter, wie soll ihn dir ein Herz geben, daß von deinem Schmerze selbst so lebhaft durchdrungen ist! Alles, was ich dir sagen kann, ist, daß ich dich bemitleide; daß ich zu Gott für dich jede Stunde bete. Mehr kann ich nicht.

Ich



Ich fühle deine Leiden zu lebhaft; fühle, daß deine Thränen aus gerechten Ursachen stießen; — was würde dir aller Trost nügen, den dir eine unglückliche, von Gram selbst gebengte Mutter geben könnte?

Ich kann nur mit dir weinen. Dein Herz leidet, und das meinige leidet nicht weniger.

Die Last, die dich drückt, meine liebste Eleonore, ist für deine Seele zu stark, als daß ich fordern könnte, du solltest heiter und ruhig seyn.

Alles, was ich dir — nicht rathen — nein, von ganzem Herzen wünschen kann, ist Geduld, Ergebung in den Willen des Höchsten. Er prüft dich! Nicht ohne heilige und gewiß weise Absicht legt er seine Hand so schwer auf dich. Aber Er, der dich izzt niederbeugt, wird dich auch wieder aufrichten. Sollte der gütigste Regierer der Welten nur deine wehmüthigen Seufzer hören wollen, ohne auch den freudigen Dank, den ihm dein einst beruhigtes Herz zollen wird?

O, gewiß, meine geliebte Eleonore! Gewiß, Er wird der gütige Vater seyn, der dich aus den schreckenden Gefilden des Jammers in freudigere, seligere Auren einführen wird! Murre nicht wider seine Anordnung; — klage ihm zwar dein Leiden, suche Trost und Stärke bey ihm in deinen trüben Tagen; haue auf seine



Güte; überlasse dich ganz seiner weisen Lenkung: aber murre nicht! Er ist der Vater der Betrübten, der mit zärtlichen Händen den Seinen Trost und Freude darreicht.

Doch, warum sage ich dir das? Du hast Religion genug, um selbst dich zu überzeugen, daß sie und das Vertrauen auf ihren Stifter, den Menschen bey allen Stürmen beruhigen könne.

Ihre Quelle fließet von Bönne und Seligkeit über, befruchtet jedes leidende Herz mit Geduld und Ergebung in den Willen des Allersheiligsten.

Du selbst hast mir dies oft gestanden. O, lasse nicht nach, in beiden deine künftige Beruhigung zu suchen.

Hart, sehr hart, meine Geliebte ist dein Schicksal, ich gestehe es. Was hatt ich nicht für freudige Aussichten für dich bestimmt! Du weißt es, daß ich dich nach Grundsätzen erzog, mit denen du das Glück jedes edel denkenden Mannes hättest genießen können. Ich suchte dich mehr aufmerksam auf Tugend und innere Reinigkeit deiner Seele zu machen, als auf all deine Vorzüge der Geburt, der Glücksgüter und der Schönheit.

Eine Krankheit kann dir alle deine Reize wie der Fingerdruck den bunten Farbenstaub des Schmetterlings, wegwischen; Zufälle können dich
an



aus dem Besitze aller Schätze des Adels schlen-
dern; — und ein bloßes Ohngefähr machte dich
zur Enkelin vieler Ahnen.

Fehlte dir der Adel der Seele, — welch ein
unglückliches Geschöpf wärest du dann mit al-
len übrigen Vorzügen, die Kleinigkeiten dir ran-
gen könnten?

Wie danke ich dir noch izt für die Aufmerk-
samkeit, mit der du meine Lehren annahmst, die
eigen machtest, und dich bestrebest, dir die
Schätze wahrer Glückseligkeit zu sammeln.

Schon in deiner Jugend hattest du die schönste
Anlage zu einem standhaften Herzen. Ich sah
mit Vergnügen, daß diese Standhaftigkeit im-
mer tiefere Wurzeln schlug. Aber noch hattest
du keine Gelegenheit, zu zeigen, daß diese Ju-
gend nicht sowol eine Temperamentstugend, als
vielmehr eine Tugend eigen gemachter Grund-
sätze bey dir sey. Dazumal thürmten sich noch
keine trarrigen Wolken um deine Stirne; was
dich umgab, athmete für dich Ruhe und Freude.
In solchen Tagen standhaft, die kleinen widrigen
Zufälle ertragen, — ist noch keine Tugend.

Aber izt, wo du wirklich gebeugt wirst; wo
der Jammer einer unglücklich, aufgeopfertem
Gattin, dich im Innersten deiner Seele martern
muß; — izt standhaft seyn, izt unter dem Leis-



den nicht erliegen, sondern als Christin auf den Arm des Herrn bauen — ist wahre Tugend.

Es kostet dich zwar Ueberwindung! Desto lobenswürdiger ist aber auch eben deswegen diese Tugend.

Allein, meine geliebteste Eleonore! Solltest du nicht wirkliche Gründe zur Beruhigung in deinem Herzen fühlen?

Du leidest; leidest viel. Aber bedenke das bey, daß du ohne dein Verschulden leidest. Welch eine Stärke muß dir dieser Gedanke geben. Keine marternde Vorwürfe des Gewissens quälen dich! Nicht Laster machen dich unglücklich! O! meine Tochter, welcher Trost ist dies für das leidende Herz!

Es sieht auf alle seine Wege, die es gewandelt hat, mit ruhiger heitrer Stirne zurück. Kein Dämon lacht ihm entgegen; Engel winken ihm ihren Beyfall!

Fühle dieses Glück ganz! Du hast dir bey deinem Kummer keine Vorwürfe zu machen. Dein Herz ist rein! O, danke dafür deinem Gott, der so väterlich über dir wachte, und dich nicht fallen ließ. Erkenne darinn den barmherzigen, wohlthätigen Vater der Betrübten! Er schlägt dich zwar; aber er knüpft dich immer fester durch himmlische Bande der Reinigkeit an sich.

Du



Du würdest undankbar gegen den Allgütigen handeln, wenn du seine Hand nicht — auch unter der Last deiner Leiden mit kindlicher Liebe verehren wolltest.

Unschuldig leiden, — meine Tochter, ist das größte Glück, das dem Sterblichen zu Theil werden kann. Laß die kleinen Seelen dafür zurück beben; laß sie für diesen Gedanken zittern! Welch ein unermesslicher Vorzug ist es, zu leiden, und der Huld des Himmels versichert zu seyn! Oder wolltest du es lieber, daß du littest, und dabei der Hölle würdig wärest?

Sieh, meine Tochter, auch in deiner ighen Lage hast du tausend Gründe der Beruhigung, die der Sünder nicht hat; — tausend Gründe zur Dankbarkeit; die eben der Sünder vernachlässiget. —

Uebrigens ist das Mitleid, das zärtliche Theilnehmen an deinem Unglück, das jeder Edelverkende mit dir hat, nicht neuer Trost, nicht wirkliche Beruhigung; ist die Thräne einer Mutter, die dich auf das zärtlichste liebt, — ist diese Thräne nicht Labfal für dein Herz? Würdest du nicht unendlichmal mehr leiden, wenn du die Verachtung, den Haß der Rechtschaffenen in ihren Blicken lesest; wenn du sähest, daß deine Freunde, deine Mutter nicht aus Liebe, — nein aus Kummerniß über dich weinten? —



Darf ich dich bitten, meine innigst geliebte Tochter, — und ich schäme mich nicht, dich zu bitten, — sammle alle Gründe, die dir Religion, die sichtbare Liebe deines Gottes, deiner Freunde, deiner Mutter an die Hand geben, — sammle sie, und ertrage deine Leiden mit Geduld. Der Christ macht sich der Gnade seines Schöpfers unwerth, wenn er bis zur Kleinmüthigkeit herabsinkt. —

Du wünschest bey mir zu seyn? — Gedulde dich noch bis künftige Ostern. Dann werde ich die Erlaubniß bey Hofe suchen, dich den Sommer über auf meine Güter nehmen zu dürfen. Könnst ich der Stimme meines Herzens folgen, dieser Augenblick sollte uns beyde vereinigen.

Der Brief deines Flett ist wirklich eines — Flett würdig. Denke aber zu deiner Beruhigung das beste von ihm. — Leichtsinn, Verführung, tiefgewurzelte Vorurtheile legten ihm diese Sprache in den Mund. — Ich habe demohngeachtet die Hoffnung, er wird von seinen Thorheiten zurück kommen. Ohnmöglich kann sein Herz ganz verdorben seyn. —

Ich werde selbst an ihn schreiben. Wißt du, so kannst du deinen Brief an ihn dem meinigen beyschließen. Laß dir diese Mühe nicht gereuen. Wenigstens hast du dir nachmaß
keine



keine Vorwürfe zu machen, daß du Schuld an den künftigen Lasten seines Herzens seyst. —

So eben schreibt mir der Minister, daß Flett um Verlängerung seines Urlaubs gebeten habe. Der Fürst ist so gnädig, es meiner und deiner Entscheidung zu überlassen.

Mag er noch ein Jahr in Paris schwärmen. Vielleicht verliert die Ausschweifung für ihn den Reiz. Und kommt es so weit, — o! dann ist er zur Besserung reif. —

Ist fesseln ihn die Bollwerke, weil sie für ihn neu sind. Aber glaube mir, der größte Bollwerkling, wird sie am geschwindsten satt. Sie sind Leckerbissen, mit denen sich der Unmässige den Magen gar bald überladet. Und so eilt er mit jedem zu schnell auf einander gehäuften Genuß dem Ueberdruß und Ekel entgegen. —

Wenn dich der Minister fragen sollte, so sey, — wenn du nicht andre Gründe dawider hast, dem Begehren deines Mannes nicht entgegen. Auch durch diese Gefälligkeit erwirbst du dir das Recht, Ansprüche auf seine Erkenntlichkeit zu machen.

Lebe indessen wohl, meine Geliebte. Gott gebe, daß deine Tage sich bald aufheitern. Mein ganzes Herz ist dieses Wunsches voll. Ich bin

Deine

zärtliche Mutter,

Gräfin Fluhr.

Fünf:



Fünfter Brief.

Hauptmann Blau an den Grafen Flett.

N.°, den 30sten Januar 1773.

Getzens Bruder!

Also bist du noch immer der muntre allerliebste Junge? Recht so! — Laß die Pfaffen fasten, und ihr Fleisch kreuzigen; laß sie vor ein Paar finstler Augen, oder dem schönen Busen der Marquisin wie vor dem Teufel stehen. Sie thun ihre Pflicht! Warum schwuren sie, kein Mädchen zu küssen. —

Du bist in die Welt gesetzt, die Welt zu genießen. Sieh doch, wie so voll Reiz und Schönheit die ganze Natur ist. Wirklich dem möchte ich den Staaß stechen, der nicht von ihr entzückt wird.

Und dieser Reiz, diese Schönheiten alle solltet der Mensch, der sie sieht, bewandert; von ihnen entzückt wird, — nicht mit ganzem Herzen genießen?

Und! er genieße jede Freude, die ihm das Leben darbeut. Ohnmöglich kann es die Bestimmung des Menschen seyn, wie eine Leiche kalt
mitten



mitten in dem Zaubergesilden von Myriaden Vergnügungen, die des Schöpfers Hand auf seine Lebenspfade streuet, — zu bleiben.

Wenn du deinem Freunde die herrlichste Tafel deckst, und er dafür nur die Knochen ablässet, würde er nicht undankbar gegen dich seyn?

Und der Mensch, der die an Vergnügungen so reiche Natur kennt, sie aber mit gallstüchtiger Seele flieht, — verschmäht er nicht die Geschenke, die ihm der Himmel darbreut? Ist er nicht der größte Undankbare, der den Wohlthaten seines Schöpfers Hohn spricht?

Vergnüge dich, so ruft jedes Grashälmschen, dem unachtsamen Wanderer zu!

Vergnüge dich, ruft die Vernunft. Kannst du dem Schöpfer feyerlichere Hymnen singen, als wenn du dich an allem, was er schuf, mit Herzenswonne vergnügst? Bestehest du nicht dadurch, daß du dich in den Werken des Schöpfers vergnügst, — er sey der weiseste, und gütigste Werkmeister der Welt, da er in jedes Atomchen der Natur so vielen Reiz zum Vergnügen für den Menschen legte? — Wie weit herrlicher ist dieser Lobgesang, den du dem Himmel durch den dankbaren Genuß des Vergnügens in seinen Werken darbringst, als all die chorreichen Hosanna in der Höhe!



Du siehst, wie vergnügt meine ganze Moral ist! Ich folge dem Winke der Natur, die mir ist aus der halb aufgeschlossenen Rose, ist von dem Busen des Mädchens; ist von den Altären der Freude, und ist aus dem Rektarbecher der Bacchanalien Wonne und Vergnügen entgegen lacht.

Der Kuß, den ich mit so heißer ganz in Wollust zerstoßner Seele der schönen Frau meines Freundes gebe, wie? sagt der nicht überlaut, wie so voll der Herrlichkeiten sind deine Werke?

Aufrichtig, Freund! Ich kann mich über die sanfteröpsfischen Gesichter nie genug ärgern, die den ganzen Himmel einfallen sehen, wenn ein junger Mensch, von den Reizen der Natur dahingerissen, sich ganz dem Genuße derselben überläßt.

Was denkst du wohl, sind sie nicht selbst die größten Lasterer des Schöpfers, die mit unheimlichen Füßen die Natur, und ihre Schönheiten von sich stoßen? Was sagen sie anders, als — wie wenig Eindrücke machen die Schönheiten des Himmels auf mich! Ich verachte sie, und bin stolz darauf, mich von dem Vergnügen nicht übertäuben zu lassen, daß der Werkmeister der Natur über alle Gegenstände verbreitete? — Was sagen sie anders? — Doch, soll ich ihre Lästerungen wiederholen?

Kurz



Kürzlichtge, denke ich mir da! Nehmt Don Pedros Brille, und seht weiter als eure Nase reicht!

Indessen ist es nun nicht anders; der Misanthrop speit hunderttausend Anathemata aus seinem Rachen über eben den Gegenstand, über welchen der fröhliche Anschauer der Natur im Wonne zerfließt.

Unter die letzten gehöre ich. Ich bin so ganz und gar darzu gestimmt, jeden reizenden Stoff der Natur aufzuspähen; ihr alles Vergnügen abzulocken, das sie nur immer in sich verschließt; mich ganz dem Wohnegefühl über jede Schönheit zu überlassen. Kenne mir ein Vergnügen, das ich nicht zu erjagen Kühn genug wäre! Und sollt ich darüber zur Hölle hinabsteigen und dem fürchterlichen Pluto die Euridice rauben; top! da ist meine Hand; ich haue Legionen Teufelsköpfe in die Rüste.

Und daß ich darzu entschlossen bin, bin ich stolzer darauf, als es Xenokrates bey all seiner Philosophie seyn konnte, da er die schöne, bezaubernde Phryne — wie ein Klog bey sich übernachten ließ. Ein Weiser war er, sagen die Leute? — Ein Narr war er. Nur der wird sich was darauf zu gute thun, das Weisliche, das ihm so einladend zuwinket, nicht für sich abzupflücken.

Wußt



Willst du meinem Rathe folgen, so werde nie ein Schüler des Xenokrates. Seine ganze Philosophie ist die größte Lästerung, die man wider die Schönheiten der Natur ausstossen kann, welche doch der Schöpfer gewiß nicht darum in seine Werke so reichhaltig einwebte, um ungenossen wieder zu verwelfen.

Steh, empfinde, fühle, prüfe, und genieße, sagt einer unserer größten Köpfe. — Der Mann redt die Sprache meines Herzens.

Siehe die Schönheiten der Natur, die allenthalben für den Menschen so schön zubereitet sind.

Empfinde, wie gütig der Schöpfer ist, der alle diese Schönheiten für dich bestimmte.

Fühle, daß es dein größtes Glück sey, mitten in diese Schönheiten der geschaffenen Natur versetzt zu seyn.

Prüfe aber jede eingebilddete Schönheit zum Unterscheide von der wahren.

Und dann — o dann genieße! Genieße sie alle, jede mit dem Göttergesühle der Freude; jede mit dem dankbaren Herzen gegen den, der sie dir zubereitete.

Laß uns diese Grundsätze auf Paris anwenden!

Siehe alle Marquissinnen, und Damen; empfinde die Größe des Weltmeisters, der so vie-

len



len Reiz in diese Geschöpfe legte; fähle die mächtigen Eindrücke dieser Reize; prüfe, welche von ihnen den Vorzug, welche den zweiten, den dritten Rang und so weiter verdiene; und bist du in deiner Wahl zu Ende, — dann genieße mit offenem Herzen alle die Bonne, die dir von so vielen und schönen Geschöpfen der Natur entgegen lacht.

Doch, den praktischen Theil meiner Moral verspare ich, bis ich dich selbst sehe.

Selbst sehe?

Ja, ja! Nach der Revöl geht's nach Paris. Mein Vater hat vor acht Tagen so eben die Erlaubniß für mich angewirkt. Es hielt freylich etwas schwer, weil ich erst vor drey Jahren nach Hause kam. Was glaubst du wohl, daß ich meiner Reise für eine Wendung geben mußte? — Das erräthst du wohl nicht!

Ich hätte eine brennende Begierde den französischen Militairdienst kennen zu lernen, sagte ich. Und darauf war die Sache richtig.

Es geht freylich noch ein alter Major als — respective Hofmeister, oder wie ihn der Hof nannte, als Gehülfe meiner militairischen Wahrnehmungen mit.

Angenehm ist mir seine Gesellschaft allerdings nicht. Indessen muß ich mir den ehrwürdigen Mentor immer gefallen lassen. Mag er
für



für mich observiren, ich will mich dafür in deiner Gesellschaft schadlos halten.

Ob ich deine Frau gesprochen habe? — So eben fällt sie mir ein! — Ich habe sie gesprochen. Das arme Dingchen lebt, wie eine Nonne eingeschränkt, in ihre Einsamkeit zurückgezogen. Sie scheint alles Gefühl gegen die Freuden der Welt verloren zu haben. Ob aus Liebe oder Eigensinn, oder Temperamentsblauue weiß ich nicht. Aus Liebe aber gewiß nicht, da wollte ich fast dafür schwören. Wen sollte sie lieben? Dich? Nun ja! Du bist darnach, daß sich eine fromme Heilige in dich verliebte! — In einen andern Stüber? Ohnmöglich! Ihre ganze Gesellschaft sind alte Hofdamen.

Ich sprach von dir. Sie seufzte. Ich konnte es in der, halb aus dem Auge hervorsürzenden Thräne ganz deutlich sehen, daß sie über ihr Schicksal seufzte.

Es ist freylich für euch beyde sehr mistlich, daß ihr zusammen kommt. Indessen ist es euer Schicksal. Jeder suche sich auf die Art zu beruhigen, wie es ihm am besten behagt.

Man spricht unter der Hand, der Fürst habe es ihr überlassen, ob du noch länger in Paris bleiben darfst. Das wär ein vertenselter Streich, wenn sie die Männerplage bekäme, und darauf dränge, daß du zurückreisen solltest.

Dein



Dein Amtmann machte große Augen! — Der Kerl weiß gar nicht, wie das Geld, das doch so langsam zusammengeschart wird, so geschwinde wieder verthan werden könne. Er demonstirte mir, daß deine Güter nur fünfzig tausend Thaler trügen, daß du mit der Pension an deine Frau und der ihigen Foderung aber siebenzig tausend Thaler Revenüen brauchtest. Er habe zwar noch vierzehn tausend Thaler in der Casse, davon müßte er aber zehn tausend an deine Frau abzahlen. Wenn er nicht Capitale aufnehmen sollte, so könne er dir auf das erste Jahr nicht mehr als vier tausend schicken. —

Ich habe mich halb todt über des Kerls seine Arithmetik geärgert. Indessen erhältst du für izt nicht mehr. Schulden zu machen, rathe ich dir nicht. Der Hof würde bald darüber unangenehme Gesichter machen. Und die Pension deiner Frau mußt du heilig halten. Alles würde sonst über dich herfallen.

Ich dachte, ich hätte für heute genug geschrieben. Adieu! Grüße meine Bekannten in Paris. O, wenn ich nur schon dort wäre. Noch einmal Adieu.

Dein

Blan.

Sech.



Sechster Brief.

Baron Hart an die Baronesse Sophie, seine
Mutter.

Paris, den 30sten Februar 1773.

Gnädige Mama!

Wie soll ich Ihnen, gnädigste Mama, für Ihre Güte danken, mit der Sie für mich sorgen? Ihre Lehren, die Sie mir in jedem Briefe übersenden, sind mir die theuersten Geschenke. Mein ganzes Herz wird von Tugendgefühl durchströmt, so dahineilend, so nachdrücklich ist die Sprache Ihrer mütterlichen Liebe, mit der Sie mir die Pflichten des Christen, und des rechtschaffenen Mannes — als das größte Glück, das ich genießen kann, empfehlen.

Kann ich Ihnen meinen Dank, und meine ehrerbietigste kindliche Liebe deutlicher schildern, als wenn ich Ihnen mit dem wärmsten Herzen gegen Tugend und Religion den feyerlichen Schwur ablege, ganz Ihrem weisen Rathe zu folgen? —

Ich hoffe das Glück bald zu genießen, Ihnen, gnädige Mama, die Ueberzeugung persönlich
geben



geben zu können, daß Sie Ihre heilsame Ermahnungen mir nicht fruchtlos ertheilt haben. Denn ich denke, binnen drey Monaten von Paris wieder bey Ihnen zu seyn.

Wie pocht mein Herz der zärtlichen Ummarmung einer so vielgeliebten Mutter entgegen!

Mir ist Paris in dem halben Jahre, das ich hier zubringe, schon so eckel geworden, daß ich es als eine Strafe annehmen würde, noch länger hier zu bleiben.

Der redliche Quat, den mein Onkel mir als Hofmeister mitgab, ist mein einziger Freund, den ich hier habe. Ich brachte ihn als Freund mit, und werde auch als sein Freund mit ihm zurück kommen. Nach Ihnen ist er der einzige, dem mein ganzes Herz ergeben ist.

Er verdient meine Liebe, denn er leitet mich auf den schlüpfrigen Wegen mit sorgfamer Treue. Ihnen und ihm danke ich es, daß ich — warum sollt ich dies Bekenntniß nicht ablegen dürfen? — von den Ausschweifungen und Fehlritten der hiesigen Jugend noch nicht angestecht bin. —

Ein Brief von dem Polizey lieutenant? — Er bittet mich zu sich? — Erlauben Sie, daß ich zu ihm gehe, bevor ich meinen Brief schliesse. — —

Gott! welch ein toller Mensch ist Stett! — Ich habe den Polizey lieutenant gesprochen. Der



ortigste Mann von der Welt! Er nahm mich
 bei der Hand, führte mich in sein Cabinet, und
 bat mich um Vergebung, daß er mit die Unbe-
 quemlichkeit eines Besuchs verursachte.

„Sie sind ein deutscher Cavalier, der, ohne
 Ihnen ein Compliment dadurch machen zu
 wollen, sich vor den meisten jungen Herrn Ih-
 rer Nation auszeichnet. Ich nehme daher
 meine Zusage zu Ihnen, überzeugt, daß Sie
 die Ehre Ihrer Nation zu unterstützen bereit
 seyn werden. — Graf Stelt machte Bekannt-
 schaft mit dem Procurator Desnier. Vor-
 dreß Monaten nahm er 20000 Eubres auf einen
 Wechsel von ihm auf, der in acht Wochen ge-
 zahlt werden sollte. Die Zeit verstrich. Des-
 nier war indessen mit der Vertröstung des Gra-
 fen zufrieden, und war entschlossen zu warten,
 bis seine Gelder aus Deutschland ankämen.
 Unter dieser Zeit errichtete er mit der Frau des
 Procurators ein heimliches Liebesverständnis.
 Es traf sich zufälligerweise, daß der Procura-
 tor den Grafen gestern bey seiner Frau in einer
 nicht gar zu erbäulichen Vertraulichkeit an-
 traf. Sie können leicht denken, wie un-
 angenehm dieser Antritt dem guten Manne
 seyn mußte, da er seine Frau mit dem
 härtesten Herzen liebt. Er ließ sich von
 der ersten Hitze überraschen, und jagte mit
 der



„In der Hebräetische den Grafen als seinem Hause.
„Der Undank seines vermeintlichen Freundes/
„dem er mit so vieler Gefälligkeit zu dienen
„suchte, verdoppelte in seinen Augen das Ver-
„brechen des Grafen. Er foderte heute früh
„von mir nicht nur Genugthuung wegen der Ent-
„ehrung seines Ehebettes, sondern drängte auch
„darauf, daß der verfallene Wechsel nach den
„Gesetzen mit Schärfe eingetrieben werden sollte.
„Ich habe dem Grafen aber beyde Punkte Vor-
„stellungen machen lassen, wodurch die Sache
„in der Güte verglichen werden könnte. Aber
„ich habe noch keine Antwort von ihm. Ich
„zweifel, Sie mißbilligen diese Ausführung ge-
„wis; indessen wünsche ich doch, daß dieser
„Handel, der einigermaßen durch die Jugend
„des Grafen Entschuldigung verdient, — ohne
„richterliche Nachsicht entschieden würde.
„Wollten Sie wohl, Herr Baron, die Güte
„haben, dem Grafen darüber Ihre eigenen
„Rathschläge zu geben? Sie würden mich un-
„endlich durch diese Gefälligkeit verbinden.“

„Was sollte ich thun? — Ich bedachte mich
„nicht lange, und dankte dem Polizeilieutenant
„für das Gutrathen, das er in mich zu setzen schien.
„Den Wechsel übernahm ich, und zahlte ihn von
„dem Vorkath meiner Chatulle noch die Stunde,
„bevor ich Fleuten sprach. —“



Ich gieng selbst zu ihm. Es mochte zwölfs Uhr seyn, als ich bey ihm vorsuhr. Ich traf ihn noch im Bette.

„Woher so früh, mein lieber Baron?“

Früh? — Es ist schon zwölfs Uhr.

„Meine gewöhnliche Morgensunde nach einer jovialischen Nacht. — Sehen Sie sich! He! Johann! Chocolate! — Die Operistin kann wider nach Hause gehen; das Sträussersmädchen, aber soll zu Mittag bey mir bleiben. Ich speise heute zu Hause. — Ha, ha, ha! Sehen Sie, Herr Baron, so lebt man hier wie auf dem Olymp, von Nymphen und Göttinnen bewacht.“

Hier schlich sich die Operistin aus dem Kabinettchen, und eilte weg, daß ich sie nicht erkennen sollte: Wirklich war ich auch nicht neugierig, sie zu betrachten.

„Aber woher so früh, Herr Baron?“

Vom Polizeylieutenant, Herr Graf.

„Was haben Sie mit dem Kerl zu schaffen?“

Ich nicht! — Aber Sie.

„Ich? Wie Teufel kommt er darauf, mit Ihnen von mir zu schwätzen? Gewiß hat der närrische Procurator Lärmen geblasen.“

Sie errathen es.

„Ha,



„Ha, ha, ha! Eine drollige Aventure! Und der Kerl ist noch so dumm, in der Stadt es auszuspaunnen, daß ich ihn zum Hahnen machte?“

Und daß Sie ihm zwanzig tausend Livres schuldig sind.

„Die werde ich ihm zahlen.“

Die sind schon gezahlt.

„Sind meine Wechsel gekommen?“

Nein, Herr Graf. Ich zahlte sie indessen, weil der Procurator darauf drang, den Wechsel mit Schärfe einzufordern.

„Das hätten Sie nicht thun sollen.“

Ihre Ehre war mir ja lieb, als daß ich sie hätte mißhandeln lassen können.

„Also bin ich jetzt Ihr Schuldner?“

Wenn Sie wollen.

„Sie bekommen nicht einen Liver von mir.“

Darüber tröste ich mich. Ich bin auch nicht in der Absicht gekommen, Sie als meinen Schuldner zu begrüßen. In einem ähnlichen Falle würde ich dieselbe Aufführung auch von Ihnen erwartet haben.

„Ja, das hätte ich, so wahr ich Cavalier bin, auch gethan.“

Aber nun habe ich eine andere Angelegenheit. Versprechen Sie mir, meine Bitte nicht abzuschlagen?



„Nun, Gott nicht! mich räumen für Sie? Da ist meine Hand. Ich verspreche Ihnen alles. Nur heute Mittage müssen Sie mich mit meiner Nymphe offne lassen.“

Das will ich. — Der Procurator —

„Ist der Kerl schon wieder auf dem Tapete?“

Wie Sie sehen. Er fordert Genugthuung.

„Der soll er haben.“

Nicht wie Sie es nehmen. Er hängt seine Flagge dem Postcapitän an. Sie haben seine Frau verführt. Dafür will er Genugthuung.

„Ich sage Ihnen so, die soll er haben.“

Nicht nach dem Point d'honneur, sondern nach den Befehlen will er sie.

„Der Kerl ist ein Narr.“

Das mag er seyn, oder nicht, so ist es allemal Ihre Pflicht, die Beleidigung, die Sie ihm zuzügten, wieder gut zu machen.

„Diese Stunde noch. Johann! Feder und Tinte.“

Was wollen Sie?

„Ein Einladungsbittebüllet auf ein Paar Kugeln.“

Wird das Ihre Beleidigung wieder gut machen? Erwarten Sie nicht dadurch ihr Versehen zu verzeihen?

„Ein Paar Kugeln —“

„Sie“



Sie sind schon Ehebrecher, — wollen Sie auch noch Mörder werden? — Oder diesen ehrlichen Mann zwingen, daß er Sie tödte?

„Im ersten Falle ist er bezahlt, in dem letzten bin ich es. Was soll ich anders thun? — Hörner trägt er einmal, die kann ich ihm nicht abnehmen.“

Nein, Herr Prof, wenn ich Sie bitten darf, so schlagen Sie diesen Weg nicht ein, der Sie nur noch mehr entehren würde. Bitten Sie ihm Ihre Beleidigung ab. Er wird so vernünftig seyn, und bey diesem Schritte die Sache bewenden lassen. Sie sind ihm diese Abbitte als Cavalier schuldig.

„Gut, ich will die Abbitte schriftlich thun.“ —

Mein Herr Procurator?

Ich habe Sie zum Hahnrey gemacht. Ich würde lügen, wenn ich sagen sollte, daß es mich reuete, eine schöne Frau, wie die Ihrige ist, unarmut zu haben. Auch würde dies Geständniß nicht viel Ehre für Ihren Geschmack enthalten. Indessen bitte ich Sie wegen des Verdrußes um Vergebung, den ich Ihnen dadurch verursacht habe. Ich kann Ihnen keinen andern Weg zur näheren Genugthuung vorschlagen, als das Ihnen gewiß sehr bekannte Incantation.



konis. Ich habe eine Frau, die in allem Betracht so liebenswürdig ist, als die Ihrige. Wollen Sie sich die Mühe nehmen, nach R*** zu reisen; und in ihren Armen gleiches mit gleichem zu vergelten; ich bin es zufrieden, und werde Sie als einen wackern Procurator ansehen.

So viel wegen der Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt habe.

Nun ein Wörtchen wegen der Beleidigung, die Sie mir angethan haben.

Kein deutscher Cavalier läßt sich von einem Pariser Procurator mit der Höflichkeit complimentiren. Darüber sind Sie mir Genugthuung schuldig. — Heute Nachmittag um 6 Uhr erwarte ich Sie in dem Park. Es steht bey Ihnen, ob Sie oder ich die Pistolen mitbringen sollen. — Auf diese Art leisten wir uns beyde wegen der wechselseitigen Beleidigungen Genugthuung. Adieu.

Grav. Hist.

Ich bat ihn, diesen tollen Schlitze zu unterlassen. Nach langem Wortwechsel versprach er mirs. Ich wollte von der Sache den Polizeipräsidenten gleich benachrichtigen, und fahre zu ihm. Er war nicht zu Hause. Ich hinterließ



ließ also in einem versiegelten Zettel das, was ich ihm mündlich sagen wollte.

Gegen Abend kam der Polizeylieutenant zu mir selbst. — Ach, bester Herr Baron, wie bedaure ich den jungen Grafen. Er hat wider Ihr und mein Vermuthen den Procurator doch gefodert, mit all den Umständen, wie er sie heute früh im Sinne hatte. Desnier ist tödtlich von ihm verwundet. Der Graf ist zwar unsichtbar geworden. Indessen wird dieser Handel Aufsehen erregen, und er kann die schlimmsten Folgen für den Flett nach sich ziehen.

In demselben Augenblick erhielt ich einen Brief von ihm selbst.

Freund!

Hätte ich Ihrem Rathe gefolgt, so wäre ich der Verdrüsslichkeit überhoben, von Paris zu fliehen. Doch geschehen ist es einmal; und ich kann die Sache nicht ändern. Wollen Sie mir eine Freundschaft erzeigen, so suchen Sie diese Affaire so viel als möglich zu verheimlichen. Ich biete der Wittwe des Procurators — oder, wenn er davon kommt, ihm selbst vierzig tausend Livres für die Verdrüsslichkeiten, die ich beyden zuzufügen an. Adieu. — Nach Spaa müssen Sie die Briefe an mich adressiren. Denn dahin geht es.
Flett.



Ich ließ diesen Brief dem Lieutenant lesen; Er versprach mir, selbst mit dem Deonier zu sprechen, und bat mich, ihn dahin zu begleiten.

Wir führen beyde hin. Gott, welch eine schreckliche Scene, die wir bey dem Eintritt ins Zimmer erblickten! Da lag der ehrliche Deonier in seiner Blüte unter den Händen der Wundärzte, Sprach- und Athemlos; auf seinem Gesicht Selbstgefühl eines ruhigen Gewissens abgedrückt; — neben ihm weinten zwei Mädchen über den Verlust ihres zärtlichen Vaters; — und die Frau stand — Verzweiflung im Herzen, Schauer und folternde Gewissensbisse auf ihrer Stirne, rang die Hände, getränte sich nicht, ihrem sterbenden Gatten den letzten Kuß auf die Lippen zu drücken, und bedte an allen Gliedern. —

Der Polizeyleutenant fragte die Aerzte: ob die Wunde tödtlich wäre? Sie versicherten, daß, da die Kugel durch die Brust gieng, die Wunde äußerst gefährlich sey.

Tödtlich, Tödtlich! rief Deoniers Frau; und sank in Ohnmacht. Man beschäftigte sich, sie bey Seite zu bringen. Sie erholte sich bald wieder, sprang auf, lief ein paarmal im Zimmer herum, — Gott, tödtlich die Wunde! Und ich! ich! —



Man sah den äussersten Kampf der Verzweiflung in ihrer Seele. Ihre wilden Blicke machten uns für sie eben so bange, als für den Prokurator selbst. —

Ich nahm sie bey der Hand, und führte sie in das Nebenzimmer. Sie folgte mir mit zitternden Schritten. Ihr Fussen schlug heftig. Von Zeit zu Zeit schwoll er empor, als wenn er erspringen möchte.

Ich sah, daß es der heftigste Grad des Schmerzens sey, der in ihr arbeitete, und sich in dem Augenblick mildern würde, sobald ihr Herz Luft gienne.

Ich setzte sie daher auf den Sopha; sprach ihr so beweglich zu, als ich konnte, um Thränen zu locken. — Sie sah mich starr an; kämpfte noch lange innerlich; — plötzlich stürzte sie vor mir auf die Knie, und ein Strom von Thränen quoll über ihre Wangen.

„Gnade! Gnade! — Gott, ich habe gesündigt! Hin die Mörderin meines Mannes! Ich! — Ich klage mich hier an! Geistlicher Herr, beten sie für mich! Ich kann nicht beten. Wird ich Verzeihung von Gott erhalten? Ich, die ihren Mann tödtete? —“

Ich merkte, daß ihre Sinnen zerrüttet waren. Ich hob sie auf, tröstete sie, und versprach ihr, so gut, als wenn ich der Reichsvater wäre, für den



den sie mich hielt, daß sie Verzeihung nicht nur verdiene, sondern auch erhalten werde. —

Ich blieb bis in die späte Nacht bei ihr, und brachte es endlich, nachdem ihr eine Ader gedörsnet wurde, dahin, daß sie sich beruhigte. —

Indessen säumten die Wundärzte nicht, durch ihren Fleiß den Procurator so weit herzustellen, daß er einige Zeichen des Lebens von sich gab.

Wir empfahlen ihn auf das nachdrücklichste ihrer Geschicklichkeit, und fuhren nach Hause.

Heute erhielt ich die Nachricht von dem Possenlieutenant, daß mich Desnier gerne sprechen wolle. Man sagte ihm den Antheil, den ich an seinem Unglücke genommen hätte; und er hat sich es als eine der wichtigsten Gefälligkeiten aus, mich zu sprechen.

Mit einer Miene, die Ehrfurcht und Liebe erweckt, begrüßte er mich. Er war noch zu schwach, als daß er vernehmlich hätte sprechen können. Deslo beredter aber waren seine Blicke. Er drückte meine Hand, und eine Thräne rollte aus dem Auge. Ich weinte mit ihm.

Nach einer kleinen Pause sagte er: Jetzt hat unrecht an mir gethan, aber ich verzeihe ihm von ganzem Herzen. Schreiben Sie ihm das. Und Ihnen danke ich.

Die Vorsicht, fuhr er fort, mag den Tod oder das Leben über mich beschloffen haben; so
 bitte



bitte ich Sie, nehmen Sie keine andere Rache über sich, als Flecken zu bessern. Sagen Sie dies dem Polizeyliutenant auch. —

Ich bat ihn, nicht zu viel zu reden, weil er sich zu sehr ermüde. — Ach, gnädige Mama, wie heilig war mir der Anblick dieses redlichen Mannes, den die leichtsinnige Hand eines Wollüstlings dem Tode entgegen schickte. —

Ich blieb zwei volle Stunden bey ihm. Ich erkundigte mich, eh ich wegging, nach seiner Gattin. Man sagte mir, daß sie heftige Anfälle vom hitzigen Fieber habe. —

Ich hinterbrachte dem Polizeyliutenant die Bitte des Deoniers. Dieser versicherte mich, alles so einzuleiten, daß, wenn das Leben dieses Mannes erhalten würde, die Sache dabey ihr Bewenden haben solle. Und dies um so vielmehr, da der Procurator schon, bevor ich zu ihm kam, seine und seiner Frauen Familie ebenfalls bat, in keinem Falle, er stirbe, oder käme mit dem Leben davon, — eine gerichtliche Klage wider Flecken anzuhängen.

Flecht ist zu bedauern. Am klügsten handelste er, wenn er nach Hause gieng. Ich werde an ihn schreiben, sobald die Umstände des Procurators einige Gewisheit erlangen. Möchte er doch einmal anfangen, von seinen Thorheiten zurück zu kommen! Wie bedaure ich die Gräfin Eleonore.



ndre. Geben Sie ihr, gnädige Maid, eine
Vorläufige Nachricht von diesem Vorfall, eh sie
noch durch das Gerücht vergrößert zu ihr
kömmt.

Vielleicht hat dieser Handel so viel Nach-
druck für den starrerhäftigen Geist des Flett, daß
er ahnängt, veränstigt zu werden. Möchte
das der Himmel geben!

Entschuldigen Sie meinen langen Brief;
und erlauben Sie, daß ich die Versicherung
Ihnen nochmals mit dem zärtlichsten, dank-
barsten Herzen für Ihre Güte ablegen darf;
daß ich keine grössere Wollust kenne, als mich
nennen zu dürfen

Ihren

gehorsamen Sohn
Hart

Lieben



Siebenter Brief.

Gräfin Eleonore an ihre Mutter.

N^o 100, den 10ten März 1773.

Gnädige Mama!

Ich bin nicht im Stande, alle die Regungen zu beschreiben, die Ihr, mit so vieler mütterlicher Liebe geschriebener Brief in mir hervorbrachte. Ich erhielt ihn eben in einer meiner melancholischsten Stunden. Ich lag auf meinen Knien, und weinte zu den Füßen meines Erlösers Thränen, die der lebhafteste Schmerz mir ablockte.

Wie ward ich durch Ihre Ermahnungen aufgerichtet! Himmlisches Oel gossen sie in mein leidendes Herz. —

Ich kann es noch nicht läugnen, daß mich der Gedanke quält: du könntest tausend Freuden der Welt mit lauterem Herzen mehr genießen, wenn du durch Liebe glücklich wärest. —

Sie, beste, theuerste Freundin meines Lebens, Sie legten zu dem Reime der Jugend auch noch den Keim des Gefühls in mein Herz, überzeugend, daß ich fähig seyn würde, durch beide, mich,
und



und den Edlen, den mein Herz wählte, glücklich zu machen.

O! Welche Thränen kostet es mich, zu sehen, daß Ihre Mühe, und meine Wünsche vergebens sind; daß ich grade durch mein Herz mich — und vielleicht auch Fletten unglücklich mache. —

Er würde — eine geheime Ahndung sagt es mir, auf seinen ausschweifenden Wegen nicht so tollkühn herum taumeln, wenn er nicht mit Anmuth die Bande betrachtete, die uns — freylich wider die Stimme unserer Herzen, so fest, so unauslöschlich verknüpfen. Er würde an der Seite einer Gattin, die sein Herz gewählt, und nicht der Hof für ihn ausgesucht hätte, sich zurück ziehen; wo nicht tugendhaft, doch gewiß nicht ausschweifend, — und eben dadurch glücklicher seyn, als er es jetzt ist. —

Würde er eine Gattin, die er liebt, von der er überzeugt ist, daß sie ihn wieder liebt, würde er sie durch seine Ausschweifungen betrüben können? Dieses Herz traue ich ihm nicht zu!

Diese Betrachtungen beschäftigen mich oft. Sie ziehen eine Decke über alle seine Fehltritte, und entschuldigen ihn in meinen Augen.

Und dann — beste, schätzbarste Mutter, soll ich es sagen? — Dann verschwindet selbst meine eigene Beruhigung. Ich kann mich ohnmöglich von aller Ursache an seinen Ausschweifungen



sungen frey sprechen. Ein großer Theil — vielleicht alle, fallen davon auf mich! — Dieser Gedanke beugt mich ganz nieder.

Wusste er nicht, daß ich ihn nicht liebe? Gab ich ihm nicht zu verstehen, daß ich ihn nicht lieben könne? Sagte ich dies nicht dem Fürsten selbst? Wusste es nicht der ganze Hof? Wachte man ihm nicht deshalb Vorstellungen, sogar Vorwürfe?

Was soll er nun mit einer Gattin, die sich so gewaltig wider sein Herz sträubt? der er im höchsten Grade gleichgültig ist? die ihn nicht liebt? —

Er liebte mich zwar auch nicht, und hatte es nicht im Willen, mich je zu lieben. Indessen würde er sich wohl mit solchem sichtbarem Unmuth den Wollüsten in die Arme werfen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß ich ihn nicht geliebt habe? Würde nicht nach und nach das Gefühl der Zärtlichkeit, der wahren Liebe doch in seiner Brust erwacht seyn, wenn er hätte glauben können, daß er von mir geliebet würde?

Aber so, wo er das Gegentheil denken kann und muß, was soll er thun? Sich zu mir schmiegen? — Rein! Das kann er nicht! Soll er mich um meine Gewogenheit bitten? Mich? — Er müßte vergessen können, daß ich den äussersten Unwillen wider ihn vorgefaßt hatte.



Sehen Sie! Sowol der Gedanke: du bist mit einer Gattin verbunden worden, die dein Herz nicht liebt; als auch der Gedanke: und wenn du sie auch lieben wolltest, so würde sie dir doch ihr Herz nie öfnen; — reisset ihn auf der Lasterbahn fort, macht ihn und mich unglücklich.

Alles dieses zusammen genommen; ist er nicht weit mehr zu entschuldigen, als anzuklagen? Fällt nicht die größte Last seiner Thorheiten, und der Wildheit seiner Aufführung auf mich?

Ach, Gott! Könnte ich mich dieser Vorwürfe entledigen! Sie quälen mich seit einigen Tagen mehr, als all mein eigenes Unglück. —

Gestern hatte ich die Kammerdienste bey der Fürstin. — Die gütige Fürstin! Sie las meinen Kummer in meinen Augen, und gab sich alle Mühe, mich zu beruhigen.

„Wenn werden Sie mir die Freude machen, meine beste Gräfin, daß ich Sie zufrieden sehe? Ich leide allemal mit Ihnen. Ich hatte so gute Absichten mit Ihnen; — wie muß es mich schmerzen, wenn ich mir die Vorwürfe machen muß, daß ich vielleicht Ihr Glück zerstöhret habe.“

Diese unerwartete Gütte, der herablassende, warme, jähliche Ton der Freundschaft, mit der die Fürstin dies sprach, mein eigene melan-

cholische



hölische Stimmung, — alles wirkte so gewaltig auf mich, daß ich zu ihren Füßen hinsank, ihre Hände küßte, und nur mit Thränen antworten konnte.

In dieser Stellung überraschte mich der Fürst. —

Wieder Thränen, liebste Gräfin? —

Ich. Gnädigster Herr —

Fürst. Entschuldigen Sie sich nicht! Ich fühle Ihren Schmerz so lebhaft als Sie. Ich verspreche Ihnen, daß ich die Uebereilung, die ich bey der Verkündung mit Fletten begangen habe, wieder gut machen will. Stehen Sie auf. — Setzen Sie sich. —

Ich mußte mich zwischen ihm und der Fürstin auf den Sopha setzen. —

Der Fürst. Flett schreibt, er sey krank; er bittet daher um Verlängerung der Erlaubniß, in Paris bleiben zu dürfen. Es war gleich Anfangs ein Fehler von uns, daß wir ihn sobald nach der Hochzeit abreisen ließen. Er liebte Sie zwar nicht. Aber durch einen längern Umgang mit Ihnen, würde er sein Glück eingesehen, und Sie zärtlich geliebt haben. — Er soll, wie ich es dem Minister schon anbefohlen habe, den Befehl erhalten, sobald als es seine Gesundheit erlaubt, zurück zu kehren. Dann, meine liebe



Gräfin, werde ich für Ihr Glück sorgen. Nur bis dahin bitte ich Sie, beruhigen Sie sich.

Ich. Gnädigster Herr! Lesen Sie meinen lebhaftesten Dank in meinen Augen. So viele Güte, so viele Fürsorge, wie verdiene ich sie? — Dürft ich aber eine Bitte wagen? —

Der Fürst. Mein ganzes Ansehen verbürge ich, Sie sollen nicht vergebens bitten. Reden Sie.

Ich. Jetzt ist nicht so strafbar, als er scheint. Er ist mehr zu bedauern, und auch sogar zu entschuldigen. Wir beyde liebten einander nicht. Er gestund es mir von sich selbst; und von mir konnte er es aus dem Widerwillen schließen, mit welchem ich mich Ihrem Befehle unterwarf. Wenn er mich zu meiden sucht, so sucht er nur seine Ruhe zu erhalten. Sein Herz, so weit ich es jetzt kennen gelernt habe, hasset allen Zwang. Es will frey seyn, und mit freyer Wahl lieben. Daß er jetzt — vielleicht manchen Schritt unternimmt, der ihn strafbar macht, ist gewiß nicht so viel die Folge eines bösen, als mißvergnügten Herzens. Sobald es einen Gegenstand bekommen wird, der es an sich zieht, — ich verspreche es mir, — wird es auch ruhig, und rechtschaffen werden. So lange er aber nicht selbst in seiner Wahl feste Entschlüsse faßt, so wären alle übrigen Mittel, — and die den Herrn



pel des Zwangs an sich trügen, gefolgt am meisten, fruchtlos, ihm Beständigkeit des Charakters zu geben. Ist lebt sein ganzes Blut in einer aufbrausenden Gährung. Alles, was man da wider anwenden wollte, würde es noch aufsprühender machen. Sobald aber diese hitzige Walsung seiner Leidenschaften sich legt, wird er der erste seyn, der sich zurück zieht. Wenn ich es daher, wagen dürfte, Sie, gnädigster Herr zu bitten, so verwilligen Sie ihm seine Bitte. Denn müßte er den Ort, in welchem er sich in einem so hohen Grade verliebt zu haben scheint, so schnell, selbst wider sein Vermuthen verlassen, wem würde er die Schuld helegen, als mir? Würde dieser Gedanke sein Herz nicht noch mehr von mir entfernen? So aber wird er mir wenigstens aus Erkenntlichkeit keine Vorwürfe machen können, als hätte ich ihn aus Eigensinn oder abler Laune an dem Genuße seiner hitzigen Freuden gestöhrt. Sie sehen, daß ich es meiner eigenen Beruhigung — und der Hoffnung der möglichsten Besserung seines Herzens schuldig bin, Sie auf das angelegentlichste zu bitten, sein Ansuchen nicht abzuschlagen.

Die Fürstin. Aber bedenken Sie, meine Besten, daß er bey dieser ausschweifenden Freyheit des wüsten Lebens zu sehr gewöhnt wird.



Ist er bey Ihnen, so können Sie für seine Besserung mehr sorgen.

Ich. Könnst ich es, Welch eine Wollust wär dies für mich! Aber bey Fletten muß die Rückkehr zur Tugend nur durch den Ekel an dem Laster bewirkt werden. Lassen Sie ihn izt den vollen Becher der Wollüste ganz ausschürfen, — er kommt auf die Hesen; und dawider wird sich sein Geschmack sträuben. Er wird dann aus Ueberdruß, keine neue Wollust zu finden, die einen Reiz für ihn habe, sie eben so sehr stichen, als erofte izt sucht. Es ist wahr, er gewöhne sich an das wüste Leben; — aber findet er das nicht mehr, was ihn vormalß dazü lockte, so wird er sich von den Fesseln zu befreien suchen, die er izt mit so vielem Entzücken küßte. Und dahin, wenn er im Kampfe mit den Wollüsten liegt, wenn sie für ihn stumpf werden, — dann ist die Gährung da, die den Keim zur Tugend in ihm aufsprossen läßt. — Ich will diese Zeit geduldig abwarten. Alles, was ich dabey thun kann, ist, daß ich ihn zu einer freudigeren Aufnahme vorbereite; durch Gefälligkeiten — wenigstens seine Achtung und Freundschaft zu erwerben suche, und allen Verdacht vermeide, als verursachte mir seine ißige Aufführung den geringsten Gram. —



Der Fürst. Engel von einer Frau! wie sehr verdienen Sie von dem besten Manne geliebt zu werden. — Daß ich Ihnen so viele Tage von Qual und Kummer zubereiten mußte! — Ich kann Sie, beste, liebste Gräfin von meiner ganzen Hochachtung und Liebe nicht besser überzeugen, als daß ich es Ihrer Einsicht gänzlich überlasse, was für Maasregeln Sie mit Fletten ergreifen werden. — Er mag in Paris bleiben, so lang Sie es für gut finden.

Ich danke dem Fürsten mit dem lebhaftesten Gefühl. —

Was hatte ich nicht diesen Tag für heitre Ansichten! Vielleicht lenkt der Himmel eure Herzen, dachte ich, daß ihr einander durch Liebe glücklich macht!

O, meine beste, theuerste Mama, wie voll, und sehnlich strömt dieser Wunsch aus meinem Herzen! In dem zweydeutigen Zustande ist es mir nicht möglich, mein ganzes Leben hinzuseufzen. Es sind zu viele Saiten, die den Klagton für mich stimmen. Selbst die Harmonie der um mich freudigen Welt, ist Klagton für mich. Steigt mir da nicht die Erinnerung des Verlustes der Zufriedenheit, der Ruhe im Herzen auf? —

Ich küsse Ihre Hände. — Den morgenden Tag kann ich kaum erwarten. —

Eleonore.



Achter Brief.

Von Ebenderselben an Dieselbe.

N^o 1773, den 17ten März 1773.

Verschiedene Zufälle hinderten mich, heute früh durch unsern Boten meinen Brief an Sie abzuschieken. Der Fürst hatte zwar die Gnade, mir schon um zehn Uhr die Erlaubniß für Stetten schriftlich zu übersenden. Wirklich war ich auch schon im Begriff, sie Ihnen zu schicken, als sich der Oberamtmann meines Mannes mit dem Abschluß der Jahresrechnung melden ließ.

Ich hätte ihn gerne auf ein andermal beschieden; allein der ehrliche Mann könnte vielleicht wichtigere Geschäfte dadurch versäumen. Ich ließ ihn also kommen.

Ich muß es gestehen, der Mann ist der ordentlichste seiner Art. Gewissenhaft, treu, ehrlich, pünktlich, und alles dies zusammen, ohne ein Pedant zu seyn.

Während er mir die Rechnungen vorlegte, wies er mir eine neue Ordre des Flett auf 8000 Dukaten vor, die er deshalb nicht ganz bezahlen könnte, weil, wenn meine Pension von dem

Käse



Kassabestände abgeschlagen würde, nur vier tausend Thaler übrig wären, die er ihm auch durch den Hauptmann Blau, der ihm die Ordre brachte, überschickt hätte.

Das machte mich aufmerksam; ich ließ es indessen dem guten, ehrlichen Manne nicht merken; billigte seine Vorsicht; und lobte seine Ordnung.

„Befehlen Eure gräflichen Gnaden, daß ich Ihnen die Pension auszahlen soll?“

„Rein, Sie können sie bey sich behalten.“

O, Eure gräflichen Gnaden, das bewahre der Himmel! Eine solche Summe todt liegen zu lassen.

„Gut, so bringen Sie sie mir.“

Ich habe sie bey mir. —

Und hiermit zählte er das Geld auf.

Unschlüssig, was ich damit anfangen sollte, ließ ich ihn wieder gehn. — Ueber diesem Geschäfte kam der Mittag herbey.

Zu meiner nicht geringen Freude fiel mir ein, Stetten damit ein Geschenk zu machen. Er verdient es zwar nicht, dacht ich bey mir; aber bin ich nicht verpflichtet, alles anzuwenden, was ihn einigermaßen zu sich selbst zu bringen im Stande ist? —

Beschlossen war es; und ich war mit meinem Entschlusse sehr vergnügt.



Ich that aber noch einen Schritt. — Vielleicht ist er eben jetzt um die ganze Summe, die er foderte, in Verlegenheit. Ich legte also das übrige als ein Geschenk zu seinem Geburtstage noch darauf. Ich glaube, Ihren Beyfall zu erhalten. Es scheint mir immer besser, wenn ich von dem Ueberflusse, den meine Güter abwerfen, auf diese Art Versuche mache, mich und Stetten in eine zufriednere Lage zu setzen; als wenn ich diese Summen auf Puz, oder Karten verwendete.

Mein Herz wenigstens giebt mir hierinn ganzen Beyfall.

Ich weiß nicht, wie mir heute überhaupt so ganz leicht und wohl ist. Alles was ich thue, nimmt unter meinen Händen eine lachende Miene an. Alles scheint mir Freude zuzuwinken. Gott gebe es, daß ich das doppelte Glück erreiche, mich zufrieden, Stetten glücklich und tugendhaft zu sehen! —

Ich habe an Stetten heute ebenfalls geschrieben. Ich bin begierig, von ihm die Antwort zu sehen.

Mit der eifrigsten Liebe bin ich

Ihre

Elisabere.

Neun-



Neunter Brief.

Gräfin Eleonore an den Grafen von Flett.

N^o 9, den 13ten März 1773.

Wie soll ich Ihnen meine Freude schildern, die mir die Nachricht von Ihrer Gesundheit, und allem, was Sie vergnügt macht, verursacht? Ich bin Ihnen wirklich für diese Nachricht sehr vielen Dank schuldig.

Abwesend von Ihnen, freue ich mich über jede auch die kleinste Freude, die Sie genießen, als genösse ich sie selbst.

Ich gestehe es Ihnen mit dem zärtlichsten Herzen, daß der Gedanke: wenigstens ist Flett vergnügt, mich bey meiner ißigen Lage, die freylich eben für mich nicht die allerangenehmste ist, — unendlich aufheitere.

Könnte ich doch alles beytragen, um Ihre Ruhe und Zufriedenheit nicht nur zu befördern — o, dieser Wunsch ist zu klein für mein Herz! — sondern selbst dauerhaft und unerschütterlich zu machen!

Sie werden mir die Gerechtigkeit wiedersprechen lassen, daß bey dieser Sprache mein Herz
keins



keine Masque annehmen. Was könnte mir schädlicher seyn, als Ihr Stillsitzen, da ich überzeugt bin, daß ich das Unglück habe, Ihre Zufriedenheit in manchem Betracht gestört zu haben? —

Darf ich Sie bitten, die kleine Mühe, die ich bey Hofe anwandte, um ihn, in Ihre Bütte, länger in Paris bleiben zu dürfen, — zur Einwilligung zu bewegen, als eine Probe anzusehen, wie eifrig ich jede Gelegenheit ergreife, Ihren Wünschen zuvorzukommen?

Da der Fürst in Ihre längere Abwesenheit hauptsächlich auf meine Vorstellungen willigte, so war er auch so gültig, das Decret mir einhändigen zu lassen, um es Ihnen selbst überschieben zu können. Wie erfreut bin ich, Ihnen hiermit ein angenehmes Geschenk zu machen!

Aber, bester Herr Graf, warum haben Sie so wenig Zutrauen in Ihre eigene Gemalin? — Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen, so sehr es mich auch schmerzt, daß Sie sich in dringenden Fällen nicht an mich, sondern an Ihre Freunde wenden. — Demohngeachtet gestehe ich es Ihnen, daß es ein wahres Vergnügen für mich gewesen wäre, wenn Sie die Bestellung, mit welcher Sie den Herrn Baron Blau betraugten, an mich selbst gemacht hätten.

Indessen, Sie können Ihre Gründe darzu gehabt haben, und ich will sie nicht untersuchen.



Ich bin mit dem Vergnügen reichlich belohnt, daß demohngeachtet für mich aufbehalten ward.

Ihr Oberamtman wies mir die Ordre, die Sie durch Blau an ihn schickten. Ich war sehr ungehalten über die Bedenklichkeiten, die er machte, Ihnen die verlangte Summe ganz zu schicken. —

Sie sind in einem fremden Lande; Sie sind ein Cavalier, der Aufwand machen muß; Sie bedürfen daher Ihrer Revenuen nöthiger als ich, die ich hier in meiner traurigen Einsamkeit tausend Gelegenheiten habe, mich ohne Nachtheil einzuschränken.

Nicht sowol diese Betrachtungen, als auch die Ueberzeugung, daß ich es Ihrer Ehre, und Ihrer ihigen Lage schuldig bin, veranlaßte mich, Ihnen die von Ihrem Oberamtman geforderte Summe ganz zu überschicken.

Nehmen Sie diese Kleinigkeit nicht als ein Geschenk, kein, als einen Tribut an, den ich Ihnen mit dem größten Vergnügen entrichte.

Alle Gegenerkennlichkeit, um die ich Sie dafür bitte, ist, daß Sie mir die Freude vergönnen, in Zukunft bey jeder andern Gelegenheit Ihnen auf diese Art meine Zärtlichkeit beweisen zu dürfen. Sie werden mich allemal doppelt verbinden. Einmal wegen des Vergnügens, daß Sie mir durch Ihr Zutrauen verursachen;
und



and dann wegen der Freude, die Sie mir gewähren, wenn ich die Ihrige befördern kann.

Warum sollte ich, da mir so viel von meinem Ueberflusse übrig bleibt, ihn nicht mit wahrem Vergnügen mit Ihnen theilen? Sie haben so viele Rechte darauf als ich. — Ich bitte Sie daher nochmals, — machen Sie mir das Vergnügen, das mir in meinem ipsisgen Zustande so sehr willkommen ist; und befehlen Sie unbedingt in Fällen, worinn ich Ihnen mit so bereits willigem Herzen zu dienen wünsche.

Daß Sie mich der Marquisin bekannt gemacht haben, freut mich. Sie ist Ihre Freundin, und als solche schätze ich sie unendlich hoch. Empfehlen Sie mich ihr, und nehmen Sie die Bethörung von mir an, daß ich mit dem zärtlichsten Herzen sey

Ihre

Eleonore :

Zechn



Zehnter Brief.

Gräfin Eleonore an Gräfin Flur.

M., den 29sten März 1773.

Gott! — Schlag auf Schlag stürmt das Schicksal auf mich Armen! — Was für ein Schrecken verursachte des jungen Baron von Harts Brief, den mir seine Mutter nur zum Theil lesen ließ!

Der unglückliche Flett! — Und ich? — Ich — dreyimal unglücklicher, als er. —

Ich bin ganz zerrüttet. — Ach, Liebste, Thuerste! — Wie bang ist mir nun mein Herz. — Verlohren er, — gehohneckt, verspottet ich! —

Die Baronin kommt morgen zu Ihnen, sie wird Ihnen ihres Sohns Brief zeigen. — Den schrecklichen Brief, der mir alle Hoffnungen auf künftige Ruhe raubet! —

Ich bin unglücklich, unglücklich bis im Tode!
Ach, weinen Sie mit mir. — Ich kann nicht mehr schreiben. Alles bebt an mir! —
Gott! welche Angst, —

Eils:



Filfter Brief.

Graf Flett an den Baron Blau.

Span, den 20ten April, 1772.

Daß ich ein Teufel in Menschengestalt bin, das hätte ich mir längst sagen können, und auch sollen. Da schweif ich in der weiten Welt herum, wie Cain, der seinen Bruder erschlug. Angst, Verzeihung, und Glücke über mich, folgen mir wie mein eigener Schatten, wohin ich mich immer wende.

Hör, lieber Junge! — Ich mache meinen besten Freund, einen ehrlichen Kerl, ob er gleich Procurator war, zum Hahnen. — Das ist Kleinigkeit, wirst du sagen.

Gut, sie sey Kleinigkeit! — So war es auch Kleinigkeit, daß er mich dafür mit der Heipreitsche aus dem Hause jagte. —

Und doch war ich der Narr, es damals nicht als Kleinigkeit anzusehen. — Ich forre den Procurator auf Pistolen; ich ihn! den ich beleidiget hatte; erschiesse ihn; — ich ihn! dem ich meine Beleidigung hätte abbitten sollen.

Dad



Das ist auch Kleinigkeit in deinen Augen?
Eine Procuratorsseele mehr oder weniger in der
Welt, gleich viel. —

Aber ist das auch Kleinigkeit, das sein Weib
über den Tod ihres Mannes jetzt selbst mit dem
Tode ringt? — Kleinigkeit, daß eine Schaar
in Schmerz und Gram zerslossener Kinder, die
wie Engel um das Grab ihres Vaters stehen
und weinen, und ihre Hände ringen; die an
dem Bette ihrer sterbenden Mutter auf den
Knien liegen, und Gott mit Thränen um die
Erhaltung ihrer geliebten Mutter bitten, und
vergebens bitten? — Ist dies Kleinigkeit, daß
diese Kinder verwaist — mich — den Mörder
ihres Vaters, ihrer Mutter, — mit Fluch nen-
nen werden, — ist dies Kleinigkeit? —

Der Satan, der Eden verführte, und den
Fluch auf das Menschengeschlecht lud, — sieht
seine Verführung auch für Kleinigkeit an, und
frohlockt im Herzen über seine Bosheit. —

Könnt ich Satan seyn, ich würde es auch.
Aber ich bin Mensch; — kann ich da die Bos-
heit des Teufels nachäffen? — Unheil habe ich
so viel gestiftet, als er; — aber wie er kann ich
mich nicht freuen. —

Uebersieh die ganze Reihe der solternden Ges-
tanken, die mein Herz zerfleischten. Uebersieh
E sie,



ſie, — und dann ſage mir, ob ich ruhig ſeyn kann, ſeyn darf; ich! —

Deoniers Familie iſt biß auf die ſpäteſten Enkel durch mich unglücklich; meine eigene geſchändet; der Hof wider mich im Harniſche; meine Freunde aufgebracht; und mein Weib — ach, ſie fühle ich den Gram ganz, — der ſie über meine Raſereyen zu Boden drücken wird.

Ich liebe ſie zwar noch nicht. Aber ihre Großmuth, ihr zärtliches Beſümmern um mich, ihre Thräne, die ſie in fremde Arme über mich weint, wie? geben ihr dieſe Züge nicht das Recht, meine erſte, meine beſte Freundin zu ſeyn? —

Leſe Ihren lezten Brief ſelbſt. — Sie opferte ſich ganz für mich auf. Und ich vergelte ihre Zärtlichkeit mit Ausſchweifungen!

Das iſt Verſtellung von ihr?

Nein, Freund, das iſt es nicht. — Zart ſchickte mir den Brief, den ſie an ihn ſchrieb, und das Geld, das ſie dem Briefe beylegte. Aber er ſchickte mir auch einen Brief, den mein Weib zwei Tage nachher an ihn ſchrieb. Und der ſchlägt mich mehr nieder, reiſt mich mehr dahin, als alles übrige.

Ich will ihn zum ewigen Andenken ihrer Zärtlichkeit aufbehalten. — Dir will ich ihn hier abſchreiben.



Schätzbarster Herr Baron!

„Dank, tausend Dank Ihrem edlen Herzen!
„Ach, Gott, wie kann ich Ihnen die Freundschaft vergelten, die Sie meinem Manne mit solcher Grobmuth erzeigt haben. Der Schreck
„beugt mich ganz zu Boden. Wie zittere ich für das Schicksal meines Mannes! Gerechter Himmel, du siehst meine Leiden; sie sind für das weibliche Herz zu lastbar. Ich muß erliegen!“

„Stett, der Mörder des Deoniers! Ich wünschte, er wäre meiner, ich wollte ihm danken dafür, da ich izt für ihn zittere.“

„Ich bitte Sie um alles, was in der Welt heilig ist, suchen Sie es dahin zu bringen, daß die Sache von der gelindesten Seite betrachtet wird.“

„Stett hat gefehlt. Aber nicht sein böses Herz; seine Leidenschaft hat ihn dazu verleitet. Er würde nie so tief gefallen seyn, wenn er nicht von dem innern Grolle, in seiner Liebe gezwungen zu seyn, dahin gerissen worden wäre.“

Verhindern Sie ja, daß der Gesandte keinen unvortheilhaften Bericht an den Hof davon abstatte. Ich habe selbst auch bereits deshalb an ihn geschrieben.

„Für die Summe, die Sie für ihn an den Deonier zahlten, danke ich. Sie empfangen Sie hier zurück. Ich lege noch einen Wechsel von zwanzig tausend Thaler bey, die ich bitte,



„ihm unter Ihrem eigenen Namen anzubieten.
 „Es würde ihm zu sehr auffallen, wenn Ich
 „ihm diese Hilfe anböte.“

„Nehmen Sie die Versicherung von mir
 „zum Unterpfand meiner lebhaftesten Dankbar-
 „keit an, daß ich mit der vollkommensten Hoch-
 „achtung bin, &c.“

Eleonore.

Ist dieser Brief Verstellung, lieber Blau?
 Ein Bösewicht vom ersten Range, unwerth des
 Menschengeschlechts, müßte ich seyn, wenn ich
 dies sagen wollte.

Ich erhielt ihren Brief, und den Brief des
 Hart zugleich. Er meldete mir, daß er die Wech-
 sel nach Spaa für mich abhändigen lassen. Selbst
 die Summe, die er für mich an Deoniern vor-
 schoss, legte er bey.

Verdien ich von Menschen noch so behan-
 delt zu werden? Ich Ungeheuer, daß ich bin? —
 Und mein Weib! Welche Größe der Seele! —
 O! daß ich so verdorben bin, ihr Herz nur bewun-
 dern zu können! — Ich verabscheue mich selbst! —

Schreibe mir doch ja bald, was der Hof
 von mir spricht. Sobald die Sache zu Ende
 ist, komme ich nach Hause. Paris ist für mich
 die Mutter meines Unglücks. Ich will es stie-
 hen, wie eine Stadt, darinn die Pest wüthet. —

Die



Die Erlaubniß, die ich vom Hofe durch mein Weib erhielt, noch länger in Paris bleiben zu dürfen, hat keinen Reiz mehr für mich.

Lebe wohl.

Stett.

Zwölfter Brief.

Baron Hart an Gräfin Eleonore.

Paris, den 30sten März 1773.

Ich bin Ihnen für das Vertrauen, das Sie, gnädige Gräfin in mich setzen, unendlich verbunden. Es ist das schmeichelhafteste Compliment für mich; und ich bin stolz darauf, es von Ihnen erhalten zu haben.

Stetten bedaure ich wegen seines Schicksals; noch mehr aber wegen seiner Tollheiten, mit welchen er sich nicht nur selbst lästigt wird, sondern zugleich das beste Herz — das Herz seiner so schätzbaren Gattin betrübt.

Doch, ich will von diesem Punkte abbrechen. —

Desoniers Schicksal ist entschieden. Durch die lebhafteste Fürsorge und die gründliche Einsicht der Aerzte ward er wieder hergestellt, nachdem



er vorher eine der schmerzhaftesten Krankheiten aushalten mußte.

Am dritten Tage verschlimmerte sich die Wunde sehr; er fiel in eine Ohnmacht, die dem Tode ähnlich sah. Das Gerücht verbreitete es sehr schnell, und wie gewöhnlich mit starken Zusätzen. — In der ganzen Stadt ward er für todt ausgeschrien. Indessen kam er nach einigen Stunden wieder zu sich.

Ohngeachtet er nun — nach einer Eur von sechs Wochen igt wieder anfängt, ausser dem Bette zu seyn, so wollte ich doch den wahren Zustand seiner Herstellung Fletten noch nicht schreiben. Er muß für seine Laster büßen. Seine Gewissensbisse mögen ihn daher ängstigen, so viel sie können. Desto besser wird es für ihn seyn.

Der Gesandte wird selbst an Sie schreiben. Er versprach in Rücksicht auf Ihre Bitte, die Sache vor den Hof ganz zu verschweigen, und dieß um so viel eher, da Desnier keine Klage wider Fletten anzuhängen entschlossen ist.

Ich kann Ihnen keine vortheilhaften Begriffe von der Rechtschaffenheit dieses Mannes durch bloße Worte machen. Der Edelmath, und alle Tugenden des würdigen Mannes mahlen sich nicht nur in seinen Gesichtszügen, sondern sind tief in seinem Herzen eingepreßt.

Die



Die ganze Stadt giebt ihm das Zeugniß, daß er der wohlthätigste, freundschaftlichste Mann von der Welt ist. — Freylich erhält Fletto Verbrethen durch die Rechtschaffenheit des Mannes, den er beleidigte, — einen großen Theil von Bosheit und Leichtsinne mehr. Aber ich bin dieses Zeugniß dem edlen Desnier schuldig.

So stehen die Umstände des Procurators. Aber seine Frau? — Ach, gnädige Gräfin, das Herz blutet mir, wenn ich an Ihre Quaal und Verzweiflung denke!

Sie liegt noch an einem abzehrenden Fieber, mit tiefer Melancholie verknüpft. — Sie weint unaufhörlich, flieht jeden Menschenblick, verflucht sich, ringt die Hände, — und jammert wie eine Verbrecherin, die man zum Tode führt.

Es ist nicht zu beschreiben, wie lebhaft der gute Desnier den Schmerz seiner Frau sich zu Herzen gehen läßt. Er sieht es ein, daß sie sich aus Schaam und Reue selbst aufhebt. Er sucht alles mögliche, sie aufzurichten, beugt jeder Gelegenheit vor, die auch nur von der entfernten Seite die Erinnerung an das Vergangene ihr in den Sinn bringen könnte. Allein seine Mühe ist vergebens.

Weder er, noch der Arzt, noch ihr Beichtvater können sie beruhigen. Wie lebhaft muß die Angst des Gewissens seyn, wenn es sich mit



Vorwürfen beladet! Sie hat das Zeugniß ihres Mannes und aller, die sie kennen, vor sich, daß sie — bis auf die unglückliche Bekanntschaft mit Sletten, die verehrungswürdigste Frau war. Sie war das Muster der Tugend, wie ihr Mann. Was muß Slett nicht für Kunstgriffe angewandt haben, ihre Tugend zu überwinden, und sie zu verführen! Mich schaudert bey diesem Gedanken.

Und eben die Erinnerung, daß sie sich verführen ließ, ist der Dolch, der ihre Seele jetzt so grausam durchwühlt. Sie hält sich für eine unwiederbringlich verlorne Sünderin; — ihre Phantasien erhitzen sie oft so gewaltig, daß sie die Hölle und alle Verdammten vor sich sieht.

Den vorgestrigen Abend vergesse ich nie. Ich besuchte den Procurator. Er saß eben auf seinem Bette, die jüngste Tochter lag mit ihrem Kopfe auf seinem Schooß, und weinte; in seinem Auge zitterte eine männliche Thräne, die Vaterliebe und Schmerz über das Leiden seiner Gattin, ihm ablöste. Eine feyerliche Stille herrschte im ganzen Zimmer. Er selbst war so vertieft in traurige Gedanken, daß er mich lange nicht gewahr wurde.

Endlich schlang er seine Augen auf. „Ach, Herr Baron! — “ Er konnte nicht weiter reden.



den. Ich bat ihn, sich keine Gewalt wegen mei-
ner anzuthun.

„Ich? — Und wenn die ganze Welt ihre
Augen auf mich hätte, — ich würde meinem
Gram Gehör geben. — O, liebster Herr Ba-
ron — hier — hier (indem er auf sein Herz
wies) herrscht ein gewaltiger Sturm. Die
Wunde, die mir Flett in die Brust schoss, ist
klein gewesen, aber die Wunde, die er meinem
Herzen schlug, ist weit tödtlicher. Ein nagen-
der Schmerz durchwühlt meine Brust, wischt
jede Freude des Lebens von meiner Stirne, bengt
mich zu dem Elende herab, das für einen jät-
tlichen Vatten das grausamste ist. O, wie voll
von Seeligkeiten waren meine Tage in den Ar-
men der reinsten und jätlichsten Liebe! Wie hei-
ßr flossen sie an meiner Vattin Seite dahin, die
ich gleich einem Engel liebte, und die mich mit
der ganzen Hülle ihres Herzens wieder liebte! —
Nun sind diese Tage der Bönne für mich ver-
schwunden. Glauben Sie nicht, daß ich der
Thor sey, meiner Vattin ihren Fehltritt als
einen unverzeihlichen anzurechnen. Die Sinnen
sind nicht das Herz. Jene verriethen mich, die-
ses blieb mir tren. Wenn Schmeichler die
Sinnen, auch der tugendhaftesten Frau, zu er-
higen wissen, so ist ihr Fall unausbleiblich. Sie



wird dahin gerissen in ihrer Hitze, weil sie vor dem lauten Tumult ihrer Leidenschaften die Stimme ihres Herzens nicht hören kann. Sie ist in einem solchen Falle zu bedauern, verdient Verzeihung — nicht Verabscheuung und Strafe. Ich würde grausam handeln, wenn ich ihren Fehltritt noch jetzt mit Verachtung vergelten würde; ihr, der die eigene Ueberzeugung, daß sie wider ihre Pflicht gehandelt habe, so vielen Schmerz verursacht. — Ich fühle alle ihre Leiden so lebhaft, ihre Scham, ihre Reue, die Verwünschung dieser unseligen Stunde, die Marter ihres nagenden Gewissens, — o, ich fühle alles dies so lebhaft, mit so inniger Rührung, daß ich mich für das größte Ungeheuer halten würde, wenn ich ihr nicht mit der zärtlichsten Aufrichtigkeit verzeihen wollte. Nicht der Schritt, den sie that, ist es, welcher mein Herz bluten macht. Aber die traurige Ansicht auf die Zukunft, die preßt mir Thränen aus. Ich kenne sie. Sie ist zärtlich und gefühlvoll. Wie? wird der Gedanke an das Vergangene nicht ihre Brust mit Traurigkeit schwellen? Wird sie nicht vor meinen Augen mit Niedergeschlagenheit erscheinen, wie ein Verbrecher vor seinem Richter? Wird die Angst, meine Wohlthat zu erhalten, und das Bestreben, ihnen auszubringen, ihr Herz nicht in die bestärkteste



träbteste Fassung herabschürzen? Wird sie ihre Liebe nicht in sich selbst zurückziehen, ihr Herz vor mir verschließen, und bey dem aufrichtigsten Ausbruch der zärtlichsten Liebe schüchtern und betreten seyn? Und soll ich, wenn ich dies alles in ihren Blicken, in ihren Gebehrden lesen werde, soll ich da nicht Gefühl gegen ihre Leiden haben? Bester Herr Baron, die Zärtlichkeiten der Liebe verschwinden, verlieren ihre Süßigkeiten, wenn sich ein Theil der Liebenden dem Zwange unterjocht. Das freye, ungezwungne, offne, zudringliche Betragen wird gehemmt, geschwächt; — und die Liebe verliert das Bezaubernde, das sie vorher zur Eeeligkeit machte. — Dies ist der Zustand, in dem meine Frau leben wird; er ist sehr kränkend, sehr betrübt für das Herz des liebenden Vatten. — Aber auch der meinige ist es nicht minder. Alle ihre Leiden fallen mit doppelter Schwere auf meine Seele zurück. Ich werde den Kummer in ihren Blicken lesen, ihn selbst fühlen, und in mir verschließen müssen, wenn ich den Verdacht in ihrer Seele nicht rege machen will, daß mein Kummer aus der Erinnerung an ihre Fehltritte quillt. — Sagen Sie, theuerster Baron, — wird dieses Leben, nicht das Leben der Warte für uns beide seyn? Sie wird meinen Anblick, meine Zärtlichkeit mit Furcht fliehen,



stehen, und ich werde mit nicht geringerer Furcht sie zu trösten suchen.“ —

In diesem Augenblick sprang die ältere Tochter mit angstlichem Geschrey aus dem Nebenzimmer. — Ach, Papa, Papa, — um Gottes willen, die Mama stirbt! — Hilfe! Hilfe!

Sie eilten erschrocken zu ihrem Bette. Gott, wie jammerte mich der Anblick dieser armen Frau! Sie hielt in ihrer Hand das Portrait ihres Mannes, das ganz von Thränen benetzt war. Ihre Augen waren starr darauf geheftet; ihr Gesicht war bis zum Entsetzen entstellt; voll Verwirrung, Angst, bitterer Selbstvorwürfe, und Verzweiflung.

Athemlos lag sie da. Ihr Mann stürzte auf sie. — „Ach, meine Sophie, — Sophie!“ — Er konnte vor Thränen kein Wort weiter vorbringen. — Mit welcher Zärtlichkeit sie der gute Mann in seine Arme schloß! „Ach Sophie, tödte mich nicht durch deine Angst. Gott, muß ich so tief gebeugt in meinem Leiden erschliegen!“ —

Sie gab nur wenige Zeichen des Lebens von sich. Ihre Augen irren wild umher. So oft sie auf ihrem Mann geheftet waren, fuhr sie wie ein Mensch zusammen, den eine plötzliche Angst erschüttert. —



Wir sahen, daß seine Gegenwart ihre Seelenangst nur vermehrte. Wir brachten ihn von uns weg. Er warf sich auf sein Bett, hüllte sein Gesicht in seine Hände, und lag in den tiefsten schmerzlosen Schmerze. —

Durch viele Bemühungen brachten wir es endlich dahin, daß ihr, als der Arzt eine Ader schnitzte, einige Erleichterung verschafft wurde. Sie fiel in einen Schlummer, der — aus ihren Gesichtsbewegungen zu urtheilen, — mit den fürchterlichsten Ideen gefüllt war. —

Der Zustand des ehrlichen Desnier gieng auch nicht weniger zu Herzen. Er lag noch sprachlos auf seinem Bett. Nur mit unter rang er seine Hände, rief mit einer Stimme, die den innersten Gram bezeichnete, den Namen des Flett, — und versank wieder in seinen tiefen Schmerz. Es war schon sehr spät, als ich weggienge.

Ich bekenne es, daß ich wider die Unbesonnenheit des Flett in diesem Augenblick sehr aufgebracht war. Könntet, ihr Wollüstlinge, die ihr die Ruhe der Familien durch eure Ausschweifungen zerstört, — o, könntet ihr an das Weh der Leidenden geführt werden; könntet ihr die Seelenangst, und das Elend ganz durchschauen, das in solche Familien durch euch gepflanzt ward; wie würdet ihr vor eurer Schamlosigkeit zurück-



zurückbeben! Fürwahr, gnädige Gräfin, ein solcher Anblick würde der beste, der mächtigste Liebner für das Herz des Sünders seyn! — Sterben wünscht ich zum Augenzeuge dieser Scenen. Seine Seele müßte die Flammen der Hölle durchglüht haben, wenn er sie gesehen hätte. Er würde von seinem Tummel erwacht, und von der Pasterbahn zurückgetreten seyn.

Nächstens werde ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen von Desniers und seiner Frauen Schicksale nähere Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre u.

Hart.

Dreyzehnter Brief:

Baron Hart an die Gräfin Eleonore.

Paris, den 21sten April 1773.

Vor drey Wochen berichtete ich Ihnen, meine Gnädige, die Lage, in welcher Desnier und seine Frau waren. Ach, lieber Gott, welche Veränderung ist seit der Zeit mit beyden vorgegangen!

Geschäfte hielten mich ab, Desniern drey Tage nicht zu besuchen. Ich war eben mit me-

nein



nem Briefe an Sie fertig geworden, als er mich durch seinen Bedienten zu sich bitten ließ.

Der liebenswürdige Mann! Mein Aussenbleiben machte ihm vielen neuen Kummer.

„Wollen auch Sie mich verlassen, Herr Baron? Wie traurig und betrübt waren mir die Tage nicht, da ich Sie nicht sah! — Es ist alles bey mir in Unruhe. Ach! eine geheime Ahndung läßt mich das schwerste Schicksal fühlen! — Meine Frau — sie wird nicht lange mehr leben.“ Sie ist schwach, und matt; ihre Phantasien nehmen zu; ihr Geist ist zerrütet. — Gott weiß es, mit welcher Seelenangst ich diesem Schlage entgegen sehe.“

Er führte mich darauf zu seiner Frau. Der Arzt versicherte mich, daß sie es über ein Paar Stunden nicht aushalten werde. Der Beichtvater, ein alter, ehrwürdiger Greis — von den wenigen einer, die wahres Christenthum mit Einsicht und Verstand, mit Barmherzigkeit, und Menschengefühl zu verbinden wissen, — beschäftigte sich, ihrer geängstigten Seele Trost und Linderung zu verschaffen.

Dem ehrwürdigen Manne flossen selbst Thränen über den betrübten Zustand der Kranken aus den Augen. Nur mit der äußersten Anstrengung aller Geschicklichkeit brachte er es dahin, daß sie sich beruhigen ließ. Nach und nach wurden ihre



ihre verübilderten, Verzweiflung ausdrückenden Gesichtszüge heiter; aber nagende Gewissensbisse folterten ihre Seele noch immer.

Vater Eustach, so hieß der Geistliche, machte ihr ein so rührendes, so zum Herzen dringendes Gemälde von der unbegrenzten Güte Gottes; von seinem Erbarmen gegen die Reue tragenden Sünder; von der Liebe, mit der er den Bußfertigen aufzunehmen bereit ist; von der Seriosität, die auch auf den Sünder wartet, wenn er seine Sünden bereuet; — daß wir alle von dem Nachdruck seiner Vorstellungen dahin gerissen wurden.

Er gab uns zu verstehen, daß wir uns entsinnen müßten, um sie die Beichte halten zu lassen. —

Er brachte wohl zwei volle Stunden mit ihr allein zu. — Endlich rief er uns wieder zu sich, und bat uns, während daß er ihr das Abendmahl reichte, mit ihm zu beten.

Wie heilig, wie ganz seelenerschütternd war für mich der Anblick dieser Ceremonie! Engel können ohnmöglich vor dem Angesichte Gottes mit größerer Ehrfurcht und Andacht liegen, als Madam Deonier aus den Händen des Vater Eustach das Abendmahl empfing. Diese Seelenzerknirschung, diese heilige Ehrfurcht, — läßt sich nur empfinden, — nicht beschreiben.

Wir



Wir beteten alle mit der innigsten Andacht. Madame Deonier betete mit uns. — O, wie verwandelte sich ihre so tief gebeugte Seele — in die Seele des freudigen Christen, der am Ziele seiner Auflösung sich sieht, und auf die Gnade seines Gottes rechnet. — Ihre Thränen waren nicht Thränen des wilden Schmerzes und der Verzweiflung; — sie weinte sie jetzt mit christlichem Gefühle, aus vernünftiger Reue.

Endlich — nachdem sie sich ganz gesammelt, und mit wahrer Seelenruhe gestärkt fand, — rief sie ihren Mann, der mit tiefgesenktem Haupte, — unbeweglich, wie eine Bildsäule in einer Ecke des Zimmers stand. „Liebster Deonier, Gott ruft mich von dir! Sein Wille geschehe! Du sahst meine Leiden; sahst meine Reue. Gott weiß es, daß ich die Stunde verfluche, in der ich dich beleidigte. — Fluche mir nicht. Gib mir den Trost noch in jene Ewigkeit mit, daß dein Herz mir verzeiht. Ach, Gott, wäre es dein Wille gewesen, daß ich länger lebte, — ich hätte meinen Fehler durch ununterbrochene Buße abzuwaschen gesucht.“

Deonier konnte kein Wort ausbringen. Er sank auf sie, küßte sie, überschwemmte sie mit seinen Thränen, und hielt sie fest in seinen Armen.



Ich, verzeihen, ich? — Gott, — du liebtest mich, liebtest mich noch. — Ich verzieh lange! Mein Herz litt mehr als deines! — Ach Sophie, — liebste Sophie! Mein Herz bricht mir. Du stirbst, — alle Freuden sterben für mich mit dir! Gerechter Gott! Diese Kinder, wer wird sie pflegen; wer ihre Mutter seyn! Ich nicht, — kanns nicht. —

Wir alle weinten. Die Kinder schrien trostlos, und baten mit den häufigsten Thränen den Vater, er solle doch die Mutter nicht sterben lassen. Sie liefen zu den Vater, und baten auch ihn, sie liefen zu mir, zu allen die im Zimmer waren, und baten alle mit dem flüchtigsten Händeringen, ihrer Mutter zu helfen. —

Sie nahm auch von ihren Kindern Abschied, ermahnte sie zur Liebe und zum Gehorsam gegen ihren Vater, und bat sie, fleißig für sie zu beten.

Ach, — gnädige Gräfin, — wie die Kinder vor dem Bette ihrer sie segnenden Mutter auf die Knie fielen, die Hände mit einer Inbrunst, — die ganz Gefühl und Schmerz war, hoch gegen den Himmel empor hoben, laut mit der wärmsten Andacht beteten, Gott möchte ihre Mutter für sie leben lassen, — ach, — dieser Anblick brach unser Herz. Die lebhafteste Angst, die Bekümmerniß für ihrer Mutter Leben, die
Zuvers



Zuversicht, mit der sie ihr Gebet verrichteten, war ein Gemälde für mich, das mich dahin riß. —

Deonier fühlte den ganzen Eindruck, den diese Scene machte, im Umfange. Zärtlichste Liebe gegen seine Frau, — und zärtlichste Besorgniß für seine Kinder zerrissen bejde sein Herz. —

Nun stieg Todeskälte an, sich über ihre Glieder auszubreiten. Auf ihre langen Leiden starb sie einen sehr schnellen Tod. Sie rang kaum eine Viertelstunde mit dem Tode.

Ihr Mann hielt sie in seinen Armen. So wie ihre Lebensgeister schwächer wurden, drückte sie die Hand ihres Mannes fester. Ihr letzter Blick war starr auf ihn geheftet, dann gegen den Himmel — und so starb sie.

Deonier lag lange noch mit dem Munde auf den ihrigen: Endlich erwachte er wie aus einem Schummer. — „Sie ist hin! — Zahre wohl, Engel vom Weibe! Gott segne deine Seele.“ — Er wollte von ihrem Bette gehn. — Wie erkannte er, als er sich von seiner Frauens Hand so fest gehalten fand, daß er sich nur mit Mühe von ihr loswinden konnte!

„Auch nach deinem Tode willst du mich? Gut, Besse, — du sollst mich haben! — Sollst mich nicht lassen. Auch dort — dort will ich dir folgen!“ —



Mit der größten Verzweiflung eines Trostlosen riß er sich von ihr; und gieng in sein Zimmer. Hier warf er sich mit in einander geschlagenen Händen auf das Bett; und bat uns, ihn allein zu lassen.

Ich besuchte ihn des andern Tags wieder: Ich wollte seinem Schmerz Erleichterung verschaffen; allein er blieb stumm; und verschloß seinen ganzen Kummer in seine Brust. —

Er nahm seine Kinder zu sich auf das Bett; küßte sie, trocknete ihre Thränen; küßte sie wieder; — aber er sprach nicht ein Wort. — Ich mußte unverrichteter Sache wieder gehn. — Ich wiederholte meinen Besuch auch den folgenden Tag. —

Ich traf ihn in einem Zustand, als der mich ganz erschütterte. Seine Frau lag in der Bahre. Er kniete mit seinen Kindern um dieselbe herum, — und betete. Als ich kam; reichte er mir einen Rosenkranz; mit ihm zu beten. Ich nahm diesen Anerbieten mit Vergnügen an; da wir die Verstorbene so nah zu Herzen gieng; und mir so theuer war.

Endlich stund er auf; hob jedes seiner Kinder in die Bahre; und ließ sie ihre Mütter zum letztenmale küssen. Er selbst segnete sie noch mit der lebhaftesten Zärtlichkeit; ließ dann die Bahre zuschließen, nahm mich bey der Hand, und gieng mit



nist mir in das abgelegenste Zimmer seines Hauses.

Wenn ich nicht von seinem innerlichen Schmerz vollkommen überzeugt gewesen wäre, ich hätte mich durch die anscheinende Ruhe seines Gesichtes täuschen lassen; so gelassen, so männlich heiter und beruhigt schien seine Seele zu seyn. Desto mehr kämpfte er aber in sich selbst.

Auch diesen Tag hörte ich außer seinem Stel nicht eine Sylbe von ihm. Ich konnte also nichts thun, als seine trostlos wimmernden Kinder trösten.

Man trug endlich die Leiche fort. Er stand auf, lehnte sich an das Fenster, und fieng an zu zittern. Als er die Bahre aus dem Hause tragen sah, fuhr er zusammen; rief mit über seinen Kopf gefalteten Händen einigemal: Gott, Gott! — und sank blaß zur Erde. —

Da ich zum Voraus von dem äußerlichen Scheine der Ruhe des Deoniers auf die Erschütterung seiner Seele schließen, und dergleichen Zufälle vermuthen konnte, so hatte ich die Vorsicht gebraucht, schon vorher einen Arzt rufen zu lassen. Dieser brachte ihn auch durch viele Mühe wieder zu sich. Aber er blieb schwach, und mußte sich zu Bette legen.



Nach zween Tagen erholte er sich wieder. Er ließ mich zu sich bitten. Ich fand, als ich zu ihm kam, seine ganze Familie, die Familie seiner Frau, einen Notarium, und den Prälaten der Kartheuser bey ihm.

Er umarmte mich mit der wärmsten Freundschaft.

„Ich habe Sie, Herr Baron, zu mir bitten lassen, damit Sie, da Sie so vielen Antheil an meinem Schicksal trugen, Zeuge meines letzten Willens seyn sollen. Ihnen meine Freunde danke ich für die Liebe, mit der Sie mir zugezogen waren. Ich bin durch Unglücksfälle geküßt, und unfähig in der Welt zu leben. Hier haben Sie meine Kinder. Vertreten sie Vaters Stelle bey ihnen. Gott wird ihr Belohnet seyn, wenn Sie sie zur Tugend auferziehen.“ —

Er rief den Notarium, und ließ sein Testament entwerfen. Die Anwesenden mußten es unterschreiben, daß sie es genau erfüllen wollten. —

Nachdem dieß alles vorbey war, nahm er von jedem mit der gezeigtesten Miene insbesondere Abschied.

„Gott ruft mich, sprach er. Ich will seinem Rufe folgen. Ich habe der Welt vierzig Jahre gedient; die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, will ich dem Himmel opfern. Verzeihen Sie,



Sie, meine Freunde, für mich, daß Gott mich in meinem Kampfe stärke.“ —

Er küßte nochmal seine Kinder, die sich an ihn schlangelten, laut weinten, und baten, er möchte sie nicht verlassen; er möchte sie mit sich nehmen. Wir alle konnten nicht ein Wort aufbringen, so setzte uns seine Entschlossenheit in Verwirrung und Erstaunen. Er war schon mit dem Prälaten weggefahren, eh wir zu uns selbst kamen.

Er ließ sich denselben Tag noch in dem Kloster einkleiden, und bat, man möchte Niemanden, selbst seine Anverwandten nicht zu ihm lassen.

Seine Frau ward auf seine Veranstellung in dem Garten des Klosters begraben. Dieser war sein nächstlicher Aufenthalt.

Er zeichnete sich gleich in den ersten Tagen durch seine Strenge, und Frömmigkeit im ganzen Kloster aus. Man fand ihn jede Stunde des Tages auf den Knien betend liegen; er fastete, daß seine Kräfte merklich abnahmen, und kasstete sich mit solcher Strenge, daß sein Körper gänzlich hinfällig ward.

Er ward auch wirklich nach vierzehn Tagen sehr krank. Dennochgeachtet setzte er seine Bußübungen fort. Am dritten Tage seiner Krankheit fand man ihn auf dem Grabe seiner Gattin auf den Knien todt liegen. Er hatte in der



einen Hand das Kreuzigt, in der andern das Bildniß seiner Frau; beyde waren noch von seltnen Thränen feucht.

So starb auch dieser würdige Mann! Gott, welch ein schauerndes Exempel ist das Schicksal dieser unglücklichen Familie! Was ist der Mensch, und dessen Tugend, da sie durch den Leichtsinns jedes Lasterbubens zerstört werden kann? Sollen wir nicht mit Recht aufmerksam auf uns werden, und uns nie zu sicher dünken?

Frau Desnier war wirklich die tugendhafteste ihres Geschlechts. Welche seelige Stunden schenkte nicht das Gefühl der Tugend ihrem Herzen. Sie genoß mitten in dem Schooße ihrer glücklichen Familie den Himmel auf Erden.

Aber ein Wollüstling kommt, stürzt die Säule der Tugend, auf der ihre Glückseligkeit ruhte, mit Lasterhänden über den Haufen, streuet den Keim der Verzweiflung in ihren Busen; — und weg ist Ruhe und Seeligkeit; weg die Zufriedenheit ihres Herzens, und die Freude der ganzen Familie.

Das besleckte Gewissen fühlt Dolche; ihr Geist ruht nicht mehr auf den Blumenbeeten der Unschuld, nein, auf einem Dornenpfahl, das ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit mit blutigen Stichen verwundet. Hölle'surien schwingen ihre Geißel, die bedauernswürdige in ihrer Seelenangst



angst zu peinigten; und die Verzweiflung lagert sich mit allen ihren scheußlichen Folgen um sie.

Das Unglück der Familie des Desnier, und ihr klägliches Ende macht in der Stadt viel Aufsehen. Ich kann es nicht verschweigen, daß in allen Gesellschaften Slett sehr scharf beurtheilt wird. Man verachtet ihn wirklich allgemein.

Ich habe ihm, von allem was hier vorgefallen ist, die treueste Nachricht ertheilt. Wie wünsche ich, daß dieser Zufall ihn vernünftig machen möge!

Sein Gewissen kann noch nicht der Bosheit in einem so hohen Grade unterthan seyn, daß er nicht die Schwärze seiner Aufführung fühle, und bereuen sollte.

Die Familie des Desnier hat den würdigen Mann zu seiner Gattin begraben lassen. Sie können sich das allgemeine Bedauern aller Redlichgesinnten, mit dem sie noch bis izt die Gräbstätte dieses unglücklichen Ehepaars besuchen, ohnmöglich lebhaft genug vorstellen.

Ich weiß, Ihr gefühlvolles Herz wird dieser Familie die Thräne des Mitleids nicht versagen. Sie weinen sie der Menschlichkeit zur Ehre, und Ihrem Gefühle.

Ich bin mit u.

Hart.



Vierzehnter Brief.

Graf von Fleit an den Hauptmann Blau.

Spaa, den 10ten May 1773.

Frey! Frey! — o, du glaubst es nicht, wie mich das entzückt, daß ich frey bin! — Desniet ist zu den Vätern gegangen, seine Frau hat ihm den Weg gebahnt! —

Freylich dauert mich der arme Schelm! Er war doch immer eine gute ehliche Procuratorsfreie. —

Da schreibt mir der junge Hart drey ganze Bogen von dem Scheuse, und dem Wimmern der Todten, voll. Lies den Brief selbst, und sage mir dann, ob der Affe nicht zum Missionair geboren ist. Wie er mit Sentenzen um sich wirft! Macht mir wohl gar auch Vorwürfe! Kann denn ich dafür, daß sich das Weib in ihrer Nartheit zu Tode phantasirte, und daß der Mann aus Liebe — als hochwürdiger Herr, ihr in die Ewigkeit nachgalopirte? Wer hieß sie beyde dies thun? — —

Doch es ist mir eben so angenehm nicht, daß Desniet's Haus auf einmal so abgestorben ist.

Dum



Dumme Pfaffenseelen werden immer wider mich mit ihren Anathemen zu Felde ziehen. Und du weißt — der Larren ist die Welt voll.

Aber weg mit dem alten Schlendrian! Er ist kaum der Mühe werth, daß wir daran denken. Wahrhaftig, ich schlage mich selbst oft vor die Stirne, daß ich in meinem letzten Briefe so weibertlich winselte. Ich habe über die ganze Sache ernsthaft nachgedacht, und fand, daß ich eben nicht gar zu viel Ursache habe, mich zu verwünschen.

Was that mein Weib, da sie mir Geld und Dekret schickte? — Im strengsten Verstande genommen, weiter nichts, als — was jede andere Doffe thun würde, die mich gern von sich entfernt hielte? — Gut! Ich will ihrem Wink auch treulich folgen. Aber danken werde ich ihr für die Grimasse nicht, mit der sie mir diesen Wink gab. —

Mag sie immer die Nase rümpfen, daß ich ihr noch nicht geantwortet habe! — Es bleibe dabey, sobald schreibe ich noch nicht an sie.

Run etwas von meinem Aufenthalt in Spaa. — Die erste Bekanntschaft, die ich machte, war meines Wirths Tochter. — Stelle dir das Bild der mediceischen Venus vor, und die Unschuld der Arkadierinnen, — so hast du dir einen Begriff von Louisen gemacht. Die
erste



erste Zeit machte sie freylich wenig Eindruck auf mich. Meine Unruhe, und lächerliche Gewissensgrillensängereyen waren damals Schuld daran. Seit ich aber mit dem Abbate Veronesi bekannt wurde, — zerstreuten sich die trüben Nebel, in die meine Seele gehället war, und ich stieg wieder an, Ich selbst zu sehn; das ist: meine Augen sahen, was sie sahen; und mein Herz fühlte, was meine Augen sahen. —

Ich muß dich mit dem Kerl bekannt machen. — Der hochwürdige Abbate Veronesi mußte sich — wie er mir gestand — wegen einer kleinen Bistumscherey, an der nicht mehr als Vater, Mutter, Tochter, und zween Liebhaber von ihr starben, — aus Parma flüchten.

Er hat es nun freylich nicht so übel mit ihnen gemeint. Seine Pülverchen waren nur für die Liebhaber bestimmt. Konnte er dafür, daß die ganze Familie von dem Kuchen aß? — Es jammert ihn noch, daß er unschuldigerweise der Mörder seiner Geliebten ward, da er sich nur seine Nebenbuhler auf eine ehrliche Art vom Halse schaffen wollte. —

Er schlendert schon ein halb Jahr unter fremdem Namen hier herum; ist hier ziemlich angesehen, und weiß sich — als Priester in seinem schwarzen Roke — mit dem ehrwürdigsten Ansehen in die Gesellschaften zu drängen. Der ge-

meine



meine Wank hält ihn für ein Muster der Frömmigkeit; so andächtig weiß er seine Messe zu lesen.

Mit diesem Abbate wurde ich vor drei Wochen in eine genaue Bekanntschaft verwickelt: Er spielte mit mir, und gewann mir in einem Abend zwey hundert Louisd'or ab. — Der Kerl wußte die Volte so gut zu schlagen, daß ich ihn erst, nachdem wir fünf Stunden mit einander spielten, darauf ertappte. — Ich stand vom Tische auf, nahm ihn bey der Hand und sagte ihm ganz leise: „Herr, Sie brauchen viel leicht Geld. Hätten Sie mich darnin angesprochen, so würde ich Ihnen eben diese Summe gegeben haben, ohne daß Sie mich darum hätten betrügen dürfen.“

Den andern Morgen kam er sehr frühzeitig zu mir. „Herr Graf, ich komme, nicht mich zu rechtfertigen, sondern mich für Ihre Großmuth zu bedanken.“ Sie haben meine Umstände erkahten, sie sind die mislichsten. Ich habe keinen Freund, von dem ich reelle Unterstützung erhielte. Ich habe mich aus Noth zu diesem Gewerbe herabgelassen. Aber ich werde es diese Standt abschreiben, wenn ich auf eine andere Art meinen Unterhalt finde.“

Ich both ihm meine Dienste an, und er war damit zufrieden. Damals wußt ich aber noch nicht,



nicht, was ich alles mit dem Pfaffen in meine Dienste bekäme. Gleich den ersten Tag zerstreute er — ich gestehe es, zwar mit machiavellischer — aber doch befriedigender Beredsamkeit meine düstern Gedanken. Er glich einem Zauberer, der die Gewitter versagt, und den ganzen Horizont mit den heltern Sonnenstrahlen überbildet: —

Es war ihm nicht genug, mich ruhig zu sehen; er wollte mir auch seine Grundsätze eigen machen. Da sie ohnehin mit meinen Neigungen so sehr harmonirten, so war ihm nichts leichteres, als mich zu seinem System zu bereden. Er überzeugte mich, daß all der Prunk von auferlicher Großmuth meines Weibes — nichts als Eigennutz und Verschlagenheit sey. Kurz, dem Pfaffen danke ich es, daß ich jetzt so vergnügt und zufrieden bin, als ich es je war. —

Wie die Freuden immer eine an die andere sich zusammenketten, — so stellten sich auch bey mir jeden Tag neue Vergnügungen wieder ein. Louise ward bald ein Gegenstand, für den ich lichterloh brannte. Allein das Mädchen war zu ehrlich, als daß sie meinen Schmeicheleyen getraut hätte. Alle meine Kunstgriffe waren Streiche in die Luft. Weder Liebkosungen, weder Geschenke fruchteten etwas. Sie floh — wenn ich kam; vermied jede Gelegenheit, mich
allein



allein zu sprechen. Selbst in Gesellschaften scheute sie meinen Blick, und beugte jeder Gelegenheit vor, die zu einer neuen Erklärung meiner Liebe gegen sie Anlaß geben könnte.

Du kannst dir leicht vorstellen, daß durch die Sprödigkeit des Mädchens nur noch heftigere Begierden in meiner Brust angefacht wurden. Theils meine unüberwindliche Reizung, theils mein Stolz, der noch nie bey dem schönen Geschlecht mit Beschämung sein ausgestecktes Pannier zurückziehen durfte, — waren Schuld, daß ich auf Ränke sann, das Mädchen nach meiner Pfeife tanzen zu lehren.

Abbate Veronese ward in dieser Geschichte zum Vertrauten erwählt. Er nahm das Geschäft freudig über sich, das Mädchen in meine Falle zu locken. Allein auch er konnte zu meinem nicht geringem Verdrusse nicht weiter fortschreiten. Louise blieb unbewegt, und sich meiner Gegenwart, wo sie es nur immer konnte.

Ich war schon wirklich im Begriffe, das Mädchen fahren zu lassen, als der Abbate an einem Morgen ganz athemlos zu mir gelaufen kam.

„Herr Graf, — Glück, lauter Glück! Ihre Louise ist krank. Erschrecken Sie nicht darüber. Es ist nur eine Kleinigkeit, die sich bald wieder legen wird. Ich erfuhr, daß das Mädchen in
des



des Herrn Vats Sohn verliebt sey, und daß dieser junge Mensch die Ursache sey, warum sie Ihnen bis izt kein Gehör gegeben habe. Ich suchte Gelegenheit, gestern Abends mit ihm in Gesellschaft Streitigkeiten zu bekommen. Das Mädchen hat ihm entdeckt, daß ich Sie, Herr Graf, bey ihr zu empfehlen suchte. Das machte ihn schon bey meinem Eintritt sehr feurig. Und da er ohnehin ein hitziger Mensch ist, so konnte er die kleinen zweydeutigen Spitzfindigkeiten nicht verdauen, die ich gegen ihn entfahren ließ. Er lauerte auf der Estrasse auf mich; fiel mich an, und prügelte mich tüchtig ab. Freylich suchte ich ihn in diese Hitze zu setzen. Und da ich sah, daß ich meinen Endzweck so weit erreicht hatte, schwur ich ihm, die Sache vors Gericht zu bringen. Der junge Vat, der wohl wußte, was er für eine Strafe zu erwarten habe, wollte nicht erst so lange säumen, sondern entfloß auf die nächste Verbung, und ward Soldat. Louise erfuhr das Schicksal ihres Geliebten, erschrak, und ward krank. — Nun lassen Sie die Mine sprengen, weil sie angelegt ist. Heute Abend werde ich ihr als Geist erscheinen; ihr vorstellen, wie nah sie der Verdammung sey, da sie einen Menschen liebe, der von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen sey; und ihr auf eine nachdrückliche Art sagen, daß sie eher keine

Wes



Verzeihung ihrer Sünden zu hoffen habe, bis sie ihrem izzigen Geliebten abschwüre, und mich im Namen des jungen Vato der erhaltenen Beleidigung wegen um Vergebung gebeten habe. Durch diese Vorstellungen will ich sie in die Enge treiben. Und habe ich es nur erst so weit, daß sie aus Gewissensscrupel ihrer Liebe zu Vaten entsagt, dann soll es mir ein Leichtes seyn, die Karte vollends nach ihren Wünschen, Herr Graf, zu mischen.“

Du kannst dir leicht vorstellen, daß ich mit allem zufrieden war, was immer der Pfaff für mich zu thun Willens war. Ich ließ ihn machen, was er wollte, und er hatte das Glück, seine erste Nachtwisite mit dem glücklichsten Erfolge von der Welt bey dem Mädchen zu machen.

Es war kaum der Morgen angebrochen, so ließ die in Todesangst schwebende Louise den Abbate zu sich rufen, bat ihn mit einem Strome von Thränen die Beleidigung des Vato ab, und schwur, die Liebe gegen ihn zu unterdrücken.

Daß der Pfaff mit der ehrwürdigsten Amtsmiene ihr Trost und Lehre gab, daß er die Gelegenheit benützte, ihr die Gefahr, in der sie schwebte, und aus der er sie aus chrisillicher Liebe izz gerettet habe, lebhaft malte, und es so weit zu bringen gesucht habe, daß das Mädchen sich

B

anf



auf ihn in allen übrigen Fällen als ihren Seelenretter verließ, versteht sich von selbst. —

Louise ward nach ein Paar Tagen wieder gesund. Der Abbate versäumte keine Gelegenheit, meinen Plan zur Reise zu bringen. Er sprach von meiner Liebe gegen sie, und wendete alle Kunstgriffe an, sie auf mich aufmerksam zu machen. Dieser Schritt gelang ihm zwar; aber eine nähere Verbindung mit mir konnte er bey ihr nicht erreichen.

Er wagte also noch einen Schritt. Er versicherte sie, daß meine Liebe die aufrichtigste und reinste Liebe sey, und daß er bloß aus der Absicht sich dieser Sache so eifrig annehme, um sie, da er sie von ihrer Seelenverderbung errettet habe, auch von Seite dieser Zeitlichkeit glücklich zu machen. Und er wußte, da er sah, daß diesem allen ungeachtet das Mädchen zu viele Tugend besaß, als daß sie sich durch Schmeicheleyen hätte gewinnen lassen, ihr den Gedanken so wahrscheinlich zu machen, daß ich bey der Heftigkeit meiner Liebe nicht einen Augenblick säumen würde, mich mit ihr auf ewig zu verbinden, sobald ich nur die Versicherung erhalten würde, daß sie mich liebte.

Dies war nun freylich ziemlich viel gewagt, allein — was kann ein Abbate von dieser Art nicht alles wagen, der am Ende (außer, daß



er ein kleiner Schurke wird,) — doch nichts zu verlieren, fürchten darf.

Er gewann auch wirklich das gutherzige Ding. Sie ließ es in ihren Blicken ganz deutlich lesen, daß der Gedanke — eine Gräfin zu werden, — ihr eben nicht zu unwillkommen sey. Abbate Veronese brachte es kaum so weit, als er mich sogleich von seinem fernern Plane unterrichtete.

Zuerst muß ich dem Mädchen ein strenges Stillschweigen von der ganzen Sache einprägen; sagte er. Die Gräfinde dazzu sind sehr leicht zu finden. Als Cavalier dürften Sie nicht außer Ihrem Stande heyrathen; — würde es hier bekannt, daß Sie mit ihr getraut wären, so würde es ihr selbst sehr viele Unbequemlichkeiten verursachen. Zu Hause aber könnten Sie Ihre Verheyrathung immer bekannt machen, und sie zugleich als eine Dame von der hiesigen Gegend aufführen; durch diese Vorsicht entgingen sie beyde allen Vorwürfen, und dergleichen mehr. Ist das Mädchen nun einmal auch zu dem Stillschweigen gestimmt, dann will ich für Ihre Verblindung mit ihr sorgen. Mein Bedienter, ein alter brauchbarer Bursche soll die Reverende anziehen, und als Vater bey der ganzen Feyerlichkeit die Stelle vertreten. Sie verstehen mich wohl, Herr Graf, warum ich diesem Kerl das



Amt, Sie zu trauen, übergebe. Sind Sie des Mädchens überdrüssig, so hören die übrigen Verbindlichkeiten auf, ohne daß Sie von dieser Seite einige Hindernisse hätten.

Ich ließ mir alles gefallen, was der hochwürdige Kuppler in der Sache zu thun für gut befand.

Aber wozu so viele Umstände, wirst du mich fragen? — Ja, liebster Bruder, diese Frage hatte ich mir Anfangs selbst gemacht. Aber denke dir das liebenswürdigste Mädchen, das eben so viele Tugend als Reize besaß, das ich bis zur Anbetung liebte; — das mich aus wahrer Tugend floh, und überdies — wollte sie auch meiner Reizung Gehör geben, von dem ehrlichsten Vater, der gewissenhaftesten Mutter, und zweien eifersüchtigen Schwestern mit Argusaugen bewachet wurde, bey ihrer Mutter schlafen mußte, und keine Gelegenheit hatte, Seitenwege zu suchen — denke dir dies alles, und dann antworte dir selbst auf deine Frage. —

Wollte ich also meinen Endzweck erreichen, so mußte ich dem Leitsaden nachgehen, den der wigige Abbate für mich spann. Es stunden keine acht Tage an, so ward ich mit Louisen nach unserm Plane getraut.

Ich will dir diesen Austritt nur ganz kurz erzählen. Das Mädchen ward von dem Abbate



In den Garten geführt, der an das Haus stieß; ich und der verkleidete Bediente erwarteten sie in einer der darinn befindlichen Grotten, und wurden ohne viele Umstände getraut. Wenigstens glaubte es das Mädchen. O, du hättest sie sehen sollen, mit welcher Liebe das gute Kind mich umarmte, als ich sie das erstemal küßte! — Die beyden Pfaffen giengen etwas aus der Grotte, ich suchte die Zeit zu nutzen, und genoß in den Armen meiner Göttin die glücklichste Schäferstunde meines Lebens. —

Wir wurden einig, unsere Zusammenkünfte allemal auf diese Art zu veranstalten.

Ich kann dir nicht beschreiben, wie viele seltsame Stunden ich seit dieser Zeit mit meinem Mädchen zubrachte. Sie liebt mich wirklich, und hat mir gestanden, daß sie mich von dem ersten Augenblick an schon geliebt habe; allein sie würde ihrer Liebe nie die Herrschaft über sie haben gewinnen lassen, wenn ich sie nicht auf die Art, wie sie dachte, wirklich zu beruhigen, Mittel gefunden hätte.

Es ist ganz natürlich. Wenn Liebe ist heftig, und heftige Liebe erfinderisch. Louise ist izt so ganz Gefühl für mich, daß sie tausend Ränke ausfinnt, der Aufmerksamkeit ihrer Eltern zu entslüpfen. Alle ihre Pläne gelingen ihr meistens. Wie fleißig izt das Mädchen in die



Kirche geht, — aber unter sechs Kirchengängen gewiß viermal zu mir kömmt! Wie fleißig sie im Garten mit dem Abbate herumspazirt, und — husch — bey mir in der Grotte ist! — Schreibe mir, wenn du die Reise antrittst! Wenn es in den ersten drey Monaten geschieht, mußt du mich hier besuchen. Denn so lange denke ich noch hier zu bleiben. Die Brunnengäste finden sich nach und nach schon ein. Man sagt mir, daß es den Sommer über sehr unterhaltend der vielen Fremden wegen hier seyn soll. Und du weißt, ich bin nirgend lieber als in dem Gewähle der Freuden, wo sich eine der andern schwesterlich die Hand bietet, und Vergnügen mit Vergnügen sich gattet.

Du wunderst dich; daß ich heute noch kein Bötchen von Paris, — meinem irdischen Elisium, sprach? Wundere dich nicht! Meine Louise raubt mir jeden Gedanken dahin. —

Ob ich nicht wieder hin will? — Allerdings! Aber erst will ich in Spaa die Freuden alle genießen, die sich mir darbieten; — bin ich hier gesättiget, — ~~also~~ dann, ihr mächtigen Reize, die ihr mich izt fesselt! — Unterdeß habe ich den Vortheil, daß Deoniers Grab mit Nesseln bewachsen ist, und die Stadt an die Avantüre nicht mehr denkt. Auch wird unter dieser Zeit Gart wieder nach Hause reisen. Und diesen

Sofra-



Sokratischen Affen möchte ich nicht gern noch vor meinen Augen haben, wenn ich nach Paris zurückkäme. Es ist mir nichts unaussprechlicher, als ein junger Cavalier, der sich hinter die Arsekinsjacke eines philosophischen Pophanses verbirgt. So ein*Geck sprüht mit jedem Blicke Vermuth in die Freuden, die von uns frohen Adamskindern mit so osnem Herzen genossen werden.

Leb wohl! Empfehl mich meinen und deinen Freunden. —

Flett.

Fünfzehnter Brief.

Graf von Flett an den Hauptmann Blau.

Span, den 19ten Junii 1773.

Bruder! Eine Angel für mich, oder für mein Weib! Rasend möchte ich werden. — So bin ich denn in der Welt darzu verdammt, allents halben verfolgt zu werden?

Höre nur den verdamnten Streich, den mir mein Weib spielt. Ich hatte Louisen schon so firre gemacht, daß sie für mich allein zu leben



schien. Noch denk ich an die seligen Stunden mit Entzücken zurück, die ich in ihrer vollen Liebe zubachte. Ich wußte meine Rolle so gut zu spielen, daß das Mädchen nicht den geringsten Verdacht auf mich warf. Auf einmal war das Spiel verrathen. —

Teufel und Hölle; könnt ich, — erwidern möchte ich das Gespenst vom Weibe! Denn durch sie ward ich verrathen.

Da schrieb sie mir vor acht Tagen, kramte Zärtlichkeiten und Liebe aus, erbot sich neuerdings zu meinem Dienste — kurz, sie schwärmte eben so albern wieder, wie in dem Briefe, den ich dir von ihr schon überschickt hatte.

Ich las den Wisch, lachte, wie du leicht denken kannst, darüber, und warf ihn weg.

Von ohngefähr fällt sich, daß Louise diesen Brief in meinem Zimmer fand. Gott, wie fuhr das arme Mädchen nicht zusammen, als sie aus demselben sah, daß sie betrogen wäre. Nicht ein Wort war sie im Stande auszubringen. Sie ward blaß, und sank auf dem Stuhl.

Ich wußte die Ursache ihres Schreckens nicht, als ich in das Zimmer trat. Ich eilte mit der lebhaftesten Zärtlichkeit, sie aufzurichten. Aber wie demüthigend war nicht ihr Blick für mich.

Hier!



Hier! Hier! Grausamer! sprach sie, und wies auf den Brief meines Weibes, den sie in den Händen hatte.

Was sollte ich thun! Ich fühlte mein Unrecht zu lebhaft, als daß ich mich auch nur mit einigem Scheine hätte rechtfertigen, entschuldigen können.

Ich kann dir ohnmöglich die Wuth schildern, die in diesem Augenblick mich besiel, da ich mich durch mein eigen Weib verrathen sah. — Ich schwur wohl tausendmal, mich zu rächen! Aber wie? — und wenn ich es könnte, — ist nicht unterdeß Louise ein Opfer ihrer Verzweiflung? —

Denn Verzweiflung ist der Zustand, in welchem die Seele und das Herz dieses armen Mädchens igt schwebt. — Ich war nicht im Stande, das geringste Wort von ihr herauszubringen. Ich fiel mit dem reuevollsten Herzen zu ihren Füßen, schwur ihr mit Thränen — aufrichtig, zärtlichen Thränen, daß ich sie allein liebe, sie stets lieben werde; daß ich Mittel finden werde, sie auch von Seite ihrer zärtlichen und frommen Seele zu befriedigen; schwur, daß sie allein — die meinige sey, und bleiben sollte. — Alles vergebens! Sie schien mich nicht zu hören. —

Man mußte sie in ihre Stube bringen. Vater, Mutter, und ihre Schwestern rangen für Bes



trübniß und Schrecken die Hände, als sie den Zustand ihrer Louise sahen. Wie würden sich die zweien würdigen Alten nicht kammern, wenn sie die geheime Ursache davon wüßten! —

Ihre Krankheit ist selbst dem Doctor ein Räthsel. — Daß es Gemüthsfränkung sey, muthmaßt er, weil sie stets in Thränen schwimmt. Aber daß ich der Urheber derselben sey, — muthmaßt weder er noch sonst jemand im Hause. Alle denken, sie härme sich des jungen Vats wegen. Ihr Vater, der sie zärtlich liebt, bat sie, ihre Thränen zu stillen. So viel es in seinen Kräften stünde, wollte er sich alle Mühe geben, Vats Aufenthalt auszuforschen, und sie zu beruhigen.

Seit vier Tagen liegt sie in diesem trostlosen Zustande. Ich glaube es gern, daß ihr Schicksal für ihre gefühlvolle Seele doppelt lästia seyn muß. — Einmal — der Schreck vor dem Gedanken, wie Abändlich sie hintergangen sey, — und dann die traurige Lage, in der sie ihre Leiden, und die Empfindungen ihres Herzens Niemanden entdecken kann und darf.

Wir selbst ist dieser letzte Umstand beynah eine Folter meiner Seele. Schon hundertmal war ich im Begriff, das ganze Geheimniß ihren Eltern zu entdecken. Nur der Gedanke: —



Gewinnst du, oder gewinnt Louise was dabey? —
halt mich davon ab. —

Auch bin ich mir selbst überlassen; — eine
Plage, die mir unausweichlich ist! Ich habe
grade Niemanden bey der Hand, mit dem ich
mich darüber besprechen könnte. Abbate Veros-
nese ist auf einige Tage verreist. — Ich kann
mich also bey keiner vernünftigen Menschenseele
Raths erhalten.

Wie viele Projekte ich diese Paar Tage schon
gemacht habe! — Eins verdrang das andere! —
Was soll ich thun? Rathe mir, Bruder. Das
Mädchen ist mir zu stark an das Herz gewachsen.
Jede Thräne, die sie wegen meiner weint, ist
für mich eine Hölle!

Warum bin ich doch gebunden! — Wär
ich frey — bey Gott, — ich würde all ihrem
Kummer noch heute ein Ende machen.

Gesprochen habe ich sie diese ganze Zeit nicht,
seit die Unruhe im Hause ist. Ich getraue mich
auch nicht, vor ihre Augen zu treten. Würde
der Handel durch unsere zu lebhaftie Unterredung
nicht verrathen werden? — Ich wenigstens
würde mich nicht in meiner Fassung halten kön-
nen, wenn ich ihre Quaal mit Augen sähe.

Seit drey Tagen verschliesse auch ich mich
auf meine Stube. Alles, was ich um mich
sehe, ist ein Stoff des Aergernisses für mich.



So ungeduldig! Muß seit der Schöpfung keine Menschenseele noch gewesen seyn, wie ich ist bin.

Ich wollte mein halbes Leben darum geben, wenn ich in diesem Labyrinth nicht verwickelt wäre! Auf beyden Seiten sehe ich Hindernisse, unübersteigliche!

Dort — der schöne, sanftlispelnde Drache vom Weibe, den die Bosheit der Hölle zu meinem Verderben mir zum Weibe erkiesete; — hier das unschuldigste, zärtlichste Mädchen, das ich durch meine Verführung ins Unglück, in Verweisung stürzte.

Wer? ich? Louisen? in Unglück, in Verweisung gestürzt? — ich? — Und ich sollte nicht Kräfte haben, sie wieder darand zu winden? — Ha! Und wenn eine Hölle vor mir läge, ich schwämme die Feuerflammen durch, und rettete sie! —

Ich wills! Ich muß es! Mag man schreyen über mich! Immerhin! Hat man mit mir Mitleid gehabt, als man mich Nebenabsichten aufopferte? Man hatte keins! Ich will es auch nicht. —

Wie mir die Galle kocht! — Gift für die Hoffschranzen, die sich heimlich in die Häute lachen werden, daß sie die Karte nach ihren Wünschen gemischt haben. Ich weiß ihr Spiel durch
einen



einander mengen; ihnen ihre Karte aus den Händen schlagen!

Ich habe einen gewaltigen Schritt vor mir. Aber er ist der einzige, der mich retten kann.

Du weißt, daß ich eben zu der Zeit, als man das vermaledeyte Band zwischen mir und Eleonoren knüpfte im höchsten Grade krank war. Ich war zu schwach und ungesund, als daß ich die Rechte, in welche ich durch die Trauungszeremonien eingesetzt ward, hätte benutzen können, wenn ich es auch wirklich gewollt hätte. Noch eben so krank reiste ich den dritten Tag schon ab. —

Diesen Umstand will ich benutzen. Denn, wie mir einige Rechtsverständige gesagt haben, mit denen ich darüber sprach, — ist dies ein Umstand, der die gänzliche Scheidung zuläßt.

Freylieh wird man Lärmen machen; — auch ich werde eine ziemlich alberne Figur dabei vorstellen. Denn ich kann mich in keinem zu vortheilhaften Lichte zeigen. Mag's aber immer seyn. Besser, man spricht drey Tage über mich aus, als daß ich durch mein ganzes Leben ein Sklave bin, der an dem Karrenseile herumtanzen muß.

Sprich mit Herrn L**, meinem Doctor. Laß dir von ihm ein Attestat von meiner Krankheit geben. Er mag das Kind immer beym rechten



rechten Namen nennen: Desto nachdrücklicher
sind meine Beweise. —

Von Paris werde ich eben dasselbe besorgen.
Herr V** bekam mich in eben dem Zustande in
die Hände, in welchen ich aus L** Händen
gieng.

Besorge mir dieses Geschäft ja auf das schleus-
tigste: Es hängt nur von deinem Eifer ab, ob
ich mich bald in Freiheit setzen kann oder
nicht. —

Mache mir keine Einwendungen: Es ist
nicht Uebereilung, — reise, ganz durchdachte
Ueberlegung ist es, die mich zu diesem Schritte
auffodert.

Soll ich noch länger der Kaliban meines
Weibes seyn? — Oder soll ich die Hoffnung
ganz aufgeben, Louise zu retten? Beide Ge-
danken fahren mir glühend durch die Seele, wie
ein Feuerbrand. —

Antworte mir bald.

Flott.

Sechste.



Sechszehnter Brief.

Graf Flett an den Hauptmann Blau.

Graz, den 27sten Junii 1773.

Diesen Brief bringt dir Abbate Veronese. Empfange ihn als meinen Freund! Ihm danke ich es, daß ich mich auf eine gute Art aus all meiner Verlegenheit riß.

Sobald er wieder nach Spaa kam, entdeckte ich ihm die ganze Lage, in der ich und Louise uns befanden. Er erschrock freylich Anfangs über diese Nachricht. Aber ein hochwürdiger Herr, wie Abbate weiß in jedem Sturme das Steuerruder geschickt zu führen.

Er ließ sich zu Louise führen. Das Mädchen soll in die äufferste Verwirrung gerathen seyn, als sie ihn erblickte. Da er aber gern ohne Zeugen mit ihr sprechen wollte, so beredete er die Eltern, daß sie ihn allein bey ihr lassen möchten. Vielleicht wäre er so glücklich, die geheime Quelle ihrer Gemüthskrankheit auszuspähen. Die Eltern küßten den Pfaffen vor Freuden die Hände, und ließen ihn allein.

Er setzte sich zu Louise's Bette, die in Thränen zu zerfließen schien. — „Warum weinen Sie,



Sie, meine liebe Gräfin? — Ich brauch diesen Titel heute zum erstenmale, um Sie zu überzeugen, daß Sie nicht verloren sind, ob sie der Graf schon hintergangen hat. Hören Sie mich, wenn ich Sie bitten darf, mit Ruhe an. — Graf Flett ist mit Ihnen getraut. Ich bin Zeuge dieser heiligen Handlung gewesen, obschon ich von dem Umstande noch nicht unterrichtet war, der Sie jetzt in so tiefe Verzweiflung stürzt. Ich selbst bin darüber sehr betreten. Allein darf ich Sie, meine theure Gräfin, darf ich Sie bey der Heiligkeit meines Amtes, bey der Liebe, die ich für Ihre Seelenruhe und Ihre Ehre habe, — darf ich Sie um Ihrer selbst willen bitten, lassen Sie sich durch den ersten Eindruck, den der Schmerz billig auf Ihre edle, und fromme Seele machen muß, nicht bis zur Kleinmuth und Verzweiflung niederbeugen. Sie sind nicht so unglücklich, als Sie selbst glauben. Ich habe Ihrentwegen mit dem Grafen gesprochen. Er liegt in eben den tiefen Kummer versenkt, und vergißt eben so viele Thränen, wie Sie. Ich, der ich bey dieser ganzen Sache keinen gleichgültigen abgeben kann, hielt es für meine Pflicht, Ihre Rechte zu vertreten. Meine Vorstellungen fanden bey dem Grafen um so eher Beifall, da sie mit den Wünschen seines Herzens übereinstimmten. Er bat mich auf das angelegentlichste,



lichste, Sie zu trösten, und Sie seiner an-
sprüchlichen, zärtlichen Liebe zu versichern. Ich glaube,
nach dem, was er aus Liebe für Sie bereits ge-
thut, könnten Sie, meine theure Gräfin, diese
Versicherung mit der größten Zuverlässigkeit an-
nehmen. — Doch, ich habe noch einen Punkt,
worüber ich mit Ihnen sprechen muß. — Es
ist wahr, der Graf ist bereits verheyrathet ge-
wesen, als Sie die Seinige wurden. Er ge-
stund mir diesen Umstand erst heute. Aber er
schwur zugleich, daß sein Herz nicht den gerings-
ten Theil an dieser Heyrath hätte. Auf Zudrin-
gen und ausdrücklichen Befehl, des Hofes habe
er gehorchen müssen; er sey aber gleich nach
dem Verlöbniß abgereiset, mit dem festen Vor-
satz, durch seine Freunde die Scheidung nach
kurzer Zeit zu bewirken. Nach den Schriften,
welche er mir zugleich wies, kann sie ihm nicht
verweigert werden, sobald er sie verlangt. Er
hält aber lediglich aus dem Grunde zurück, weil
er es für seine Finanzen vortheilhafter findet,
bis zu seiner gänzlichen Majorenität zu warten.
Das war auch die Ursache, warum er Sie hat,
keine Verbindung mit Ihnen geheim zu halten;
er würde aber dieses Geheimniß selbst aufheben
müssen, sobald er seine gänzliche Freyheit er-
langt hätte. Er läßt Sie daher bey allem, was
Ihnen theuer ist, bey seiner Liebe gegen Sie, —



selbst bey der Ihrigen bitten, sich zu beruhigen. Auch ich trete auf seiner Seite, und vereinige meine Bitte mit der seinigen. Beruhigen Sie sich. Der Schlag, unter dem Sie klagten, ist nicht so gefährlich, als Sie ihn ansehen. Sie bleiben in Ihren Rechten, so, wie Sie in seinem Herzen bleiben. Nur eine kleine Zeitfrist, — und es entwickelt sich alles zu Ihrem Besten. Ich selbst verbürge mich mit der ganzen Würde meines heiligen Amtes dafür.“

Durch diese Vorstellungen, und die verschmizte Kunst, die dem Abbate ganz eigen ist, brachte er es endlich so weit, daß das Mädchen ruhiger ward, und sich zu trösten anfieng.

Abbate Veronise schäunte indessen nicht, diesen ganzen Handel auseinander zu legen. Er machte mir den Vorschlag, das Mädchen dahin zu bereden, daß sie auf eigenen Antrieb von ihren Eltern die Erlaubniß begehren sollte; auf zwey Jahre in ein Nonnenkloster zu gehen. Man würde ihr dieses sonderbare Begehren ulto so weniger abschlagen, wenn sie es unter dem Deckmantel eines abgelegten Gelübdes begehre. Während Louise im Kloster sey, könne ich meinen Plan mit meinem Weibe durchsetzen; — und wenn diese Sache berichtigt sey, — Louise behaltn, oder im Kloster den Habit anziehen lassen.



Ich ließ mir diese Vorschläge gefallen. Auch Louise ward durch den Abbate leicht dazn beredet. Nur ihre Eltern machten Anfangs einige Schwärigkeiten. Da ich mich aber selbst darum interessirte, und tausend Thaler für ihre Erhaltung im Kloster erlegte, — so willigten endlich auch diese darein.

Abbate Veronese, der jedes seiner Projekte mit Schnelligkeit durchzusetzen gewohnt ist, — drang auch auf die baldige Abreise des Mädchens. Sie war kaum hergestellt, so reiste er in Begleitung der Mutter mit Louise nach J***. Ich hatte nicht den Trost, sie noch einmal zu sprechen. Denn der Abbate widerrieth es mir für izt aus sehr vielen Gründen. Wenn Louise an Ort und Stelle ist, sagte er, denn können Sie sie besuchen, so oft Sie wollen. Aber izt — würde Ihre Zusammenkunft nicht nur die Schmerzen in ihrer Seele erneuern, sondern Sie liefen auch noch Gefahr, Ihr Verstandniß zu entdecken.

Alles, was er mir erlaubte, war, daß ich an Sie schreiben dürfte. Doch will er ihr den Brief, worein ich mein Portrait schloß, erst bey dem Abschiede im Kloster geben.

Ich kann kaum die Zeit erwarten, sie zu sehen. Mein ganzes Herz hängt so an dem Mädchen,

P 2

then,



chen, daß mir jede Stunde, die ich ohne Sie zu bringe, unüberwindliche Langeweile verursacht.

Abbate Veronese, auf dessen Geschicklichkeit ich mich ganz verlasse, hat den Auftrag meine Geschäfte in Ordnung zu bringen. Empfehl ihn meinen guten Freunden. Du mußt ihn meinem Weibe bekannt machen, dich aber nicht merken lassen, daß er mit mir in Verbindung stehe. Er hat geheime Entwürfe, worzu ihm diese Vorsicht sehr nützlich ist. —

In acht Tagen reise ich auch ab. Willst du mir schreiben, so schicke die Briefe nach Paris; denn sobald ich Louisen gesprochen, und beruhigt habe, nehme ich meinen Weg dahin.

Lebe wohl, und vergnügt; und denke an deinen Freund

Stett.





Siebzehnter Brief.

Gräfin Eleonore an ihre Mutter.

N^o 3, den 30sten Julli 1773.

Auf Ihre Bitte erlaubte mir der Hof auf zehn Wochen zu Ihnen zu reisen. Uebermorgen soll ich Abschied bey Hofe nehmen. Diese Paar Tage werden mir sehr lang werden. —

Ich weiß nicht, ob Ihnen die Baroneß Hart die Zurückkunft ihres Sohnes schon gemeldet hat. Er ist vor vier Tagen hier angekommen.

Vorgestern lernte ich ihn bey ihr kennen. Der lebenswürdigste Jüngling, der ganz der Idee entspricht, die ich mir von seinem edlen Herzen und seinem Charakter im voraus gemacht habe. Wenn ich nicht irre, so übertraf er noch meine Erwartung.

Ich war sehr erfreut, ihm meinen lebhaften Dank für seine Freundschaft gegen mich und Fletten mündlich bezeugen zu können. Er hat mich durch die gefällige Art, mit der er sich meinen Dank verbeten, unendlich mehr gegen sich verbindlich gemacht.

Die Baroneß Hart und ihr Sohn werden Sie mit mir zugleich besuchen. Dächten doch



alle Menschen so edel, wie sie beyde, würden wir wohl von so mannichfaltigen Uebeln geplagt werden?

Ich erkundigte mich sehr genau um die Umstände, die meinen Mann betreffen. Ach, wie beschämt ward ich nicht über den Undank, mit dem er die Freundschaft des jungen Hart erwiderte. Nicht eine Zeile Antwort erhielt er von ihm, so wenig als ich. —

Erst an diesem Tage ward ich mit einem Geistlichen bekannt, der grade von Spaa kommt. Er ward durch den Bischoff der Gesellschaft vorgestellt. Seine Frömmigkeit, und sein Verstand gewannen ihm bald die Herzen aller Anwesenden. Ich selbst muß es gestehen, daß ich ihm von dem ersten Anblick an meine ganze Hochachtung widmete.

Begierig, etwas von dem Zustande meines Gemahls zu erfahren, suchte ich seine Gesellschaft. Ich fragte ihn: ob er den jungen Graf von Flett in Spaa kennen gelernt habe?

„Ja, gnädiges Fräulein.“

Ich ward über diese Antwort im ganzen Gesicht roth! Er bemerkte es, und fragte mich um die Ursache.

Ich nehme sehr vielen Theil an seinem Schicksale, antwortete ich.

Ich



Ich erkundigte mich, ohne mich sogleich zu erkennen zu geben, weiter um ihn. Allein aus den unbestimmten, zweydeutigen Antworten, aus dem Bestreben, im Allgemeinen Gutes von ihm zu sprechen, — konnte ich leicht schliessen, daß Flett noch an nichts weniger denke, als an die Besserung.

Ich konnte diese geheimnißvolle Sprache dieses würdigen Mannes, nicht ertragen. Ich hat ihn, nur ohne Umschweife seine Gedanken über Fletten zu entdecken. Ich weiß es, sagte ich, daß er seinen Neigungen zur Ausschweifung zu viele Herrschaft über sich einräumt; aber ich hoffe, er wird den Schaden, der ihn daraus zuwächst, einsehen lernen, und sich bessern.

Ich gab mich ihm zu erkennen. — Gott! wie erstaunte der würdige Mann, als er hörte, daß ich seine Gattin sey. — Er sah mich mit dem lebhaftesten Mitleiden an; eine Thräne zitterte in seinem Auge: — „Gott kann alles bewirken,“ sagte er endlich! und stund auf.

Ich hätte gern länger mit ihm gesprochen, allein seine fromme Theilnehmung, die er an meinem Zustande hatte, — sein so sichtbarer Kummer, — selbst meine eigene traurige Stimmung riethen mir es, für diesmal abzubrechen.

Er hielt sich auch nicht lange in der Gesellschaft auf, sondern entfernte sich bald. Ich hat.



ihn beym Abschiede, mich ehestens zu besuchen.
Wie sehne ich mich, ihn bey mir zu sprechen!

Ach, beste, theuerste Mutter, warum ist
mir der einzige Trost geraubt, meine Ruhe und
Zufriedenheit auch nur auf die Hoffnung bauen
zu dürfen? Schon diese würde mich unendlich
glücklich in meiner isigen Lage machen!

Ich küsse Ihnen mit der kindlichsten Zärtlich-
keit die Hände, und bin ic.

Eleonore.

Cap. 17.

Achtzehnter Brief.

Baron Hart an Herrn Quat.

..., den 6ten August 1773.

Wie soll ich mich entschuldigen, theuerster
Freund, daß ich Ihnen so lange keine Nachricht
von mir gebe? Ich überlasse es Ihrer Güte, die-
sen Fehler mir zu vergeben. Nur nehmen Sie
die Versicherung von mir an, daß Sie mein
Herz noch mit eben der aufrichtigen, unverän-
derlichen Zärtlichkeit liebt; daß es ganz für ei-
nen Freund schlägt, dessen weisen und freunds-
chaftlichen Lenkung ich auf meiner Laufbahn,
die



die ich in der Welt betrat, so viele Fürsorge und Verbindlichkeit schuldig bin. —

Da ich für jetz Ihren mündlichen Rath entbehren muß, so sehe ich mich gezwungen, Ihnen von allen meinen Handlungen seit unserer Trennung schriftlich Rechenschaft zu geben. Darf ich Sie bitten, mir Ihre Zurechtweisung mitzutheilen, wo Sie nur finden, daß ich meine Pflichten nicht ganz erfüllt habe?

Von dem Empfange meiner Mutter darf ich Ihnen wohl nicht erst die nähere Schilderung machen. Sie liebt mich; ich liebe Sie; wir beyde sehnten uns, einander wieder zu sehen; — welche Wollust muß nicht in unsern Herzen gewallet haben, diese Sehnsucht gestillt zu sehen!

Sie war sehr betrübt, als sie erfuhr, daß Sie Ihrer Krankheit wegen zurück geblieben. Sie wünscht eben so sehnlich, Sie bald zu sehen, und ihren Dank für Ihre Sorgfalt, die Sie gegen mich zeigten, abzustatten, als ich selbst.

Die ersten Tage gingen in Staatsvisiten vorbey. Dem Fürsten ward ich vorgestellt. Die herablassende Huld, mit der er mich empfing, hätte ich nicht erwartet. Er ließ sich in den gnädigsten Ausdrücken über meine Aufführung auf meiner Reise gegen mich heraus. Aber dies alles war für mein Herz nicht so viel Be-



lohnung, als die Gelegenheit, die ich hatte, dem besten Fürsten sagen zu können, daß Sie der Würdige waren, dem ich das Glück, den Beyfall eines so weisen Fürsten zu erhalten, verdanken müsse. O! Sie glauben nicht, wie trunken ich vor Freude war; als ich in den Mienen des Fürsten die Achtung sah, die er Ihnen im Herzen gab! — —

Ich übergehe die andern Visiten. Sie waren fleiße Ceremonielle, wobey der eine über meine beygehaltenen deutschen Sitten die Nase rümpfte, der andere Glossen und witzige Spitzfindigkeiten über meine kurze Wanderzeit machte.

Endlich, Freund, — ward ich von meiner Mutter der Gräfin Eleonore vorgestellt. — Was soll ich Ihnen sagen, von dem Eindruck, den diese würdige Dame auf mich machte? Sie wissen, wie oft ich ihr Schicksal bedauerte; wie sehr ich Theil an ihrem Zustande nahm; wie eifrig ich mich um ihre Ruhe interessirte. Aber ist, da ich die Größe ihrer Seele ganz kenne, ganz ihren sanften, liebenswürdigen Charakter kenne; — Freund, ist muß nicht nur mein Mitleid gegen sie mit jeder Stunde wachsen, sondern selbst Flett wird in meinen Augen mit jedem neuem Zuge, den ich an ihr wahrnehme, verächtlicher.

Geben



Geben Sie mir, schätzbarster Freund, Ihren Rath; wie ich Eleonorens Ruhe so viel als möglich wieder herstellen kann. Ich kenne izt meinem Herzen nichts angelegentlicheres, als ihre Thränen zu trocknen. Wäre ich so glücklich, sie ruhig und zufrieden zu sehn, welche Bönne wäre dieß für mein Herz! Mich deucht, es übersteigt die Söeligkeit dieser Welt unendlich; dem Betrübten den Stachel aus seinem Herzen gerissen zu haben, und seine traurigen Tage in Tage der Freude, der Zufriedenheit zu verwandeln.

Gräfin Eleonore ist auf einige Wochen zu ihren Mutter zum Besuche nach *** gereiset. Ich und meine Mutter begleiteten sie dahin. Ich genieße also den Vorthail, oft um sie zu seyn, und jeden Umstand zu benützen, ihre Seele aufzuheitern.

Die einigen Tage, die wir auf dem Lands gute der Gräfin Fluhr zubrachten, haben wirklich schon sehr viele Heiterkeit bey Eleonoren hervorgebracht. Die alte Gräfin ist die ehrwürdigste Dame, die ich kenne. Sie und ihre Tochter begegnen sich wie die zärtlichsten Freundinnen. Nichts von dem mütterlichen Vorrecht auf der einen Seite, und nichts von der sonst so gewöhnlichen kindlichen Zurückhaltung von der andern, stöhrt die enge Zusammengattung ihrer
Gee



Seelen. Eine schließt sich der andern mit dem wärmsten Gefühl auf; und jede sucht dann das Labsal der andern zu seyn.

Meine Mutter und ich sind in ihrer Gesellschaft wie Unerwandte, vor denen man sich nicht einmal einen Gedanken zurückhalten erlauben würde. —

Wirklich trug die enge Freundschaft, die wir in unserm kleinen Zirkel knüpften, sehr viel dazu bey, daß Eleonore izt mit etwas freyerer Brust zu athmen anfängt.

Morgen erwarten wir einen gewissen Abbate Veronese, den Eleonore vorzüglich zu schätzen scheint. Er muß ein würdiger Mann seyn, da ihn die würdigste Frauenseele, die ich kenne, so hoch achtet.

Wir fünf sollen, so ist es beschlossen worden, den Rest des Sommers auf dem Landgute zubringen, und dann vereint in die Stadt zurückkehren. Von Abbaten erwartet sie noch einige Nachrichten, die den Aufenthalt des Flett in Spaa betreffen. Wächte doch dieser würdige Geistliche der Friedensbote seyn! Sie scheint indessen nicht viel Vortheilhaftes zu erwarten. Er soll sehr betreten geschienen haben, als er erfuhr, daß sie Fletts Gemalin sey. — —

Ist er vernünftig, so wird er ihr zwar ein aufrichtiges Gemälde entwerfen, ihr Herz aber
daben



Dabei schonen, und die Wunden nicht noch blutender machen.

Ach, Freund, — zu meiner eigenen Glückseligkeit — fehlen nur Sie noch. — Könnt ich Ihnen doch Ihre Genesung mit der Versicherung übersenden, daß ich mit dem anfrichtigsten, wärmsten Herzen sey

Ihr

unveränderlicher Freund,
Hart.

Neunzehnter Brief.

Baron Hart an Herrn Quat.

***, den 15ten August 1773.

Abbate Veronese kam! Wär er doch nie gekommen. Der Unglückliche! Doch er ist ohne Schuld. Er leidet so viel, als wir alle. — Als Christ und als Mensch fühlt er den Schlag in seiner ganzen Schwere, der das Herz der unglücklichen Eleonore niederbeugt. —

Es war eben Besuch bey uns, als er sich melden ließ. Eleonore war sehr mißvergnügt, daß sie ihre Gäste zween Tage von der genauern Gesellschaft



Gesellschaft dieses Geistlichen abjog. Endlich wurden wir des Zwangs entledigt. Die Gäste reisten vorgestern wieder weg, und überließen uns dem freundschaftlichen Vergnügen, das wir unter uns selbst genossen.

Noch denselben Abend führt ich Eleonoren in der langen Allee spazieren, die den Garten in der Mitte durchschneidet. Ich weiß nicht, durch welche Wendung des Gespräches wir auf Deoniers Tod kamen.

Ach, mein lieber Baron, sprach sie, mir blutet das Herz, wenn ich mir das Bild dieser unglücklichen Familie vorstelle. Ich spüre so oft der Ursache nach, warum mich ihr Unglück so sehr erschüttert, und finde am Ende allemal, daß das Gefühl eigener Leiden sehr vielen Theil daran hat. —

Ich erschrak über die unvermuthete Scene, die sie in unser Gespräch einflocht, und suchte sie kurz davon abzulenken. Sie haben, gnädige Gräfin, antwortete ich, ein fühlbares Herz, das an dem Unglück ihrer Nebenmenschen Theil nimmt. Die Thränen, die sie aus Mitleid weinen, machen ihrem edlen Herzen Ehre. Allein sich ganz dem Gefühle des Mitleids überlassen, sich selbst aufopfern, um seinem Gefühle freye Nahrung zu geben, — sollte das wohl mit den weisen Absichten der Vorsicht übereinstimmen?



So wie wir verpflichtet sind, und im eigenen widrigen Schicksale zu trösten, so deucht mir, sind wir auch verpflichtet, dem Mitleid gegen das Schicksal anderer Unglücklichen eine Gränze zu ziehen.

„Recht, Baron! Man soll sich selbst trösten! — Das lehrte man mich schon, da ich noch ein Mädchen war. Wie man sich aber selbst trösten könne, zu der Zeit könne, wenn die Seele leidet, — wer lehrt mich das? — Ich kannte noch nicht! — Doch, Baron, sagen Sie mir, warum empfindet mein Herz nicht eben so viel Mitleid bey dem Unglück eines jeden Fremden, als bey dem Unglück des Desnietts? Er ist unglücklich, — und ich bedaure ihn, wie jeden andern, aufrichtig. Aber sein Unglück schlägt selbst aus seinem Grabe noch auf mich zurück, — und ich leide; leide viel, — mehr, als meine Kräfte ertragen. O, wie oft beneide ich den würdigen, ehrlichen Mann! Er litt kurz vor seinem Ende, ich leide noch! Seine Seele umstrahlt ist ewige Ruhe, — und die meinige? Ach, Freund, sie schwebt von Leiden zu Leiden fort; jeder Tag wälzt mit der Morgenröthe Traurigkeit über mich daher, und jede Nacht hält sich in Schmerzen für mich: Ich strenge oft alle meine Kräfte an, durch die Hülle zu dringen, die mich umgiebt. Aber zu schwach, der Last zu widerstehn, sink ich



ich nach jedem Kampfe ohnmächtiger zurück. Es ist nicht überspanntes Gefühl, das mich mißstimmt. Ich würde die erste seyn, die mir Vorwürfe darüber machte. Aber so — ist mein Gewissen rein, — und das ist für mich ein Zeichen, daß mein Schmerz nicht ungerecht ist. Ich vergebe mir die kleinste Handlung nicht, die auch nur den Schein der Unrechtmäßigkeit an sich hat. — Und das Gefühl, mit dem ich mein Herz dem Schmerze öfne, dieß Gefühl sollte unrechtmäßig seyn, ohne daß mir mein Gewissen darüber Vorwürfe machte?“

Das wird Ihnen, gnädige Gräfin, niemand zumuthen. Aber —

„Aber ich sollte doch nicht so ganz meinem Schmerze nachhängen.“ —

Wenn Sie dies könnten. — —

„Wenn ich es könnte. — Recht so, Baron! Wenn ich es könnte, so würd ich glücklicher seyn, das wollten Sie doch sagen? — Ich sagte mir dies auch! Und was antwortete mir das Herz? — Ich kann nicht! O, Freund, noch sind Sie in die Sphären der Leiden nicht so verwebt gewesen. Sie können sich das Bild nicht davon entwerfen, mit welcher Gewalt die Ideen immer wieder auf das neue losstürmen, die von dem Gegenstande herkommen, der diese Leiden gebähret.“

Hier



Hier trat aus einer Seiten-Allee Abbate Veronese zu uns. Er hatte den letzten Theil ihrer Rede gehört; er nahm die Gräfin bey der Hand, und suchte sie zu trösten. Er lenkte das Gespräch allgemach von dem zu traurigen Punkte, um den es sich noch immer drehte, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ab. Endlich, da es bereits in das weniger traurige Geleise eingelenkt war, fragte ihn Gräfin Elzouire: ob er ihr von Seite des Fletts Beruhigung versprechen könne? —

Ich habe zwar, antwortete er, Ihren Gemal kennen gelernt, aber nicht so genau, um jede Seite seines Charakters auszusprechen. Indessen denke ich — bey der so sichtbaren Disharmonie ihrer Seelen, — sollten sie beyde sehr bald auf den Standpunkt ihrer Beruhigung kommen.

„Wie verstehen Sie das, ehrwürdiger Herr?“

Hat Ihnen Graf Flett von seinem Plane noch nichts geschrieben?

„Nicht eine Zeile! Schon seit er in Spaa ist.“ —

Nicht? Und ganz Spaa ist davon voll? —

„Wovon?“

Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen entdecken soll. — Indes — besser, Sie erfahren es durch mich, als durch das Gerücht. — Viel-



leicht war es auch nur ein flüchtiger Einfall des Grafen. — Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, eine Frage? — Sie liebten Fletten nicht, als Sie gezwungen wurden, sich mit ihm zu verbinden. War Ihr Herz damals ganz frey?

Eleonore. Ganz.

Der Abbate ward durch die Ankunft eines Expressen in seinem Gespräche gestört. Hauptmann Blau schickte ihn aus der Stadt ab. Er brachte von Fletten einen Brief an Eleonoren.

Sie erkannte die Hand. Zitternd, halb mit Furcht, halb mit Vergnügen brach sie das Siegel auf. Sie las. — Mit einemmal stürzte sie zur Erde wie todt hin. Ich erschrock, daß ich unbeweglich da stand. Abbate suchte, so gut er konnte, sie aufzurichten.

„Großer Gott, rief sie endlich, — willst du es, daß ich sterbe, — ich murre nicht darüber! Nur genß den Tod nicht Tropfenweis in meine Seele.“ —

Sie gab mir den Brief ihres Mannes zu lesen. Wie erschrock ich, als ich ihn las! — Urtheilen Sie selbst von dem Gram, der Eleonoren befallen mußte, als sie ihn las.

Madam!



Madam!

„Wilde, die Fesseln länger zu tragen, die
„mich und Sie unglücklich machen, bin ich ent-
„schlossen, auf die Scheidung zu dringen. Ich
„liebe Sie nicht, kann Sie nicht lieben, und
„werde es auch nie. Verdruß, und Haß
„gegen Sie reißen mich von einer Tollheit zur
„andern hin. Ich hoffe, Sie werden sich mei-
„nem Entschlusse nicht entgegensträuben. Mein
„Herz will frey seyn; will der Wahl folgen, die
„es machte. Hindern Sie mich nicht daran,
„wenn Sie anders Ihre Ruhe und Ihr Leben
„schätzen. Ich will Ihnen kein Geheimniß dar-
„aus machen, daß ich bereits versprochen bin.
„Nichts als die gesetzliche Trennung von Ihnen
„mangelt noch, um mich ganz glücklich zu
„sehen.“

Stett.

Kann der verworfenste Mensch beleidigender
mit einer Gattin verfahren, gegen die er die of-
fenbarsten Rechte der Beschwerden hätte? —
Wie vereinigten unsere Kräfte, Eleonoren in
Ihr Zimmer zu bringen. Wie erschrock ihre
Mutter über den Zustand, in welchem sie ihre
Tochter erblickte.

Abbate bemühte sich zwar, sie beyde zu be-
ruhigen, aber vergebens. Ihre Seelen waren



zu sehr erschüttert, als daß in diesem Augenblick die vernünftigste Vorstellung eine Wirkung gehabt hätte. Eleonore fiel in einem Sprachlosen, aber desto schmerzhaftern Zustand.

Ich gestehe es, daß mich der Anblick ihrer Leiden doppelt rührte. So viele Tugend, so viele Zärtlichkeit des Herzens, eine so erhabene Seele so tief in Kummer versenkt zu sehen; Augenzeuge all des Schmerzes zu seyn, der auf sie loßstürmte, das mußte für mich sehr viele Wirkung haben.

So sehr wir auch alle beschäftigt waren, Eleonoren Beruhigung zu verschaffen, so war es doch — diesen Abend vergebens. Sie kämpfte bis in die Hälfte der Nacht mit den innersten Schmerzen ihrer Seele. Endlich fand sie Erleichterung, und schlief ein.

Des Morgens fühlte sie Kräfte, die uns vermuthen ließen, daß die erste Hitze ihres Schreckes vorüber sey. Wirklich betrogen wir uns auch in unserer Vermuthung nicht.

Abbate Veronese bemerkte diese Beruhigung ihrer Seele, und suchte diesen Zeitpunkt zu benutzen.

Ich freue mich, gnädige Gräfin, daß Sie Ihrem Schmerze Gränzen zu setzen wissen. Freylich ist die Unbescheidenheit Ihres Gemaltes groß genug, Sie aus der Fassung zu bringen; aber



aber Sie ganz niederzubeugen? — Daß verdient er nicht.

„Ach, hochwürdiger Herr! Verdiente ich aber diese Begegnung? Wie schlug mein Herz dem Tage mit Sehnsucht entgegen, an dem ich es Stetten mit der Fülle aller Zärtlichkeit geben konnte! — Ich foderte so wenig — und er, — er schlägt auch die kleine Forderung aus? Sieht mich leiden, durch ihn leiden, und er drückt noch ganz den Dolch in meine Brust? — Schon so viele Thränen, die ich für sein und mein Glück weinte, — sie alle sind Thränen, die ich vergeblich weinte.“ —

Eben deshalb bitte ich Sie, — Ihre Thränen für keinen Unwürdigen mehr fließen zu lassen.

„Unwürdigen? — Daß ist der Stachel, der meine Seele foltert.“ — Sein Verlust — nein — der ist es nicht, der mich in Angst stürzte! Aber — Stett, wie er denkt, empfindet, — wie er jetzt handelt, würde er es gerade so thun, wenn ich nicht Ursache an allem diesem wäre? Würde er nicht glücklich seyn, wenn ich nicht der Stein des Anstoßes für ihn wäre? Ach, diese Gedanken — sie liegen Zentnerschwer auf meiner Seele! Gott weiß es, wie viel ich dabei leide.“

Der gute Geistliche bemühte sich, so viel es in seinen Kräften stand, ihr diese Gewissens-



scrupel auszureden. Er stellte ihr das Bild ihrer gänzlichen Unschuld so lebhaft vor Augen, daß er endlich seinen Zweck erreichte, und sie beruhigte.

Aber die Idee von Schande, von der Rede des Neids und der Verläumdung — die konnte er in ihrer Seele nicht auslöschen. Sie scheint auch im Grunde genommen, recht darin zu haben. Eine Dame von so fühlbarem Herzen wie Eleonore, — wie? sollte die nicht mit Recht auch nur den Schein eines möglichen Tadels scheuen? Soll es ihr nicht schmerzlich fallen, sich der Beurtheilung der Bosheit bloßzustellen, die auch aus der unschuldigsten Ereigniß giftige Pfeile zu dreheln weiß?

Leben Sie wohl, mein Bester. Sobald es Ihre Kräfte zulassen, so erbitte ich mir eine Nachricht von Ihnen. Wie würde ich mich freuen, wenn Sie, diese Nachricht mündlich bringen könnten

Ihrem

zärtlichsten Freund,
Gart.

 Zwan



Zwanzigster Brief.

Hauptmann Blau an den Grafen Flett.

R***, den 16ten August 1773.

Was zum Teufel fängst du an? — Erschrecke nicht. Ich mache dir keine Vorwürfe. Aber meinen Rath hättest du immer zuvor erwarten sollen, eh du in deinem Projekte so weit schrittest.

Gut — am besten wär es freylich für dich und Eleonoren, wenn ihr beyde aneinander käm't. Aber, um frey auf der Strasse wandeln zu können, von der Spitze des Thurms herabzuspringen — das heist allemal zum wenigsten ein Paar Beine in die Schanze schlagen. Und die braucht doch der Springer zu seinem Herumspazieren?

Ich will aufrichtig mit dir reden. Dringst du auf Ehescheidung, so stoßst du den Hof vor den Kopf. Du beleidigst ihn allemal mehr, als wenn du seinem erstern Ansinnen nicht nachgegeben hättest.

Warum tobst du izt so gewaltig? — Die Liebe gegen Louisen, sagst du, hat an deiner Nize so vielen Antheil. — Gut! Gewinnst du aber



aber in Absicht auf diese etwas durch deine Hitze? Nimmermehr! Der Hof wird dann aus Caprice sich deiner Heyrath mit dem Mädchen widersetzen.

Im Grunde betrachtet, so muß es der Hof auch thun. Soll er durch deine Halsstarrigkeit beschämt werden? — Du kennst die Rabalen des Cabinets nicht. Du unterliegst, und wenn du Perkules wärst.

Du klagst über deine Feinde, die du bey Hofe hast. Du hast Recht, wenn du sagst, daß du deren viele habest. Aber sie alle zusammen würden Dolche wider dich in die Hände bekommen, die sie ungescheut zu deinem gänzlichen Sturze zucken dürften, wenn sie durch das öffentliche Mißvergnügen des Hofes dazu berechtigt zu seyn glauben könnten.

Im Vertrauen gesagt. Ist hält dir der Fürst noch immer die Stange. Freylich bloß in Rücksicht auf Eleonoren. Aber ist es nicht gleichviel, was für eine Stütze es immer sey, wenn sie nur sicher ist? Und du willst diese Stütze von dir stossen?

Thu das nicht, lieber Bruder! Statt daß du aus deiner Sklaverey dich befreystest, fielest du in eine weit tiefere.

Abbate Veronesi, der dir von seiner guten Aufnahme bey Eleonoren selbst Nachricht geben wird, ist ebenfalls meiner Meynung. Nach der
Page,



Sage, in welcher er die Sache hier fand, rath
er dir — wenigstens für izt — nichts weniger
als deinen ~~Man~~ an.

Ich weiß nicht, ob ich ganz nach deiner Ab-
sicht gehandelt habe, aber zu deinem Besten habe
ich es gewiß. Ich besuchte Eleonoren selbst,
und sagte ihr, daß der Brief, den sie durch einen
Expressen, wie ich gehört habe, erhalten hätte,
nichts weniger als von mir abgeschickt worden
wäre. Ein Bedienter, der dich bestohlen hätte,
und sich hier an dich deshalb rächen wollte,
weil du ihn des Dienstes entlassen, hätte deine
Hand nachgemacht, und ihr den Brief zuges-
chickt. Diese Lüge desto wahrscheinlicher zu
machen, so setzte ich eine zweyte hinzu, daß er
durch Steckbriefe von dir wäre kenntlich gemacht,
und eingezogen worden; daß er seine Betrüge-
reien selbst gestanden, und mich gebeten habe,
Eleonoren aus dem Irrthume zu reißen.

Ich kann nun freylich nicht sagen, daß ich
sie durch diese Enträthselung sehr erfreut hätte, --
beruhigt aber habe ich sie gewiß, denn die Wicne,
mit der sie mir für meine Mühe dankte, zeichnete
zu lebhaft die Erleichterung ihres Gemüths ab.

Das Attestat von deiner Krankheit habe ich
zwar, aber ich behalte es indessen in secreto bey
mir. Ich bin

Dein

Blau.

J 5

Ein



Ein und zwanzigster Brief.

Abbate Veronese an den Graf Flett.

... den 16ten August 1773.

Ich bin durch Ihren unvermutheten Brief an die Gräfin in nicht geringe Verwirrung gestürzt worden. Ich war eben auf dem Punkt, Eleonoren nach Ihrem Plan vorzubereiten, als Ihre zu schnelle Erklärung mich aller Vortheile wieder beraubte, die ich von dieser Seite schon erhalten hatte.

Um des Himmels willen, Herr Graf, schreiben Sie nicht zu hastig zu Werke. Ihr Projekt muß allerdings durchgesetzt werden, aber Sie müssen es als eine Frucht ansehen, welche — unzeitig gepflückt, — zum Gifte dienet.

Nicht Sie allein — auch Eleonore muß bey dieser Scene ihre Rolle mitspielen. Mein Rath wäre, so lange im verborgenen die Segel einzuziehen, bis der Wind aus der rechten Gegend wehet.

Eleonore muß auf diesen Sturm vorbereitet, muß dahin gebracht werden, daß sie eben so eifrig Hand an Ihren Plan legt, als Sie selbst.



selbst. Interessirt sich die Gräfin selbst darth, so erhalten Sie den doppelten Vortheil, daß erstlich der Hof weniger Schwierigkeit dabey macht, und daß dann die Vorwürfe, welche späterhin odendörft empfangen werden; auch sie selbst zugleich fallen.

Ueberdies wird von der Sache weniger Aufsehen gemacht, wird die Cabale getheilt — und eben daher ohnmächtig bleiben, und der Hof hat keine Ursache, wider Sie allein aufgebracht zu seyn. Alle üble Folgen, welche izt, wenn Sie allein die Sache durchzusehen suchten, nothwendig für Sie entspringen müßten, würden zerfliehet werden; würden, ohne daß sie Sie in Ihrer Aussicht störten, wieder verschwinden.

Darf ich Sie daher bitten, Herr Graf, — so überlassen Sie mir das ganze Geschäft? Sie kennen meinen Eifer für Sie; und ich — ich habe so viel Verbindlichkeit gegen Sie, daß ich meinen Eifer nie erkalten lassen werde.

Nächstens werde ich die Ehre haben, Ihnen von meinem Fortgange in diesem Punkte nähere Auskunft geben zu können.

Erlauben Sie mir nun noch, daß ich Ihnen von der Rolle, welche ich hier spiele — denn spielen kann ich wohl die Affektation von Tugend und Frömmigkeit nennen, wegen welcher mich
die



die Leute für einen halben Heiligen halten, —
Nachricht gebe.

Es war mir etwas leichtes, das Zutrauen
des Bischofs zu erwerben. Ein ehrlicher Mann
wie er, sucht hinter keinem Gesichte, das die
Masque der Ehrlichkeit nur vornimmt, — den
Schalk. Ihm habe ich es zu danken, daß ich so
geschwind in den Zirkel der vornehmsten Gesell-
schaften eindringen konnte; denn er führte mich
allenenthalben selbst auf.

Gräfin Eleonore setzt ihr ganzes Zutrauen
auf mich. Ich lese die Hochachtung recht deut-
lich in ihren Augen, die sie vor mich im Herzen
hegt. Muß doch um den Glitter der nachgedes-
ten Rechtschaffenheit ein neckisches Ding seyn,
daß man mich — bloß dieses Glitters wegen
schon so liebgewinnt.

Der Punkt, nach welchem ich izt arbeite, ist
Eleonorens Gewissensrath zu werden. Ich
hoffe darinn glücklich zu seyn, da ich meine theo-
logischen und moralischen Grundsätze so sehr nach
der Stimmung ihres Herzens umzumodeln weiß.
Bin ich bis dahin vorgerückt, — dann Herr
Graf, werde ich die Karte unvermerkt zu dem
übrigen Spiele mischen können. Vielleicht er-
halte ich als Gewissensrath ein Licht, das uns
beyde, mich und Sie, werthester Herr Graf,
auf



auf unserm labyrinthischen Wege zur Stern-
leuchte dienen kann.

Daß ich bey Gräfin Eleonoren und ihrer
Fran Mutter zu *** bin, werden Sie wohl
schon aus der Aufschrift meines Briefes haben
schließen können.

Ich glaube, Garten zu meiner Miene als
ein sehr nütliches Bestandtheilchen gebrauchen
zu können. Freylich ist er das wirklich, was
ich nur scheine, ein grundehrlicher, rechtschaffes
• ner Mann. Aber desto leichter wird es mir
seyn, ihn bey der Nase auf mein Narrenseil zu
schwingen.

Denn, daß zween Betrüger einander betrü-
gen sollten, ist ein sehr seltener Fall. Wenig-
stens muß der Betroffene eine große Portion von Zu-
versicht auf seine Redlichkeit besitzen, wenn er
sich betrügen läßt. Und diese große Portion,
welchen Erbe ist sie? Desjenigen, der den Schalk
hinter der Gardine der Redlichkeit zu verbergen
weiß, oder desjenigen, der, fern von allen nie-
dern Schleichwegen, mit offenem Herzen alles,
was er thut, nach Grundsätzen der Rechtschaf-
• fenheit thut, und — da er selbst so vielen Ab-
sehen gegen die Henschelen besitzt, — jeden Hensch-
ler für einen Mann hält, der so viele Ehrlich-
keit besäße, als er selbst?

Ich



Ich empfehle mich Ihrer fernern Protektion,
und habe die Ehre, mit vollkommensster Hoch-
achtung zu ersterben

Eurer Hochgräflichen Gnaden

gehorsamster Knecht,
Abbate Veronese,

Zwey und zwanzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Julie.

***, den 18ten August 1773.

Wie beneide ich dich, meine Beste! Fern von
allem Gram des Herzens, lebst du in den Armen
deiner Mutter deine Tage — heiter, wie die
Tage des Frühlings durch.

Aber ich? — Ich verwelke unter der Last,
die mich drückt, wie eine Blume, deren Wurzel
abgehauen ist. Traurige Nüchternung ver-
stossener Tage; noch traurigere Aussicht in die
Zukunft; — kein Trost, keine Beruhigung für
ist, — ach, meine Freundin, in dieser Lage,
welches weibliche Herz würde nicht erliegen!

Ich hofte bey meiner Mutter meines Schicks
falls einigermaßen zu vergessen. Aber auch bis
in ihre Arme verfolgt mich seine Wuth. Alle
ihre



ihre Zärtlichkeit, all ihr Bemühen um mich ist vergebens. Oft, wenn ich ihre theilnehmende Thräne in ihrem Auge sehe, hebe ich doppelt erschreckt zurück, klage mich in meinem Herzen als die Stöhrerin ihrer Ruhe an, suche meinen Kummer zu verbergen, um das leidende Herz meiner Mutter wieder aufzurichten, — und wenn ich dies alles gethan habe, fange ich meine traurige Laufbahn wieder von vorne an.

O, Flett, — Flett, wie grausam handelst du gegen mich Unschuldige! Wie willig ist mein Herz, deiner Liebe entgegen zu kommen, wenn du Liebe gegen mich empfindest!

Aber nein, liebste Fulschen! So viel edles Gefühl hat er nicht. Der Barbar! Kann er mich noch nicht lieben, warum lügt er nicht wenigstens Liebe gegen mich? Ich würde diese Täuschung für Wahrheit nehmen, ihn und mich glücklich machen! —

Ha! wie mein Herz pocht! Ist Liebe, oder Haß? Keins von beeden. Sehnsucht ist's! — Sehnsucht? Sehnsucht nach Liebe? Ja Freundin, das ist's! Soll ich mich schämen, dies warme Gefühl in meinem Busen zu nähren? Ich nicht! Der Schöpfer legte dies Gefühl in meine Seele; er fachte diesen Funken zur glühenden Lohe auf, — und ich sollte mich schämen, diesen auflodernden Funken zu nähren?

Verzeih



Verzeih mir, wenn ich meine Wunden zu stark aufdecke. Ich bin zu schwach, sie zu bergen. Wenn es auch meine Lippen könnten, mein Herz kann es gewiß nicht. Das fließt in jedem Blicke über. Jeder liest es in meinen Augen, was in meinem Herzen stürmt. Und der es nicht liest, ist ein Verworfener, dem die Stimme der Menschheit, die Stimme der Natur nicht bekannt ist. —

Doch laß mich etliche Augenblicke mich selbst vergessen. Ich bin dir Rechenenschaft von unserm Aufenthalte hier schuldig.

Unsere Gesellschaft ist die ausgesuchteste. Meine Mutter, Baroness Sophie, ihr Sohn, der Abbat, und ich. — Alle hat wohl ein freundschaftlicher Zirkel so viele Harmonie der Herzen gehabt, als wir.

Du kennst den jungen Zart. Es sind wenig Männer, die ihm gleichen; und Jünglinge? — Keiner!

Ich läugne dir es nicht, er hat starke Eindrücke auf mich gemacht. Vielleicht würde ich gegen seine Vollkommenheiten nicht ganz so enthusiastisch seyn, wenn mein Herz noch in einer glücklichen Epoche schlüge. Aber jetzt hat jede — auch die kleinste Vollkommenheit — einen Werth, einen Vorzug in meinen Augen, worüber ich selbst unruhig werde. Warum sind unsere
Herz-



Herzen doch — — weg mit dem Gedanken!
Ich wage es nicht, ihn anzudenken.

Ja, meine Bester, Hart — und vielleicht er
allein verschafft mir noch so manche heitere Stunde,
Freylieh ist die Quelle meiner Heiterkeit dann
bloße Idee, — aber auch da behagt sie mir.

Wenn ich so in seinem Arm durch die Garten-
alleen wandle, er, aufmerksam auf den Reiz
der kleinsten Blume, von dem reichen Stoff
der Schönheit des Weltgebäudes mit mir
schwagt; alle die Wohlthaten herzählt, die die
Hand des Ewigen auf unsere irdische Laufbahn
wie Blumen hinstreut; die Gründe anführt,
woraus der bedrängte Menschensohn Beruhig-
ung, Trost seiner traurigen Seele schöpfen
kann; — wenn er — mit einer edlen Thräne
im Auge, dem Armen entgegen eilt, seine Last
zu erleichtern; igt mit den kleinen Kindern spielt,
und spielend sie den Reiz der Tugend lehrt; oder
vor dem Anblick einer boshaften Handlung
zurückbebt, wie vor einem Ungeheuer; dann
seufzt, daß der Mensch sich selbst — statt der
Werke Meister seines Glückes zu seyn, — in den
Abgrund stürzt, — wie schlägt ihm da mein
ganzes Herz den regsten Beifall zu; wie fließt
es sympathetisch in seines Aber! —

Aber, wenn ich in diesem Augenblick dann,
von innerm Gefühle durchströmt, sprachlos mit
ihm



ihm fortwandle, ihn reden höre, aber nicht mehr weiß, was er spricht, o, da arbeitet's in meiner Seele. — Lachende Rosengefülle stellen sich meinem Auge dar; alles, was um mich schwebt, duftet Wonnegesühl und Freude für mich. Ich denke mich an der Seite eines Vaters, mit Harts Empfindungen und Seele. Ich sehe, wie er jede kleine Thräne der Wehmuth aus Liebe von meinen Wangen küßt; Theil an jedem kleinen Kummer nimmt; mich in seine Arme schließt, mich zu trösten; keine Freude für ihn Freude zu seyn scheint, wenn sie es nicht auch für mich ist; in meinem Blicke jeden Wunsch meines Herzens liest; und eilt, meinem Wunsche zuvorzukommen; "seine Liebe durch tausend kleine Bärtlichkeiten mit jedem Tage erneuert; mein Glück, meine Ruhe, Ruhe und Glück für ihn ist; selbst weint, wenn ich im stillen leide; — kurz, meine Beste, ich male mir dann das Bild einer glücklichen Liebe mit so lebhaften Farben; daß ich oft Stundenlang in den Zaubergerilden meiner Phantasien herumschwärme, und alles Betrug vergesse, den mir meine Phantasie spielt.

Freulich erwache ich allmählich plötzlich von meinem schwärmertischen Traume. Ich fahre dann zusammen, wie ein Mädchen, der man ihren Geliebten am Altare raubt; sehe um mich; suche



suche den, für den mein Herz in meiner Phantasie schlug, — und finde ihn nicht. Alle meine freudigen Bilder verschwinden, und trübe Wolken umziehen dann meinen Horizont von neuem wieder.

Hart, — wenn er mich, nachdem ich Stundenlang an einer Rosenknospe spielte, — mit einemal so düster um die Stirne erblickte, fragte mich oft um die Ursache, die diesen plötzlichen Absprung von einer Extremität zur andern verursachte. Ich sehe ihn an, fühle meinen Nimmer doppelt lebhaft; indem ich ihn ansehe, will reden, aber der Schmerz raubt mir die Worte; er ließ den Kampf in meiner Seele, — und eine Thräne stürzt ihm aus dem Auge.

Ach, Freundin, wie kostbar mir diese Thräne ist, die er aus Mitleid und Theilnehmung für mich weint, — wie stark sie mich beruhigt, mir Linderung verschafft, kann ich dir unendlich lebhaft genug beschreiben. Anflüssen möchte ich sie, diese mitleidige Thräne!

Und Er, der dir diese Leiden verursacht, weint sie nicht? Dieser Gedanke ist ein Dolch für mein Herz!

Ich weiß nicht, meine Liebe, warum ich seit einigen Tagen anfangs, Stetten mit Garten zu vergleichen. Ich gehe zwar nicht partheiisch gegen den einen, und mit vorgefaßtem Vorur-



theil gegen den andern dabey zu Werke, — aber Gart gewinnt allemal. Ich machte mir wirklich schon über diese Ländereyen selbst Vorwürfe. Aber ich finde mich so wohl dabey, wenigstens die Paar Minuten durch, welche ich darzu brauche, daß ich oft in einer Stunde zwey, drey-mal diese Vergleichenen mache.

Aber solltest du wohl glauben, daß es mich ordentlich freut, daß Stett den Kürzern dabey zieht? Der Himmel wird mir diese kleine Schadenfreude verzeihn. Ich weiß nicht, woher es kömmt, daß ich selbst in den schwärmerischen Stunden meiner Phantasien, den, den mein Herz diese wenigen Augenblicke mit so inniger Wärme idealisch zu lieben scheint, — so ganz genau nach allen Zügen, die Garten empfehlen, anzeichne. Entweder Gart ist das Original des bestmöglichen Ideals, oder es liegt ein verborgener Trieb zum Grunde, den ich mir, wenigstens izt, noch nicht zu enträthseln getraue.

Was? Vier ganze Seiten schon von Garten? Verzeih mir, Beste, daß ich so lange bey dem liebenswürdigen Jünglinge verweilte. — Ich will mich losreißen von ihm, und dir andre Dinge vorschwätzen.

Abbate Veronese liebt mich wie ein Vater seine Tochter nur immer lieben kann. Er ist der seltenen Geistlichen einer, der die Jugend



und Religion auch in der kleinsten seiner Handlungen zur Wegweiserin wählt, beyde liebt und schätzt, ohne sie zu mährischen Despoten herabzuwürdigen, die jede Freude des Lebens aus den Menschenherzen wegzudonnern suchten. —

Sein Umgang, und seine Ermahnungen sind für mich über allen Werth. Nie werde ich es dem würdigen Manne verdanken können, was er für mich thut. Du hättest ihn sehen sollen, wie nah ihn mein Schicksal gieng, als er meine Thränen über den Brief erblickte, den Blau mir vor einigen Tagen schickte. Meine Mutter hat dir davon die Nachricht schon gegeben, ich will sie dir daher nicht wieder erzählen. So erschütternd auch der erste Eindruck war, den der unseelige Brief auf mich wirkte, weiß ich mich doch der Unruh, des innern Schreckes und der Bestürzung genau zu erinnern, mit der Abbate Veronese selbst darüber betroffen war.

Es ist ganz natürlich, daß ich den Gedanken: Slett dränge auf eine förmliche Scheidung, von der Seite betrachtete, die für mich eben die bestürbteste war. Was wird die Welt von dir sagen? Scheitert nicht dein guter Name? Wird die Verleumdung nicht Stoff daraus zu ziehen suchen, deine Tugend anzuschwärzen? Verlierst du nicht die Achtung der Edlen, die dich jetzt lieben? Was für eine Aussicht bleibt dir nach die-



sein Schritte übrig, als Schande und Entehrung? Diese, und unzählige andere Gedanken stürzten mit einemmale auf mich los, und ich erlag ihrer Wuth.

Nächstens, meine liebste Freundin, mehr! Ich habe nie mehr Erleichterung, als wenn ich mit dir rede. Ist freylich nur mit der Feder in der Hand, — aber ich denke mir dich so ganz in Lebensgröße vor mir, und dann — ja, Freundin, dann küsse ich dich wohl hundertmal in Gedanken.

Eleonore.

Drey und zwanzigster Brief.

Graf Fless an Hauptmann Blau.

Paris, den 4ten September 1773.

Dank für deinen Rath! Ist mir zwar nicht willkommen, — aber er verräth doch dein gutes Herz gegen mich, und dafür verdienst du schon meinen Dank.

Also ich will mit meinem Plane noch zurück halten, — aber um des Himmels willen nicht zu lange. Sage dem Abate, er soll das Spiel zu Ende bringen, die Karte mag fallen, wie sie wolle.

Warum



Warum ich so heftig darauf dringe?

Bruder, wenn ich auch keine andre Ursache als meine Liebe zu Louisen hätte, — so würde mir schon jeder Augenblick unerträglich seyn.

Doch ich will dir die alten Melodien nicht wieder vorleyern. Du kennst sie, und du wirst mir Recht geben.

Von Spaa bin ich acht Tage nach Louisen abgereist. Du kannst leicht denken, daß ich mit dem unruhigsten Herzen von der Welt meinem Mädchen entgegen stoh.

Die Aebstin ward durch das offenerzige Bekenntniß der ganzen Lage, durch einige demüthige Handküsse, und durch kleine Geschenke bald gewonnen.

Ich machte hier die Erfahrung, daß die weiblichen Herzen zu nichts leichter sich in Verschönerung wider die ganze Welt einlassen, als wenn es die Liebe betrifft. Die gute Aebstin schien so vielen Antheil an unserer wechselseitigen Lage der Herzen zu nehmen, daß sie es als eine Art von eigener Befriedigung ansehen mochte, wenn sie der unsrigen Vorschub leistete. Ich las recht deutlich in ihren Mienen, daß sie das Glück der Liebe zu schätzen wisse, und daß sie die Qual, die Liebe in ihrem Keime ersticken zu müssen, lebhaft fühle.



Ich durfte Louisen während meines sechs-
tägigen Aufenthalts zu R** viermal besuchen.
Himmel, mit welcher Wärme sie meinen Armen
entgegen stoh! „Sie sind mir ungetreu, Sie
sind falsch gegen mich, Sie betrogen mich, aber
ich liebe Sie doch, werde Sie lieben, wenn Sie
mir auch den Tod brächten.“

„Sage mir Bruder, was sollte ich ihr ant-
worten? Gott weiß es, mein Herz hätte zersprin-
gen mögen, daß ich nicht in dem Augenblicke
freie Hände hatte.“

Die Aebtissin war gefällig genug, und allein
zu lassen. Im Herzen dankte ich ihr sehr für
diese Galanterie. Ich benutzte die Gelegenheit
Allemal, und war so glücklich, das liebenswür-
digste Mädchen von der Welt endlich zu beruhig-
en. „Ich will sie glücklich machen, und sollte
es mein eigenes Glück kosten.“

„An die Abschiedsvorhite darf ich nicht denken!
Sie zerriß mir das Herz, so gut wie Louisen.
Wohl eine Stunde lagen wir einander in den
Armen, küßten uns, weinten und konnten nicht
ein Wort sprechen. Die Aebtissin mußte uns
auseinander bringen. „Kinderchen, sprach sie
tröstet euch. So viele Zärtlichkeit und Liebe
laßt der Himmel nicht unbelohnt. Die Hof-
nung, euch wieder zu sehen, euch ewig zu lieben,
ist euch nicht geraubt. Ihr dürft es, kein
Gefeh,



Gefetz, kein Gelübde hindert euch daran. Ueberwindet euch einige Zeit, und die Zukunft wird desto heiterer für euch werden.“

Louise küßte ihr die Hand, ich umarmte das gute Weib, und bat mir die Erlaubniß aus, daß ich meine Briefe an Louisen an sie einschließen dürfte. Sie versprach mir, auch Louisens Briefe auf diese Art nach Paris zu schicken. Und so schied ich von dem Mädchen, das mein Herz mit so regem Feuer liebt. —

Die drey Wochen, die ich von ihr bin, schwebt mir ihr Bild allenthalben vor den Augen. Ich träume, und was mir träumt, ist sie; ich wache, und was ich sehe, ist sie; was ich denke, woran sich meine ganze Seele sehnt, ist sie.

Ich schwöre dir, daß ich unter der Last der Fesseln, die mich von dem ganzen Auszuschlage meines Willens zurückhalten, wie ein Sklave unter dem Joche seines Elendes seufze. Alles in der Welt ist mir ein Stein des Uergernisses, alles zu enge, nirgends habe ich Ruhe, Louise raubt mir außer ihren Armen alle Zufriedenheit. Ohne sie ist kein Glück auf Erden für mich! —

Ich bin schon vier Tage in Paris. Ich kann dich versichern, auch dieser Ort, alle meine Freunde, alle meine Zerstreuungen, die ich sonst hier so allmächtig liebte, — alles dies hat nicht den geringsten Reiz für mich. Ich lebe mitten



in den paphischen Gefilden wie ein Misanthrop. Wenn mein Herz nicht bald beruhigt wird, so muß ich vergehen.

Ich werde mich nicht lang hier aufhalten. Eine Reise im Lande wird mich wenigstens zerstreuen. Ich will sie so einrichten, daß ich von Zeit zu Zeit Louisen besuchen kann.

Ich bitte dich recht sehr, laß dich meine Schwermuth rühren, und wende mit Abbaten alles an, damit ich bald in eine zufriednere Lage gesetzt werde.

Abbaten schreibe ich diesmal nicht. Ich kann ihm nichts anders sagen, als was ich dir sagte.

Ich küsse dich tausendmal.

Flitz.



Bier



Vier und zwanzigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

***, den 6ten Sept. 1773.

Einen Schritt — den wichtigsten in meinem Plane habe ich gethan. Gräfin Eleonore entfaltet mir izt mit der ungeheucheltesten Offenherzigkeit jedes Geheimniß ihres Herzens. Sie werden mich von selbst verstehen, daß sie mich zu ihren Beichtvater wählte. Wie sich die gute, fromme Seele ängstiget! Fürwahr, foderte es nicht Ihr Glück, Herr Graf, ich würde Mitleid mit dieser würdigen Dame haben.

Doch was nützt das Anstaunen über die Erhabenheit einer weiblichen Seele, die Sie nicht lieben, — nicht lieben können! Ich will Ihnen dafür alle die Entdeckungen berichten, die ich in ihrem Herzen machte.

Sie hat Frömmigkeit und Anhängigkeit zur Religion genug, daß ich Bürge für die Wahrheit des seyn kann, was sie mir im Beichtstuhle anvertraut. Und ich habe die Masque eines ehrlichen, religiösen Mannes so geschickt vor das Gesicht genommen, daß auch nicht eine Lücke ist, wo sie nicht vollkommen paßte, oder Eleonore



im Stande wäre, mich in meiner wahren Gestalt zu erkennen.

Beide Umstände versichern mich, daß sie auch nicht einen Gewissensscrupel von der unbedeutendsten Kleinigkeit verschwieg, wenn er ihr Herz drückte. Und doch, Herr Graf, — habe ich nicht die geringste fremde Liebe in ihrem Herzen entdeckt. Ich fragte sie mit der Miene eines theilnehmenden Menschenfreundes: warum sie Sie nicht lieben könnte?

„Man überraschte mich mit der Wahl meines Mannes zu schnell. Mein Herz war zwar damals noch ganz frey, aber — der üble Ruf, worinn er von Seiten seines Charakters stand — verhinderte, daß er so schnellen Eindruck auf mein Herz gemacht hätte, als er wohl vielleicht nach der Hand gemacht haben würde.“

Sie wissen sich doch in ihrem Gewissen rein, daß keine Nebenstände, keine fremde heimliche Liebe Sie an der Ausöhnung mit ihm hindert?

„Fremde Liebe? Gott ist mein Zeuge, daß mein Herz noch bis diese Stunde die Liebe nicht kennt. Wunsch nach Liebe — ja, diesen fühle ich. Aber wem sollte es die Liebe wirklich zuwenden, wenn der, den mich meine Pflicht zu lieben auffodert, meine Liebe flieht! Ach! an mir liegt es nicht, daß ich Jetzten nicht mein ganzes



ganzes Herz schon gegeben habe. Alle meine Leiden, die mich diese Zeit her so gewaltig drückten, entspringen aus der traurigen Aussicht, daß er mich nie lieben werde.“

So ohngesähr war unser erster Beichtdiscurs. Ich durfte damals nicht weiter dringen. Indesß werde ich alle diese Umstände benutzen. Ich sehe, daß sie ein überaus feuriges Gefühl hat; dies will ich lenken, bis auf den Punkt, der den Gordischen Knoten auflösen soll.

Darf ich Sie bitten, meine Rolle als ein Geheimniß — selbst gegen den Baron Blau — für sich allein zu bewahren? Alles hängt von der Verschwiegenheit ab.

Ich habe die Ehre &c.

Abbate Veronise.



Fünf und zwanzigster Brief.

Hart, an seinen Freund Quat.

..., den 7ten Sept. 1773.

Rechnen Sie es meiner Liebe, und dem unbeschränkten Zutrauen zu, welches ich in Ihre Freundschaft setze, daß ich so oft an Sie schreibe. Wären Sie doch gesund, wären Sie bey mir, so hätte ich das Vergnügen, alle Anliegen meines Herzens in Ihren Busen auszusüßten! — Ist habe ich nur das traurige Vergnügen — das eben deshalb doppelt schmerzhaft ist, weil es mich an meinen Kranken-Freund erinnert, — an Sie schreiben zu können. Können Sie mir wenigstens diese kleine Beruhigung meines Herzens.

Aufrichtig, zärtlichster Freund, wenn ich je Ihres Rathes bedurft hätte, so ist es jetzt. Ich bin seit einiger Zeit so unruhig, so ganz mit mir selbst unzufrieden, daß ich mich selbst hasse möchte.

Ich kann Ihnen, mein Bester, von der Lage meines Herzens keinen deutlichen Begriff machen. Das, was mich beunruhigt, ist mir unbekannt. Ich bin in Gesellschaft, und sehne mich nach der Eins



Einsamkeit; ich bin allein, ich wünsche mir Gesellschaft; ich lache, mich verdrießt es; ich weine, und ich erschrecke darüber. Oft sitz ich für mich in Gedanken vertieft, denke, und weiß es hernach nicht, was ich dachte; da engt sich in meinem Herzen zusammen, mein Puls schlägt heftiger, eine Thräne entfliehet meinem Auge; und diese Thräne kommt so ganz ohne Veranlassung aus meinem Herzen hervorgeschlichen; lächelt so freundlich, indem sie im Auge zittert; strenet so viele Wollust über die düstern Wolken, die mich umgeben, daß ich wie neu geboren bin, wenn sie gefallen ist." Da seh ich sie auf meiner Hand an, danke ihr für die Wonne, die sie mir schenkte, küsse sie dankbar wieder auf, als wärs die Thräne meiner Geliebten. — Ha! wie fährt der Name meiner Geliebten durch meine Seele! Wo ist sie, die Trante, für die mein Herz schlägt? Noch kenn ich sie nicht.

Gestern frühstückte ich und Gräfin Eleonore im Garten. Wie Sie sich, würdigster Freund, leicht vorstellen können, so machten die Schönheiten der Natur, den wichtigsten Gegenstand unserer Gespräche aus. So munter, so innig vergnügt hatte ich Eleonoren nie gesehen. Es schien, als wäre ihre ganze Seele auf die tausendfachen Schönheiten, die um uns lagen, wie hingegossen, und schlürfe aus dem Reize der ganzen



ganzen Natur jedes Bönnegefühls auf, daß in so unmerklichen Abstufungen der Weise — selbst aus jedem Athemchen zieht.

Ihr Blick schien dem Blicke der Verklärten zu gleichen. So ein Blick, — und so ein sanftes, zärtliches Herz, das sich in ihrem Blicke ganz ohne aller Zurückhaltung aufschloß, — Freund, wem wird er nicht Entzücken seyn? Ich saß unbeweglich an ihrer Seite, verschluckte mit meinen Augen jeden ihrer Blicke; fühlte die Macht des Vergnügens, die in ihrem Blicke schwebte; unterlind mich kaum zu athmen, um sie nicht in ihrer feterlich entzückten Betrachtung zu stören. Ach, mein Theuerster, wie schwoll mein Herz von erhabenen Gefühlen auf!

„Ohne mich zu bemerken, stüßte sie endlich ihren Kopf in den Arm. Ihre Heterkeit verschwand allmählig wieder, — sie weinte. Glauben Sie wohl, Freund, daß ich mit ihr weinte, ohne die Ursache zu wissen? Jedes Gefühl, das auf ihrem Gesichte herrschte, floß auch in meine Seele über. —

Endlich fuhr sie erschrocken zusammen. Schon wieder Gatt? sprach sie zu sich, und ließ ihre Hand sinken. —

Wie erschrock sie, als sie mich so aufmerksam auf sie bemerkte! —



„Vergessen Sie, besser Herr Baron! — Vers
geihen Sie meiner Schwärmercy.

Ich küßte ihre Hand, ohne ein Wort sprechen
zu können:

• Worüber diese Beklemmung, Freund, warum
diese Thräne?

„Ich weiß es nicht. Aber ich sah Sie weinen,
meine Gnadige, — und ich muß es mit Ihnen.“

Sie ward roth, schwieg, und gieng einige
Schritte auf und ab, um sich zu erholen.

• Wir wollen weiter gehn, Baron. —

Ohne daß wir beyde ein Wort mehr gespro
chen hätten; kamen wir in das Schloß zurück.
Ich wollte reden, sann auf Gegenstände, die
mir Stoff dazu leihen sollten, aber ich konnt
es nicht. Meine Seele war so verwirrt, mein
Herz so voll, daß ich alles vergaß, was ich
wollte. Noch izt weiß ichs nicht, was alles in
mir vorgieng: —

• Ich eilte von ihrem Zimmer in das meinige,
verschloß mich, rannte ungeduldig im Zimmer
herum, weinte, und lachte zugleich, stand still,
sprach mit mir selbst, sah vom Fenster an die
Terasse, wo wir saßen, segnete den Ort, —
• lief wieder herum, betete, schrie mir selbst zu:
schon wieder Satt? — und sieng dann von
forn wieder an. Kurz, Freund, der Mittag
kam, und ich schwärmte noch immer, wie ein
I Kind,



Kind, das von einer Leidenschaft nach der andern bestrahlt ward. Ich hatte den ganzen Tag so wenig Fassung, daß ich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf meinem Zimmer bleiben mußte.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich mich ordentlich freute, als mein Bedienter mir sagte, Gräfin Eleonoren wäre nicht wohl, sie speisste auch auf ihrer Stube. — Ich kann mir diesen Umstand noch izt nicht erklären. Sonst war die geringste Nachricht von einem Unfalle, der sie betraf, erschütternd, wie ein Donner für mich, und izt freute ich mich darüber?

Bester Freund, rathen Sie mir doch. Ich sehe es ein, daß ich kindisch handle. Aber ich kann nicht anders. Mein Verstand verliert das Uebergewicht, und läßt mich tändeln, wie ein Knabe. Ich fürchte mich heute ordentlich vor Eleonoren zu erscheinen, und doch schlägt mein Herz der Stunde so sehnlich entgegen, sie zu sehen, und aus ihrem Munde zu hören, wie sie sich befände.

Schreiben Sie mir doch, wenn es Ihre Kräfte erlauben. Niemanden werden Ihre Briefe mehr Vergnügen machen, als

Ihrem

aufrichtigsten Freund
Gart.

Sechs.



Sechs und zwanzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Julchen.

***, den 2ten Sept. 1773.

Heute ist schon der dritte Tag, daß ich mein Zimmer hâte. Erschrecke nicht. Krank bin ich wohl eben nicht, aber ich scheue die Gesellschaft. Bin so mißvergnügt, wenn man mich in meiner Einsamkeit stört, so verwirrt, wenn mich meine Freunde besuchen, daß ich wirklich wünsche, mein Zimmer verschliessen zu dürfen.

Woher dieser störrische Eigensinn komme? — Liebste Julchen, das kann ich dir nicht bestimmen. Mir selbst kommt es wunderbar vor. Sonst war der Zirkel meiner Freunde doch noch der Ort, wo ich meines Grams mich wenigstens auf einige Augenblicke entledigen konnte. Ist es gerade umgekehrt. Einsam bin ich ruhig, bin vergnügt, — in ihrer Gesellschaft verwirrt, niedergeschlagen!

Ach, Freundin, wenn es so fortfährt, so muß ich eine Zelle wählen, um glücklich zu seyn! —

Hart, — ha! wie fällt mir der Name ein! — Wie ich zittere! — Seit drey Tagen ist es das



erstemal, daß ich ihn ausspreche. Denn er ist schon drey Tage krank, und kömmt nicht von seinem Zimmer.

Was doch dem lieben Jünglinge fehlen mag? Vorgestern war er mit mir noch im Garten; weinte mit mir — o, ich vergesse die Zärtlichkeit nie, mit der er weinte, mich ansah, mich gern getröstet hätte; — wir giengen mit einander fort; — und seit dieser Zeit läßt er sich nicht sehen. Mich dauert der gute Hart sehr. Er hat so viel Edles, so viel Gefühl, daß er es verdient, bedauert zu werden.

Es pocht jemand! — Vermuthlich wieder eine Visite. — —

Abends um 10 Uhr.

Ach, Julchen! Hart war bey mir. Ich weiß nicht, warum ich so erschrock, als ich ihn sah. Er erkundigte sich um mein Wohlfeyn, bedauerte mich, daß ich unpaß wäre, (denn ich mußte schon — Ehrenhalber Kopfweh vorschützen) und suchte durch tausend Kleinigkeiten, mich zu zerstreuen. Aber ich sah es in seinem ganzen Betragen, daß er einen gewissen Grad von Zurückhaltung und Zwang angenommen hatte. Worauf dies? Habe ich ihn beleidigt? Oder fürchtet er sich, mich in seinem Herzen lesen zu lassen? Es war sonst so meine seeligste Beschäftigung?



wenn ich — ihm gegen über, mein Auge auf seines geheftet hielt, und da alle die Empfindungen deutlich gemalt sah, die in seinem Herzen entsprangen, sich entwickelten, verschwanden, und wieder erschienen.

Er überraschte mich heute auf eine Art, für die ich ihm unendlich viel Dank weiß. Ich wußte noch nicht, daß Hart male. Und er malt wirklich vortreflich.

„Sie sind drey Tage nicht von Ihrem Zimmer gekommen. Mit was beschäftigten Sie sich?“

„Ich malte.“

„Wie, Sie malten? Darf man sich was von Ihrer Arbeit ansbitten?“

Befehlen Sie. Nur das einzige Stück nehme ich aus, welches die Hauptbeschäftigung dieser Tage war.

„Es muß vermuthlich sehr vielen Werth haben.“

Das Original, meine Gnädige, allerdings.

„Aber wissen darf man doch, was es ist.“

Sie selbst, gnädige Gräfin.

Er zog mein Portrait en Miniature hervor, und wies es mir. „Ich fand Sie in meinem Zimmer gemalt. Ich dachte, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können, als eine Kopie davon zu nehmen. Sie erlauben es doch, daß ich



ich es zum unvergeßlichen Andenken als ein Geschenk von Ihnen behalten darf? —

Ich fühlte, daß eine plötzliche Röthe meine Wangen überzog. Soll ich dir's sagen, ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Eines Theils war es mir wirklich sehr schmerzhaft, daß Hart so viele Mühe um mein Portrait gegeben, und so viel ehrerbietiges Verslangen, es besitzen zu dürfen, bezeuget hatte. Andern Theils wünschte ich es selbst zu behalten. Warum? Hart's eigene Arbeit! Wie? Sollte die mir nicht wünschenswerth gewesen seyn? Ich gestehe es dir, daß ich mir in seiner Arbeit selbst gefiel. Jeder Strich, jedes Pünktchen — von Hart's Hand, begleitet von der gefühlvollen Seele des Künstlers, die jeden Zug meines Gesichtes kennt, jede Empfindung, die in selbst herrscht, selbst oft mit empfand; — wie er alle die verschiedenen Regungen meines Herzens, während daß sein Pinsel mein Bild formte, im Geiste durchgleng, vielleicht manche Thräne bey dem Zuge, den die Thräne bildete, — selbst vergoß; manchen Seufzer, der sich in meinem Busen verbarg, für mich zum Schöpfer schickte, — kurz, beste, liebste Freundin, das Bild hatte tausend Vorzüge in meinen Augen, weil es der gefühlvolle, liebenswürdige Hart gemalt hatte.

Ich blieb lange stumm, und besah das Portrait. Er wiederholte seine Bitte nochmals. Ich konnte sie ihm nicht abschlagen. Ich weiß nicht, durch was für einen wunderlichen Einsaß ich darauf kam, er sollte dafür sein Portrait für mich malen. Ich sehe es jetzt ganz deutlich ein, daß dies eine übereilte Forderung war. Indess versprach er es.

Ich merkte, daß ihm dieser Auftrag sowohl, als die Erlaubniß, das meinige behalten zu dürfen, unendliches Vergnügen verschaffte. Er gieng weit heiterer fort, als er kam. —

Sage mir doch, liebsteß Tuschchen, was mag den kleinen Schwärmer wohl dazu gebracht haben, mich zu malen? Ist er doch stets um mich, kann mich stets sehen, stets sprechen. In was mein Portrait?

Doch, ich muß dir noch einen Umstand erzählen, den ich über Garten ganz vergessen habe.

Vorgestern war ich mit ihm in unsern Garten. Die frühe Morgensonne, und die den Schöpfer in seiner ganzen Herrlichkeit verkündigende Natur heiterte meine ganze Seele auf. Ich vergaß, daß Hart neben mir saß, überließ mich ganz meiner Empfindung, und rief den Herrn der Welten mit tiefanbetender Zerknirschung des Herzens — zwar stumm, ohne Worte,



Du kannst leicht denken, daß ich sehr betreten war, mich so ganz vergessen zu haben.

Mein Glück war es, daß er selbst zu stark im Innersten gerührt war, als daß er sich in ein neu Gespräch über diese Scene hätte einlassen können. Ich suchte, demselben so geschwind als möglich vorzubringen, und eilte auf mein Zimmer. Er ließ mich bald allein. Mein Entschluß ward sogleich gefaßt, ihm den ganzen Tag auszuweichen. Ich ließ mich bey meiner Mutter entschuldigen, daß ich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen nicht zur Gesellschaft kommen könne.

Man war außerordentlich über die Nachricht von meiner Unpäßlichkeit bestürzt. Doch beruhigten meine Mutter und die übrigen sich bald, als sie die Versicherung von mir erhielten, daß sie sehr wenig zu bedeuten habe.

Euf Uhr? — Gute Nacht, meine Best. —

Eleonore.



„Sieben und zwanzigster Brief.

Abbate Veronese an den Graf Blett.

***, den 10ten Sept. 1777.

Wieder einen Schritt in meinem Plane dem
ausgestecktem Ziele näher gerückt! — Vortref-
lich! — Gräfin Eleonore ist in der Schlinge!
Hören Sie nur, Herr Graf. —

Ich suchte, sie, so viel möglich auf Garten-
aufmerksamkeit zu machen. Sie war es zwar ohne-
hin schon, allein in dem Grade, in welchem ich
es wünschte, noch nicht.

Ich warf Anfangs nur allgemeine Anmerkun-
gen über seine Vorzüge hin. Dann gieng
ich in die einzelnen Theile derselben. Fragte
Eleonoren: was sie von seiner Zärtlichkeit, sei-
ner edlen Seele, seinem rechtschaffenen Charak-
ter halte? Sie lobte alles mit vielem Enthu-
siasmus.

Ich setzte sie noch mehr in die Hipe. Ich
entwarf ihr das Bild des Glücks, das einst seine
künftige Gattin genießen werde. Ich schilderte
jede kleine häusliche Freude der Liebe mit so leb-
haften Farben, daß Eleonore ganz glühend im
Gesichte



Gefühle wärd. Ja, sprach sie, — Garts Vermählung wird glücklicher seyn, als ich. —

Fürwahr, gnädige Gräfin, Sie verdienen einen Garten von den erhabenen Vorzügen, welche Gärten so liebenswürdig machen.

„Ach! diese Hoffnung ist für mich verschwunden.“

Dem Anscheine nach allerdings. Ich bedauerte Ihre traurigste Lage mit dem aufrichtigsten Herzen. Sie, die Sie in den Armen eines so liebenswürdigen Gatten als Baron Gatt ist, die Eitelkeit des Himmels im Vorgeschnacke genießen würden, — Sie müssen jetzt verdammt von einem verworfenen Bollwerklinge verachtet zu werden, Ihre schönsten blühendsten Tage zwischen Schmerz und Seelenverweifung dahin leben. Statt daß Sie an der Seite wahrer, zärtlicher Liebe jeden Augenblick neue Freuden genießen würden, — sind nun Thränen Ihre ganze Bestimmung. Fürwahr, gnädige Gräfin, — bey Ihrem zarten Gefühle, Ihrer Anhängigkeit gegen alles was edel und tugendhaft ist, — muß dieß — Ihre Kräfte übersteigen.

Das wirkte auf ihr Herz. Thränen stürzten über Ihre Wangen; sie bat mich, entweder ihr Herz zu schonen, oder es zu heilen. „Gott! Ich bin dein Geschöpf, schwach, wie du es gewildet hast, aber stark, wenn du es mit deiner Hand



Hand schirmst, — giebst Du mir nicht Gedrte,
so verzeih mir, wenn ich erliege! Ich bin zu ohn-
mächtig, allen Leiden entgegen zu kämpfen!“

„Ich brach diesen Tag das Gespräch ab. —
Aber ich vergaß nicht, den folgenden, sie auf dens-
selben Bogenrand zu lenken.“

Gart ist unpaß, sagte ich.“

„Ich bedaure ihn sehr.“

„Ich auch. Er ist mir durch seine Unpaß-
lichkeit wirklich doppelt schädlich geworden.“

Wie so?

„Erlauben Sie, gnädige Gräfin, daß ich
davon abbreche. Ich würde nur auf den gestris-
gen Punkt wieder fallen, und das wünschte ich
nicht. Sarto's Krankheit gehört nicht vor das
Tribunal der Aerzte, vor den Cour de l'Amour
gehört sie. Und wie leicht gäbe dies nicht An-
laß zu weitern Gesprächen, die Ihre Zufrieden-
heit stören würden.“

Meine Zufriedenheit stören, weil Gart ver-
liebt ist? Habe ich Recht, ihm die Liebe zu ver-
bieten?

„Betrachten Sie meine Rede nicht von die-
ser Seite, meine Gnädige. Ich wollte nur sa-
gen, daß durch unser Gespräch von Sarto's Liebe,
das Bild einer glücklichen — Ihnen so wünschenswerthen Liebe wieder rege gemacht und
Sie um so mehr in Ihrer eignen Zufrieden-
heit



heit gestört werden könnte, je wohliger Hoffnung Sie haben, an der Seite des Fleiss einfl eben so glücklich zu seyn.“

„Hat Ihnen Hart von seiner Liebe gesagt?“
„Nein, aber gehört habe ich! — Ich machte diese Entdeckung erst heute früh. Sie wissen, daß unsere beyden Zimmer an einander stossen, und für ih nur durch eine Thüre abgesondert sind. Eben als ich mein Gebet nach der Messe zu Gott verrichtete, und Ihr Heil, mein thönerzig Gräfin, in meinem Gebete mit der innigsten Andacht seiner unbegrenzten Güte rühmte, — wach ich durch Harts Stimme neben an in meinem Gebete gestört. Ich dachte Anfangs, es spräche mit jemand Fremden; aber aus den einzelnen, unzusammenhangenden Reden konnte ich ganz sichtlich abnehmen, daß er mit sich alleine sprach. „O, gnädige Gräfin, wie der gute, rechtschaffene Baron mit sich selbst kämpfte! Er wollte seinem Herzen das Gefühl der Liebe abstreiten, aber sein Herz ließ sich nicht täuschen. — Was ist die Sehnsucht, die mich so gewaltig hin zu ihr zieht, sprach er? Was der Wunsch, ihren Beyfall, ihr Zulächeln zu verdienen? Was das Gefühl, das freudig aus ihrer Seele in die meinige bey ihrer Freude, und traurig bey ihrem Leiden übergeht? Was das unaufhörliche Bestreben, jede ihrer Thränen zu trocknen, sie zu frieden,



frieden, sie glücklich zu machen? — Ist bloße Freundschaft? Nein, Liebe, die reinste, die zärtlichste Liebe ist es! — Und darf sie nicht nahren in meinem Busen! Muß sie unterdrücken, diese Liebe, muß mich selbst hassen, damit ich kann. Grausam!“ — Hart schloß lange Zeit still; und weinte. Ich konnte es aus der Unruhe, mit welcher er in seinem Zimmer herumgieng, leicht schließen, wie stark der Kampf seines Herzens gegen seine Vernunft und Pflicht seyn mochte.“

Der arme Hart; — seine Liebe machte ihm viele Unruhe! Ach, daß er nur nicht so unglücklich dabey fährt, als ich. Konnte er seine Geliebte nie? „Sehr oft, und allemal mit der heftigsten Zärtlichkeit.“

Ihr Name? —

„Ein Geheimniß, gnädige Gräfin.“ —

Auch gegen mich?

„Vorzüglich gegen Sie.“

Sehr sonderbar, Abbate.

„Nicht zwar ein Geheimniß aus Pflicht — nur aus Vorsicht.“

Haben Sie mir Harths Liebe entdeckt, so dürfen Sie wohl auch den Gegenstand seiner Liebe mir nennen.

„Über die Folgen dabon?“

Wer erfährt, daß ich es weiß?

„Eben



„Eben das fragt sich: ob Sie es wissen dürfen, gnädige Gräfin?“

Sie machen mich wirklich ungeduldig.

„Würden Sie wohl den Baron eine glückliche Liebe gönnen?“

Eine überflüssige Frage, Abbate.

„Run gut! — Sie würden also eben so viel Theil an seinem Schicksale nehmen, wenn er ohne Hoffnung, selbst ohne Aussicht von Hoffnung liebte.“

Das würd ich!

„In eben diesem Falle ist der Baron.“

„Was? Er liebt, und liebt ohne Hoffnung, ohne Aussicht einer Gegenliebe? Die Grausame, wie kann sie von dem besten Manne geliebt werden, ohne ihn wieder zu lieben?“

„Sie ist nicht grausam. — Mitleid, gnädige Gräfin, Mitleid für Sie.“

Für ein Weib, dessen Herz vom Gefühle leer ist?

„Sart liebt heftig.“

Und gewiß auch zärtlich.

„Und die er liebt.“

Ist seiner Liebe nicht werth.

„Ist es werth, — werth, meine gnädige Gräfin, — denn Sie selbst sind es. Erschrecken Sie nicht. Sie sind der Gegenstand, für den sein Herz im Stillen seufzt, den er aus Liebe anbietet.“



bittet: Aber der Baron hat Tugend genug, um dem Winke seiner Pflicht zu folgen. Er erkennt die Schwürigkeiten gewiß, — und ich rechne auf seine Rechtschaffenheit, daß er Sie, gnädige Gräfin, keiner Gefahr, durch die Erklärung seiner Liebe aussetzen werde. — Gott weiß es, wären Sie nicht durch ein so heiliges Sacrament als die Ehe ist, mit Fletten verknüpft, ich würde der erste seyn, der Sie zur Gegenliebe gegen ihn auffodern, ja selbst anleiten würde, weil ich deutlich einsehe, daß ihre Herzen so ganz Harmonie und seines Gefühl sind, und kein Paar so glücklich mit einander leben würde, als eben Sie. Aber, da die heiligen Fesseln, die Sie mit Fletten vereinigen, noch nicht aufgelöst sind, so sehe ich mich in meinem Gewissen verbunden, Sie für die Zukunft mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit eines treuen Seelsorgers zu bitten, auf Ihrer Huth zu seyn. Weiden Sie jede Gelegenheit, ihn in einiger Vertraulichkeit zu sprechen. Suchen Sie das Bild von seinen Vorkommenheiten aus Ihren Sinnen zu schlagen, und bestreben Sie sich überhaupt, so viel es nur immer möglich ist, ihn ganz zu vergessen. Ich weiß, Sie nehmen mir meinen Eifer nicht übel, da er aus wahrer christlicher Liebe gegen Sie entspringt.“

Gräfin



Gräfin Eleonore erstaunte über die Nachricht, die sie hörte. Sie veränderte einigemal die Farbe ihres Gesichtes. Sie zwang sich zwar, ihre Verwirrung zu bergen, aber — meinem Auge, das in dem Gesichte der Frauenzimmer schon so vielerley zu lesen Gelegenheit hatte, entwichte der Eindruck nicht, den ihr Herz bey der Liebe des Hart empfing. Sie versprach mir zwar hoch und theuer, meinem Rathe zu folgen. Aber ich weiß es, in acht Tagen vergift sie meinen Rath, und ihre Verheurung. Es war mir auch nicht lieb, wenn sie es nicht thäte.

Ich habe die Ehre ic.

Abbate Veronesi.

Acht und zwanzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Zulchen.

... den 11ten Sept. 1773.

Laß mich mein Herz in deinem Schoosse ausschütten; und wenn du kannst, so rathe, tröste mich! — Ach Freundin, ich war unglücklich, recht sehr unglücklich; aber ist bin ich es noch weit mehr, als je.

Hart liebt mich! — Stelle dir den Schreck vor, den ich hatte, als mir der Abbate dies





Geheimniß entdeckte. Und doch, bestes Julchen, doch kann ich Garten nicht weniger schätzen; ich kann ihm sogar meine Hochachtung, selbst mein Mitleid nicht versagen.

Ich war von seiner Liebe gegen mich schon durch Abbaten benachrichtiget, als Hart zu mir kam, und sein Portrait brachte.

So vorbereitet ich auf seinen Besuch war, so fest ich auch jede Miene, jedes Wort im voraus schon bestimmte, so wenig Fassung behielt ich doch, als er in mein Zimmer trat. Mit dem ehrerbietigsten, schüchternsten Schritte, mit einer so männlichen Artigkeit und einem so bezaubernden Anstande erschien er noch nie vor mir.

„Sie befehlen, gnädige Gräfin, — und ich eilte, zu gehorchen“ — und dabey gab er mir sein Portrait.

Sollte ich es annehmen, — sollte ich es zurückgeben? Da ich seine Leidenschaft kannte, so hätte ich billig das letztere wählen sollen. Aber ich bedachte zugleich, daß diese kleine Gefälligkeit vielleicht seinem Herzen Erleichterung verschaffen würde, und ich behielt es. Aufrichtig, Freundin, ich war in dem Augenblicke auf Abbaten recht böse, daß er mir Harts Liebe entdeckte. Hätte ich davon nichts gewußt, ich würde mit diesem Geschenke weit zufriedner gewesen seyn. Denn wirklich wünschte ich es recht sehr;



sehr; wie für mich überhaupt — jede Kleinigkeit aus seiner Hand einen unendlichen Werth hat. . .

Ich konnte das Vergnügen, das er in seinem Herzen fühlte, in seinen Mienen deutlich lesen, als ich ihm die Versicherung gab, daß mir dies Geschenk stets schätzbar bleiben würde. Er dankte mir nur mit einer stummen Verbeugung, aber desto beredter waren seine Blicke.

Ich gesteh es dir, daß er mit jeder Stunde neue Eindrücke auf mich macht. Selbst seine Zurückhaltung giebt ihm in meinen Augen einen höhern Werth. Wenn er nicht die Pflicht eines rechtschaffenen Mannes so ganz genau zu erfüllen suchte, würde er wohl ansehen, seine Leidenschaft zu entdecken?

Indeß, meine Besse, sehe ich mich gezwungen, ihn seltner zu sprechen. Ich leide zwar an dieser Vorsatz gewiß so viel, als er; denn mein Herz erleichtert sich allemal in seiner Gesellschaft; und die Beruhigung, die er mir verschafft, hat für mich immer eine Art von Vergnügen mehr, die ich dir eben nicht zu erklären im Stande bin. Ueberdies bin ich durch seinen beständigen Umgang schon so stark an ihn gewöhnt: daß mich die Langeweile allenthalben ansieht, wo er nicht zugegen ist.



Aber wenn ich bedenke, daß er auf diese Art allein wieder geheilet werden könne, und daß er unglücklich seyn würde, wenn er die Flamme in seinem Herzen nicht vertilgte, die ihm izt schon bey ihrer Entstehung so viele Leiden macht; — und wenn ich zugleich bedenke, daß ich es wegen meiner eigenen Ruhe und Sicherheit thun muß, — so beruhigt sich mein Herz noch in etwas, und tröstet sich mit dem Gedanken: es geschehe aus der Ursache, um ihn und mich vor neuen Leiden zu bewahren.

Lebe wohl, meine Bester.

Eleonore.

Neun und zwanzigster Brief.

Baron Hart an seinen Freund Quat.

***, den 17ten Sept. 1779.

Meine Ruhe, und die Heiterkeit meines Herzens sind dahin! Könnten Sie mich im Stillen trauern sehen, Sie würden Mitleid mit mir haben. Ich habe Niemanden, dem ich das Innerste meines Herzens entdecken könnte, als Sie. Ihnen will ich auch meine Leiden klagen; von Ihnen Trost, und Rath erwarten.

Eleonore



Eleonore hat mich gefesselt. Der Himmel wird mir meine Liebe verzeihen! Konnt ich so viele Vollkommenheiten, so viele Reize sehen, ohne empfindsam gegen sie zu werden? Ich sehe voraus, daß mich diese Leidenschaft unglücklich machen wird! Aber ich habe nicht Kräfte genug, mich von dieser Leidenschaft zu befreien.

Ich kann Ihnen von dem Wachstume meiner Liebe gegen sie kein Gemälde entwerfen. Ich glaube, daß ich sie schon liebte, als ich sie das erste Mal sprach; nur wußte ich damals noch nicht, daß dies, was ich gegen sie empfand, war eine, heftige Liebe sey.

Von Tag zu Tag vermehrte sich meine Liebe. Ich hielt sie für bloße Freundschaft, Theilnehmung an ihrem Schicksale; für Begierde, ihr Dasselbe zu erleichtern, und für tausend solche unschuldige Ursachen.

Erst seit einigen Tagen fühle ich es, daß die Freundschaft sich lange schon in die heftigste Liebe verwandelt habe. Gott, wie erschrock ich bey dieser Entdeckung! Wie wird sich die ohnedies schon unglückliche Eleonore entfalten, wenn sie in dem Innersten meines Herzens lesen wird, was ich für sie fühle. Werde ich ihre Tage nicht mit neuer Betrübniß, mit neuem Kummer schwärzen?



Diese Vorstellung ist Vermuth für meine Seele. Sie fodert mich auf, alles, was auch nur von der entferntesten Art eine Spur meiner Liebe verräthe, sorgfältig zu vermeiden. Bin ich da nicht auf die Folter gespannt?

Ihre Ruhe ist mir zu theuer, ich liebe sie auf eine zu edle und rechtschaffene Art, als daß ich den geringsten Anlaß zu Unannehmlichkeiten für ihr Herz geben sollte. Ich hätte mich zwar sorgfältig. Aber — werde ich es auch in der Folge?

Die Vorwürfe, die ich mir selbst schon machte, sind nicht weniger hinreichend, mich auf das Äußerste zu bringen. Du warst ihr Freund, den sie schätzte, der ihr so viele heitre Stunden in ihrem Leiden verschaffte; — sie ist in der Lage, wo ihre Seele von dem bedauernswürdigsten Schicksale gemartert wird; — und du häußt ihre Angst durch deine Liebe noch? Muß sie dich nicht als einen Heuchler hassen, der sich Anfangs nur zum Scheine unter die Maske der Freundschaft verbarg? —

Ich fürchte wirklich, daß ich nicht Gewalt genug über mein Herz hatte, und es in ihrer Gegenwart zu deutlich sprechen ließ. Aus ihrem ighigen Betragen gegen mich schliesse ich es. Schon seit vier Tagen meidet sie allen näheren Umgang mit mir; bricht alle Gespräche, die ich mit ihr habe, sehr kurz ab; entfernt sich sehr schnell



schnell aus der Gesellschaft, wenn ich zugegen bin. Woher diese Veränderung ihres Betragens gegen mich, wenn ich mein Herz nicht verrathen hätte?

Es gehe mir sehr nah, daß ich ihr Vertrauen, ihre zärtliche Freundschaft nicht mehr verdiene. — Verdienne? — Gott, die verdiene ich noch. Habe ich eine schwarze That in die Sage meines Lebens verwebt, daß ich die Freundschaft des besten Weibes nicht mehr verdiene? — Oder ist meine Liebe Hochverrath gegen die Tugend? Rimmermehr! Es müsse dann Hochverrath seyn, die Tugend selbst zu lieben.

Warum flieht sie mich? — Weiß sie meine Liebe? — Und wenn sie sie kennt, warum tödtet sie durch ihre Kaltblütigkeit, durch ihr zurückgezogenes Wesen den, der sie so zärtlich liebt? Liebt sie mich als Freund, warum entzieht sie mir ihre Freundschaft als Liebhaber? —

Doch, besser Freund, was soll ich sagen? Eleonore handelt, wie sie handeln muß! Sie hat Stärke des Geistes genug, sich mitten in der Wuth ihres sonst so traurigen Schicksals, — wider den neuen Stöhrer ihrer Ruhe zu wafnen! Sie beschämt mich, — mich, der ich als Mann, bey ruhigerer Seele, als sie, — das eine Besitzt nicht überwinden konnte, das mein Herz durchglühte. Freylich umfaßt es die Seligkeit

aller



aller übrigen, — freylich ist es das einzige, das den Menschen ganz glücklich macht. — O, was muß es nicht für Engelsfreuden in dem Schoosse der tugendhaften Liebe geben, da ich so viele Quaaßen in ihr finde.

Ohnendglich, Freund, halte ich es lange aus. Der Zustand ist zu Herzerschütternd für mich! — Fliehe mich, der ich sonst ihr liebster Gefährte war! Und warum? — Gott weiß es! — Tausend Gedanken stürmen in meiner Seele gegen einander! Es ist ein zu großer Tumult in meinem Herzen. Ich muß abbrechen.

Hart.

Dreßfigster Brief.

Hart an seinen Freund Quat.

..., den 14ten Sept. 1773.

Gott! was soll ich Ihnen sagen? Daß ich der unglücklichste Mensch von der Welt bin; daß ich bald verzweifeln jeden Tag anfangen und beschließen; daß mein Herz mit jedem Schlage tausend Dorschliche fühlt; daß ich Thränen auf Thränen häufe, — und niemanden habe, dem ich meinen Kummer entdecken kann? — Freund;

das



daß werden Sie sich nach der Lage, in welcher ich bin, leicht selbst vorstellen können. Und doch habe ich eine Art von Erleichterung, wenn ich es Ihnen wieder sagen kann.

Ich bin verloren, bin meinem Gefühle geopfert, und versinke in die traurigste Melancholie! — O Liebe, Liebe! elisich sind deine Rosen, aber deine Dornen füllen das Herz mit Wunden, die tödlicher sind, als der Biß der giftigsten Schlange!

Wo ist die Heterkeit meiner Seele; die Zufriedenheit meines Herzens, das sonst mit so vieler Wonne sich der Freude aufschloß! — Dahin! ewig dahin!

Ich wolke wie eine Tulpe ab, die der Sturm entblätterte; schleiche herum, blaß, mit gesenktem Kopfe, mit wildem verwirrten Blicke; — düstre Wolken thürmen sich vor meinem Auge, — alles um mich her sprüht Gram, und den schmerzhaftesten Kummer in meine Seele!

Ich fühle die Martern der unglücklichen Liebe in ihrem vollen Maße. Denn unglücklich muß ich sie nennen, da ich — bey der Hestigkeit meines Gefühls, bey dem dahinreissenden, bezaubernden Vorzügen des Gegenstandes, den mein Herz so innig, so ganz ohne aller Einschränkung liebt, — gezwungen bin, — sie ganz zu unterdrücken. Ich kenne die Pflicht, die mir



obliegt, die Verbindlichkeit, die mich zu meiner Pflicht auffodert. Aber habe ich auch die Kräfte, den Muth dazu? Ich hab sie nicht! — O, mein Vester, welche Ueberwindung, welchen Kampf fodert nicht meine Pflicht! Ich gesteh es frey — ich bin zu schwach, die Leidenschaft zu verbannen, die sich mit so vieler Gewalt in meinen Busen eindrang. Alles, was ich thun werde, und kann, ist, daß ich im Stillen leide, im Stillen über mich weine, im Stillen ein Opfer meiner unglücklichen Liebe werde.

Kann ich mehr? — Sollte ich mehr? Ich! — Aber wo ist der Mensch mit Herkulischen Kräften, der jede Last von seinem Rücken wegschleudert?

Eleonore muß meine Liebe kennen. Je trauriger ich werde, je mehr ich mit mir selbst kämpfe, je mehr zieht sie sich zurück, — So soll ich auch den Gegenstand meiner Liebe nicht einmal sehen; nicht mehr den Zauberton ihrer Stimme hören? — O, ich möchte in die Erde versinken! —

Gart.

Ein



Ein und dreyßigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

... , den 16ten Sept. 1777.

Sie können sichere Rechnung darauf machen, daß ich mit jedem Briefe, den ich an Sie schreibe, wenigstens einen Schritt näher zu meinem Ziele komme.

Die Nachricht, die ich der Gräfin Eleonore von Sarts Liebe gab, that die Wirkung, die ich mir davon versprach. Ich wußte zwar dazumal noch nicht, ob Sart wirklich in sie verliebt sey, ich schloß es nur aus seiner sichtbarlichen Unruhe; in der er einige Tage schon zubrachte. Indessen entwickelte sich die Gewißheit derselben sehr bald. Gräfin Eleonore gab meinem guten Rathe solgfames Gehör. Sie mied die Gesellschaft des Sarts mit jedem Tage mehr. Der junge Liebhaber stupte über diese Zurückhaltung, ward traurig, weint, ringt die Hände, ist trostlos. — Alles noch gut nach meinem Plane. — Je mehr Schwierigkeiten er igt hat, desto heftiger wird die Liebe in seinem Herzen auflodern.



Ich unterließ nicht, — indeß mein Projekt bey Garten von selbst nach meinem Wunsche wirkte, — die Niene bey Eleonoren zu vollenden. Daß sie ihn ebenfalls liebte, konnte ich mit fastersichtlicher Wahrscheinlichkeit voraussetzen. Allein sie mußte in Unruhe, in Verwirrung darüber gerathen, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte.

Seit ihrer letzten Beichte habe ich in meinem Plane einen starken Vorsprung gemacht. Ich fragte sie: ob sie wohl auf ihrer Huth wider die Liebe des Barons sey? Ich wende alles an, was ich davor thun kann, sagte sie. Ich meide seine Gesellschaft, und beuge jeder Gelegenheit vor, die seiner Liebe Nahrung geben könnte.

„Das ist sehr löblich. Allein es ist noch nicht genug. Sie müssen nicht nur Harts Liebe aus seinem Herzen zu tilgen suchen, sondern Sie müssen auch Ihr eigenes davor bewahren. Ach, meine beste Gräfin, seyn Sie ja so vorsichtig, als möglich! Ich sehe die fast unvermeidliche Gefahr voraus, in der Sie schweben. Hart hat zu viele Reize, zu viele Vorzüge, die ihn dem Herzen jedes Frauenzimmers empfehlen; seine Seele ist zu edel, sein Charakter zu erhaben, als daß er nicht die Achtung und Zuneigung eines jeden, der ihn kennt, — gewinnen sollte. Sie liebten ihn als bloßer Freund; und ich

ich blüthe diese Liebe allerdings, da sie sich einem Jünglinge als Ihrem Freunde anvertrauten, der es so sehr verdient, Ihr Freund zu seyn. — Aber nun, da Sie wissen, daß Ihre eigenen Vorzüge und liebenswürdigen Eigenschaften sein Herz fesselten; da Sie wissen, daß er Sie mit der innigsten und zärtlichsten Liebe anbetet; — da Sie sehen, daß ihm die Hestigkeit seiner Leidenschaft so vielen Kummer und so mannichfaltige Leiden verursacht, — ist, da Sie sehen, wie er sich durch die Vorstellung seiner unglücklichen Zärtlichkeit so sehr abhärmt, weil er voraus sieht, daß seine Liebe unerhört, ohne Gegenseite bleiben werde; da sie seine Thränen sehen, die er tief aus dem Innersten seines Herzens für Sie weint, — ist muß er Ihnen allerdings gefährlicher für Ihre Ruhe und eigene Zufriedenheit werden, als Sie wohl selbst denken! Zwar rechne ich auf Ihre Tugend, daß er sich, so viel er auch immer im Stillen leidet, nie werde von der Hestigkeit seiner Neigung gegen Sie dahin reißen lassen, Ihre Ruhe durch eine förmliche Erklärung zu stören. Aber dennochgeachtet müssen Sie suchen, Ihr Herz gegen ihn schon im Voraus sicher zu stellen. Es ist freylich hart für eine Seele, die so voll feinen Gefühls, so voll Zärtlichkeit ist, als die Ihrige, — denkmigen gleichsam vor seinen Augen and Liebe vtschmachs



schwächen zu sehen, ohne hinzueilen, und ihn zu trösten. Allein, was wollen Sie anders thun? Wollen Sie sich neue Qualen für ihr ohnehin schon so heftig leidendes Herz auflasten? Wollen Sie sich selbst tödten, um den tödlichen Dolch aus der Brust Ihres Freundes zu reißen? Ich sehe zwar vorher, daß es Ihnen unendliche Ueberwindung kosten werde, die Thränen, die Ihr Freund aus Liebe für Sie vergießt, nicht trocknen zu dürfen. Aber ich will durch mein Gebet den Beystand des Himmels, für Sie zu erstehen suchen. Wenn Sie sich dem Ewigen in seinen Schutz empfehlen, so wird er Sie in Ihrem Kampfe stärken, wird Sie rein und unbesiegt erhalten, wie die fromme Susanna, in dem Bade wider die Ansechtung ihrer Schänder.“ —

„Größer Gott, du siehst mein Herz! Ich will es dir heiligen! gern heiligen, nur lehre mich die Wege wandeln, auf denen es Stärke und Muth sammelt, wider die Versuchung standhaft zu kämpfen.“

„Gott segne Ihren frommen Vorsatz, beste Gräfin. Sie verdienen es, daß Sie Gott seines vorzüglichen Schutzes würdige.“

Aber, — bedenken Sie, daß ich Mensch bin, daß ich Schwäche besitze. — Wenn Sie mich nicht leiten, Sie mir Ihren Rath entziehen



hen, — ich fühle mich zu kraftlos, allein auf-
rechte zu wandeln.

„Das will ich mit Vergnügen thun. Darf
ich Sie daher gleich jetzt bitten, die erste Vorbere-
itung in Ihrer eigenen Seele vorzunehmen? Ver-
tilligen Sie alle Eindrücke, die hart auf Sie
nothwendig machen mußte; suchen Sie, so wenig,
als möglich an ihn zu denken; entfernen Sie alle
Gelegenheiten, die eine Erinnerung an ihn ver-
ursachen könnte; — und sind Sie so weit, daß
Sie mit einiger Kaltblütigkeit über seine Vor-
züge wegsehen können, dann, theuerste Gräfin,
wird Sie der Himmel stärken, selbst wenn Sie
in größeren Gefahren schwebten, als jetzt.“

Sie versprach, alles zu thun. Zum Be-
weise, daß Sie diesen Vorsatz mit ganzer Seele
faßte, gab sie mir das Portrait, welches ihr
Hart vor einigen Tagen verehrt hatte. Sie
bat mich, es ihm zurückzugeben! — Wie sie
dabey weinte, — freylich nach ihrem Munde,
über ihre Sünden — aber ich wußte wohl, daß
ihre Thränen der Liebe galten. —

Ich hatte heute wieder eine kleine Gewissens-
conferenz. So viel ich sie beobachten konnte,
so folgte sie ihrem Versprechen genau nach; al-
lein je mehr sie mit sich selbst kämpfte, je stär-
ker verwickelte sie sich in die Schlingen, die ich
ihr legte. Ich verbot ihr nicht umsonst, an ihn
nicht



nicht zu denken; — desto mehr wird sie es thun. Jeder Schritt, den sie machen wird, wird sie an das Verbot erinnern, — und denke sie da nicht schon an ihn? Wird da wohl der Gedanke nicht mit zum Vorschein kommen, wie unglücklich Hart, und sie in der gegenwärtigen Lage sey?

Ich lobte ihren Eifer, mit dem sie sich bestrebt, meinem Rath zu folgen. Sie können versichert seyn, sagte ich, der Himmel wird Ihre Tugend nicht unbelohnt lassen. — Er kennt Ihr Herz, und das, was Sie glücklich machen kann. Zweifeln Sie nicht, daß er es Ihnen auch geben werde. — Er steht igt von seinem allmächtigen Thron herab auf Sie, steht Sie leiden, — aus Liebe und Ehrfurcht gegen ihn leiden, und er schreibt jede Thräne in das Buch der Belohnung ein. Fahren Sie daher in Ihrem rühmlichen Entschlusse fort. Opfern Sie Harths Liebe jener reinern, seltigern Liebe einer unbefleckten Tugend auf. Vielleicht, — und ich darf es mit Zuversicht sagen, — eilen Sie eben auf dem Wege dem Wunsche und Glücke Ihres Herzens entgegen; auf dem Sie igt wider das Glück und den Wunsch desselben zu kämpfen scheinen. Denn wird Gott so viele Tugend, die Sie und Hart besitzen, stets im Kampfe liegen lassen? Wird er nicht wider die Laster des Flets auf-



aufwachen? Ihn, da er des Glücks nicht genießen will, das ihn in den Armen einer so vollkommenen und liebenswürdigen Gattin erwartet, aus der Reihe der Wirklichkeit ausstreichen; und so die traurigen Fesseln zertrümmern, die Sie lyt, meine Gnädige, in den tiefen Abgrund des Schmerzens und des Kammers stürzten? Ach, meine Freundin, erlauben Sie mir, daß ich meiner Freude ihren freyen Lauf lasse, die ich über das lachende Bild ihres künftigen Glücks in meinem Busen fühle. Sie, gebildet, das Herz des liebenswürdigsten Jünglings mit Zaubersesseln zu umwinden; mit einer Seele, die, geschwängert von reinem Gefühle der Tugend, Edelmut und Größe bezeichnet; mit einem Herzen so voll des feinsten, richtigsten Gefühls, der wärmsten Zärtlichkeit, fähig, die Glückseligkeiten der Liebe alle bis auf den letzten Tropfen aufzufangen, und zu genießen; — Sie an der Seite eines Gattens — der in jeder Eigenschaft, in jeder Vollkommenheit mit Ihnen im Gleichgewichte steht, in jedem Auge mit Ihnen sympathisirt, ganz für Sie allein fühlt und empfindet, sein ganzes Glück in Ihrer Liebe sucht, und findet, — ach, gnädige Gräfin, Sie so zu denken, und von den Seeligkeiten nicht schon im voraus entzückt zu seyn, die Sie in diesen Tagen erwarteten, hiesse, dem Menschengefühle abgeschworen



zu haben! — Sagen Sie mir, beste Gräfin, verdient nicht schon diese Aussicht allein, daß Sie durch alle mögliche Mühe sich dieses Glückes würdig machen, und der Tugend, durch die sie sich diese Seeligkeit verdienen können, auf das genaueste unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit bezeugen? — O, wie brennt mein Herz von dem Wunsche, diese heitre Aussicht in der Nähe zu sehen! —

Sie können nicht glauben, Herr Graf, wie dies wirkte. Alle Muskeln schwellen, und ihr Gesicht malte durch die glühende Röthe, die es überzog, das feurige Gefühl zu deutlich, das in ihrem Herzen herrschte, als daß ich es nicht bemerken sollte.

Sie fragte mich: ob ich Garten das Portrait schon zurückgegeben hätte? Ich sagte, daß ich es noch zurückbehalten habe, bis ich es durch eine geschickte Wendung thun könnte. — „O, ja, Herr Abbate, thun Sie es, damit es ihn nicht neuen Kummer mache, oder beleidige.“

Ich versprach es ihr, und sie schien sehr vergnügt darüber zu seyn.

Was wohl heute den ganzen Tag für Gedanken in ihrem Kopfe herumschwärmen mögen?

Ich empfehle mich Ihrer fortdaurenden Protection etc.

Abbate Veronese.

Zwey



Zwey und dreyßigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

***, den 24sten Sept. 1773.

Seit den acht Tagen, daß ich Ihnen meinen letzten Brief geschrieben, sind gewaltige Revolutionen in dem Gebiete, worinn ich Seele und Geist bin, vorgefallen. Ich kann mich ohnmüßiglich überwinden, Ihnen die Freude nicht mitzutheilen, die ich über den glücklichen Erfolg meiner Projekte hatte. Es läßt, als wenn ich Larto und Eleonorens Herz am Schnürchen hätte, und sie Zug für Zug nach meiner Phantasie lenken könnte. —

Je mehr ich Eleonoren die Gefahr vorstellte, in der sie schwebte, je mehr ich sie bat, sich vorzusehen, desto tiefer fraß das Uebel in ihrem Herzen herum. Sie hatte zwar den ernsthaften Willen, meinem Rathe zu folgen; sie arbeitete zwar mit allen Kräften, sich loszuwinden, — aber je ernstlicher sie es meynete, je heftiger sie daran arbeitete, desto tiefer fiel sie zurück; wie ein schwacher Zeisig, der an der Vogelruthe klebt, durch jedes Plätschern seiner Flügel, durch



daß er sich loszuwinden sucht, sich immer fester anleibt.

Ich säumte nicht, das Feuer immer mehr und mehr anzufachen. Sie wand sich thranend zu meinen Füßen, stehete zu Gott um Beystand und Stärke, bat mich, sie in jedem Schritte zu leiten. — „Ich erliege! Gott! — wer zieht mich aus dem Abgrunde heraus, der sich unter meinen Tritten öfnet? — wer reicht mir seine wohlthätige Hand, und führt mich auf den Weg zurück, den ich wandeln soll? Ich wills! wills gern, aber allein — bin ich zu schwach. Mein Herz brennt nach Tugend, scheut das Laster, flieht es, — aber mein Herz ist mir geraubt, ist nicht mehr in meiner Gewalt. Unsonst suche ich meine Leidenschaft zu unterdrücken. Sie wacht wie ein Ungeheuer mit doppelter Wuth nach jedem Kampfe wieder auf, den ich wider sie anhalte. Nicht mein Wille sündiget, — mein Herz ist es. Hart, o Hart, wie soltest du mein Herz, meine Seele!“

Ich sah, daß die Liebe den höchsten Grad bey ihr erreicht hatte, und daß es nur noch einige Tage koste, um sie in das Feuer zu setzen, daß sie nothwendig von allen ihren Sinnen bringen muß. Ich bat sie daher mit der ungeheuerstesten Miene, sich zu beruhigen, auf Gottes Bey-



Bestand zu bauen, und den angefangenen Kampf standhaft auszuhalten. „Wenn Sie mich lieben, wenn Sie Ihr eigen Glück, Ihre Ruhe, Ihre Seele lieben, sagte ich, — o so lassen Sie meine Bitte nie aus Ihrem Herzen verschwinden, die ich mit so vieler Wärme zu Ihrem eigenen Heil ize an Sie wage. Ueberwinden Sie Ihre Liebe gegen Harten, vergessen Sie ihn. Glauben Sie mir, Sie werden die Ruhe eher nicht kennen lernen, bis Sie es gethan haben. Folgen Sie, damit ich Ihnen doch ein Mittel an die Hand gebe, daß viele Reize, und viel Unnehmliches für Sie haben muß, folgen Sie dem Beispiele des Barons selbst. Sie wissen, daß er Sie liebt, so heftig liebt, als Sie ihn. Sie sehen seine Leiden, die seine Liebe ihm durch das Herz strömt. — Seine Melancholie, seine Thränen, seine Unpäßlichkeit, was sind sie anders als Folgen einer Liebe, die er noch nicht besiegen konnte? Und doch, beste Freundin, kämpft er muthig; doch wagt er es nicht, die Stimme seiner Leidenschaft laut rufen zu lassen! Nein! Er sucht sie zu unterdrücken, so vielen Schmerz ihm auch diese Bemühung verursacht, so viel auch seine Seele dabey leidet! — Folgen Sie ihm nach! Seyn Sie nicht weniger edelmüthig als er. Wenn er sich, seine Gesundheit, sein Leben, der Liebe gegen Sie aufopfert; wie? soll-



ten Sie nicht die ersten Leiden weniger Tage auf Ihre Rechnung nehmen?"

Sie sehen, Herr Graf, daß ich es geflissent-
lich darauf anlegte, sie immer mehr in die Hitze
zu setzen! Ich blieb denselben Tag bis elf Uhr
Abends bey ihr! Ihr Zustand war wirklich der
tröstloseste, in welchem sie sich befinden konnte.
Sie weinte, betete, weinte wieder; — und
beate, wie ein Laub, durch das der ranhe Nord
stürmt. Endlich verließ ich sie. Man sagte
mir des Morgens, daß sie die ganze Nacht ge-
weint habe. Ich schloß daraus, daß es ihr un-
möglich sey, länger zu widerstehn.

Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß Herr, der
seit einigen Tagen bettlägerig — vermuthlich
aus Liebe war, sich etwas besser befände, und
morgen seine Stube das erstemal wieder verlas-
sen wolle. Diesen Umstand benutzte ich, um
mein Projekt zur Reise zu bringen.

Ich gieng zu Eleonoren; — ich fand sie eben
so trostlos, als ich sie den Abend vorher verließ.
Was sollte ich thun? Sie trösten? Es half kein
Trost; und ich würde mich auch sehr geärgert
haben, wenn er geholfen hätte.

Ich las ihr einige Kapiteln aus der Bibel
vor. Ich wählte aber mit großer Sorgfalt nur
solche Stellen, wo der Liebe mit den feurigsten
Ausdrücken gedacht wird. Thräne auf Thräne
rollte

rollte von ihrem Gesichte herab. Sie bat mich, als ich wegging, ihr die Bibel zu leihen. Ich that es! Ich legte aber wohlbedächtig das Portrait des Harts vorher hinein! — Wie wird sie zusammenfahren, wenn sie das Bild ihres Geliebten erblickt. —

Morgen werde ich es wieder bey ihr suchen, ihr dann als eine Gewissenssache austragen, es Harts selbst wieder zurückzugeben, eine Gesellschaft in Concreto zwischen ihr und Harts veranstalten, und abwarten, wie der Ausgang dieser Geschichte seyn wird. Ob sie wohl der Schlinge entrihnen wird? Dächte nicht.

Von Ihnen, Herr Graf, wird izt nur sehr selten, und das nur im Vorbeygehen gesprochen. Ich bin ic.

Abbate Veronese.



Drey und dreyßigster Brief.

Eleonore an Fräulein Julchen.

***, den 24sten Sept. 1773.

Abends um 9 Uhr.

Ich bin verloren! Ach, Julchen — was soll ich dir sagen? — Könntest du meine Thränen sehn, die ich weine; — mein Herz möchte zerspringen, so voll ist es. — O, hart, hart, daß ich dich sah, dich kennen lernte! Ja, Julchen, Haer hat meine ganze Ruhe geraubt. —

Wie ich bedr! Mein Herz schlägt nur für ihn, fühlt nur für ihn! — Hättest du das gedacht? Ich dachte es auch nicht! Aber er schlich sich in meine Seele, trotz alles Widerstands, den ich ihm leistete, — herrscht noch darinn, mit aller Macht, mit aller Freyheit. Und ich kanns nicht hindern! Gott weiß es, wie viele Seelenangst ich über diesen Gedanken leide! Erbarmen, Schöpfer, Erbarmen! Ist's Sünde, ihn zu lieben, ihn lieben zu müssen, so ist's Sünde eines unschuldigen, eines tugendhaften Herzens, — meine Seele weiß nichts davon, sie kämpft; — ist's meine Schuld, daß ich nicht siege? —

(177)

Abbate



Abbate bringt sehr stark darauf, Harten zu vergessen! Der gute Mann! Mit kaltem ruhigen Herzen ist's geschwinde gesagt. Aber auch gethan? mit einem Herzen gethan, das im Tumulte der Leidenschaft schwebt? — O könnt ich's! könnt ich's! selig würd ich mich nennen! —

Aber jemehr ich kämpfte, je weiter riss ich die Wunde meines Herzens auf. Solang ich seine Liebe nicht schente, ihn nicht zu fliehen suchte, so lange schließ mein Herz im elisischen Schlummer, liebte ihn, ohne es zu wissen. Sobald ich Hand anlegte, das Bild meines Freundes aus demselben zu tilgen, ha! da wacht es auf, stürmt, und tobt, schließt sein Bild tiefer ein, und sträubt sich wider alle Versuche, die ich wagte.

Was soll ich thun? — Doch zuerst, — was kann ich thun? Vergessen? Ihn? — Gott! Nimmermehr! Ohne Wunder wenigstens nicht.

Und doch wünscht ich es zu können! — Sag, liebste Dulchen — was soll ich thun! Laß dein Herz sprechen, nicht deinen Verstand. Dieser vermag gegen die Stimme des Herzens nichts, und wenn er noch so schön raisonnirte. —

Ich habe heute die ganze Nacht geweint, und schlaflos zugebracht. Hart schwebt stets vor meinen Augen, ganz in der traurigen, abgehärmten Gestalt, in der er sich izt im Stillen mit sei-



ner Liebe gegen mich selbst koltert. — O, wie fuhr ein kalter Schauer durch alle meine Glieder! — Er weint, leidet, — und leidet, und weint um mich! — Könnt auch er meine Leiden, meine Thränen sehen! —

Tulchen, wenn du je im Stillen geliebt hast, so wirst du dir von meiner Unruhe des Herzens einen Abriß machen können. Ohne Trost, ohne Hoffnung, — ohne Freund, dem ich mein Herz so ganz öfnen könnte, was für eine Last für mich!

— — — — —

Verzeih, Tulchen, — ich brach in meinem Briefe ab! — Ach, welch eine seelige Stunde habe ich izt durchlebt! Tausend Segenswünsche dem guten Abbate, daß er mir sie verschaffe. — Vor einigen Tagen gab ich ihm Harts Portrait, um es ihm wieder zu geben. Es war sonst meine einzige Beschäftigung, mich, wenn ich im Zimmer allein saß, satt an dem Bilde zu sehn. — Nun fand ich es vom Ohngefähr in des Abbates Bibel, die er mir zum lesen daließ. Wie ich erschrock, als ich es sah! Unbeweglich sah ich es an, weinte für Freuden, als sah ich ihn zum erstenmal, drückt es an mein Herz, küßte es, sah es wieder an, weinte wieder, drückte es wieder an mein Herz, und konnte nicht satt werden, es anzusehen. Wie die gute, sanfte Seele ihm im Blicke sitzt, sein zärtliches Herz sich in jedem Zuge



Junge thalt! Und den zu lieben, Eleonore, ist für dich ein Verbrechen? —

Liebsteß Töchter, wie sich mein ganzes Herz an seinem Anblicke mit Wonne weidet! Wie meine Seele auch nur mit seinem Bilde spricht, er mir zu antworten scheint, mir zu sagen scheint, — ich liebe dich — Noch einmal, lieber Gert, noch einmal, — ich liebe dich! So! — Auch ich lieb dich, — auch ich! — Und ich soll's nicht! — Barbaren sind, die das Gesetz entworfen hatten, den besten, den tugendhaftesten Mann nicht zu lieben! Sie hatten nicht lieben können, oder warens nicht werth, die Seeligkeit der reinen Liebe zu fühlen. —

Ha! — noch einen! Und noch einen! — Freundin, solcher Zauber hängt an seinen gemalten Lippen, — welche Wollust muß nicht auf den feinnigen wirklich thronen! Einen Kuß von ihm, — und ich beneide die Götter um all ihren Nektar nicht! Vossenspiel ist er gegen den Kuß des Besten mit Wärme, mit Liebe von ihm geraubt! —

Gott, ich weiß nicht, wie mir ist! — Bangigkeit, und eine geheime unerklärbare Angst steigt in meiner Seele auf, — Ahnungen, traurige Ahnungen schauern durch mein ganzes Herz. Mir ist als wenn ein unfreundlicher, böshafter Geist mir ihn raubte! — Himmel! Ihn? Rint-

mer



mermehr! — Mein, mein, — niemand soll mir ihn entreißen. Da! — Ruhe sanft, lieber, besser Mann! ruhe an meinem Busen! Der dich mir hier wegrauben will, muß mein Herz mit aus meiner Brust reißen. —

Ach, Freundin! Ich seh, daß ich schwärmer; vergeih mir.

Meine Mutter! — So spät noch? — —

den 25ten Sept. früh um 2 Uhr.

War nur eine freundschaftliche Visite der mütterlichen Zärtlichkeit, die ich gestern Abends von meiner Mutter um 10 Uhr noch erhielt. Es geht ihr sehr nah zu Herzen, daß ich so viel leide! Sie bedauerte mich mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit; und wünschte mir ein besseres Glück, als das ich durch Flehen erlangt habe. —

Sie gieng bald weg, weil sie in ihrem Alter gewohnt ist, pünktlich um diese Zeit zu Bette zu gehn. Ich segnete das Herz meiner zärtlichen Mutter mit den eifrigsten Wünschen. —

Ich wollte noch gestern meinen Brief an dich schliessen. Aber ich konnte nicht; konnte nicht eine Feder in der Hand halten. Mir war, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte, den ich sorgfältig verwahren mußte. Ich gieng bald zu Bette. Und soll ich dir's sagen? — Ich schlief ganz mit dem Gedanken vom Glücke ein, das Harto Liebe mir



mir geben könnte. Ich berechnete so genau, wie bald ich die seinige werden könne, daß ich dabey mich und Fletten vergaß.

Schon wieder ein Besuch! Laß doch, als wenn ich diesen Brief nicht zu Ende bringen sollte —

um 10 Uhr.

Ach, Zulchen, was ist der Abbate für ein strenger Mann! Und doch muß ich ihm folgen! Ich erkenne es, daß er Recht hat. Höre nur! —

Gleich beim Eintritt fragte er: ob er nicht Garts Portrait bey mir hätte liegen lassen?

Ja, sagte ich erschrocken.

„Wollen Sie wohl die Güte haben, es mir wieder zu geben, damit ich es ihm nach Ihrem Befehle zurückstellen könnte?“

Wie erschrock ich, als er diesen Antrag an mich machte! Wiedergeben, ich? — Ohnmächtig! Ich entschuldigte mich, daß ich nicht wüßte, wo ich es hingelegt hätte.

„Es ist wider die Ehrfurcht, gnädige Gräfin, die ich Ihnen schuldig bin, wenn ich Sie nochmals darum bitte. Nichts als der lebhafteste Wunsch für die Ruhe und Reinigkeit Ihrer Seele bewegt mich dazu.“

Was soll ich thun? Garts Portrait aus meinem Busen hervor zu nehmen? Das konnte ich



ich nicht! Ich stand in der größten Verlegenheit. Ich war gezwungen, die erste Nothlüge mit einer zweyten zu unterstützen. „Wirklich, Herr Abbate, ich weiß nicht geschwind, wo ich es hingestlegt habe, ich will es aber hernach suchen! —

„Aber doch in der Absicht, um es mir wieder zu geben? — Versprechen Sie mir dies?“

Wenn — wenn ich es finde.

„Ach, gnädige Gräfin, ich sehe es; Sie wollen die Mörderin Ihrer eigenen Seele seyn! Ich Unvorsichtiger; daß ich Ihnen doch Selbstenheit gab, von Ihrem Wege, auf dem Sie der Tugend so fern gewandelt sind, wieder zurückzuführen. Wem liegt nun die Schuld Ihrer künftigen Seelenangst zur Last, als mir! Gott! du kennst mein Herz, wie eifrig es das Glück der Gräfin wünschte, laß nicht alle meine Mühe vergebens seyn! — O, Sie kennen den Schmerz nicht, den ich über Ihren Verlust empfinde! — Doch, ich will Ihnen davon nicht erst eine Schilderung geben. Aber eine Bitte werden Sie mir erlauben, und, wie ich es von Ihrer Tugend hoffe, mir nicht abschlagen. Ich habe Ihnen schon auf das lebhafteste gezeigt, daß es Ihr Glück unumgänglich fodert, Sarten zu vergessen. Sie selbst haben schon so große Vorschlüsse gethan in Ihrem Entschlusse, daß nur noch wenige solcher Schritte nöthig gewesen wären, um
dann



dann ganz frey zu seyn. Warum, beste Gräfin, warum wollen Sie die schon über die Hälfte zurückgelegte Laufbahn nicht ganz vollenden? Bleiben Sie doch nicht an den Thoren des Tempels stehen, da sie die steilen Felsen, worauf er ruht, schon überstiegen sind. Es schmerzt mich, daß ich Ihnen zu allen den Gründen, welche ich Ihnen schon angegeben habe, noch diesen hinzufügen muß. Hart liebt Sie zwar, aber er liebt Sie nicht bloß wegen Ihrer Schönheit; — Ihre Tugend, gnädige Gräfin, hat die größte Wirkung auf sein Herz gemacht. Seine Liebe ist zwar die feurigste, die zärtlichste, die je eines Jünglings Herz gegen seine Geliebte nähren konnte, aber seine Liebe ist auf die Hochachtung und Ehrfurcht gegründet, die er Ihrer Tugend schuldig ist. Um Gottes Willen, gnädige Gräfin, was würde er von Ihnen denken, wenn er die Macht erblickte, die er über Ihr Herz erlangt hat! Wird er nicht zu sich selbst sagen müssen, wo ist die Tugend der Gräfin, für die mein Herz so eifrige Liebe fühlte? — Sie sehen, daß es die äußerste Nothwendigkeit fodert, alles anzuwenden, Harten zu vergessen. Darf ich Ihnen daher rathen, so bleiben Sie bey Ihrem Entschlusse, wenn Sie anders nicht Ihre Hochachtung in seinem Herzen verlieren wollen. “

Ich



Ich sah, daß der Abbate Recht hatte; ich hätte ihm das Portrait, so schmerzlich mir auch dessen Verlust ist, wirklich gegeben, wenn ich es nicht auf eine Art verborgen gehabt hätte, die ihm meine Schwäche zu deutlich erklärt haben würde. Ich versprach ihm, es zu suchen, und ihm sodann gewiß zuzustellen.

„Nein, sagte er, das haben Sie nicht mehr nöthig. Es wird dienlicher seyn, wenn Sie es heute Garten selbst zurück geben. Aus doppelten Gründen ist dies für Sie sehr vortheilhaft. Erstlich haben Sie Gelegenheit, den höchsten Grad des Versuchs zu überwinden, und dann benehmen Sie Garten die Hofnung, womit er sich allenfalls bis hie noch in seiner Liebe bestärkte. Sieht er, daß alle seine Hofnungen verschwinden, so wird er nach und nach von seiner Liebe zurückkommen, und Sie — so wie bey ihm sich seine Leidenschaft in die Schranken der Vernunft zurückziehen wird, — werden ebenfalls immer mehr und mehr von der Gewalt der Liebe, die hie Ihr Herz so sehr beunruhigt, befreit werden.“

Ich versprach ihm auch dies zu thun, aber der Himmel weiß es, wie gewaltig mein Herz dabey pochte. Er stellte mir noch tausend andre Gründe vor, durch die er mich vollkommen überzeugte, daß ich dazu verpflichtet wäre, wenn ich meine Tugend nicht verlieren wollte. Ach,
daß



Daß ich es sollte, sagte mir das Gewissen stets; nur daß ich es auch könnte, das widerspricht mir mein Herz! —

Wie fürchte ich, daß Hart zu frühzeitig käme! — Liebstes Tüchchen, möchte er doch lange noch nicht zu mir kommen. Ich fürchte seinen Besuch! — Trennt nicht der erste, den er mir macht, alle Verbindungen, die wir, jeder im Innersten unsers Herzens, mit so vielem Bonnegefühle ernährten? —

Ich möchte gern mit dir länger noch sprechen — aber verzeh mir! Heute ist die Zeit für mich zu kostbar! Die ich heute Harten schenke, ist für ihn, morgen — ach! — morgen — welche Leere fühle ich im voraus schon in meinem Herzen! —

Eleonore.





Vier und drenßigster Brief

Gräfin Eleonore an Fräulein Zulchen.

***, den 16ten Sept. 1773.

Hin ist meine Jugend! — Ach, bedaure mich! Freundin! Bedaure mich! Mein Herz erlag, mußte erliegen; — meine Seele kämpfte lange, — aber das Gefühl, das im Busen wühlte, — ach, dies mächtige Gefühl riß mich hin, und ich erlag! —

Du wirst mir meine Schwäche verzeihn, wenn du dich in meine Lage denkst! —

Ich saß mit dem beklemmtesten Herzen von der Welt, harte Bildniß in der Hand; heftete meine Augen starr auf seine, um mich satt in seinem Blicke an Liebe und Zärtlichkeit zu trinken. Dich nicht mehr sehn, sagt ich zu mir, dich! — Und Thränen quollen aus meinen Augen herab; — Thränen, so wehmüthige, so zärtliche, als ich sie noch nie geweint hatte. Wohl eine Stunde saß ich in der tiefen Veräubung meiner Sinne, ganz Auge, ganz Herz für Harten. Er wird kommen, voll von zärtlicher Liebe kommen, dacht ich mir, und ich? ich soll seiner Liebe Hohn sprechen? Soll das Unterpand seiner, — meiner Liebe zurück-



zurückgeben? soll ihm den Dolch in die Brust slossen, und mir! Und warum? Weil er mich liebt, weil ich ihn liebe! —

Ich sank in die tieffste Schwermuth! Die Lust ward mir zu dünne, ich konnte kaum athmen! — Alles arbeitete in meiner Brust; mir war bey diesem Gedanken, als risse man mir mit glühenden Zangen das Herz aus dem Leibe! Ich zitterte an allen Gliedern und weinte, ohne daß ich es gewahr ward, daß ich weinte.

Ach, Töchter, wie ich zwischen den marternden Ideen von Liebe und Verlust mit der wehmüthigsten Seelenangst schwebte, wie ich mich sträubte, einen Entschluß zu fassen! — Mein Herz hieng auf der Seite der Liebe, — und die Sprache meines Herzens war zu laut, als daß ich die leise Stimme meiner Vernunft, die sich nur schwächtern hören ließ, — gegen ihren Tumult zu Rathe hätte ziehen können.

In diesem zweydeutigen, so wenig vorbereiteten Zustande trat Hart in das Zimmer. Ich hieng noch zu sehr an dem traurigen Gedanken, mich seiner Liebe zu ent schlagen, als daß ich ihn gewahr ward. Der Schmerz, in dem ich schwebte, war zu erschütternd für mich, als daß ich für alle andere Gegenstände Gefühl gehabt hätte. Nur sein Bild zog meine Aufmerksamkeit an sich. Ich küßte es mit der feurigsten



Zärtlichkeit, und schwebte mit meiner ganzen Seele auf seiner lächelnden Miene; die mir mit dem sanftesten Tone von der Welt zu sagen schien — ich liebe Sie!

Indem ich dies dachte, warf sich Gert zu meinen Füßen! — Gott — wie war mir! — Ueberrascht, wie ich, — mit einem Herzen voll Liebe, wie meins, — was konnte ich da thun? Ich war nicht im Stande, mich zu bewegen. Ich sah ihn knien, sah ihn mit Liebetrunkenen Augen zu mir hinauf um Liebe, um Zärtlichkeit flehn, sah ihn, meine Hand küssen, sah ihn, sie mit seinen Thränen nessen, und konnte nichts — nichts dagegen thun! — Mußt es leiden, muß's geschehen lassen. Auch er sprach nicht ein Wort. Sein Herz schien so voll zu seyn, wie meins! Endlich brach er sein Stillschweigen, und schwur, daß er alles Glück der Welt nicht mit meiner Liebe vertauschte. —

Ach, Tölpchen, was sollt ich ihm da antworten. Er hatte meine Liebe gesehn, sollt ich mich selbst Lügen strafen? O! wenn ichs auch gewollt hätte, ich hätt's nicht gekonnt. Mit Augen der zärtlichsten Liebe erwiderte ich seine Verheuerung. — Trunken von seinem Glücke, küßte er meine Hand nochmals mit der feurigsten Zärtlichkeit, und bot auf eine so rührende Art um Verzeihung wegen der Freyheit, die er sich nahm,



nahm, daß ich — wenn ich auch gekonnt hätte, —
alle Vorwürfe vergaß. —

Er gestund mir, daß er seiner Leidenschaft
nicht länger mehr hätte widerstehen können, daß
er in der Absicht zu mir gekommen wäre, ent-
weder von meinen Lippen die Versicherung der
Gegenliebe zu erhalten, oder zu sterben.

Beste Freundin! — was ist das weibliche
Herz! Indem ich auf der höchsten Stufe des in-
nern Kampfs war, mein Gefühl mit meinem
Verstande stritt, unschlüssig, welche Fühne es
ergreifen soll — springen die Ketten, und die
ganze Maschine fällt zusammen.

Ich kann heute ohnmöglich noch etwas schrei-
ben. Ich bin zu gewaltig erschüttert. Mein
Fass — ich gesteh es, er hat seine moralischen
Blößen — aber demohngeachtet brachte er Be-
ruhigung, Heiterkeit, Bönne, — in meine
Seele. — Mein Glück war es, daß Hart zur
Tafel gerufen ward, damit ich mich von dem
ersten Eindrucke der Liebe wieder etwas erholen
konnte. Was ist es doch für ein Unterschied zwi-
schen dem Bilde, das man sich idealisch von Liebe
entwirft, und zwischen dem wirklichen Gefühle
in dem Busen seines Freundes!

Eleonore.

Fünf und dreyßigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

***, den 27ten Sept. 1773.

Sieg! Lauter Sieg! Das kleine Knötchen, das ich mit Garts Portrait schürzte, hat den ganzen Gordischen Knoten gelöst.

Gart hat Eleonoren seine Liebe gestanden, Eleonore hat sie angenommen! Ich muß machen, daß ich aus ihrer Gesellschaft komme. — Ich habe mich schon melden lassen, um Abschied zu nehmen, weil mich nöthige Geschäfte nach R*** zurück rufen. In einer Stunde fahre ich fort. Was nützte ich auch hier? Eleonore würde nur durch meine Gegenwart schwächern gemacht. — Aus ihren Augen weg, alter Bube, so hat sie freyes Feld; und hat sie dies — Gott befohlen, die kleine Schwärmerin!

Ich habe die Ehre u.

Abbate Veronese.



Sechß und drenßigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

N^o., den 14ten October 1773.

Ich habe länger geschwiegen, als ich es dachte. Allein ich wollte erst in meiner Ruchmassung bestärkt werden, bevor ich schrieb. Daß Eleonore und Hart einander auf das zärtlichste liebten, wußte ich zwar; — aber werden sie beyde auch den Schritt wagen, den ich in meinem Plan als den Sprengpunkt vorzeichnete, der alle Ihre lästigen Fessel zertrümmert? — davon mußte ich erst Aspekten abwarten.

Vier Tage sind Eleonore, Hart und seine Mutter wieder hier. Gesprochen habe ich sie noch nicht. Aber Baron Blau war bey allen. Er versicherte mich, daß Gräfin Eleonore wie ein Mädchen, das nach langen Jahren der Sehnsucht ihren Geliebten wieder fand, — heiter, und innigst vergnügt schien. Der Hof erstaunt über die treffliche Wirkung der Landluft, und freut sich ordentlich, daß Eleonore nicht mehr mit so misantropischer Miene erscheint.

Hart ist der fleißigste Eizibber der Gräfin. Er bringt fast jede Stunde des Tags bey ihr zu.



Ich will sie noch vierzehn Tage mit einander schnäbeln lassen, dann fange ich meine Rolle wieder an. Bis dahin denke ich, werden sie einander schon so gewöhnt haben, daß jeder Theil seine Glückseligkeit zu verlieren denken wird, verlor er ihn.

Ich besuche den Bischof fleißig. Er soll das Raquet bey der großen Feuermaschine anstecken, wenn die Zeit da ist. Er liebt die Gräfin außerordentlich, und auch Garten; demohngeacht soll er sie beyde in die Luft sprengen. —

Abbate Veronese.

Sieben und dreyßigster Brief.

Eleonore an Fräulein Zulchen.

N^o 11, den 15ten Oct. 1773.

Wie mir die Tage so heiter, so voll Seeligkeiten verfließen. Einer kettet sich an den andern mit Blumenbändern der Liebe! Meine Angst, mein tiefgebeugter Kummer — alles, was mich sonst so gewaltig abhärmte, ist verschwunden. Mein Herz ist jetzt so voll von Freude und Entzücken, als es vorher von Traurigkeit und Schmerz war.

Zeit



Seit fünf Tagen bin ich wieder hier. Daß es mir sehr nah gieng, meine zärtliche Mutter zu verlassen, darf ich dich wohl nicht erst versichern. Indes, so gern ich auch noch bey ihr geblieben wäre, wenn ich gekonnt hätte, so gern gieng ich auch nach R*** wieder zurück. Er räthst du wohl die Ursache? — Ach, liebste, beste Freundin, — der Anblick meiner Mutter, so lieblich er auch für mich war, so demüthigend mußte er auch seyn. Befahl mir nicht mein Herz, es vor ihrem Auge zu schließen, seine Geheimnisse vor ihr zudecken? Und ward dieser Zwang nicht mit jedem Tage eine größere Last, je deutlicher ich wahrnahm, daß sie die Entdeckung meines Herzens ganz zu Boden beugen würde? —

Ich eilte daher eines Theils sehr vergnügt in die Stadt wieder zurück. O, wie lacht mir dieser sonst so traurige Aufenthalt von allen Selten neue Freuden entgegen.

Ich gestehe es dir, bey den Grundsätzen, die ich von meinen Pflichten habe, würde ich mich selbst verabscheuen, wenn ich vorher nicht alles versucht hätte, dem Kampfe zu widerstehn. Ich wand mich, wie ein Wurm gegen eine schroffe Erdscholle, die auf ihn liegt, vergebens. Ich hoffe, der Himmel wird mir meine Schwäche verzeihn, da ich die Last, die meine Kräfte überzog, nicht tragen konnte.



Abbate Veronese läßt sich bey mir nicht sehen. Ich weiß nicht, ob ich ihm im Herzen nicht dafür danke. Seine Gegenwart würde mich sehr beunruhigen. —

Ich habe Gärten die ganze Geschichte meiner Liebe erzählt; die Gewalt gestanden, die ich meinem Herzen wider ihn anthat; die Ermahnungen wiederholt, die Abbate mir deshalb gab; — und wenn ich mit all dem fertig war — zog ich sein Portrait heraus, küßte es, nannte es einen losen Verräther, — und dabey stürzt Gatt zu meinen Füßen hin, dankt mir mit den wärmsten Thränen der Liebe; und verfolgt auch seine Geschichte von Schritt zu Schritt, seine Leiden, die er in seinem Busen fühlte, seine Thränen, die er weinte. So vergeht ein Tag nach dem andern, und so erklären wir uns wohl fast jeden Tag hundertmal unsere Liebe, und sind es nie satt, sie einander wieder — oft, unaufhörlich zu gestehen.

Ich weiß nicht, meine Beste, ich bin an ihn schon so gewöhnt, und er an mich, daß jede Stunde verloren zu gehen scheint, die wir von einander entfernt zubringen.

Wie der gute, liebe Gatt nicht mit jedem Morgen eilt, mit dem zärtlichen, Liebevollen Herzen eilt, mich zu sehn; mich wohl hundertmal in einem Athem fragt: ob ich mich wohl befinde,



Ande? und bei jeder Frage in seinen Mienen auf das deutlichste gelehrt, daß es sein größtes Glück sey, mich mit dieser Zärtlichkeit fragen zu dürfen! O, mein liebste Tüchchen, ich muß diesen sorgsamem, diesen gefälligen Mann lieben, und wenn ich gefühllos, wie Pigmaleons noch unbelebter Marmor, wäre.

Gestern kam er mit einer sehr niedergeschlagenen Miene zu mir. Himmel, lieber Hart, was fehlt Ihnen, fragt ich ihn. —

„Zwey Schläge auf einmal, gnädige Götter, bringen mich. — Vor zwö Stunden habe ich die Nachricht von dem Tode des wackern, rechtschaffenen Quats erhalten. Er war mein Freund, mein aufrichtigster, zärtlichster Freund. Ich verlor viel an ihn! Unter den Männern alles, was ich bis hie schätzte und liebte. — Schon diese Nachricht würde im Stande seyn, mich auf das Äußerste zu erschüttern. Allein ich habe noch mehr zu befürchten. Auch meine Mutter ward diese Nacht plötzlich krank. Sie ist alt, ohnehin schwach, — wenn ich sie verlöre, Gott, — dieser Schlag wäre zu hart für mich.“

Ich erschrock nicht wenig über diese Nachricht; ich suchte ihn zu trösten, allein mit der edelsten Miene verbat er sich meine Bemühung! Können Sie mir die Wollust, sprach er, meinem Freunde die letzten Thränen in sein Grab nach-



nachzuweinen. Ich mußte Ihrer Achtung und Liebe nicht werth seyn, wenn ich den einzigen Freund meines Lebens mit Kaltblütigkeit dahinsinken sehen könnte. Ich habe zwar Standhaftigkeit genug, mich durch seinen Verlust nicht zu sehr beugen zu lassen, aber daß ich izt gebeugt bin, ist Erkenntlichkeit, ist Liebe gegen ihn.“

Er sprach kaum zu Ende, so kam ein Bedienter seiner Mutter auf das eiligste gelaufen, und meldete ihm, daß sie ihn zu sprechen verlange. Er verließ mich mit dem betrübtesten Herzen. Auch ich konnte mein Herz dem Eindrücke nicht verschließen, den seine Thräne auf mich wirkte.

Ich fuhr selbst zur alten Barones. Ich fand sie sehr schwach; ihr Sohn saß neben ihrem Bette, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Zärtlichkeit. Ich konnte es ihr recht deutlich in den Augen ansehen, daß ihr mein Besuch Freude machte. Sie konnte zwar wenig sprechen, aber sie drückte meine Hand mit so vieler Wärme, daß ich wirklich durch ihre Liebe gegen mich gerührt ward.

Hart, so schmerzlich ihm der Zustand seiner Mutter fiel, suchte doch alle männliche Stärke hervor, durch sein Beyspiel seine Mutter zu beruhigen. Sie bekam endlich einen sanften Schlummer, über den sich der Arzt sehr freute. Sie nicht zu stören, fuhr ich nach Hause. —

Da



Du glaubst nicht, Zulchen, welchen lebhaften Antheil ich an der ganzen Hartischen Familie nehme. Doch warum sollt ich es nicht? Da jede Person ihrer Familie so viele Reichthaffensheit, so viele Tugend und Seelengröße besitzt.

Eleonore.

Acht und dreyßigster Brief.

Von Ebender selben an Zulchen.

N^o 177, den 12ten Oct. 1777.

Harts Mutter wird mit jedem Tage schlechter. — Die letzten zween Tage konnte er nicht aus ihrem Zimmer kommen; — er bat mich schriftlich, ihm seine Abwesenheit zu verzeihen. — Wie sorgfältig der gute Jüngling gegen mich ist. — Wir wechseln alle zwei Stunden höchstens mit einander unsere Briefe. Er berichtet mir den Zustand seiner Mutter, und fragt nach den meinigen; und ich sage ihm, daß ich gesund bin, und frage um den seinigen.

Heute war Abbate Veronise bey mir. Ich erschrock wie vor meinem Richter. als er in das Zimmer trat. Allein meine Furcht verschwand sehr



sehr bald. Er bat mit der gefälligsten Art von der Welt um Vergebung, daß er so lange die Schuldigkeit, sich um mein Wohlsseyn zu erkundigen, vernachlässigt hätte. — Er war wirklich so gefällig, von der alten Angelegenheit meines Herzens nichts zu reden.

Von ohngefähr musie es sich aber filgen, daß Harzo Käufer eben in seiner Gegenwart ein Billet von seinem Herrn an mich bestellte. — Abbate kannte ihn, sah mich lächelnd an, und drohte mir mit einer verschlagenen Miene mit dem Finger. Ich sagte ihm, daß Harzo Mutter auf den Tod krank läge. Er ward über diese Nachricht, wie ich es vermuthen konnte, sehr betrübt. Sie ist eine würdige, tugendhafte Dame, sagte er, ihr Verlust sollte mir sehr zu Herzen gehn.

Er sprach nach der Hand von verschiedenen gleichgültigen Dingen; endlich drehte er das Gespräch auf Harzen.

„Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, daß ich auf einen Gegenstand komme, der Ihrem Herz sehr interessant seyn muß. Harzo Liebe gegen Sie — (erröthen Sie nicht, sie ist unschuldig wie die Ihrige gegen ihn, wenn Sie auch beyde gleich heftig und feurig lieben) ist meinem Blicke nicht entgangen. Sie werden sich freylich wundern, daß ich iyt mit so vieler Gelassenheit



heit mit Ihnen davon spreche. Allein, darf ich Sie bitten, meine Gründe anzuhören? In dem Zeitpunkte, da Ihre Liebe gegen den jungen Barren in ihrem Herzen aufzukeimen anfieng, war es meine Pflicht, Sie davon so viel es möglich war, zurückzuhalten. Denn es konnte seyn, daß es nur ein aufbrausendes, gährendes Gefühl der Sinnlichkeit war, das Sie für Liebe ansahen. Sie also vor den gänzlichen Zerfalle Ihrer Tugend zu retten, mußte ich auch darauf dringen, daß Sie selbst das Gefühl der reinern Liebe unterdrückten. — Entweder, so waren meine Gedanken, entweder Sie überwinden mit meiner Hilfe diese Liebe oder nicht. Überwinden Sie sie, so würde die Liebe, freylich etwas später, aber doch frühzeitig genug, um Sie unglücklich zu machen, — von selbst wieder verschwunden seyn; und überwinden Sie sie nicht, so ist die Heftigkeit Ihrer Liebe der sicherste Bürgen für die Fortdauer, Reinigkeit und Rechtmäßigkeit derselben, folglich auch für ihr Glück. So dachte ich damals; und ich war in meinem Gewissen verbunden, Sie alle Proben aushalten zu lassen. Nun aber, da ich sehe, daß Ihre Liebe trotz aller meiner und Ihrer eigenen Bemühung die Oberhand behielt, wie? sollte ich jetzt nicht mit Recht schließen können, der Himmel habe diesen göttlichen Funken in Ihrem Herzen



zen zu Ihrem Glücke selbst entzündet? Wäre es nicht übertriebener Gewissenszwang, Sie in dem reinem Genusse Ihres Glücks zu stören, daß die Hand des Schöpfers selbst für Sie zubereitet zu haben scheint? Rein, gnädige Gräfin, das werde ich nie! Und um so viel weniger, da Sie das Recht noch immer haben, Ihr Herz dem zu widmen, für den es mit Zärtlichkeit schlägt. Ich bin zu genau seit einigen Tagen von der Lage Ihrer Umstände benachrichtigt worden, als daß ich Ihnen die Freude bergen könnte, die ich über die Aussicht Ihres künftigen Glücks habe, wenn Sie anders das ein Glück zu nennen würden, Sarto's Liebe mit allem Rechte der geistlichen Gesetze genießen zu dürfen. Glauben Sie mir, beste Gräfin, ich bin heute bloß in der Absicht zu Ihnen gekommen, um Ihnen diese Nachricht mittheilen zu können. Durch Zwang sind Sie an Fletten, den sie nicht liebten, wider den Sie sich öffentlich erklärten, gefesselt worden. Flett, nicht nur, daß er die Rechte nicht benutzte, welche ihm diese heiligen Fesseln in den Armen seiner Väter erlaubten, — macht sich noch überdies doppelt straffällig, daß er sich mit Ausschweifungen beschnuget, die allein schon das Recht Ihnen in die Hände gäben, auf eine förmliche Trennung zu dringen. Unsere heilige Mutter — die Kirche ist in diesem Falle wider
die

die Verächter der Pflichten der Ehe mit sehr scharfen Befehlen bewafnet. Sie alle kommen Ihnen, gnädige Gräfin, zu Statten, und berechtigen Sie, Ihr Glück in der Liebe eines Satzen zu suchen, der Ihrem Herzen schätzbar ist, wie Sie dem seinigen. Sie dürfen daher, da Ihre standhafte Neigung gegen Herrn die Oberhand behielt, im geringsten nicht fürchten, daß die heiligen Gesetze unserer reinen Religion Ihnen Hindernisse in Ihre Wünsche legen werden.“

Ach, Julchen, wie war mir um das Herz, da Abbate, — der für mich sonst so streng scheinende Abbate mir dies alles sagte! Mir fuhr ein geheimer Wunsch durch die Seele, den ich noch nicht kenne, und nicht im Stande bin, dir deutlich zu zergliedern. —

Er endigte seinen Besuch mit dem Versprechen, mich ehestens wieder zu besuchen. Er ward mir durch diese Bistte so schätzbar, daß ich ihn recht angelegentlich darum bat.

Bald kommt wieder ein Briefchen von Herrn. Leb daher, bis ich wieder an dich schreibe, wohl.

Eleonore.



Neun und dreyßigster Brief.

Hauptmann Blau an Grafen von Fleit.

R... den 21sten Oct. 1771.

Ob du noch in der Welt bist, oder schon bey den Todten in den Gräbern herumwandelst — ist ein Problem, das ich aus deinem langen Stillschweigen nicht auflösen kann. Ein schöner, junger Herr! läßt uns hier arbeiten; und kehrt sich zu Paris, unbekümmert wie vielen Schweiß wir über seine Angelegenheiten aufopfern, — recht wohl, ohne eine Spibe von sich hören zu lassen. Zum Geveth! Bist du todt, warum ließeß du es uns nicht wissen, damit wir nicht für deine faulen Knochen noch arbeiten.

Doch ich will, nach dem Wunsche meines Herzens, annehmen, du lebst, bist gesund, und vergnügt; — aus diesem Sage folgt, daß ich dir Nachricht von deiner Sache hier geben muß.

Sarto Mutter ist vor zween Tagen gestorben. Der Junge ringt die Hände, und weint wie eine Meerkafe. Was nützt dies seiner Mutter, die heute auf das gesegmäßigste begraben wird? War eine gute Frau, das ist wahr; aber deshalb stürzt der Himmel doch nicht ein, wenn auch



auch gleich eine gute Frau weniger in der Welt herumkreist. —

Der verwaisste Baron lief mit dem letzten Athemzuge seiner verstorbenen Mutter — halb wüthend zu Eleonoren. Was er da machte? — Er klagte ihr seine Leiden; erzählte ihr, was für Gesichter die Seelige schnitt, als ihr die Seele noch auf der Nasenspitze herumtanzte; weinte, und — damit er doch was zu seiner Veruhigung habe — küßte deinem Weibchen mit der ver-
liebtesten Ehrfurcht die Hände! —

Lieber Bruder, mich sollte man so ins Hock-
horn jagen, wie dich. Ich, oder du, oder Eleo-
nore einer von uns dreien wären gewiß schon
vor Aergerniß zerplatzt. Der Junge seufzt und
girt wie ein Turteltaubchen, und wenns hoch
kommt, so fängt er an, alle fünf Finger ihres
Handschuhs die Reihe durchzuküssen.

Ob der Bursche wohl wissen mag, zu was
wir Menschen in die Welt gesetzt sind? Ich
zweifle. —

Schreibe mir doch, was du machst. Nach
meiner Idee hast du Louisen schon lang wieder
vergessen. Recht so! Laß dich ja um Gottes-
willen von keinem weiblichen Geschöpfe fesseln.
So lang man mit unbefangenen Herzen — an
P 2 jede



jede Rose riechen kann, die sich auf den Gefüß
den unsers Lebens darstellt, — nur so lange
kann man sagen, daß man glücklich sey.

Abbate Veronese hat vor einigen Tagen
Eleonoren besucht, und vorläufig die Theorie
der Möglichkeit zu entwerfen angefangen, daß
ihr beyde aus einander kommen könnt. Sie
soll ihm sehr verbindlich für diese Lektion gewes-
sen seyn! Was seyn! —

Wenn du mir binnen hier und Weihnachten
nicht geschrieben hast, so treffen mich deine Briefe
nicht mehr an. Denn gleich nach dem Neujahre
reise ich ab.

Man,

Vier:



Vierzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Zulchen.

Wien, den 24ten Oct. 1773.

Stelle dir den Schreck vor, der mich bey der Nachricht befiel, die mir Hart mit dem tiefsten Kummer von dem Tode seiner Mutter brachte. Sie war meine Freundin, — und du weißt, wie nah mir der Verlust jeder Freundin zu Herzen geht. Ich weinte, und war eben so wenig im Stande, Harten zu trösten, als mich selbst. —

Wir fühlen beyde den Verlust einer Mutter, und einer Freundin zu lebhaft, als daß wir zu unserm Troste etwas anders als — Thränen wußten. Wirklich erleichterten diese unsere Herzen um ein merkliches; und dies um so mehr, da wir wechselseitig mit so vieler gleicher Stimmung unserer Seelen diese Thränen weinten.

Die ganze Krankheit seiner Mutter hindurch konnte Hart mich nicht besuchen. Er wollte sich entschuldigen, allein mein eigenes Herz hat ihn schon gerechtfertigt, da er seiner Pflicht nachkam.

Ich erzählte ihm, daß Abbate mich besucht hätte. Er erschrock, — aber sein Schreck verwandelte sich sehr schnell in die sichtbarste Freude,



als er vernahm, worüber der Gegenstand seines Hauptgesprächs gebreitet war. —

„Ach, göttliche Eleonore! Gott gebe, daß er meine Wünsche erfülle! Gott gebe es! Aber ich bin nicht so stolz, mir mit so vielen Glücke zu schmeicheln. Schon das ist ein Glück, das ich kaum zu erlangen hofte, daß ich Sie lieben, anbeten darf.“

Er hatte sich durch die Pflege seiner Mutter sehr abgemattet. Ich rieth ihm, zu Hause auszurufen. Er gehorchte. Aber ich sah es ihm an, daß er lieber ungehorsam seyn zu dürfen wünschte.

Vorgestern ward die verstorbene Baroness begraben. Sein Schmerz erlaubte es ihm nicht, der Leiche zu folgen. — Er blieb den ganzen Tag über in meinem Hause.

Als ich von dem Leichenbegängnisse zurückkam, wollte ich den kleinen, lieben Schwärmer überraschen. Ich ließ meinen Wagen an der Ecke der Strasse halten, stieg aus, und gieng zu Fuß nach Hause. Allein wie gerührt war ich nicht, als ich in mein Zimmer trat und ihn auf den Knien betend antraf. Thränen auf Thränen rollten über seine Wangen; das Bild seiner Mutter in den Händen, und meines mit gegen den Himmel gerichtetem Blicke, — starr unbeweglich, in die schmerzhafteste Verdäunung tief.



versenkt; betete er im Stillen, mit einer Inbrunst, die mich selbst dahin riß. Er bemerkte mich lange nicht. Stillschweigend folgte ich seinem Beyspiel, warf mich zu den Füßen meines Crucifixes auf die Knie, und betete mit eigner Andacht, die ich selten noch in meiner Seele fühlte.

Endlich erblickte er mich! Er sprang auf, faßte mich bey der Hand, und küßte sie. Zu viel, zu viel! Engel in der Gestalt eines Weibes! — Ihr Gebet; — Ihr eifriges Gebet wisse Gott segnen, — segnen wie alles, was Ihre Seele wünscht.

Ich sah ihn, die Thräne, die in seinem Auge noch zum Ausbruch schwamm, zurückhalten, und sich bestreben, durch seine heitre Miene — auch meine aufzuklären. Dank; seiner zärtlichen Seele, mit der er sich bemühet, jedes trübe Wölkchen von meiner Stirne zu vertreiben. O Jülicher, sein Herz, das so edel, so erhaben denkt, kennt nur Einen Wunsch, — und dieser Wunsch ist — die Fortdauer meines Glückes. —

Lebe wohl, und liebe mich, wie dich mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit liebe

Deine

Eleonore.



Ein und vierzigster Brief.

Gräf. Flett. an den Hauptmann Blau.
Paris, den 6ten Nov. 1773.

Der geschlossenen Brief bestelle an meine Frau! Laß sie winseln, wie sie will; je mehr sie zusammentreibt, desto besser ist es. Gebe aber ja vorher dem Abbate Nachricht von diesem Briefe, damit er ihn nach seinem Plane benutzen könne. Bitte ihn in meinem Namen, doch so eilig als möglich die Bursche zu Ende zu bringen. Es wird mir mit jedem Tage lästiger, in dieser Ungewissheit zu schweben.

Daß du bald kommen wirst, freut mich ungemein. Wenigstens habe ich nun einen wahren Freund mehr um mich.

Was ich hier mache? — Freund, was soll ich machen, hier, wo dem gefühlosten Menschen von der Welt sein pflegmatisches Blut sich in Feuer verwandeln, und in Wallung gerathen muß? — Froh die Tage meines Lebens gessen, mich freuen, mit jedem Gesichte, das Freude lächelt, und auf den Augenblick, der mich ganz in Freiheit setzen wird, mit brünstiger Ungeduld warten. —



Wahr ist es, ich spiele eben die Rolle wieder, die ich vormals spielte, aber, offenerherzig zu seyn, nicht mit solcher Behaglichkeit, nicht mit so offenem, freyem Herzen wie vor. Louise, die ich trotz deiner Idee doch noch nicht ganz verzessen habe, fehlt mir bey all den Ergötzlichkeiten, in denen ich jeden Tag erwache, und einschlase.

Das wird dir sonderbar dünken. Was sehn! Auch mir deuchts so. Und doch kann ich das Räthsel mir selbst nicht aufklären. Das Mädchen hat zu viele Eindrücke auf mich gemacht, als daß ich so schnell in meine vorige Kaltblütigkeit gegen sie zurückfallen könnte.

Weher die Anhänglichkeit an dies Mädchen wohl rühren mag? Eine Ursache mit mag es wohl seyn, daß mich das Mädchen mehr — wegen mich selbst, — als wegen sich liebt. Alle die Alletagsgesichter unserer Damen, — warum schleppen sie ihre Ritter in den Jesseln herum? Weil sie sie lieben? — O, gewiß nicht! Ihre Eitelkeit, und ihr hitziges Geblüt findet ihre Rechnung dabey. Sie lieben, weil sie dem Bedürfnisse nicht widerstehn können. Die hochgräfliche Dulcinea würde sich eben so gut dem Sancho opfern, wenn sein Ritter nicht für sie glühte.

„Louise im Gegentheil liebe“ — mit dem vollsten Herzen; liebe mich, nicht weil sie ihr eigen Glück, — sondern, weil sie meines dadurch zu machen glaubt. Sie würde sich selbst aufopfern, um mich zu erhalten.

Ich habe sie zwar, seitdem ich im Kloster zu J. * Abschied nahm, noch nicht besucht. Aber Briefe von ihr habe ich viele erhalten, in jedem die sanfte, zärtliche Seele des Mädchens abgedrückt. —

Da du selbst bald hieher kommen wirst, so will ich dir nicht erst viel von meinen Auserkennungen erzählen. Leb wohl.

Ann.



Zwey und vierzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Julchen.

R... den 24sten Nov. 1773.

Was soll ich dir sagen? Ich bin in der größten Verwirrung! Gott! Daß jeder Schritte meines Lebens doch mit so vielen Uebeln zusammenhängend gekettet ist! — Ich bin trostlos, der Verzweiflung näher, als je!

Jetzt schrieb mir, zu einer Zeit, wo ich keine Briefe nicht vermuthete, und mit einem Tone — der mich ganz erschüttert. Ich muß dir seinen Brief abschreiben. —

Madam!

„Daß Sie mich nicht liebten, wußte ich; daß Sie mich nie lieben werden, konnt ich vermuthen; daß Sie sich aber in die Arme eines jungen, süßwandelnden Laffen werfen würden, vermuthete ich nicht. Sie sind schwach genug gewesen, die Maske zu frühzeitig abzulegen, hinter der Sie die Grimasse der Tugend nachäfften. Meine Freunde, die auf alle Ihre Schritte ein wachsames Auge trugen, entdeckten mir das geheime Liebesverständniß, das Sie mit Gatten unterhalten. Sie können sicher darauf rechnen, daß



Louise im Gegentheil liebt — mit dem vollsten Herzen; liebt mich, nicht weil sie ihr eigen Glück, — sondern, weil sie meines dadurch zu machen glaubt. Sie würde sich selbst aufopfern, um mich zu erhalten.

Ich habe sie zwar, seitdem ich im Kloster zu J** Abschied nahm, noch nicht besucht. Aber Briefe von ihr habe ich viele erhalten, in jedem die sanfte, zärtliche Seele des Mädchens abgedrückt. —

Da du selbst bald hieher kommen wirst, so will ich dir nicht erst viel von meinen Abentheuern erzählen. Leb wohl.

Stett.



Zwen und vierzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Zulchen.

R^{oss}, den 24sten Nov. 1773.

Was soll ich dir sagen? Ich bin in der größten Verwirrung! Gott! Daß jeder Schritt meines Lebens doch mit so vielen Uebeln zusammengesetzt ist! — Ich bin trostlos, der Verzweiflung näher, als je!

Flett schrieb mir, zu einer Zeit, wo ich seine Briefe nicht vermuthete, und mit einem Tone — der mich ganz erschüttert. Ich muß dir seinen Brief abschreiben. —

Madam!

„Daß Sie mich nicht liebten, wußte ich; daß Sie mich nie lieben werden, konnte ich vermuthen; daß Sie sich aber in die Arme eines jungen, süßwünselnden Laffen werfen würden, vermuthete ich nicht. Sie sind schwach genug gewesen, die Maske zu frühzeitig abzulegen, hinter der Sie die Grimasse der Tugend nachäfften. Meine Freunde, die auf alle Ihre Schritte ein wachsames Auge trugen, entdeckten mir das geheime Liebesverständniß, das Sie mit Garten unterhalten. Sie können sicher darauf rechnen,
daß



daß ich meine Rechte behaupten, und meine Ehre retten werde. Sie haben selbst die Achtung, die ich, ohngeachtet ich Sie nicht lieben könnte, für Sie trug, ganz verloren.“ *Stetto.*

— Sage mir, meine Beste, was für ein neues Angewitter thürmt sich über meinem Haupte zusammen! Werde ich den Schlag ertragen können! Gott weiß es, wie sehr mein Herz blutet.

Zum Unglück ist Hart auf seine Güter verreis, und kommt erst in acht Tagen zurück. Auch Abbate läßt sich nicht sehen. Ich brauch ihn keinen Rath nöthiger als je. Mein Herz ist zu voll von Liebe gegen Harten, ich bin zu heftig durch seine Zärtlichkeit geführt, als daß ich ihn verlieren könnte, — und von der andern Seite, — die Drohungen des Stetto; die Schande, die seine Raserey über mich ausgießen wird — ach, Töchter, ich bin in der traurigsten Lage! Gott weiß es, wie ängstlich mein Herz schlägt.

Und meine Mutter! Ha! der Gedanke zerreißt meine Seele! Wie wird sie den Gram überleben können, der sie bey dieser Nachricht, wenn sie sie erhält, befallen wird? —

Ich habe Abbaten zu mir bitten lassen. Ich kann es kaum abwarten, bis er kommt.

Elonore.

Drey



Drey und vierzigster Brief.

Baron Hart an Gräfin Eleonore.

E*, den 26sten Nov. 1773.

Die Nachricht, die ich in Ihrem letzten Briefe erhielt, ist für mich zu erschütternd, als daß ich ohne Schreck auf die Unruhe denken sollte, die Sie selbst dabey gehabt haben. O Himmel! Müssen zärtliche Herzen, die sich aus reiner Liebe zur Tugend liebgewinnen, — müssen solche Herzen der äußersten Verfolgung des böshaftern Geschicks Preis gegeben werden? Was ist es für ein Verbrechen, ihenerste Gräfin, Sie zu lieben? Wessen Rechte werden dadurch gekränkt? Desjenigen, der es Ihnen auf das entscheidendst gestand, daß er Sie verachte, hasse? Hat er je das zärtliche Gefühl gegen Sie gehabt, das in meiner Brust gegen Sie schlägt?

Und doch — ich sehe es zum voraus, doch werden die Anhänger der Bosheit Tugendraub in unserer Liebe auffinden, werden ihr Hohnge-lächter über uns aufschlagen, werden sagen: da seht die Wollüstlinge, die ihre Leidenschaft nicht bezähmen konnten! —

Fey



Bei Gott, einen Dolch für die Kästzunge, die das spräche! — Ich schaudre vor dem bloßen Gedanken der Schadenfrohen! — Allein ich merke, daß sie schon zu arbeiten anfangen. Stett hat sie bestochen. Wie doch ein Schwärmer dem andern die Hand mit freudigem Herzen reicht, wenn es darauf ankömmt, die Unschuld mit Scorpionen zu geißeln.

Uch, schätzbarste Eleonore, soll ich Ihnen alles sagen? — Doch ich muß. Eine Stunde, bevor ich Ihren Brief erhielt, schickte mir mein Oheim ebenfalls einen, in welchem er mich benachrichtigte, daß der Hof mich als Gesandten nach V** schicken wolle. Er gab mir dabei ziemlich fastbildig zu verstehen, daß ich dies Anerbieten des Hofes ohne aller Weigerung annehmen müsse, und daß es meine Ehre, und die Ehre meiner Familie fodere, mich so frühzeitig als möglich in öffentliche Geschäfte zu verflechten. O, wie die Hoflust doch allenthalben gleich ansteckend weht! — Jeder andere würde diese Ehre mit Vergnügen annehmen, — nur ich nicht. Soll ich Sie, theuerste Gräfin, verlassen; soll ich in ein Land ziehen, wo ich Sie nicht sehn, nicht sprechen kann? Ich seh voraus, man wird mich so lange von einem auswartigen Hofe zum andern herumsenden, bis ich alle Hoffnung, Sie je wieder zu umarmen, verlieren



lieren muß. — Und ich sollte nach P** reisen? Nimmermehr!

Ich habe meinen Oheim meine Entschliessung schon gemeldet. Der Hof kann es mir nicht übel nehmen, wenn ich meine Jugend, und die zu wenige Erfahrung dawider vorschläge. —
— — — — —

Eben erhalte ich Antwort von meinem Oheim! Es muß wichtig seyn, daß er, der sonst so ungern schreibt, so geschwind wieder antwortet. —

Ach, Eleonore! Die Halsstarrigen! — Der Hof hat meine Gegenvorstellung verworfen! Ich erhalte ausdrücklichen Befehl, sogleich nach R** zurückzukommen, und mich zu meiner Abreise nach P** zubereiten. — Ohnmöglich! Ich kann nicht, ich werde nicht.

Mein Oheim muß von Fletten oder seinen Freunden unsere Liebe erfahren haben. Er giebt es mir deutlich zu erkennen. „Sie sind verliebt, junges Vetterchen, — und deshalb schlagen Sie die Ehre aus. Aber eben deshalb werde ich mein ganzes Ansehen anwenden, daß Sie reisen müssen. Suchen Sie keine Ausflüchte. Je mehr Sie machen, je mehr verbinden Sie mich, gegen Sie zu streiten. Bis jetzt habe ich Ihre Ehre



Ehre und die Ehre Ihrer Geliebten aus Ursachen, die wichtig sind, zu schonen gesucht: Aber Sie werden mich durch die geringste Weigerung zwingen, auf beyde keine Rücksicht mehr zu nehmen."

Der Grausame! Kennt er meine Liebe, kennt er den Gegenstand meiner Liebe? und er spricht in diesem Tone? Hat kein Mitleid mit kleinem Herzen, das eher den Tod als die Trennung von Ihnen ertragen würde? —

Ich bin fest entschlossen, es auf das äußerste ankommen zu lassen. Morgen bin ich in M^u und so glücklich, Sie wieder persönlich von der Heingefest und Zärtlichkeit meiner Liebe zu vernehmen."

Gart

Wier



Vier und vierzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Fräulein Julchen.

N^o. , den 20ten Nov. 1773.

Wie ich herumgetrieben werde in dem Meere meiner Leidenschaften, wie ein mastloses Schiff, daß von Welle zu Welle durch den Sturm geschleudert wird. Ach, beste Freundin, ich fühle, daß ich in einer Lage bin, woraus ich mich, ohne Verlust eines großen Theils meiner Achtung nicht winden kann! Und in diese Lage, — in diese traurige Lage hat mich mein Herz mit aller Reinigkeit, mit der eifrigsten Anhänglichkeit von Tugend gesetzt. —

Ich habe Abbaten den Brief des Fletts lesen lassen. Er schien sehr erschrocken darüber zu seyn, dachte lange im Stillen darüber nach; und gab mir endlich den Brief wieder zurück. —

Ich fragte ihn, was er darüber dachte. Sie haben mir sonst Ihren Rath ertheilt, ach, versagen Sie mir ihn jetzt nicht.

„Ich muß Ihnen gestehen, diesen Schritt hatte ich von Fletten nicht vermuthet. Allerdings giebt er Ihrer ganzen Aussicht eine andere Wendung. Klagt Flett, so wird er die Befehle wider



wider Sie, um Genugthuung zu erhalten, zu gewinnen wissen. Sie sind unschuldig, aber es kommt nicht darauf an, ob Sie es sind, sondern ob Sie es auch beweisen können. Und der Beweis Ihrer Unschuld, bei Flett's Wechseln wider dieselbe anführen wird, hält allerdings schwer. Es ist weit leichter, daß der Bösewicht den tugendhaften Mann vor den Richter als Bösewicht schildert, als daß der Tugendhafte seine Ehre wider die Verleumdung seines Klägers vertheidige. Sie haben allerdings Gefahr dabei zu laufen. Wenigstens wird man Sie, so lang Sie im Streite liegen, als die Angeklagte immer auch für die Schuldige ansehen, und wenn Sie auch Ihre Unschuld darthun, wird die Stadt doch den übeln Eindruck, den die Anklage wider Sie zuwege brachte, so leicht nicht vergessen, und wird es mehr der Bescheidenheit und Höflichkeit Ihrer Richter als der Ueberzeugung Ihrer Unschuld bemessen, wenn Flett's Klage als ungegründet abgewiesen wird. Ueberdies gerathen Sie immer in eine doppelte Verlegenheit. Verlieren Sie, und wie leicht ist es möglich, da die Herrn von der Justiz durch ihre Ehicanen und Rabulistereien die gerechteste Sache verdrhren können, so ist Schande und allgemeine Verachtung, so wenig Sie sie auch verdienen, doch die sicherste Folge dieses Verlustes. — Ge-
 winn



winnen Sie, so verlieren Sie — selbst schon durch die Dreistigkeit der Anklage das unumschränkte Zutrauen auf Ihre Tugend. Man muß doch wenigstens Anlaß dazu gehabt haben, denkt sich der Bilde. Und Sie wissen, gnädige Gräfin, die Tugend erhält nur so lange das vollkommene Zutrauen, und die allgemeine Achtung, so lange man von dem entgegengesetzten Laster auch nicht einmal zu sprechen Gelegenheit fand. Aber nur ein Boshafter darf wider sie lästern, schon fängt alles an zu zweifeln, ob wohl das, was man hier für Tugend hielt, auch wirklich Tugend sey.“

Aber, bester Herr Abbate, Sie haben meine Liebe entstehen, schnell fortwachsen, mich darüber kämpfen, aber nach allen Versuchen ohnmächtig unterliegen sehen, — Sie haben mich mit Ihrem Rathe unterstützt, — ach, geben Sie mir ihn jetzt auch. — Die Schande, die Sie mir hier vorzeichneten, sehe ich ein, fühle, daß mich der Anblick meiner Freunde verabscheuen wird. — Allein —

„Allein diesem allen vorzubeugen, weiß ich nur einen Schritt, — den ich Ihnen aber jetzt weder anrathen, noch vorschlagen will. — Sie müssen Flecken in allen seinen Entwürfen zuvor kommen; denn welcher von Ihnen beenden den ersten Schritt wagt, der lehnt den Tadel, und



den Zahn der Verldumdung von sich zurück. Ich weiß zwar, daß eine förmliche Klage von dieser Art in dem Munde einer Dame nicht gar zu anständig läßt, indem man gewisse unvortheilhafte Prämissen von dem Charakter derselben voranschickt. Ueberdies weiß ich, daß der Hof von Ihrer Liebe gegen den Baron unterrichtet ist; daß er entschlossen ist, diese Leidenschaft auf das eiligste zu ersticken. Man hat den Entwurf gemacht, Sarten von Ihnen zu trennen. Er wird von hier reisen müssen, so sehr er sich auch dawis der sträuben wird; und Fletts Freunde, die sich im Herzen schon freuen, eine Gelegenheit zu haben, Ihrer Tugend, die Ihnen bisher ein Dorn im Auge war, auf das empfindlichste kränken zu können, haben sich gemeinschaftlich vereinbart, bey der ersten Klage, die Flett wider Sie anbringen wird, — Sie ganz zu stürzen. Sie kennen die Frömmigkeit der Fürstin, wie leicht sie sich durch den Mund ihres Beichtvaters zu allem begeben läßt; und ich muß es Ihnen gestehen, dieser Mann ist bereits wider Sie besprochen. Man hat den Plan gemacht — erschrecken Sie nicht, beste Gräfin, — auf den ersten Lärmen, den Flett machen wird, Sie in das Kloster zur Verwahrung zu geben. Ich hoffe zwar, daß dieser bosshafte Anschlag nicht nach dem Wunsche Ihrer Feinde glücken werde; allein Sie haben doch alle-



mal die Gefahr — ihnen unterliegen zu müssen, auszuhalten. Sie sehen, daß Ihre Lage, in der Sie sich befinden, wirklich die bedauernswürdigste ist. Man begnügt sich nicht damit, Sie mit Schimpf und Schande zu überhäufen, Flecken und Sie aus einander zu bringen, sondern man hat zugleich die böshafte Absicht, Sie ganz unglücklich zu machen, und Ihnen alle Aussicht, Ihr Glück in Garts Liebe zu finden, zu benehmen.“

Du kannst leicht denken, wie mir alle diese Reden, Wort für Wort, — in die Seele fuhren. Ich erschrock, und bebte an allen Gliedern. Gott, so soll ich — für all meine Leiden, die ich mit Geduld ertrug, für alle Thränen, die ich weinte, soll ich für den gränzenlosen Schmerz, der mein Herz solterte, ein doppeltes Opfer der Schande, und der Unterdrückung werden? Zu hart, zu hart ist der Gedanke für mich! Ich weiß nicht, was ich thun soll? Ist keine Rettung, keine Ausflucht, dem Ungewitter, das die Bosheit über mich zusammenzieht, zu entrinnen? Ach, liebstes Tuschchen, weine mit mir. In meinem gegenwärtigen Zustande muß ich meine Thränen selbst vor jenen verschließen, in deren Schooß ich sie mit Wollust weinen durfte.

Ich bin eben so unschläflich, und wenig beruhigt, als ich es war, bevor ich Abbaten we-



gen dieser Sache sprach. Denn wir wurden durch den Besuch des Hauptmanns Eian in unserm Gespräche gestört; er kam, sich zu beurlauben, weil er in acht Tagen nach Paris abreist. Abbate gab mir zu verstehen, daß er seine Gesellschaft nicht gern genösse, und entfernte sich sehr bald.

Ich muß Abbatem noch sprechen! Dieser Mann allein ist im Stande, meine zerrüttete Seele in Ordnung zu bringen und zu leiten.

Eleonore.

Fünf und vierzigster Brief.

Harts D'helm an Hatten.

W^o, den 1ten Dec. 1772.

Ihre Halsstarrigkeit bringt mich und den Hof in Ungeduld! Glauben Sie nicht, daß ich mich durch Ihre leeren Ausflüchte werde abspesen lassen, noch vielweniger der Hof! — Sie empfangen hier das Dekret als Gesandter nach W^o. Nach diesem Dekret müssen Sie übermorgen sogleich abreisen, ohne erst vom Hofe Abschied zu nehmen. Ich muß es Ihnen gestehen, man ist über Ihre Aufführung sehr ungehalten; und

man

man hat die wichtigsten Gründe, Ihnen auf das schärfste zu verbieten, vor Ihrer Abreise unter keinerlei Vorwand in die Stadt zurückzukommen. Alle Ihre Instruktionen von Seite des Hofs, und Ihre Mobilien, die Sie nöthig haben, werden Ihnen nachgeschickt werden.

Verstehn Sie mich, Vetterchen! — Ich glauke nicht, deutlicher mit Ihnen sprechen zu müssen, da Ihnen Ihr eigenes Herz sagen muß, wie schändlich Sie durch Ihre thörichte Liebe unsere Familie entehren. Aber ich will der Mann seyn, der diese ländernde Hitze abfühlt. — Verstehn Sie mich? —



Sechs und vierzigster Brief.

Abbate Veronese an den Baron Hart.

R., den 1ten Dec. 1773.

Das schrecklichste Ungewitter sammelt sich über Sie und Gräfin Eleonoren zusammen. Sie sind beyde verloren! Der Antheil, den ich an Ihnen beyden nehme, zwingt mich, die Gefahr, in der Sie schweben, Ihnen aufzudecken.

Sie hat sich an den Bischof, und an den Beichtvater der Fürstin gewendet, und sich über Sie und die Gräfin beschwert. Beyde haben im Geheimen mit der Fürstin davon gesprochen. Daß diese sehr entrüstet war, als sie davon benachrichtigt ward, können Sie sich, da Sie den Charakter derselben so genau kennen, leicht vorstellen. Man beschloß sogleich, Sie beyde zu trennen.

Eleonore hatte das Unglück, den ganzen Unwillen der Fürstin auf sich zu ziehen. Man hält sie für eine Heuchlerin, und alles, was sie für Stetten gethan, für Verstellung und angesehene Ränke, um ihrer Leidenschaften in seiner Abwesenheit ungestört zu fröhnen. Man bedauert, man entschuldiget Stetten sogar.

Is



Ich muß es Ihnen gestehen, daß die Fürstin dem Bischof den Befehl gegeben habe, sobald Sie abgereist sind, unter dem Vorwande, mit Eleonoren ihre Mutter zu besuchen, sie im Stillen in das Kloster zu Z^{oo} zu bringen. Das ist grausam! Man verurtheilte Sie beyde, ohne Sie zu hören.

Wie wird die unschuldige Gräfin diesen Schlag, der mit so vieler Schande, und ihrer gänzlichen Entehrung verknüpft ist, wie wird sie ihn überleben! Sie wissen, daß ich Ihre Liebe kenne, und nach dem, was ich von dem Zusammenhang zwischen der Gräfin und Fletten weiß, auch sogar billige; — allein — izt muß ich über das Schicksal der unglücklichen Eleonore weinen!

Kommen Sie, sobald Sie können, in Cognito hieher. Ich habe wichtige Dinge mit Ihnen und der Gräfin zu verabreden. Säumen Sie ja nicht! Alles hängt von dem schleunigen Entschlusse ab, den Sie wider diesen Sturm fassen. —

Abbate Veronsse.



Sieben und vierzigster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

Q^u, den 22ten Dec. 1773

Endlich, werthefter Herr Graf, ist die ganz Maschine in Bewegung, alle Räder laufen und die Feder ist bald zu Ende! — Ich will Ihnen Rechenschaft geben, von all den Intriguen, die ich spielen lassen mußte, um meinen Plan auszuführen.

Meine Hauptabsicht war, Sie und Eleonore aus einander zu setzen, dabey aber alle Schuld auf die Gräfin zu schieben.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, wie ich ankam, daß Hart und Eleonore ihre Liebe einander auf das unverbrüchlichste zuschwuren.

Sobald ich in der Stadt war, machte ich dem Bischof fleißig meine Aufwartung. Er fragte mich; warum ich Eleonoren so schnell verlassen hätte? Ich antwortete nur durch ein Achselzucken. Er konnte aus der bedenklichen Miene, die ich dabey annahm, leicht schließen, daß ich erhebliche Gründe darzu haben mußte. Er dräng mit dem Ansehen meines geistlichen Oberhauptes in mich. Und das wollt ich haben.



Ich entdeckte ihm, was ich von Garten und der Gräfin wusste, und betheuerte ihm, daß ich blos aus der Ursache ihre Gesellschaft verlassen hätte, weil es mich zu sehr betrübe, daß Eleonore ungeachtet aller meiner Nähe und Gegenvorsellungen ihre Leidenschaft doch nicht beslegen könnte.

Der Bischof erschrock, und bemitleidete den vermeintlichen Fall der Gräfin sehr.

Unter der Hand machte ich Bekanntschaft mit dem Beichtvater der Fürstin. Ich ließ ihn in das Geheimniß, das mir als Gewissensrath der Gräfin anvertrauet war, deutlich genug sehen. Und da Herr Hauptmann Blau mit einigen Geschenken Ihre Sache seiner Protection empfahl, so entbrannte der apostolische Seelenhirt der Fürstin mit solchem Eifer wider die Gräfin, daß ich alle Mühe hatte, ihn dahin einzuleiten, daß er in der ganzen Sache nicht zu hastig zu Werke gehen sollte.

Er, und der Bischof vereinigten sich, diesen Handel der Fürstin vorzustellen. Sie drey machten, — nachdem ich durch einen unmaßgeblichen Wink den Bischof dazu vorbereitete, den Entwurf, Garten mit Ehren aus dem Lande als Gesandter zu verweisen, und Eleonore so ganz im Stillen, ohne daß man bey Hofe etwas erfahren sollte, auf einige Zeit in das Kloster zu stecken.



Ich wußte, Hart liebt zu heftig, als daß er sich von Eleonoren trennen würde. Ich schünte daher nicht, Ihnen beiden von der ganzen Lage ihres Schicksals Nachricht zu geben.

Gestern kam Hart auf mein Anrathen gegen Mitternacht wider das Verbot des Hofes von seinen Gütern zurück, um mich und Eleonore zu sprechen.

Ich versichere Sie, diese Zusammenkunft übersteigt alle Erwartung und Begriffe, die man sich von der Heftigkeit der Liebe machen kann. —

Eleonore schwamm in Thränen; rang die Hände, zerraupte ihre Haare, — kurz, sie war ganz von Sinnen. Hart hingegen glühte in Gesicht, mit Wuth und Verzweiflung, wie ein Löwe, dem man seine Jungen raubte. Nein, Eleonore, eher mein Leben, als Sie verlieren, schrie er.

Ich ließ sie die ersten Ausbrüche der Liebe genießen, um sie desto mehr ins Feuer zu setzen. Endlich nahm ich das Wort.

„Mäßigen Sie Ihren Schmerz, Herr Baron. Bloße Thränen, bloße Ausbrüche der Verzweiflung nützen Ihnen hier nichts, sondern kürzen Sie beyde nur in das äußerste Verderben. Sie lieben Eleonoren, sie liebt Sie, —

und



und Fleiß hat bis hie keine Ansprüche auf der Gräfin Herz gemacht, und kann sie auch nicht machen. Nach den Befehlen unserer heiligen Kirche, können Sie auf eine Trennung mit Fleiß dringen, und Ihre eigene Verbindung bewirken. Allein in dem Sturme, in welchem Sie beyde hie schweben, ist es ohnmöglich, dies zu bewirken. Alle, die in der Sache als Richter über Sie erkennen sollten, sind wider Sie eingenommen. Sie haben, um der Schande, die Ihnen beyden bevorsteht, zu entgehen, nur den einzigen Weg zu Ihrer Rettung, sich dem Ausspruche eines freunden, unpartheyischen Richters zu unterwerfen. Bey diesem dürfen Sie sichere Rechnung auf Schutz und Gerechtigkeit machen. Säumen Sie daher nicht, diese einzige mögliche Rettung zu ergreifen. In M^{te} ist der päpstliche Nuntius, der nach Paris bestimmt ist. Eine Unpäßlichkeit hält ihn da zurück. Eilen Sie zu ihm, werfen Sie sich zu seinen Füßen, sehen Sie ihn um seinen Beystand an, — und er wird Ihnen seine Hilfe nicht versagen; er wird die Fesseln zerbrechen, die Eleonoren mit Flecken so unglücklich machen, und die Liebe segnen, die Sie beyde einander zuschwuren.“

Gott! Zu welchem Schritt wollen Sie mich verleiten, sagt Eleonore! Ich soll meine
Fami-



Familie, meine Freunde fliehen, soll der Verläumdung Stoff zum Hohngeschrey hinter mir geben? —

„Was wollen Sie anders thun? Gut, bleiben Sie hier; — bleiben Sie; — werden Sie diesem Hohngeschrey entgehn? Auf alle Fälle ist Ihr guter Name wenigstens auf einige Zeit gekränkt; ihre Freunde, selbst ihre Mutter werden, auch wenn Sie bleiben, die wehmüthigsten Thränen über Sie weinen, und bey allem dem werden Sie im Kloster Ihre Tage unter der Last des bittersten Schmerzes verweinen müssen, Die Bosheit der Hoffschranzen hat izt den Entwurf, freylich nur auf einige Zeit Sie ins Kloster zu entfernen, der Fürstin vorgelegt. Aber glauben Sie mir, sind Sie in diesem geistlichen Gefängnisse einmal eingekerkert, man wird hinter Ihnen einen Kiegel vorzuschieben wissen, der Ihnen den Ausgang auf Ihre ganze Lebenszeit verschließen wird. Ist es daher nicht besser, da Sie doch Ihre Familie kränken, Ihren Namen dem zweydeutigen Beurtheilen der Verläumdung aussetzen müssen, — Sie thun beides, um sich glücklichere Tage für die Zukunft dafür zu erkauften, als sich noch tiefer in Ihre Verzweiflung zu stürzen? Ueberdies verdient wohl Stett, daß er nach seinen böshaften Absichten über Sie siegt? Ich in die Arme seines Mädchens, wovon ich Ihnen



Ihnen: bey Ihrer Frau Mutter schon sprach, nach seinem Wunsche wirst? und Sie bey all seiner Freyheit, in die er sich versetzen wird, in dem traurigsten Zustande verschmachten laßt? Denn glauben Sie mir, Sie werden nicht so geschwind im Kloster seyn, als man schon die Hände aufgelöst haben wird, die Sie an Ketten binden. Demohngeachtet aber werden Sie Ihre Freyheit nicht erlangen, so ungestört sie auch fließt geniesßen wird.“

Diese Vorstellungen wirkten. Hart warf sich zu den Füßen, und beschwor sie auf das heiligste, in meinen Vorschlag einzuwilligen. Sie schwieg, und sprach nicht ein Wort; nur Thränen flossen, und Ceuzer strömten aus Ihrer Brust hervor. Ich mußte mich also schon neuerdings in das Spiel mischen. Ich stellte ihr nochmals alles vor, was sie nur zu erschnitten im Stande war; endlich, da Sie immer noch unbeweglich blieb, erbot ich mich, selbst mitzureisen, und sie beyde in M^o dem Mun- tius vorzustellen. Dadurch ward sie besänftiget. Gott, sprach sie, weiß es, wie sehr ich leide! Ich überlasse mich aber Ihrer Führung! Sie sind ein frommer, rechtschaffener Mann, Sie werden mir nichts wider mein Gewissen rathen. --



Sart umarmte sie mit der feurigsten Zärtlichkeit, und dankte ihr mit solcher Lebhaftigkeit, die die ganze Freude seiner Seele ausdrückte.

Ich durfte diese Hitze nicht verstreichen lassen. Ich schlug ihnen vor, noch diese Nacht fortzureisen, weil man nicht wissen könnte, ob der Entschluß des Hofes in Beziehung auf Eleonoren nicht schon mit dem kommenden Morgen ausgeführt werde. Sart gestund, daß er mit eben diesem Vorschlage hieher gereiset sey, nur habe er sich nicht unterstanden, ihn selbst vorzubringen. Aus weiser Vorsicht habe er durch seinen Inspector an ansehnliche Handlungshäuser in Holland 200000 Thaler durch Wechsel adreßiren lassen. Ich billigte diese Vorsicht; und machte selbst Anstalt, die Abreise zu beschleunigen.

Um vier Uhr früh fuhren wir aus 27 **, Eleonore in Mannökleidern. Ich brauchte aber die Vorsicht, diese heimliche Entweichung dem Bischof unter der Hand in einem Bülletten melden zu lassen. Ich schrieb ihm, daß ich, um Eleonoren nicht ganz verführen zu lassen, sie bat, mich als Geleitsmann mitzunehmen. Ich hätte dies um so eher erhalten; weil ich durch einen Zufall hinter dies Geheimniß gekommen wäre.



Wie ich erfahren habe, so war der Bischof eben den Abend vor unserer Abreise auf drei Tage auf sein Landgut gefahren. Dies war Ursache, daß er mein Bittlet etwas später erhielt, und wir, wider mein Vermuthen einen sehr starken Vorsprung gewannen.

Wir waren wirklich schon bis an die Gränzen. Da ward mir bange. Ich stellte mich krank. Aus Erkenntlichkeit gegen mich, entschlossen sie sich beyde, auf mein Bitten, einige Tage zu warten. Sie thaten es mit so viel größerm Vergnügen, da sie wußten, daß sie an dem Orte, wo wir uns aufhielten, unbekannt waren, und sich selbst von der schleunigen Reise sehr schwach und abgemattet befanden.

Ich schrieb nochmals an den Bischof zurück, und bat ihn, auf das eiligste die nöthigen Gegenvorkehrungen zu treffen.

Eleonore, die die ganze Zeit über, nichts anders that als weinen, und durch Gebete ihre Zuflucht zum Himmel nahm, ward in der That am zweyten Tage unsers Hierseyns krank. — Hart schien sehr beunruhigt zu seyn. Wenn wir nur noch eine Tagreise weiter wären, sprach er. Wie ist so bang, so schwül uns Herz! Tranrige Abundungen füllen meine Seele.



Ich blieb indeß meiner anscheinenden Unpäßlichkeit ungeachtet nicht unthätig. Sie wissen, daß ich genaue Bekanntschaft in Italien habe. Ich schrieb an einige dienstfertige Kerls, die für fünfzig Dukaten sich zu meinem Dienste erkaufen ließen. Mein Anschlag mit diesen Hellschülern gieng mir, wie Sie hören werden, sehr gut von Statten.

Endlich mußte ich, auf das viele Zureden des Harts mich entschließen, weiter zu reisen. Ich hatte dies vernuthet, und daher die Banditen bestellt, daß sie unsern Wagen gleich an der Gränze überfallen, Harts aus dem Wagen schleppen, und in sichere Verwahrung — ob mit ein Paar Kugeln oder einem Dolche gleich viel, bringen sollten.

Es gieng, wie ich die Verabredung traf, glücklich von statten. Sechs maskirte Kerls sprangen auf uns zu, hielten die Pferde, und schossen auf Harts, so gut gezielt, daß er mit der ersten Kugel todt in dem Wagen auf Eleonoren fiel. Die Gräfin erschrack, und sank in Ohnmacht hin! Meine Banditen rissen ihn aus dem Wagen, und stellten sich an, als ob sie seine Taschen durchsuchten. Ich gab dem Kutscher ein Zeichen, sich diese Unordnung zu Ruhe zu machen, und so eilig als möglich zurückzufahren.



fahren. Es geschah mit desto größerm Glücke, da die Kerls Ordre hatten, und nur zum Scheine zu verfolgen.

Wir kamen in A** wieder an. — Eleonore erholte sich noch nicht, so sehr ich mich auch bemühte, sie wieder aufzurichten. Unser Unfall machte in der Stadt vielen Lärmen. Man mußte Eleonoren halb todt aus dem Wagen in das Zimmer tragen. Ich schickte nach einem Arzt. Aber eh er kam, — erschien der Kommandant der Stadt mit der Ordre in der Hand, die Gräfin und Garten anzuhalten, und zum Scheine auch mich. Zwey Stunden, nach dem wir von A** abreisten, erhielt er durch eine eigene Staffette diese Ordre. —

Als er Eleonoren erblickte, erkannte er über sie! Ist es möglich! Sie, sie selbst? Gott, wenn solche Tugenden schwach werden und falschen, wer wird aufrecht stehen! — sagte er. — Wie ich ersuhr, so war er der Sohn Ihres Onkels, der sie genau kannte.

Endlich schlug sie ihre Augen auf! Hart, Hart! rief sie! Wo ist er! Todt? — Gott! Und sie fiel in ihre vorige Sinnlosigkeit.

Indessen hatte der Kommandant nach der Aeltestin geschickt, und sie gebeten, sich den sinn-



Iosen Zustand der Gräfin zu Ruhe zu machen, und sie, nach seiner Ordre, zu sich in das Kloster zu bringen. „Ich bitte Sie aber, schonen Sie ihres Zustandes. Sie war eine würdige Dame, sie ist meine Anverwandte, ihr Herz ist gewiß unschuldig, so sehr auch der Schein wider sie spricht.“

Man brachte sie in das Kloster. Ich gieng mit. Sie war wohl schon zwei volle Stunden auf dem Zimmer der Aebtissin, eh sie sich ganz erholte. Sie sank unter dieser Zeit aus einer Ohnmacht in die andre, und ihr einziges Wort war, *Gart*. —

Endlich brachen Thränen aus ihren Augen! — Wo ist er? — Sagen Sie, wo ist er? Sie waren unser Gefährte! Ist er todt? — ist er? — Rieden Sie! Stoßen Sie den Dolch auch in mein Herz! Ist er? — Sie schwieg, weinte; rang ihre Hände, — aber sie bemerkte noch nicht, wo sie war. — Als aber die Aebtissin sie zu trösten anfieng, fuhr sie zusammen, und schrie mit der erschrockensten Stimme: — Sie! — Sie! würdige Frau? — Also hier! hier! Gott! Du straffst mich zu stark! — Bin ich eine Sünderin; ach! so war ich mit reinem Herzen. — — Abbate, Sie haben mir schlecht gerathen. — Ihn verloren, ihn, um den mein Herz



Herz blutet, — und ich, — in diesem Kerker, —
Verachtung, Schandt mir zur Seite. Ach,
Gott!

Sie wollte weiter reden, aber heftige Anfälle von Zittern hinderten sie daran. Man mußte sie zu Bette bringen.

Ich verließ sie, und wiederholte auch meine Bitte an die Aebtissin, sich die Gräfin angelegen seyn zu lassen.

Sie haben nun freyes Feld. Ist, Herr Graf, können Sie auf die Scheidung dringen. Man wird Sie sogar billigen, wenn Sie es thun! Mag Eleonore wimmern und weinen! Genug, daß Sie zu Ihrem Zwecke mit Anstand, und ohne Ihre Ehre zu verletzen, gelangt sind.

Lang, denke ich, wird es Eleonore nicht aushalten. Sie war ohnehin schon sehr schwach. Der Schreck, ihr Schmerz, und der Gram über Harts Tod wird sie ihm wohl bald nachschicken. —

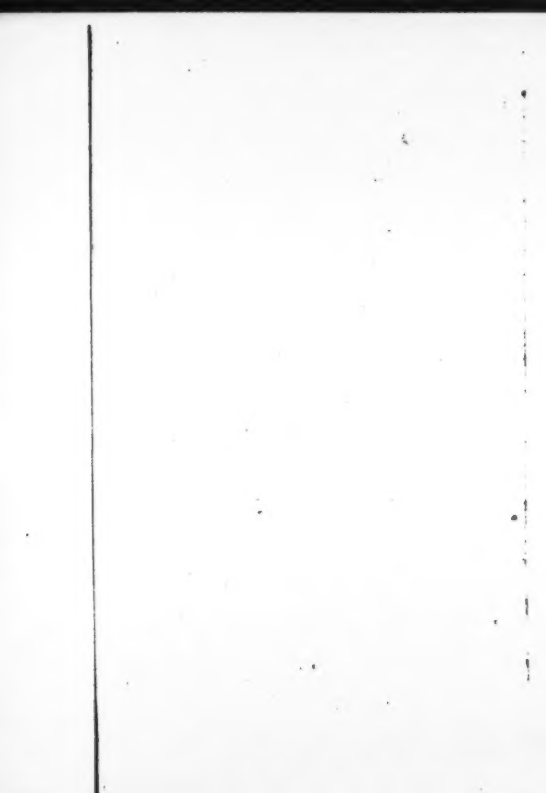
Da ich meine Rolle zu U** zu Ende gespielt habe, so werde ich so frey seyn, zu Ihnen nach Paris zu kommen, und mich Ihren fernern Diensten zu widmen, sobald ich Nachrichten von den dienstfertigen Häschern, die Harts in Verwahrung haben, werde einziehen können.



Eleonorens Briefe an ihre Mutter, und an Fräulein Julchen, die sie unter Wegs schrieb; lege ich bey. Sie trug mir das Geschäfte auf, diese Briefe zu bestellen. Und ich habe gewiß sehr klug gethan, daß ich sie in meiner Tasche behielt. Die kleine Schwärmerin ist so offenhertzig in den Briefen, daß ich mir, zur Belohnung aller meiner Mühe die ich davon hatte, — eine ziemlich unangenehme Verantwortung auf den Hals gezogen haben würde, wenn die Briefe in die rechten Hände gekommen wären.

IN DEN
Ende des ersten Theils.





Eleonore

kein Roman

eine

wahre Geschichte

in Briefen.



Zweiter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1780.

Friedrich, Johann
9 7 4 9 4 7 1 9

1806/1807

1807

1806/1807 1807/1808

1807/1808



8
Johann Friedrich

1807/1808

1807/1808 1808/1809



Erster Brief.

Graf Flett an Hauptmann Blau.

Paris, den 14ten Jänner 1774.

Ich bedaure dich, daß dich dein Fieber aufhält, zu mir zu kommen. Glaube mir, nichts war mir erwünschter, als deine Gesellschaft. Ich kann mich ohnmöglich an das tändelnde Gellspiel der hiesigen Marquis, und Abbes (die ordentlichen Gesellschafter der feinen, artigen Welt,) gewöhnen. Anfangs haben die hirnlosen Aeschen freylich viel anziehendes für einen Deutschen, der sie weiter nicht, als aus ihren Alltagskomplimenten, und ihren Ländelepen kennt. Aber diese parfümirten, vom Schnelber und dem Buchhändler zusammengestopelte Stückerchen verleiden einem Kopfe sehr bald den Geschmack, der selbst in seinem

122



Bache drüke, entwirft, unternimmt, und ausführt. Und das ist gerade bey mir der Fall. Ihre Gesellschaft behagt mir ist so wenig, daß ich wirklich über jedes französische Chatslans-gesicht mürrisch werde.

Es lebe der Deutsche! Das ist doch der Mann, der seinen Kopf behält, wenn er auch gleich die Narrenkappe seiner Nachbarn aufsetzt.

Doch du willst Nachrichten von mir, und nicht moralische oder satyrische Gemeinplätze. Ich schrieb dir auch dies nur aus der Absicht, um dir einigermaßen begreiflich zu machen, wie sehr ich deine Gesellschaft vermissе. Dürfe ja alle Heiligen im Himmel um ihre Patronanz an, daß du bald das böse Kleeber vom Halse schäufest. Sage mir, welcher von ihnen dir dabey den größten Dienst geleistet hat; ich will ihn von dein besten Galanteriehändler ausstaffiren, und parfümiren lassen.

Du wirst dich wundern, daß ich in einer Zeit, worinn meine Lage wirklich sehr viel kritisches enthält, so gleichgültig seyn kann. — Allein, wenn du mich kennst, so wird dir meine Aufführung, und mein Ton gewiß nicht auffallen.

Freu von den Fesseln der gezwungenen Hof-Puppeley (denn nun hoffe ich, wird wohl die Hoffabale einsehen, daß ich kein Matrosale zum Dahnrey für Kronorden wat?) und freu selbst



Von den Fesseln der eigenmächtigen Liebe, — wie? sollte ich da nicht laut ausschreien, und jedem ins Ohr schreien: Freund! nun lebe ich in den Zaubergerilden des Elysiums! —

Du wirst mich noch nicht verstehen. Aber ein Wörtchen löst dir die ganze Dunkelheit in dieser Sache auf.

Ich habe Louisen den Abschied gegeben, Warum? wie? und wann? das kann ich dir kaum selbst mehr sagen. Ich besuchte sie zwar noch ein Paar mal, und sättigte meine Wünsche mit allem Feuer der ersten Liebe in ihren Armen. Aber — wie nun das Ding immer bey uns Männern geht, Ueberdruß, Ekel, und Nichtachtung folgte auf der Ferse dem zu schnellen, zu raschen Genusse nach. Kurz, das Mädchen, für das ich vor vier Wochen noch mein Herz aus dem Leibe gerissen haben würde, — ward meinen Augen mit einemmale die ekelhafteste Kreatur.

Ich schrieb ihr vor vierzehn Tagen umständlich. Ich machte aus meinem Ueberdruße gegen sie kein Geheimniß. Ich ließ es ihr deutlich merken, daß sie nun ihre Rolle ausgespielt habe; und daß es am klügsten für sie wäre, wenn sie statt des hochgräßlichen Brautschmucks — den Brautschmuck der lieben Nonnen wählte.



Antwort habe ich von ihr auf diesen Brief noch nicht erhalten. So viel ich hörte, soll sie unter Weinen und Heulen das Kloster verlassen haben. Wird doch wohl nicht so tollkühn seyn, und mich aussuchen wollen? Wahrhaftig, ich würde eine ziemlich alberne Figur machen, wenn sie mich im Zirkel meiner hiesigen Freuden stöhrte!

Doch, sie mag kommen! Ich habe meinen Plan auf diesen Fall schon gemacht. Zum Weibe nehme ich sie nicht, das ist festgesetzt. Kann sie aber nicht meine Gesellschafterin seyn, da es doch der seine Tag ist, so derb, sich solche zu halten?

Abbate Verdoni hat mir zwar von A. aus geschrieben, daß mein Weib im Kloster, und hart erschossen sey; — ihn selbst aber habe ich noch nicht gesehen, ohngeachtet er, wie er schrieb, sogleich zu mir abreisen wollte.

Grüß ihn doch, wenn er kommt. Tausend Dank für den lieben, braven Mann! Er hat Herkulische Arbeiten ausgeführt.

Wie ich ist so heiter, so fröhlich um mich herumblicke, seitdem ich dem Ziele meiner Freyheit ungestört so nah hinangerückt bin! Alles gewinnt eine andere Gestalt. Ein Vogel, der im Bauer von seiner Geliebten getrennt war, und nun seine Freyheit wieder erlangt, kann ohn-



ohnndglic mit so vielem Wonnegefühl die Fluthen durchflattern, und seine Geliebte auffuchen, als ich.

Zwar schwärme ich nicht herum, um meine Freyheit mit neuen Fesseln zu belästigen. Ueber eben so wohl ist es mir bey meiner frohen Aussicht gewiß als jedem Gefangenen, dem die Ketten abgenommen werden.

Freylich habe ich auf meine Vorstellung, die ich bey Hofa wegen der Scheidung eingab, noch keine Antwort erhalten. Aber nach einer so listigen Farce, als Abbate mit Eleonoren spielt — was kann für ein Ende erfolgen, als das glücklichste, das ich mir wünschen kann?

Hab die Freundschaft für mich, durch deine und meine Bekannten die Sache zu beschleunigen. Du weißt, man hat den schriftlichen Vettel ja wohl wegen der vielen Narren nöthig, die alles nach der hohen und gnädigen Willensmeinung der Stempelbogen beurtheilen. Recht mögen sie wohl haben. Denn solche Quacksalbereyen sind Sporteln für ihre schwindelsüchtigen Börsen. Und daß sie für diese den Balsamum vitae einzusammeln suchen, wer kann es ihnen verdenken?

Stett.

Zweiter Brief.

Gräfin Eleonore an ihre Mutter

Q., den 20ten Jänner 1774.

Gnade! beste, theuerste Mutter, Gnade für
mein Herz, das so unfähigsperrlich viel für seine
Sünden-leidet. Gott in welchem ich mich schreck-
lichen Lastern habe ich gelebt! Dahin, alles dahin,
Tugend, Achtung, guter Name, Liebe kleiner
Gnaden, und die Liebe der Liebe Ihres
Herzens! Wie kann ich diese unsterblichen Wör-
der ertragen? O, großer Gott im Him-
mel, laß mich Gnade finden für die Sünden,
in die ich gefallen bin! Laß mich die Liebe mei-
ner Mutter wieder finden, die vielleicht ist blinde
Thänen des Schmerzens über mich weint!
Ach, meine Theuerste, wie mir das Herz
blühet bey diesen Gedanken! Ich liebe Sie noch
mehr der vollsten Zärtlichkeit, und noch lieber
von Ihnen geliebt, kannte keinen andern
Wunsch, als Ihren Besatz, Ihre Zufrieden-
heit, strebte nach nichts, als Ihre Güte, Ihre
Liebe durch Ehrfurcht und Gehorsam zu verdie-
nen; — und nun? schlage ich selbst die blutigste
Wunde Ihrem liebevollen Herzen, und zwinge
Sie



Sie über die Ungeräthne, wie Sie mich ist nennen werden, aus Betrübnis und Jammer, die Hände zu ringen. —

Ungeräthne; sagte ich? — O! Gott weiß es, daß mein Herz noch immer mit dem regsten Gefühl der Tugend schlägt, stets schlug, nichts that; was auch nur den Schein des Verbrechens an sich hatte, ob mich gleich mein Schritt, den ich gewagt habe, verdammt. Liebe, unüberwindbare, reine, — Engelreine Liebe war es, nicht Hang zum Laster, der mich so weit fallen ließ. Gefallen bin ich, tief, sehr tief. Aber von jeder Stufe; die ich herabsank, schwang sich meine Seele mit heiligem Schwunge zu Gott empor, voll Danks, voll der feurigsten Andacht gegen ihn. — Ich fühlte das Ueberwältigende seiner Barmherzigkeit in demselben Augenblick, in welchem ich mein zeitliches Glück zernichtete. Führt nicht Er mich den Weg, auf welchem ich Zufriedenheit meines Herzens, und Ruhe, und Glückseligkeit in den Armen aufrichtiger Liebe einärndten sollte?

Und ärndete dies nicht! Theuerste, mußte dem Hafen entgegensegeln, und vor dessen Anblick scheitern! O! wie voll schlug mein Herz im Arme des frommen, tugendhaften Vaters. Und er ist hin! Gott! Daß ich für ihn hätte sterben können. Ich, ich verdiente den Tod, nicht



er. Ich kößte ihm die Liebe ein; die ich aus
meinem überfließenden Herzen in seines hauchtes
Was verbrach der Edle, daß er dahinsinken
mußte in den Händen der Boshaften? —

Ach, jählichste Mutter! Ich gestehe es, sein
Verlust tödtet auch mich. Ich schwebe nur noch
im Taumel hier herum. Bald, bald werd ich
ihm dorthin folgen, wo seine ewig reine Engels-
seele vorangegangen ist. Es ist nicht Schwach-
heit, die meine Sinnen noch immer auf sein
Bild geheftet hält; unwiderstehbarer Drang;
und Liebe ist.

Ich weiß, Sie verzeihen mir dies Geständ-
niß! Es ist mir unmöglich, ihn zu vergessen. —
Wie liebte er mich; wie ich ihn! — Der Hint-
mel lag in unserer Liebe, sie war unverfälscht, rein,
und von einer höhern Macht in unsere Busen
zum Lohne für unsere vielen Leiden gegossen.
Und ich sollte ihn vergessen, den Liebenswürdigs-
ten? Sollte nicht weinen bey seinem Grabe? —
Sollte nicht in Schmerz, in Traurigkeit zerflie-
ßen? — Ich? die ich mit ganzer Seele an ihm
hieng; nur durch seine Liebe zu leben schien; und
auch zu leben wünschte? Könnte ich sein Grab
auffuchen, ich würd ihn mit meinen Händen
anschaffen, durch meine Kasse aus neue bele-
ben; und, blieb er kalt, bliebe sein Auge geschlos-
sen, ohne mir noch einmal Liebe zuzulächeln, —
ihn



Ich in meine Arme fest — fest einflammern;
und an seiner Seite mich ins Grab legen.)

Was soll ich hier noch auf der Erde? Satt
ist nicht mehr! Und ich sollte noch zu leben wäns-
chen? — Werden meine Tage nicht ununter-
brochne Tage der Wehmuth, des Jammers
seyn? Wird ich nicht unter der folternden Last
meines, gekränkten Herzens tausendfache Leiden
empfinden? Nein! Zu ihm, zu ihm, — in die
Spanne Erde, wo der Himmlische ruht, und
auf mich harret! Diese dunkle, sonst so grauen-
volle Hölle, soll mir herrlicher seyn, als alle Pal-
läste der Erde. —

Ja, Geliebter, wenn du unsichtbar in dei-
ner Verklärung igt um mich schwebst, und mein
Herz sagt es mir, daß du es thust; — wenn
du igt, von Engeln umringt, den Kranz unserer
Liebe nimmst, und ihn aufbewährst, um mir ihn
um die Stirne zu winden, wenn ich einst zu dir
aufliege; — o! lächle freundlich herab auf
dein Mädchen, das ihre erste Liebe dir ge-
weiht; lächle herab, und laß mich die Seelig-
keit fühlen, die es ist, von dem Besten der Män-
ner geliebt zu werden. Pleg ich einst — abge-
zehrt, matt, — mit Todtenblässe überzogen
auf dem Sterhebette, — o! dann komme zu
meinem Lager; kühle mir ins Ohr, daß du bey
mir stehst; küsse meine Seele weg, wenn sie,
losge-



Freigertigkeit aus ihrer Hülle, auf meinen Lippen
schwebt; und trag mich hin zum Thron des
Ewigen; der Bärtlichgeliebte nicht verdammen
kann. — O, wie werd ich mich auch dort an
dich schmiegen, und für dich, für dich allein Ge-
fühl und Auge sehn!

Zürnen Sie nicht, meine Theuerste, daß ich
mein Herz sprechen lasse. Ich kann es nicht zur
Heuchlerin machen. Wenn die ganze Welt mich
verdammt, mich verfolgte, Alles wider mich
und meine Liebe laut aufschrie; — ich würde
doch hinstreiten, vor Aller Augen, und ihnen mit
Entschlossenheit zurufen: ja, ich, ich liebe ihn
noch, den Besten, den ich je gekannt habe.

Und daß ich es izt allen — mit denen ich
spreche, sagen kann; daß ich meine Liebe, —
und die Leiden, die ich izt fühle, jeder Gespie-
lin im Kloster entdecken kann; — daß ich ihn
unaufhörlich nennen; ihn unaufhörlich in Ge-
danken lassen, und dann laut über seinem Bilde
weinen kann; — ist Trost für mich; ist Be-
ruhigung. —

Ich weiß, Sie haben Mitleid mit Ihrer un-
glücklichen Tochter. Sie hassen mich deshalb
nicht, weil ich das Gefühl meines Herzens nicht
unterdrücken kann. Und wenn ich Ihr Mitleid
habe; von Ihnen nicht verworfen bin; — mö-
gen



gen Sie; die mich weniger kennen, die mich nur nach dem Scheine beurtheilen; — mich haßten; und meiner spöten! Ihr Spott und ihr Haß wird mir dann gleichgültig seyn. —

Eleonore

Dritter Brief.

Gräfin Eleonore an ihre Mutter.

Q., den 22sten Jänner 1774.

Gott, was für ein schreckliches Licht geht mir auf. Ich bin durch Abbaten verführt, auf das bodhafteste verführt worden. Wie mir mein Herz noch für Schreck und Beklemmung pocht! Er, den ich für den redlichsten, tugendhaftesten Mann hielt; dem ich aus Achtung gegen seine Frömmigkeit, mein ganzes Herz aufschloß — er betrog mich, betrog Garten, und alle. Ich schaudre vor der Häßlichkeit seines Charakters wie vor einem Ungeheuer. Es übersteigt alle meine Begriffe, daß sich ein Mensch mit so vieler Geflossenheit zum schwarzesten Bösewicht herabzumwürdigen, bestrebt.

Dhm



Obgefähr vor vierzehn Tagen ward ein Mädchen auf die Empfehlung der Aebstin zu B.^{er} hier aufgenommen. Ich sprach: Sie nicht; denn ich war mit meinem Kummer zu sehr beschäftigt, als daß ich ihre Gesellschaft gesucht hätte. Man sagte mir, daß das Mädchen außerst traurig wäre, stets weine, die Hände ringe; und den tiefften Gram wie ein schleichendes Fieber in ihrer Brust herumtrüge. Ich achtete dajmal wenig auf das Gemälde, das man mir von ihr machte.

Eist Sie gestern geriet ich mit ihr in Bekanntschaft. Aber, Gott, welch ein neuer Quell von unvermutheten Peiden war nicht diese Bekanntschaft für mich.

Ich gieng mit einer Nonne den großen Kreuzgang durch, um mich an den Gemälden der Heiligen zu erbauen, die darinn aufgehängt sind. Am dem einen Ende knieten zwei Schwestern, wenigstens hielt ich sie beyde Anfangs dafür, vor einem Marienbilde. Die jüngere, welches das Mädchen war, wovon ich spreche, schwamm in Thränen. Sie erblickte mich. Da ich noch in weltlichen Kleidern gehe, vermuthete sie, daß ich eine fremde Dame wäre, die das Kloster besuchte. Sie wollte sich daher entfernen, um in ihren Thränen nicht überrascht zu werden. Ihre Gespielin rief ihr zu, zu bleiben. Ich
wäre



Wäre die Gräfin Flett, und ebenfalls hier im Kloster. —

Flett? Flett? schrie das Mädchen, und sank in Ohnmacht. — Wir eilten, sie wieder zu rechte zu bringen. Ich entdeckte, daß sie in ihrem Busen sorgfältig ein Gemälde zu verbergen suchte; das sie in der Hand hielt. Das arme Mädchen war wirklich mehr einer Leiche ähnlich, als daß wir glauben sollten, daß noch das geringste Leben in ihr schläge.

Endlich öffnete sie ihre Augen, sah mich starr an, und fragte mich nach einer Pause: „Sind sie's? — Sind Sie Gräfin Eleonore? — Fletts Gemalin? Sind sie's?“ — Ich bejahte es. Gott! rief sie hier aus! Das ist zu hart für mich! —

Sie bat, man möchte sie auf ihre Stube bringen. Ich ward durch diese Scene sehr gerührt. Warum erschrock das gute Kind, als sie mich erblickte? Woher weiß sie, daß ich Eleonore heiße? Diese Gedanken beschäftigten mich über eine Stunde.

Sie ließ mich endlich bitten, zu ihr zu kommen. Ich fand sie im Bette, und in einer Lage, die dem Unempfindlichsten Mitleid und Erbarmen gegen sie abgedrungen hätte. —

Verzeihen Sie, theuerste Gräfin, sprach sie, und nahm mich zitternd bey der Hand, — verzeihen



geihen Sie mir den Kummer, der in meiner Seele herrscht, und vielleicht auch Sie bald erpreisen wird! Dassen Sie mich nicht, wenn Sie mich kennen. Ich leide, leide viel, und habe diese Leiden nicht verdient. Doch ich darf Theilnehmung an meinem Unglücke sicher erwarten, da Ihr eigen Gesicht so viele Spuren Ihres innern Grams ausdrückt. —

Ich mußte mich zu ihr neben das Bett setzen, Sie weinte noch einige Minuten, und schien ihr Beten dadurch erleichtern zu wollen. Endlich nahm Sie das Gemälde unter ihrem Busenschleier hervor. Kennen Sie dies Portrait? fragte sie mich. Ich sah es an, und erschrak. Es war Fletts Portrait. Ich konnte kein Wort aufbringen, so verwirrt machte mich dieser Blick. Da ich schwieg, fragte sie mich noch einmal.

Ja! sagte ich. Es ist mein Gemahl.

Und quaker! schrie sie! — war's wenigstens! Oder Grausame! — Oh wie martert mich sein Verlust! —

Ich erstaunte über diese Nachricht. Ich konnte mich nicht enthalten, kaum den Aufschluß dieses mir noch so wenig bekannten Umstandes zu fragen.

Ach, beste Gräfin, verdammen Sie mich nicht, bevor Sie mich hören. Ich lebte so glücklich



glücklich, so ruhig in den Armen meiner Familie; kannte keine Seeligkeit, als meine Jugend, und eine damals noch schwach auflodernde Liebe gegen einen Jüngling, der mich auf das zärtlichste liebte. Mit einemmale verschenckte Gott, als er nach Spaa kam, und in meines Vaters Hause sich einlogirte, Ruhe, Glückseligkeit, — und die Freuden meines ganzen Lebens. — Er hatte Anfangs eine gewisse schwermüthige Miene, die mich für ihn sehr interessirte. Und soll ich es gestehen? — Ich liebte ihn von dem ersten Tage an, als ich ihn sah. Doch ist Gott mein Zeuge, daß ich alles vermied, ihm meine Liebe auch nur von der entferntesten Seite zu verrathen. Nach und nach verlor sich die düst're Melancholie, in der er schwebte. Er ward gesellschastlich, — aber zugleich auch zudringlich. Er entdeckte mir seine Liebe. So schmeichelhaft und erwünscht sie mir auch hätte seyn können, so erschrak ich doch über die Art seiner Erklärung, da ich bloße Begierde als den Grund seiner Liebe in ihm wahrnahm. Ich zog mich noch mehr zurück. "

„Ich sieng an, einzusehen, daß es Thorheit wäre, einen Menschen zu lieben, der sowol am Stande, als an Denkungsart so weit von mir unterschieden ist. Ich hielt es für meine Pflicht, jeder Gelegenheit vorzubugen, die einem neuen



Anfall von seiner Seite Vorschub gäbe. —
 „Gut, ich ward überdauert.“

„Graf Flett hatte einen gewissen Abbate von
 Vorse in seinen Diensten. Durch vieles Zureden
 dieses Mannes, den ich für einen frommen,
 und edeldenkenden Mann hielt — und der es
 vielleicht auch seyn konnte, ward ich so weit ge-
 bracht, daß ich des Grafens Liebe unter der Be-
 dingung annahm, wenn ich durch die heiligsten
 Bande mit ihm verknüpft wäre. Nicht Eitel-
 keit nach einem höhern Stand war es, die
 mir diesen Vorschlag eingab. Ich liebte den
 Grafen wirklich auf das zärtlichste; aber ich
 liebte auch von der andern Seite nicht weniger
 meine Tugend. Dieser trenn zu bleiben, war
 der einzige Bewegungsgrund, der mich zu die-
 ser Forderung verleitete.“

„Ich ward endlich in Beseyn des Abba-
 mit dem Grafen in der möglichsten Stille ge-
 traut. Ach, theuerste Gräfin, ich darf Ihnen
 wohl nicht erst die Seeligkeit schildern, die ich
 in diesem Augenblicke empfand, als Flett
 wenigstens nach meiner Meinung — an
 mein Eigenthum ward. Noch, — noch ist die
 Erinnerung an diese glückliche Stunde ein Him-
 mel von Trost und Beruhigung für mich.“

„Einige Wochen verstrichen in der zärtlich-
 sten Liebe, als ich plötzlich durch einen Bruch



den Sie an ihn geschrieben hatten, und den ich von ohngefähr in seinem Zimmer fand, in die äusserste Bestürzung gerieth. Ich sah mich betrogen. — Mein Herz war gekränkt, auf das blutigste gekränkt, und meine Jugend zerstöhrt.“

„Ich fiel in die verzweiflungsvollste Lage. Abbate Veronese wußte mich endlich dadurch einigermaßen zu beruhigen, daß er mir vorstellte, der Graf wäre eben im Begriff, sich von Ihnen scheiden zu lassen, um mich allein zu besitzen. O! Verzeihen Sie mir, meine liebe Gräfin, den Haß, den ich damals auf Sie; als die Stöhrerin meines Glückes, warf!“

„Ich ward, um die Zeit desto bequemer abzuwarten, in das Kloster nach J** gebracht. Der Abbate begleitete mich dahin. Der Graf besuchte mich einigemal, allzeit als der zärtlichste, feurigste Liebhaber. Der Treulose! Wie oft schwur er auf den Knien, mich ewig, mich allein zu lieben! Und wie schändlich hintergieng er mich doch! O, daß ich leichtgläubig genug war, den Sirenen Thränen zu glauben, die er an meinem Busen weinte! Ich hätte es einsehen sollen, daß er alle diese Kunstgriffe bloß deshalb an mir mit allem Zauber der Verführung verschwendete, um mich ganz in das Feuer meiner Leidenschaft zu setzen, damit ich, wenn er seine Hand, sein Herz von mir zurückzog,



unwiederbringlich verloren wäre. Der Barbar hatte nicht genug, mich mit seiner Liebe zu täuschen; er wollte seinen Triumph durch meinen Tod — denn ich fühlte ihn mit langsamen Schritten nahen, — verherrlichen.“

„Er schrieb mir von Paris aus fleißig. Auf einmal blieben seine Briefe aus. Das beunruhigte mich sehr. Nicht als wenn ich den geringsten Zweifel in seine Liebe gesetzt hätte, sondern weil ich befürchtete, ein Unfall, oder sonst ein Unglück, das ihm begegnet wäre, hindere ihn, an seine geliebte Louise, wie er mich nannte, zu schreiben. Ich schickte mit jedem Posttage Briefe an ihn, ohne Antwort zu erhalten. — Nachdem ich lange vergebens auf einen Brief von ihm gewartet hatte, brachte mir die Hebtisin endlich eines Morgens einen so lange mit aller Sehnsucht gewünschten Brief. Wie freudig schlug mein Herz! So lebt er noch, schrie ich freudig! Lebt noch der Geliebte; und denkt an seine Louise! Ich küßte den Brief wohl hundertmal; las hundertmal die Aufschrift; und dachte eben so oft, wenn ich an das, zu J.**, kam, hier weinte der Zärtliche noch eine Thräne zur Begleitung für mich; und da drückte ich den Brief wonnestrunknen an mein Herz.“



Ich erbrach endlich den Brief. Stellen Sie sich vor, in welche gränzenlose Bestürzung ich gefallen bin, als ich statt der zärtlichen Liebe die größte Beleidigung in diesem Briefe fand! Ich habe ihn noch, diesen grausamen Brief.“

Hier zog ihn Louise aus der Briestafel und laß ihn mir vor. Sie erlaubte mir, daß ich ihn für Sie abschreiben durfte. Hier ist er:

Mademoiselle!

„Schon aus meinem langen Stillschweigen hätten Sie urtheilen können, daß ich von dem unglücklichen Tummel meiner Leidenschaft gegen Sie wieder erwacht sey. Ich bitte Sie daher, mich in Zukunft mit Ihren Zuschriften zu verschonen. Ich gestehe es, daß ich ungerecht, und wenn Sie wollen, auch grausam gegen Sie handle. Allein — mein eigenes Vergnügen — ist mir doch immer mehr zur Pflicht, als das Vergnügen der Fremden. Ich habe Sie geliebt, wie ich jedes andre Mädchen geliebt hatte, das mir gefiel. Nur Ihre Pedanterie von Tugend, und Sprödigkeit zwang mich, die Komödie etwas ernsthafter zu spielen, als ich gewollt hatte.“

„Ich muß Ihnen daher offenherzig gestehen, daß die ganze Geschichte, von dem Geiste an, der Ihnen bey der Nacht erschien, bis zur Trennung — eine bloße Fälsch war, die der



Abbate entwarf. Sein Bedienter war der hochwürdige Herr, der Sie mit mir dem Schelme nach verband."

"Ich bedaure Sie, daß ich so viele Winkelzüge gegen Sie anwenden mußte. Allein ich wollte befriediget seyn, — ich mußte daher zu diesen Intriguen meine Zuflucht nehmen."

"Ihr Trost kann indessen doch in dieser ganzen Sache dieser seyn, daß niemand von dem Betrüge was weiß; und daß die, welche davon wissen, wegen ihres eigenen Interesse dieses Stillschweigens beobachten müssen. Sie können daher durchaus als Mademoiselle, ohne den geringsten Argwohn, aus dem Kloster wieder hervortreten; in das Sie als Gräfin geküßet sind. Sie einigermaßen schadlos zu halten, lege ich für Ihren künftigen Brautscap einen Wechsel von tausend Dukaten bey. Seyn Sie klug, und schweigen Sie selbst. Denn sobald Sie Lärmen wider mich machen, streuen Sie Ihre Schande selbst aus, ohne daß Sie von meiner Seite was gewinnen würden."

"Wahr ist es, durch Vermittelung des Abbates habe ich zwar mein Weib in ein Labyrinth geführt, das nur das Recht giebt, auf die Scheldung zu dringen. Allein, ich sehe nunmehr das Licht, ganz frey zu seyn, allzu deutlich ein, als

daß

daß



daß ich mich entschließen könnte, mich aus einem Joche auszuspinnen, um das andre meinem Rasten wieder aufschnappen zu lassen.“

Stett.

Louise weinte bitterlich, als sie den Brief las.

„Urtheilen Sie nun, beste Gräfin, fuhr sie fort, wie mir zu Muth war, als ich diesen Brief das erstemal las. Gefühllosigkeit war in allen meinen Sinnen. Endlich brach das Herz. Gott! was litt ich nicht die ersten Tage, nach dieser furchterlichen Nachricht.“

„Die Vorstellung, so schändlich betrogen zu seyn; die noch traurigere Vorstellung, wie hoch man meine Unschuld, meine Tugend verführte; — und der heftige Tumult meines Herzens, das vor Liebe überfloß — hingen mich in eine Schwerinnth, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Tage lang lag ich auf meinem Bette, und badete mich in meinen Thränen. Ich flehte zu Gott, mich sterben zu lassen. Ich sah Fletten allenthalben vor mir. Ohnmöglich konnte ich sein Bild vor meinen Augen verbannen. Es war mir unbegreiflich, daß ein Mann, den ich mit ganzer Seele liebte, mich so grausam behandeln könnte. Ich konnte mir keinen Begriff davon machen, daß Stett ganz so niedrig,



galt, so hochhaft denken könne. Ach, Gott, und
doch, doch konnte er es!

Ich fiel in einen Zustand, der mit Märtyrern
der Seyn mußte, als der grausamste Tod. Der
Schmerz, der Gram, der meine Seele folterte,
war zu heftig, daß ich ihn hätte ertragen kön-
nen. Meine Kräfte erlagen unter der Last, die
meinem Herzen so erschütternd war. Ich er-
stauete bis diesen Augenblick, daß ich noch lebe;
so viel, so unaussprechlich viel habe ich gelit-
ten, und leide noch. Denn, — ich muß es
Ihnen gestehen, — so groß die Beleidigung
des Stets ist; so sehr ich seine Unwürdigkeit ein-
sehe; so wenig Aussicht ich auch habe, ihn je
wieder zu gewinnen; so sehr mich auch das Ge-
fühl der gekränkten, der beleidigten Liebe zum
Hasse, zur Verachtung gegen ihn auffodert; —
so lieb ich ihn doch noch, lieb ihn — zwar nicht
mit dem ruhigen, zärtlichen Gefühl einer glück-
lichen Liebe, aber doch mit dem Gefühle der
Sehnsucht, und der Erinnerung verschwundner
Freuden. Ich kann sein Bild nie ansehen, ohne
hier in das Innerste gerührt zu werden; ohne
mit heißen Thränen im Auge starr auf ihn meine
Blicke zu heften, und mit einem Seufzer aus-
zurufen: und der, — er verachtet dich, —
liebte dich einst!



„Mein Zustand, meine Thränen, meine tiefe Melancholie hatte Freunde nöthig, in deren Armen ich meine Seufzer ausschütten konnte. Ich wendete mich an die Aebtissin, weil diese bisher die einzige schien, die mich mit wahrer Zärtlichkeit liebte. Allein wie betrog ich mich! Ich klang mit dem beklemmtesten Herzen zu ihr. „Nun, Gräfin, warum so traurig? Ist ihr Herr Gemahl krank?“ — Ich gab ihr statt aller Antwort Stets Brief, und sank auf einen Stuhl.“

„En, en, sieng endlich die Aebtissin an, als sie den Brief gelesen hatte, und ich mich wieder erhobte. So geht es allen anschwelgenden Mädchen. Weiß sie wohl, mein Kind, daß ich sie nicht eine Stunde im Kloster würde behalten haben, wenn ich gewußt hätte, auf welchem Fuß sie mit dem Grafen steht? — In diesem Tone fuhr sie noch lange fort, und überhäufte mich mit den bittersten, kränkendsten Vorwürfen. Ich war zu sehr in mein Schicksal vertieft, als daß ich mir viel von ihren Reden hätte merken können. Nur das Ende davon weckte mich aus meiner Betäubung.“ —

„Sie steht, mein Kind, sagte sie, daß ich mein Gewissen verlegen würde, eine Landstreicherin länger im Kloster zu behalten. Packe sie diese Stunde noch ihre Sachen zusammen. Ich



werde Befehl geben, daß sie durch meine Leute ihren Eltern wieder überbracht werde.“

„Ich erschrock über diesen unvermutheten Befehl. Ich fiel auf die Knie, und bat sie mit aufgehobnen Händen, meiner zu schonen. — Allein vergebens! Meine Thränen rührten sie nicht. Was sollte ich thun? Ich sah ein, daß meine Gegenwart meinen Eltern, wenn sie die Geschichte durch die Aebtissin erfahren, ein tödtlicher Anblick wäre. Ich selbst hätte nicht so viel Entschlossenheit, mich vor diesen sehen zu lassen.“

„Ich warf mich von neuem zu den Füßen der Aebtissin.“ „Würdige Frau, sagte ich: haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin nicht strafbar, Gott ist mein Zeuge. Mich kränkt der Verlust meiner Tugend, obwohl ich sie nicht mit Vorbewußt, sondern durch List, und Betrug der schändlichsten Menschen, die ich kennen lernte, verlor — gewiß mehr, als der Verlust der Liebe eines Mannes, den ich verabscheuen muß. O! Verbannen Sie den Verdacht, den Sie wider mich haben. Ich will Buße über meine Sünden thun, so lange ich lebe.“ —

„Ich entdeckte ihr sodann, daß ich entschlossen sey, mich einkleiden zu lassen. Durch vieler Bitten bewog ich sie endlich, daß sie mir ein Empfehlungsschreiben an die hiesige Aebtissin mitgab,



mitgab, weil sie mich, Theils wegen der completen Zahl ihrer Nonnen, nicht annehmen konnte; Theils auch, weil sie mich aus wichtigen Gründen, wie sie sagte, gern aus ihrem Kloster entfernt sähe.“

„Sobald es meine Kräfte einigermaßen zuließen, trat ich meine Reise hieher an. Mit was für einem beklemmten Herzen ich den Ort verließ, in welchem mich jeder Gegenstand an die Seligkeit jener Liebe erinnerte, die ich einst da in den Armen des Stett in mich sog; ach! Gräfin, das werden Sie sich selbst sagen können.“

„Ich eilte, so schnell es die Abwechselung der Postpferde thun ließ, diesem Aufenthalte zu. Ich fühlte, daß ich nirgends Ruhe und Erleichterung finden könne, als in der Einsamkeit, für die ich mich bestimmte. Ich vermied sorgfältig alles Gespräch, das meistens die Reugierde der Gastwirthin und ihrer Gäste mit den Durchreisenden einzufädeln weiß. Es war für mein Herz zu tränkend, mit Leuten umzugehen, die keinen Begriff vom zärtlichen Gefühl, und den Leiden der Liebe hatten. Der Zwang, mich vor ihren Augen in mich selbst zurückzuziehen, und meine Thränen in ihrem Ausbruche zu ersticken, war mir zu lästig. Ich wünschte all dieser gefühllosen Geschöpfe entrissen zu werden, und mich tief in die Einsamkeit zu verschließen, um



da meine Thränen vor Gott weinen zu können, der Mitleid mit mir haben, und entweder Linderung von oben in mein Herz gießen — oder thätlich zu sich nehmen wird.“

„Zwo Stationen von hier ward ich durch den Anblick eines Menschen erschüttert, den ich am wenigsten vermuthete. Ich stieg eben in den Wagen, als aus dem gegenüberstehenden Hause der junge Batt heraus sprang, und um Hülfe schrie, denn sein Herr verblute sich. Ich erschrock, als ich ihn sah. Schaam, ihn, der mich mit so vieler wahrer Zärtlichkeit liebte, vergessen, und gegen einen weniger Niedlichen verlauscht zu haben! die Ueberzeugung, daß ich Schuld an seinem Unglücke sey, weil ihn nur die Heftigkeit seiner Liebe zu der Beleidigung wider den Abbate bewogen haben konnte, den er als den Unterhändler des Flets kannte; und endlich die Betrachtung meines eigenen Unglücks wirkte so gewaltig auf meine Seele, daß ich sinnlos in den Wagen hineinstürzte, und mir Batts Name auf den Lippen erstickte, mit dem ich ihn nachrufen wollte.“

„Eh ich wieder zu mir kam, war der Postilion schon eine Strecke von dem Orte fortgefahren. Er sah sich um, und fragte mich, indem er seine Pseife stopfte: Was fehlt ihr, Jungfern, daß sie so blaß aussieht?“



„Mir ist nicht wohl.“

„So? — und hier peitschte er auf seine Pferde los. — Ich vertiefte mich in traurige Gedanken. Alles schwand vor mir. Gott, rief ich aus, schaffe mir Linderung, oder laß mich sterben!“

„Ich mußte diese letzten Worte ziemlich laut ausgesprochen haben, weil sich der Postillon schnell umsah, die Pferde anhielt, und zu mir in den Wagen sprang: Um Gottes Willen Jüngferchen, sie bebt ja an allen Gliedern. — Hört sie mich denn nicht? — Sag sie doch, was ihr fehlt. Mein Gott, wenn ich ihr nur helfen könnte.“

„Ich erholte mich, sah den guten Kerl, wie er mit dem Hute mir das Gesicht fächelte; und die bekümmertste Miene in seinem Gesicht über meinen kläglichen Zustand ausdrückte. Das durchdrang mich. Endlich eine Seele, dachte ich mir, die Gefühl hat. Ich weinte laut. Der gute Kerl wischte sich stillschweigend eine Thräne aus dem Auge. — Ach, hör sie, weine sie nicht so viel, ich muß sonst nur mitweinen, und das habe ich in meinem Leben nur einmal gethan, da mir mein Mädchen starb.“

„Guter Freund! Er weiß also, wie es einem thut, wenn man seinen Geliebten verliert?“

Das



Das weiß ich! ja, bey Gott; ich habe ein halbes Jahr wie ein Schatten an der Wand ausgehn. Noch ist wird mir ganz schwell um's Herz, wenn ich davon rede. Sie weint wohl auch, weil sie ihren Jungen verlor? Nun wann er brav war, so brav wie meine Liese, so mag sie weinen. Es wird einem doch allemal um's Herz leichter, wenn man sich satt geweint hat. Ich habe schon gar viele Leute kennen gelernt, die mir eben das sagten. In unserm Dorfe da, habe ich erst gestern einen jungen Menschen — aber einen braven Kerl, — so reden hören. Er sah auch so kümmerlich, und verwirrt aus. Wies mir nun immer geht, daß ich kein traurig Gesicht sehen kann, weil ich gern alle lustig und munter machen möchte, so fragt ich ihn auch, was ihm fehlte. Und steht sie, da erzählt er mir, daß er in Spaa einen Pfaffen geprügelt habe, weil er ihm sein Mädchen, das er so aufrichtig liebte, verkuppeln wollte. Er sey da aus Furcht, mit der schwarzen Kerze vor der Thür stehen zu müssen, davon gelaufen. Seit der Zeit habe er keine Nachricht von ihr, und er weine Tag und Nacht aus Liebe um sie. — Sie wird ihn heute wohl gesehen haben. Es ist der junge Mensch, der aus dem Hause gelaufen kam, und um Hülfe für seinen Herrn schrie. Vor zwey Wochen brachte er ihn auf den Rücken



ins Dorf geschleppt. Er soll ein italienischer Kaufmannssohn seyn, den die Banditen an der Gränze überfallen, und so garstig zugerichtet haben. Er hat einen Schuß durch die Brust. Sein Herr laumetüirt auch immer, und zieht fast alle Augenblicke das Portrait von seinem Mädchen heraus und küßt es. Ich bin den beyden Leuten recht sehr gut.“

„So plauderte der Postillon auf seinem Bocke fort, bis wir in die Station kamen. Ich hörte ihn aufmerksam an. Tausenderley Gedanken bestürmten meine Seele. Also leidet Vate igt eben so viel als ich! Und warum? Einer Undankbaren wegen, die seine Liebe igt nicht mehr verdient, weil sie ihn so geschwind vergessen konnte.“

„Ich bat den Postillon: ob er nicht ein kleines Briefchen an Vatten mitnehmen wolle? Er war es sehr zufrieden. Ich schrieb im Posthause folgenden Brief:“

* * *

„Du wirst dich wundern, Karl, von mir diesen Brief zu erhalten. Allein ich halte es für meine Pflicht, dir Nachricht von mir zu geben, da ich weiß, daß du dich wegen meiner and' Liebe noch so stark betrübst. Ach, Karl, wische deine Thränen weg, und verstopfe ihre Quelle. Ich
bin



dir deiner Thränen, deiner Liebe nicht mehr werth. Bedauere mich, daß ich mich verführen ließ, und bete zu Gott, daß er mich in meinen Leiden tröstet.“

„Flett hat mich durch Schmeicheleyen; und durch das Versprechen seiner Hand, gewonnen. Der Unmensche! Er täuschte meine Leichtgläubigkeit durch Beyhülfe des Abbate, der mich durch seinen Bedienten mit Fletten trauen ließ.“

„Ich fühle izt die ganze Schwere meines Vergehens, so rein und rechtschaffen auch meine Absicht war. Ich ersaune, daß ich den böchsten Menschen je einer Liebe würdigte.“

„Ich bin erst vor einigen Tagen durch ihn selbst hinter diesen schändlichen Betrug gekommen. Wie viel ich izt leiden muß, kannst du dir vorstellen. Doch hoffe ich, Gott wird mir meine unschuldigen Fehler verzeihen, da ich mich ganz seinen Dienste widmen werde.“

„Ich bitte dich daher, vergiß mich. Quäle dein Herz nicht mit traurigen Vorstellungen, die dir nie etwas nützen werden. Ich bin für dich abgestorben durch die Untreu, die ich gegen dich begieng, und durch das Gelübde, mit welchem ich mich auf ewig als Nonne mit Gott verbinden werde.“

Ronise.

„Ich



„Ich legte in diesen Brief den Wechsel von den tausend Dukaten bey, welchen mir Stett schickte; und bat den Postillion, diesen Brief ja sicher zu bestellen.“

„Ich muß es bekennen, daß ich seit dieser Stunde mit doppelten Leiden kämpfe. Stett und Batt, beyde erschweren meinen Kummer. Dieser durch seine Leiden, die ich ihm verursachte; und jener durch die Grausamkeit, mit welcher er mich betrog. O! wie freudig schlug mein Herz, als ich das Jawort der Lebtfisin alhier erhielt. Ich ward acht Tage nach meiner Ankunft in das Noviziat aufgenommen. Gott! du siehst alle die geheimen Thränen, die ich weine. Wenn ich früh zur Hora geweckt werde, so erwache ich mit bethrüntem Auge von einem Traume, in welchem Stett jedes vorüberfliegende Bild ausfüllt; wenn ich bete, so ist jeder Gedanke an ihn gerichtet; — in meiner Zelle eingesperrt, steh ich oft Stundenlang vor seinem Bilde, als stünd er selbst da; klage ihm meinen Kummer, klage ihm die Leiden meiner Liebe, und beschwöre ihn, mich nicht zu verlassen. Plötzlich erwache ich dann aus meiner Phantasie, und weine, und bete zu Gott, auf daß er meinem Jammer ein Ende mache.“

„So, Gräfin, schleicht jeder Tag mit quälender Betrübniß und Trostlosigkeit dahin. Sie



haben mich selbst gesehen in meiner Andacht. Ich kann nicht ein Ave Maria beten; ohne bitterlich zu weinen. Mein Kummer nagt mit Skorpionenbissen an meinem Herzen. Ich werde es nicht lange aushalten. Meine Geister sind zu sehr erschöpft. Gäbe doch Gott, daß ich bald meinen Kampf geendigt hätte.“

Hier sieng Louise an, schwächer zu werden. Ich war durch ihre Erzählung bis in das Innerste gerührt. Um Gotteswillen, dacht ich, so bin auch ich das Opfer des verrätherischen Abbate gewesen! Alle Umstände bestätigen es. Flett muß ihn gemiethet haben, um sich zu meinem Verderben auszurufen. Es hat ihm gelungen, dem Heuchler; gelungen dem Verächtlichen, den ich sonst Mann nannte. Er verdient es nicht mehr, daß ich ihn nenne. Ein Nichtswürdiger, wie er, verdient die Achtung der Edlen nicht.

Und doch, liebste, theuerste Mutter, doch bin ich die Unglückliche, über die er in seiner Bosheit triumphiren wird. O, mein Gott! was leid ich bey dieser Aussicht mit dem unschuldigsten Herzen nicht vor Quaaalen! Vielleicht würde ich nie so weit in meiner Liebe gegen Garten, den unglücklichen Gart gekommen seyn, hätte der Abbate mich nicht selbst in diese Schlingen verwickelt. Er entdeckte mir zuerst
Garto



Sarto's Liebe gegen mich. Er, als ich durch seine heuchlerischen Kunstgriffe in hellen Flammen aufleuchte, warf sich zum Vertheidiger unserer Liebe auf. Er verleitete mich zu der heimlichen Flucht, wider die sich mein Herz stets sträubte; — und alles dies that er, um mich zu verrathen.

Der Elende! Habe ich ihn je beleidigt, daß er mich so tief, so unendlich tief in das Elend hinabstürzt? Was kann er für Vortheil davon haben, daß er die Ruhe meines Gewissens zerstöhret, sich mit dem Lasterhaften verbindet, mich zu stürzen, mich auf ewig unglücklich zu machen? Sind die kleinen Summen, die er dafür erlangt, der ganze Lohn, in welchen er seine Glückseligkeit sehet?

Ach, Sie werden aus meinen Briefen gesehen haben, die ich während unserer Reise an Sie schrieb, wie ängstlich mein Herz war. Ich bat Sie dazumal schon, wenn Sie könnten, zu verhindern, daß unser Vorhaben nicht ausgeführt würde. Ich erwartete in I * * Antwort von Ihnen, und ich erhielt keine. Gott, das schlug meine Seele nieder.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen heute mehr zu schreiben. Ich muß Lust auffuchen; alles um mich herum ist düst're Schwühle, die mein Herz zusammenengt, daß ich kaum athmen kann.



O dürft ich auf Ihre Liebe wieder rechnen!
Wie freudig würd ich dann der Stunde entge-
gen sehen, die mich von hier abrufst! Sie wird
noch der letzte, der einzige Trost auf meinem Tod-
bette seyn; diese wiedergeschenkte Liebe, um die
Sie mit dem wehmüthigsten Herzen bittet
Ihre

Eleonore.

Vierter Brief.

Fräulein Zulchen an Gräfin Eleonore.

N^o, den 30sten Jänner 1774.

Gott! wie bedaure ich dich, liebste, beste Freun-
din. Ich kenne dein Herz, und deshalb muß
mir dein Schicksal doppelt fühlbar seyn.

Deine Mutter bat mich, in ihrem Namen
an dich zu schreiben. Sie ist krank; und ausser
Stande, so gern sie es auch thäte, selbst an dich
zu schreiben. Mit Gottes Hülfe wird sie sich
aber wohl wieder bessern. Es ist nur noch ein
Ueberbleibsel von dem ersten Schreck über deine
Flucht. O, wie dich diese zärtliche Mutter liebt!
Sie weinte, und flehte zu Gott mit der innig-
sten Inbrunst um seinen Segen für dich, als
sie



Sie deine letzten zween Briefe hintereinander erhielt. Briefe, die du auf der Reise geschrieben zu haben, sagst, sind keine angekommen; vermuthlich sind sie durch den saubern Gefellen dem Abbate untergeschlagen worden.

Beruhige dich, meine Beste. Wenn die Liebe deiner Mutter Balsam für dein leidendes Herz seyn kann, so hast du Ursache, dich zu beruhigen. Sie entzog dir ihre Liebe nie, selbst da nicht, als sie die Nachricht von deiner Abreise erfuhr. Sie erschrock zwar; aber es war mehr Bekümmerniß um dich, als sonst etwas. Sie hielt jederzeit viel auf dich, und hält es noch. Ich habe ihr deine Briefe, die du mir schriebst, lesen lassen. Sie weinte oft, wo du geweint hattest, als du sie schriebst. Ich habe das Vergnügen gehabt, sie von Setten deiner Unschuld, deiner Tugend gänzlich durch diese Briefe zu überführen.

Seit du von Lⁱ * * weg bist, bin ich bey deiner Mutter, die sogleich von ihrem Gute hierher kam. Ich bin so glücklich, dieser würdigen Dame in ihrem Kummer manchen Trost zu verschaffen. —

Vor drey Tagen war der Bischof bey uns. Er kam eigentlich, wegen deiner mit der alten Gräfin zu sprechen. Er war, wie es die wahren guten und frommen Seelen immer in solchen



Fällen sind, sehr aufgebracht über dich. Er nannte dich eine Heuchlerin.

„Du kennst meine Freymüthigkeit. Ich mußte das Wort auf. Mein liebes Töchterchen, agte er halb lächelnd zu mir, mich freit es, daß Sie die Pflichten der Freundschaft so standhaft beobachten. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einer Unwürdigen das Wort reden.“

Hier schoß mir das Blut in das Gesicht. Ich konnte mich ohnmächtig enthalten, nicht mit der äußersten Hitze auszufahren.

„Heuchlerin? Unwürdige? Gott verzehe Ihnen dies, denn Sie sagen es gewiß nicht aus der Absicht, um Eleonore zu verdammen, bevor Sie sie gehört haben. Abbate Veronese ist ein lächerlicher Tölpel! Da lesen Sie diesen Brief; | vor einer Stunde haben wir ihn erhalten.“

Der Bischof las den Brief mit vieler Aufmerksamkeit; und entsärbte sich einigemal,

„Nun, was sagen Sie von dem heuchlerischen Tölpel?“ fing ich an, als er mir den Brief zurück gab. — Ich will Sie aber noch besser überzeugen, wer der Unwürdige in diesem ganzen Vorfalle war. Wollten Sie diese Briefe lesen? Eleonore schrieb sie mit, da sie noch hier war. Sie müssen schon die Paar Stunden die-



fer Unglücklichen zu Liebe aufopfern, um hinter die Wahrheit zu kommen.“

Ich ließ den Bischof nicht Zeit, sich erst zu bedenken, sondern sieng gleich an, rasch fortzulesen. So oft des Abbate Erwähnung darin geschah, erinnerte ich ihn, daran zu denken, daß der Mensch in Sletts Diensten stand, und auf dessen Geheiß diese Rolle spielte.

Er hörte aufmerksam zu. Ich las mich fast heischer, so hitzig las ich hinter einander weg. Als ich alle Briefe durch hatte, fragte ich ihn noch einmal; Nun, was halten Sie davon? Sie können ohnmöglich so gefühllos seyn, Eleonoren noch zu verdammen. —

Bei Gott, nein! Das kann ich nicht, sagte er gerührt, und eine ehrwürdige Thräne zitterte in seinem Auge. Ach, Töchter, wie danke ich Ihnen für die Güte, mit der Sie mich in diesem Punkte belehrten. Sie haben mir die Wahrheit gezeigt; und mich in den Stand gesetzt, das Unrecht, das ich an Eleonoren theils schon beging, theils noch zu begehen Willens war, — wieder gut zu machen. Sie wissen noch nicht, daß ich Theil daran habe, daß die Gräfin im Kloster ist. Aber Gott wird es mir verzeihen, daß ich der frommen Seele so viele Leiden verursachte. Ich that es sie zu retten, nicht sie unglücklich zu machen.“



Er erzählte uns darauf, daß der Abbate ihm selbst Nachricht von deiner Flucht gegeben habe; daß er ihm den Tod des Harts verschwiegen, und bloß berichtet habe, daß er sich, als man ihnen nachgesetzt hätte, — durch die Flucht zu retten gesucht hätte.

Er umarmte deine Mutter und mich, und versprach, so wie er sich in seinem Gewissen dazu verbunden hielt, Tags darauf mit der Fürstin deinetwegen zu sprechen. Du kannst nicht glauben, liebes Lorch, wie leicht mir ums Herz ward. Er war kaum aus dem Hause, so fiel ich deiner Mutter an die Brust, und weinte heftige Freudenthränen. — Gott Lob, unser Lorch wird doch wohl noch glücklich werden, schrie ich.

Ich konnte kaum den andern Tag erwarten. Schlafen konnt ich gar nicht, aus Begierde zu hören, was der Bischof ausgerichtet habe. Sobald sich nur ein Wagen auf der Straße hören ließ, sprang ich zum Fenster, und schrie, ist kommt der Freudenbothe. —

— Endlich kam gestern Nachmittag der Laufer vom Bischoffe mit einem Briefe. Ich den Brief sehen, dem Laufer einen Dukaten geben, zu deiner Mutter fliegen, ihn aufreißen, und lesen, war eint. O, der liebe Mann! Er hat die Fürstin gesprochen, Sie ist erstaunt über die Schlingen, die man dir gelegt hatte; und über die



die Bosheit des Abbate sowol, als des Flett. Er wird Befehle erhalten, sogleich zurückzukommen, und sich zu verantworten. Wenn er binnen zweien Monaten nicht hier ist, werden seine Güter eingezogen. Selbst sein Prozeß soll ihm dann gemacht werden, als wenn er gegenwärtig wäre.

Ach, meine Liebe, — wenn er kommt, — wie will ich ihm die Hölle heiß machen über sein schändliches, lasterhaftes Herz. Er soll zum Kreuze kriechen. Ich freue mich schon zum voraus, wie er seine Bubenstücke eins nach dem andern selbst gestehen; und bekennen muß, daß er der Nichtswürdigste auf Gottes Erdboden sey. —

Das soll Rache seyn für dich und mich, und Genugthuung für deine gekränkte Ehre.

Aber für dein gekränktes Herz? — Gott weiß es, wie sehr ich wünschte, auch für dies noch Linderung ausfindig zu machen. Ich will dich nicht darüber trösten. Denn kalte Worte, und tausend hingeschriebene O! und Ach! vermögen für ein leidendes Herz doch nur wenig.

Für heute, meine Beste, lebe wohl! Vielleicht kann ich dir bald wieder was erfreuliches melden.

Julchen.



Fünfter Brief.

Hauptmann Blau an Graf von Flett.

R^o, den 14ten Febr. 1774.

Für deinen letzten Brief danke ich dir herzlich. Aber mache dich auch gefaßt, daß ich dir aus Dank gleich einige kahle Streiche aufnutze, die du nach deinem eigenen Verichte begangen hast.

Zuerst, du hast Louisen abgedankt. Das nähme ich dir nicht übel, wenn es nur auf eine geschicktere Art geschehen wäre. Hättest du das Mädchen nicht nach Paris locken, dort in den Kreis der Verführung einführen, und einen jungen Springer für Geld und gute Worte ihr aufkuppeln können?

Wenn sie gesehen hätte, daß du sie nicht mehr liebst; daß du deine Zärtlichkeiten zu den Füßen fremder Schätferinnen ausgekrummet hättest, — sie würde nach und nach ihre Liebe gegen dich auch erlöschen lassen, und zum Zeitvertreib einen Ciciobes ausgesucht haben. Dann wäre es Zeit gewesen, sie auf die Nichtigkeit der Trauung vorzubereiten. Sie würde endlich angefangen haben, diese Nichtigkeit selbst zu wünschen; und hättest du ihr den Handel

dann



dann entdeckt, sie würde sich nicht ein Härchen darüber ausgerauft haben.

Aber ist, da sie noch ganz voll der feurigsten Liebe gegen dich war, -- diesen Schritt wagen, Bruder, ist tollkühn, ist keine Handlung eines Deutschen, der seinen Kopf behält, wenn er auch, wie du sagst, die Narrenkappe seines Nachbarn aufsetzt.

Wenn du nicht blind in deinen Leidenschaften wärst, nicht ganz an dem niedrigsten Wusle der Wollüste klebst, ohne mit vernünftiger Wahl dich dem Genuße zu überlassen, -- so würdest du die üblen Folgen selbst berechnet haben, die dir diese Handlung zuziehen konnte.

Wer stund dir dafür, daß das Mädchen nicht Lärm schlagen würde? konntest du versichert seyn, daß sie, da sie sich niemals in diese entehrenden Tiefen mit dir einließ, -- schweigen werde, ohne, wo nicht Genuß, doch wenigstens Rache wider dich zu ersehen? Gabst du ihr nicht selbst die Waffen wider dich in die Hände?

Und wirklich ist es so! der Beichtvater der Fürstin hat umgefaltet, und ist dein Feind. Der Bischof gleichfalls. Die Fürstin spricht mit Rührung und theilnehmender Beklammersniß von Eleonoren, von dir aber mit Verachtung, und dem bittersten Zorn.

Und



Und wer veranlaßte dieß alles? Louise! — Sie ist nach Q * * ins Kloster gegangen, um sich einkleiden zu lassen. Da lernte sie dein Weib kennen. Freu dich nun über die herrlichen Entdeckungen, die sich aus dieser Bekanntschaft entspinnen werden. Siehst du nun ein, wie toll du warst, als du Louise den Abschied gabst? Ins Gesicht möchte ich dir spucken, Bube, daß du so dumm bist, und all die Mühe und Arbeit fruchtlos machtest, die deine Freunde mit so vieler Vorsicht zu deinem Besten angewandt haben. :

Wenn wirst du denn einmal anfangen, dir den Grundsatz eigen zu machen: Genieße die Freuden alle, aber mit Vorsicht, damit du nicht durch den Genuß der gegenwärtigen außer Stand gesetzt werdest, die folgenden zu genießen. —

Mein Fieber hält noch an. Ueber den dritten Tag besucht mich dieser ungebetene Gast fleißig.

Vom Abbaten habe ich noch nichts gehört. Wo der Kerl wohl herumstreichen mag?

Du nimmst mir doch meine heutige Freymüthigkeit nicht übel? Ich schrieb dir, wie ich denke; und ich denke gut für dich.

Blan.

Sech:



Sechster Brief.

Abbate Veronese an den Grafen von Flett.

Dresden den 15ten Febr. 1774.

Ich bitte Sie, werthester Herr Graf um Vergebung, daß ich so lang geschwiegen habe. Da ich das wesentliche nach Ihrem Wunsche durchgesetzt habe, so gieng ich auf eine neue Streiferey aus. Auch schien es mir nicht vortheilhaft zu seyn, sogleich zu ihnen zu kommen. Es würde nur Verdacht erregt haben.

Sobald die ersten Tage des Tumults in A** vorüber waren, welche ich nothwendig aushalten mußte, gieng ich meinen dienstfertigen Banditen nach, um ihnen den Rest der versprochenen Summe zuzufellen.

Diese Kerl hatten indessen eine neue Expedition vorgehabt. Die Equipage des päpstlichen Nuntius stach ihnen in die Augen; sie überfielen sie, plünderten seine Eminenz rein aus, und ließen ihn, ohngeachtet er zehnfache Excommunication über sie sprach, erst nach einer scharfen Visitation im Namen des Herrn weiter ziehen.

Sie

Sie zeigten mir ihre Bente. Mir stunden die Ornattkleider des Nuntius, und die großen päpstlichen Breven an. Ich handelte diese Sachen für mich ein. Sie erkaunten daß ich solche Pappalien aufkaufen wollte.

Ich entdeckte mich ihnen, und versicherte sie, daß, wenn sie mir Hülfe leisten wollten, wir in Pohlen in aller Geschwindigkeit einige reiche Minoritenklöster in Kontribution setzen könnten.

Der Vorschlag, so halb vorgebracht, wie hier, gefiel ihnen. Acht Kerl boten sich zu meiner Hülfe an. Ich reiste mit ihnen noch denselben Tag ab. Ich steckte mich in den Kardinalshabit, schnitt meine Haare à la Minoritiën, und zog, so verkleidet, als ein naher Vetter des Papsts auf Abenteuer aus.

Wir quartirten uns nur in Klöster ein. Ueberall bath ich unter dem Scheine der Demuth meine Reise zu verheimlichen, weil ich es wider die apostolische Demuth hielt, Weisrauch vor sich herstreuen zu lassen.

So zogen wir, durch Umschweife, um die Hauptstädte zu vermeiden, bis nach Mähren, Ich erfuhr, daß das Minoriten-Kloster in Brunn ansehnliche Kapitalien habe. Ich konnte der Lüsternheit nicht widerstehen, die mir diese Kapitalien verursachten. Ich gieng dahin.

Raum

Kaum hatte ich mich bey dem Provincial melden lassen, daß ich des heiligen päpstlichen Stuhles zu Rom erster Cardinal, und Vetter des Papstes sey, und nach Pohlen reise, um die Klerisey von den eingeschlichenen Mißbräuchen zu reinigen, so kam auch schon das halbe Kloster mir entgegen, und läuteten mit den Glocken, als wenn der Welt Heiland daher gezogen käme.

Im Herzen mußte ich laut auflachen, über die slavische Ehrfurcht, mit der die armen Brüder um mich herum krochen. Sie schätzten sich es für das größte Glück, mich in ihrem Kloster bewirthen zu können. Alle Geistlichen aus der Stadt kamen zu mir, um die Ehre des Handkusses und meinen apostolischen Segen zu erhalten.

Selbst der Bischof kam in derselben Absicht. Ich zeigte ihm meine Breven nicht sowohl als ob ich es gegen ihn für nöthig hielte, sondern nur um das große St. Petrisiegel lassen zu lassen. Ich entdeckte ihm zugleich, daß ich drey Tage hintereinander in Pontificalibus das Hochamt halten, und vorher, wie auch Nachmittags selbst Beichte hören wolle.

Ich theilte reichliche Reliquien unter die Geistlichkeit aus; denn ich hatte die Vorsicht gehabt, alle Knochen von den Hünern und



und Taubchen; die wir während der Reise mit dem behaglichsten Appetite verzehrten, zu sammeln; und sie in verschiedene Gestalten fassen zu lassen. Wie Adwürdig diese Herren den in Goldfäden eingehüllten Hünerschnabel als ein kostbares Reliquium der Hirnschale des heiligen Stephanns küsten, oder das Streibeinlein einer Taube für der Maria kleine Zähe mit heiliger Andacht, in ihren Zimmern aufbewahrten.

Es verflossen wenige Stunden, so ward in der ganzen Stadt Lärm: Pabsts Ganganelli's Bette sey angekommen. Die ganze Noblesse drängte sich zu mir. Mir ward, da ich so sehr überlaufen war, und meine Pantoffeln und Handschuhe vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ohne Unterlaß belecken lassen mußte, wirklich über dem Spiele angst und bange. Wenn ich nicht so bewährte Geschicklichkeit hätte, mich in jede Lage mit aller Würde ganz versehen zu können, so glaube ich, hätte ich den Betrug selbst entdeckt.

Schon früh Morgens lief alles, was nur böses Gewissen hatte, zu mir, um sich seiner Sünden zu entledigen. Ich ordinirte den Bischof mit der Vollmacht, nachdem er mir zuerst sein Sündenbündel vor meine Füße hingelegt hatte, mit der Vollmacht, Generalabsolution und

voll-

vollkommenen Ablass ertheilen zu können, um dem gemeinen Pöbel Beichte zu hören. Ich befehlt mir den Adel vor. Und das aus wichtigen Gründen. Denn dadurch kam ich hinter die verborgensten Geheimnisse der Großen. Wäre ich ja verrathen worden, so hätten mich diese in Sicherheit bringen müssen, um ihre Heimlichkeiten nicht zu entdecken.

Sie hätten nur sehen sollen, wie possirlich es mir ließ, wenn ich in dem mit Gold gestickten Armsuhle saß; ists eine Excellenz, ists eine schöne Gräfin, dann der Herr Baron, und endlich der General, und sofort sich zu meinen Füßen warf, mit Herzenszerknirschung mir ihre — auch geheimsten Sünden vorschwätzen, die ich treulich ad notam nahm, und wie in den Himmel entzückt waren, wenn ich das absolvo re de tuis peccatis sprach, ihnen meinen Handschuh mit dem heiligen Krenze, oder meinen Pantoffel zu küssen gab, und oben drein einige schön ausstaffirte Knöchchen schenkte.

So trieb ich meine Komödie vier Tage. Endlich entdeckte ich dem Provinzial, daß ich weiter reisen wollte. Allein meine Wechsel wären ausgegangen. Er war so höflich, oder vielmehr, er sah es für seine Pflicht an, mir seines Klosters Vermögen anzubieten. Stolz auf die Ehre den Vetter des Papstes bey sich zu beherbergen, der einß ein Bruder aus ihrem Orden



den war, und hoffnungsvoll auf die Zukunft, ich werde bey Seiner Heiligkeit meinem Herrn Vetter (den ich doch so wenig kenne, als manchen andern ehrlichen Mann) für ihren Orden zum Vortheile sprechen, — glaube ich, hätte er mir das ganze Vermögen aller seiner Klöster anvertraut. Ich begnügte mich aber mit 12000 Thaler. Ich hatte kaum die Summe bestimmt, als ich sie auch gegen eine Anweisung an den päpstlichen Nuntius in Wien in meinen Händen sah. Zu mehrerer Erkenntlichkeit für seinen Dienstleister verehrte ich dem guten Manne den Knochen von einem Westphälischen Schinken, den meine Gefährten ein Paar Tage vorher mit gutem Appetite rein abgeschält hatten, und ich zum Schenkelbein des heiligen Franz von Assisi durch schöne goldne Tressen verwandeln ließ.

Run war es Zeit, auf den Abzug zu denken. Ich machte die Ueberlegung, daß dieser Betrug wegen der Nähe des wirklichen Nuntius nicht lange verschwiegen bleiben könnte; daß ich also Gefahr liefe, wenn ich auf diese Art meine Reise fortsetzen wollte, bald entdeckt, und ergriffen zu werden. Ich ließ meine Leute unter dem Vorwande, mit ihnen allein zu beten, zu mir kommen. Diesen entdeckte ich meine Bedenklichkeiten. Wir wurden einig, uns aus dem Kloster einzeln und unter verschiedenem Vorwande zu schleichen.



Ich theilte die Hälfte der Summe unter sie, und ließ sie wieder nach Italien zurück wandern. Ich aber nahm meinen Stab hieher.

Sie sehen, daß ich nicht müßig war. Freylich werden sich die Herren allzusammt, denen ich Ablässe und Reliquien ertheilte, jetzt verzeuſelt hinter den Ohren krahen. Allein ich habe doch das, was ich suchte, das Geld.

Ich habe gehört, daß eben den Tag darauf vom Runtius die Nachricht eingelaufen sey, er kenne keinen Kardinal, noch weniger Vettern des Papstes, der so hieße, wie ich mich nannte. Auch hätte er keine Nachricht von Rom aus erhalten, daß ein dergleichen außerordentlicher Abgesandte des päpstlichen Stuhls abgeschickt worden wäre, welches, wenn es wahr wäre, ihm doch vorzüglich zuerst hätte bekannt gemacht werden müssen, um ein so großes Kirchenhaupt nach Würden zu empfangen. Mag wohl eine feine Nase haben, der Herr! Indes lache ich jetzt dazzu, da ich in Lalois bin *)

Wenn Sie nun erlauben, so komme ich auf den ersten Brief zu Ihnen.

Abbate Veronese.

D 2

Sieben:

*) Daß dieser Cartuschstreich nicht erdichtet, sondern wirklich nach allen Umständen vorgefallen, ist zuverlässig. Ob aber dieser Betrüger eben der Abbate war, will ich unentschieden lassen.



Siebenter Brief.

Gräfin Eleonore an Zulchen.

Q^o, den 20ten Febr. 1774.

Ach, Zulchen, wie danke ich dir für deine Freundschaft! So liebst du mich noch, ohngeachtet mich das Unglück verfolgt? Ja, meine Beste! Liebe mich stets! Es ist für mein beklemmtes Herz beruhigende Seligkeit, wenn mich die lieben, von denen ich es vorzüglich wünsche. Danke meiner Mutter für ihre Güte, die sie gegen mich äussert. O! die Versicherung, daß sie mich noch liebt, mir nicht flucht, — Thränen des Mitleids, nicht der Verwünschung über mich weint, diese Versicherung heitert meine niedergeschlagene Seele um vieles auf.

Ich schriebe gern auch an sie; aber ich bin zu gerührt, als daß ich an sie schreiben könnte. Ich würde über mein Schicksal klagen, über mein Unglück weinen, und ich weiß es: ihr zärtliches, theilnehmendes Herz würde mit mir weinen. Und wie wünsche ich alles zu verhindern, was ihrem guten, menschenfreundlichen Herzen irgend einen Seuffer ablocken könnte.

Und



Und doch, meine Beste, finde ich nur dann Erleichterung, wenn ich aus vollem Herzen weinen kann; wenn ich einen Busen finde, an den ich mich lehnen, und an ihm meine Seuffer aushauchen kann, und der es fühlt, wie tief mein Herz in seinem eigenen Kummer versunken ist. —

Louise ist aus diesem Grunde meine einzige, beständige Gesellschafterin. Jede Stunde, die wir abmüßigen können, sitzen wir, dicht an einandergelehnt beisammen; weinen stillschweigend, und lassen uns wechselsweise unsere Thränen von den Wangen weg. Selten brechen unsere Klagen in Worte aus. Wir lesen unsere Gefühle einander in den Augen, und verstehen uns besser auf diese Sprache, als wir uns immer durch bloße Worte würden erkläret haben.

Das Mädchen ist wirklich die gefühlvollste Seele. Seit dem ersten Augenblick, als ich sie kennen lernte, gewann sie auch mein ganzes Herz. Wie sie ihr Auge dazumal so schächtern gegen mich aufschlug, als wollte sie mich fragen: ob ich sie verachte? Ich konnte diesen Blick ohne Rührung nicht ertragen. So voll mein eigener Busen über die Entdeckungen war, die ich aus ihrer offenerzigen Erzählung machte, so sehr mußte ich auch Theil an ihrem bejammernswerthen Schicksale nehmen. Ich umarmte



ſie, und bezeugte ihr, daß ich ihr mein aufrichtiges Mitleid nicht verſagen könne. Ach, Louiſe, ſagte ich, — eben der Nichtswürdige, der Sie ſo unglücklich machte, goß auch in mein Herz unnennbare Leiden. Wir ſind beyde gleich unglücklich. Wir wollen unſere Seufzer mit einander theilen, wir wollen Freundinnen ſeyn, die ſich durch ihre Thränen aufheitern.

Ich erzählte ihr mit eben der Offenherzigkeit auch meine Geſchichte. Sie ward ſehr gerührt, und dankte mir für die Liebe, deren ich ſie verſicherte. Gott im Himmel! ſprach ſie, belohne Ihr gutes Herz! In meinem Zuſtande iſt das Herz einer Freundin, wie Sie ſind, das größte Geſchenk des Himmels! —

Die Aeltſtin fragte mich, was ich bey Louiſen gemacht habe. —

Geweint, war meine Antwort, weil ich es nicht für nöthig hielt, ihr Rechenschaft zu geben. Sie ward über meine laſoniſche Antwort ſehr ſüßig; doch wagte ſie es nicht, ſichs deutlich merken zu laſſen.

Heute — als ich eben auf Louiſens Stube war, verlangte ſie jemand zu ſprechen. — Die Aeltſtin ſchickte die Nothmeyerin mit ihr in das Sprachzimmer. Ich bat mir aus, ſie begleiten zu dürfen. —

Wie

Wie erstaunte das gute Mädchen, als sie dem Possillion am Gitter erblickte. — Sie wollte umkehren, allein er ließ sie nicht aus dem Saale. Hören Sie, hören Sie, — ich komme aus meiner Station geraden Wegs zu Ihnen. Ich habe Sie nothwendig zu sprechen. — Der arme Teufel, den Sie auf Ihrer Herreise so großmüthig unterstützt, läßt tausendmal dafür danken. Er bat mich recht sehr, es Ihnen zu sagen. Nun hätte ich aber noch eine Bitte. — Es soll eine gewisse Gräfin Eleonore hier seyn; — können Sie mir sagen: obs wahr ist? —

Ich trat vor. Ich bin es selbst, mein Freund.

Nun, das freut mich. — Es ist einer von den Banditen aufgefangen worden, die Sie überfallen haben. Er läugnet es zwar. Allein man hat einen Wechsel von tausend Dukaten bey ihm gefunden, der vom Grafen Stett unterschrieben, und einen Brief, der an ihn adressirt ist. Ich habe sie beyde hier, um sie Ihnen zu geben, damit Sie sagen können, ob das Ihr Eigenthum sey?

Ich und Louise erstaunten beyde gleich stark. Ich konnte nichts antworten, so erschrock ich über diese Nachrichten. Der Wechsel war nicht mein; der Brief auch nicht von mir. Indes da ich muthmaßte, daß der Brief, und der



Wechsel von dem jungen Vatt seyn könnte, der sich deshalb an mich wendete, um mit desto geringerem Verdachte an Louisen zu schreiben, so nahm ich beides an. Ich besah es zum Scheine, und bestellte den Postilion auf Morgen, um ihn Antwort darauf zu geben. Er gieng sehr vergnügt weg; und ließ die Novizmeisterin in nicht geringer Neugierde zurück, weil sie den Zusammenhang der Geschichte nicht wußte.

Ich gieng mit Louisen auf meine Stube. Kaum erreichte sie sie, so sank sie kraftlos auf das Bett. „Ach, liebste, beste Freundin! Das ist der Wechsel, den ich Vatten schickte. Er verachtet diese letzte Probe meiner Erkenntlichkeit, die ich ihm zeigen konnte.“

Indeß hatte ich den Brief gedruct. Ich fand einen Einschuß an Louisen. Er bat mich, ihn zu entschuldigen, daß er sich an mich gewendet habe, weil er sonst keine Gelegenheit gehabt hätte, seiner Louise, die vermuthlich sehr scharf bewachtet würde, Nachricht von ihm geben zu können. Er bat mich zugleich, wenn ich anders Gefühl und Mitleid gegen Unglückliche besäße, mich seiner bey Louisen anzunehmen.

Ich gab ihr daher sogleich den Einschuß. Da, liebes Mädchen, — sagte ich, lies — und dann klage, wenn du Ursache hast.

Louise



Louise laß ihn mit Zittern durch. Sie entfärbte sich, und fiel in eine Ohnmacht, eh sie ihn zu Ende laß. Ich erschrock, und dachte wirklich, Vatto habe sie durch seine Vorwürfe getödtet. Ich hob den Brief eilig auf, — und fand gleich in den ersten Zeilen, daß ich seinem Herzen unrecht gethan hatte.

„Gott,“ rief Louise endlich, als sie sich wieder erholtte, — „großer Gott, was soll aus mir werden! Ist es nicht genug, daß ich unglücklich bin, sollen es die besten unter den Menschen auch noch durch mich werden?“ —

Sie bat mich, sie auf ihre Stube zu bringen; sie habe ein Paar Stunden Ruhe nöthig. Ich that es; und wendete diese Zeit an, dir zu schreiben.

Auch Vatto's Brief erhältst du hier abgeschrieben. Wie der gute, liebe Jüngling um seine Geliebte tranert. Ach, und soll sie nie umarmen; sie nie an sein liebetrunkenes Herz schließen? Das muß Hölleuwein für ihn seyn, wenn er sein Schicksal so zu empfinden im Stande ist, wie ich das meinige empfinde.

Eleonore.



Achter Brief.

Der junge Watt an Louisen.

Verlassen willst du mich? Fliehen willst du mich? — Um Gottes Willen, flieh mich nicht, Geliebte! — Flieh mich nicht, oder ich muß verzweifeln. —

Ach, wie liebt dich mein Herz! Es blühet bey dem Gedanke, dich zu verlieren. O! habe Mitleid mit mir! Erbarmen, Geliebte, — wenn du nicht Liebe gegen mich haben kannst! Verstoß den Zärtlichen nicht, der seine ganze Seligkeit in deiner Liebe sucht. — Ich soll dich vergessen, schreibst du? Gott, wie könnt ich das! — Dich vergessen, die du stets vor meinen Augen schwebst: — Dich? — Und du bist mir doch so in meine Seele eingewebt, daß ich diese zernichten müßte, wenn ich dich, du Engel, vergessen könnte. O! muthe mir dies nicht zu. Unmöglich, unmöglich ist! —

Du bist ungerecht gegen dich. Du klagst dich als strafbar an, da du nur Mitleid verdienst. Hast du dem Schandbuben aus Eitelkeit dich ergeben? Nein verführt bist du worden. Ich weiß alles, alles, was man für teuflische Kunst



Kunstgriffe angewendet hat, dich zu übertäuben. Man hat meine Flucht benützt, weil sie dadurch freyes Feld erhielten. Man hat dich durch Versprecher in Gewissensangst versetzt. Man hat dir die Ehe versprochen. Man hat dich mit nachgeähten Ceremonien getäuscht. — Bist du bey all dem strafbar? Bey Gott, du bist es nicht, in meinen Augen nicht.

War ich nicht selbst Schuld daran, daß du dich dahin reissen ließest? Warum drangst ich gegen den Schuß vom Priester so auf, der mirs doch recht gestissentlich darzu anlegte? Warum floh ich, ohne dir Nachricht davon zu geben? Warum schwieg ich so lange? — O, meine Heile; alle Schuld fällt auf mich. Konntest du je hoffen, mich wieder zu sehen? War mein Stillschweigen nicht als ein Zeichen anzusehen, daß ich dich vergessen hätte? —

Du weißt die Ursache, warum ich floh. Um desto sicherer fortzukommen sprengte ich selbst aus, daß ich unter die Soldaten gelaufen sey. Ich eilte so geschwind als möglich aus dem Lande, unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte. So kam ich, in tiefe Schwermuth versenkt nach Straßburg. Ich hatte meine wenige Baarschaft, die ich bey mir hatte, verzehret. In welch eine düstre Verzweiflung verfiel ich da, als ich keine Hülfe, — und von
Eure



Seite meines Herzens keine Ruhe, keine Linderung fand! Du schwebtest unaufhörlich vor meinen Augen. Ich sah dich in den Händen deiner Verführer. Gott, wie fuhr ich bey diesen Gedanken erschrocken zurück. Ich gieng zween Tage sinnlos — und auch ohne Nahrung in der Stadt herum, weil ich mich schämte, meine Umstände fremden Leuten zu entdecken, von deren hartem Herze ich mir wenig Beystand zu versprechen hatte.

Die Verzweiflung stürzte auf mich mit jeder Stunde mächtiger los. Meine Liebe! der Gedanke an die Thränen meiner Eltern; die äusserst dürstige Lage, in der ich war; und die Betrachtung, dich vielleicht auf ewig verlohren zu haben; die Ueberzeugung, daß deine Verführer mit Schadenfreude izt über mein Unglück spotten, deine Tugend bestürmen, dich unglücklich machen würde, wirkten so gewaltig auf meine Seele, daß ich mich verzweifeln auf die Erde warf, mir das Gesicht zertrat, die Haare anraste, und die Stunde versuchte, in der ich geboren ward. Gott wird mir diese Verzweiflung verzeihen, da ich in einem Zustande war, der mich wirklich meiner Sinne beraubte. Ich lag beynabe eine Stunde kraftlos und matt in einem einsamen Gebüsche auf der Erde. Ich erschöpfte durch diesen



diesen Kampf meine letzten Kräfte. Der Hunger wüthete auf das gräßlichste in mir. Ich wollte weinen, aber meine Thränen waren vertrocknet. Ich fühlte, daß ich verschmachten mußte, wenn ich nicht um Hülfe stehte.

In demselben Augenblicke lagerte sich ohngefähr hundert Schritte von mir in das Dickicht ein etwas betagter Mann mit seiner Rumphe hin. Mir graute vor den Anblick der viehischen Zärtlichkeiten dieses Paares. Ohngefähr eine Viertelskunde nachher nahmen sie ihren Weg gegen mich zu. Sie mußten mich nicht bemerkt haben, weil sie sehr laut sprachen. Ich wollte ihnen entgegen gehen, und sie um ihre Hülfe ansprechen, allein, ich konnte mich kaum aufrichten.

Indes zog dieser Unbekannte eine volle Börse aus der Tasche, und zählte seiner Ehären 20 Dukaten in die Hand. Hier haben Sie sagte er für diesen Monat. Aber unter der einzigen Bedingung werde ich Ihnen diese Summe in Zukunft alle Monate wieder geben, wenn Sie Ihre andern Kunden abbondoniren.

Hier erblickte er mich, und blieb betroffen stehen. Ich schlug meine halb erfordene Augen auf, und bat ihn auf das wehmüthigste,
mir



mir zu helfen. Erbarmen Sie sich eines Jünglings, der vor Hunger stirbt.

Er ward unwillig über meine Bitte, und schrie: die verdammten Bettler leisen einen überall an, als ob man das Geld nur für das lächerliche Gefindel hätte.

Seine Kimphe, die ihm am Arme hieng stimmte mit ein. Arbeit er fleißig, so darf er nicht hungern. So ein starker Bengel sollte ins Arbeitshaus gebracht werden, wenn er bettelt.

Das brachte mich in Wuth! Alle meine erschlasten Geister erwachten mit einer Macht, die ich noch nie fühlte. Ich sprang auf, und brüllte laut für Verzeihung. — Gerechter Gott! schrie ich, so ist's dein Wille, daß ich Rettungslos verschmachte? Wohl, wohl! Ich will ihn beschleunigen, deinen Willen.

Mit diesen Worten sprang ich auf den Leich zu, der ohngefähr vierzig Schritte davon war. Ich wollte das Ende meiner Qual in seinen Fluthen aufsuchen. Schon wagte ich den fürchterlichen Sprung, als ich mich, wie in den Lüften zurückgezogen fühlte, und auf dem Rande des steilen Ufers hingeworfen ward.

Ein Mann, ohngefähr von dreßzig Jahren, mit einer edlen Miene, und in Reisefleibern stand vor mir, als ich mich von meiner Betäubung



Leibung wieder erhobte. — Ha! auch du, auch du verlängerst meine Leiden, schrie ich gegen ihn! Verfluchter, laß mich sterben! — Ich wollte mich aufrichten; aber ich fiel wieder zurück. Indes setzte sich mein Erretter zu mir. Freund, sprach er, und faßte mich bey der Hand; Unglücksfälle haben Sie vermuthlich in Verzweiflung gestürzt; allein bauen Sie auf die Vorsicht; die hat Mittel in den Händen, auch den Trostloosesten zu retten. Der wahre Christ muß auf die Hülfe des Ewigen hoffen —

Und essen — fiel ich ihm hastig in die Rede. —

Er sah mich an, und erschrock, wie er mir nachher sagte, über die gräßlichen, krampfartigen Verdrehungen meiner Augen. — Er besann sich, und fragte mich endlich: ob mich denn hungerte?

Zwey Tage schon, murmelte ich mit erbittertem Zähneknirschen.

Ohne mir zu antworten, faßte er mich um den Leib, legte mich auf seine Schultern, und trug mich auf das nächste Haus zu. Ich war viel zu verwildert, als daß ich mich darum bekümmerte, was mit mir vorgieng. Ich lag ohne Bewegung auf seiner Schulter. —

Er lud mich vor der Hausthüre ab, und hat den Eigenthümer — einen wohlhabenden Domherrn, — mich mit etwas Speise zu versorgen. —

sorgen. — Hier ist kein Wirthshaus. In der Stadt sind Gasthöfe genug, — war die Antwort dieses gesalbten Dieners der Religion.

Mein Freund gieng ihm stillschweigend nach, und bat noch einmal. Er würde aber auch diese Bitte vergebens wiederholt haben, wenn er nicht seine Börse geöffnet, und ihm einen Dukaten auf Messen angeboten hätte. Ihrem Gebete empfehle ich diesen Unglücklichen an, hochwürdiger Herr. Allein helfen sie ihm ist. Er hat zween Tage nichts gegessen.

Alßglich veränderte der Pfaff die Stimme. Ja, das hätten Sie mir gleich so umständlich sagen sollen. Beten will ich für ihn; und was ich in der Eile austreiben kann, will ich gern aus christlicher Liebe mit ihm theilen. Mein Gott, es giebt auch recht harte Herzen auf der Welt, daß sie Leute ungespeiset von ihrer Thüre weggehen lassen.

Er befahl hierauf seinen Bedienten, mich in seine Stube zu tragen; brachte selbst eine Tasse Chocolade, die er für sich bestimmt hatte, und bat mich, indeß dies wenige zu genießen. Seine Beschleißerin ein rundes, vollblühendes Mädchen, mußte kleine Ueberbleibsel vom Mittagsbrode austischen. In einem Augenblicke war der ganze Tisch mit Ueberfluß bedeckt. —



Der Unbekannte erzählte dem Domherrn mit kurzen Worten, so viel er von mir wußte. Dieser lobte seine Menschenliebe sehr rednerisch, und pries sich glücklich, daß er seine Zuflucht gerade in dem dringendsten Augenblicke zu ihm genommen hätte.

Mein Freund rieth mir, so groß auch meine Ekstase war, nicht viel für Izt zu genießen. — Ich folgte seinem Rathe willig. Meine Kräfte fiengen augenblicklich an, sich wieder zu finden. Allein ich war doch noch zu schwach, in die Stadt zurück zu gehen.

Der Domherr bot seinen Wagen an, und ließ uns in die Stadt fahren.

Haben Sie ein Quartier, fragte mich der Unbekannte?

In der Stadt nicht. Aber in dem Gebälch, wo Sie mich fanden, hatt ich es unter freyem Himmel.

Gut, so können Sie bey mir bleiben. Er ließ mich in seinem Gasthose gleich zu Bette bringen. Sie haben Erholung nöthig, mein Freund! Ruhen Sie aus. Wenn Sie sich etwas mehr gesammelt haben, besuche ich Sie wieder.

Ich fiel sehr bald in einen festen Schlaf, von dem ich erst gegen zehn Uhr in der Nacht erwachte. Mir war ganz leicht geworden; meine Kräfte fanden sich wieder ein. Ich stand auf.

11 April.

E

Es



Sogleich holte mich sein Bedienter auf seine Stube, wo ich mit ihm speisen mußte.

Ich konnte es in seinen Augen deutlich lesen, was für eine Wollust sein Herz empfand, der Erretter eines Unglücklichen zu seyn. Auch mein Herz war von seiner Großmuth zu gerührt, als daß ich ihm nicht mit Thränen meinen Dank hätte bezeugen sollen. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Er hörte mich mit der größten Aufmerksamkeit an.

Als ich auf die Scene kam, in welcher er die Hauptrolle zu spielen anfieng, und ihm meine Dankbarkeit bezeugen wollte, sprang er auf, umarmte mich, hielt mir den Mund zu, und sprach: keinen Dank, Freund, keinen Dank. Es war meine Pflicht. Es ist Belohnung genug für mein Herz, meine Pflicht beobachtet zu haben. Alles, was ich zur Erkenntlichkeit fodere, ist Ihre Freundschaft. —

Wir saßen bis gegen Mitternacht beysammen. — Es wird Zeit seyn, sprach er endlich, daß Sie sich zur Ruhe begeben. Morgen wollen wir weiter mit einander sprechen.

Ich gieng mit dankbarem Herzen gegen ihn auf meine Stube. Ich fiel auf die Knie, und dankte Gott mit dem eifrigsten Gebet für seine Hülfe, die er mir so unvermuthet zugesendet hätte.

Den



Den andern Tag brachte mir der Wirth einen Brief von meinem Wohlthäter. Ich erstaunte über seine Großmuth. „Dringende Geschäfte“, schrieb er, „zwingen mich, eh ich noch das Vergnügen, Abschied von Ihnen zu nehmen, genießen konnte, eiligst abzureisen. Nehmen Sie indeß die Versicherung von mir an, daß ich mich glücklich schätze, Ihre Freundschaft erhalten zu haben. Ich werde sie stets auf das heiligste unterhalten. Darf ich Sie bitten, gleiche Freundschaft gegen mich fortzusetzen? Ich werde zwar — allem Aufheime nach — sobald nicht das Vergnügen haben, Sie wieder zu sehen. — Wo dahin ersuche ich Sie, die kleine Fülse, die ich zu Ihrer Unterstützung hier beylege, anzunehmen. Wachen Sie Ihren Plan nach Ihrem eigenen Gefallen. In jeder Verlegenheit, in die Sie gerathen dürften, haben Sie die Güte, sich an den hiesigen Bankier zu wenden. Er hat Ordre, Sie auf das möglichste zu unterstützen. Leben Sie wohl, und lieben Sie stets Ihren aufrichtigen Freund.“

Der Wirth händigte mir zu gleicher Zeit 50 Dukaten ein, und sagte mir, daß ihm befohlen sey, mich so lange zu bewirthen, als ich immer bey ihm bleiben würde.



Ich wußte nicht, wie ich alle diese Großmuth betrachten sollte. Ich fragte den Wirth vergessens um den Namen meines Wohlthäters, denn er wußte ihn selbst nicht. „Ohngesähr vor acht Tagen sey dieser fremde Herr hier angekommen, habe stets sehr einsam gelebt; keinen Besuch erhalten, und sehr wenige gegeben.“ —

Ich gieng in der ersten Bewegung, meinem Wohlthäter kennen zu lernen, um ihm meinen Dank bezeugen zu können, zu dem Bankier. Wie erschrocken wir beyde, als wir uns sahen. Eben der Mann, der mit seiner Waitresse mich so hartnäckig abspießten, — stand in der Person des Bankiers vor mir. Er erröthete, als er mich erkannte, und ward verwirrt, als ich ihm sagte, daß ich der Mensch sey, für den sich ein Unbekannter so großmüthig interessirt hätte. Ich bat ihn, mir seinen Namen zu entdecken, weil er ihn kennen müßte, da ich an ihn adressirt wäre. — Er entschuldigte sich aber damit, daß es ihm ausdrücklich verboten sey.

Ich sah nun ein, daß mein Wohlthäter unbekannt bleiben wolle. Mein Herz ward dadurch zu der ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit aufgereizt.

Der Bankier schien mich mit Höflichkeiten überhäufen zu wollen. Ich verachtete ihn viel zu sehr, als daß ich mich hätte bewegen lassen, mich



mich länger bey ihm zu verweilen. Ich sah auch an diesem Manne die Wahrheit bestätigt, daß der reiche Wollüstling, gegen das Elend des Dürstigen bloß deshalb gefühllos ist, weil er das Elend selbst nie gefühlt hat. Ihm ist die Befriedigung seiner Lüste der einzige Wunsch, nach welchem sich sein Herz sehnet. Alles übrige hat keinen Reiz, keinen Eindruck auf seine Seele. —

Da mein unbekannter Freund so sorgfältig für meine gegenwärtige Zufriedenheit gesorgt hatte, so hielt ich es für Mißbrauch seiner Güte, diese Wohlthaten durch freywilligen Genuß derselben zu verinehren. Ich verließ noch diesem Tag die Stadt, fest entschlossen, eine Wallfahrt nach St. Loretto zu machen.

Ich erreichte den Ort meiner Bestimmung glücklich. Ich warf mich zu den Füßen der Gebenedeyten, und flehte sie mit dem zerknirschtesten Herzen um ihren Schutz an. Ich empfahl ihr deine Tugend, und meine Liebe. Ach, Louise, wie aufgeteilt ich von diesem Gnadenorte wieder zurückgieng! Ich hatte den Entschluß gefaßt, nach Hause zu reisen, um in die Arme meiner Familie — und wenn es möglich wäre, auch in deine zurückzukehren.

Ich war noch eine Tagereise von A. . ., als ich von einigen Banditen angefallen wurde. Deine Börse, riefen sie, indem sie mir die Pl-



flöße an die Brust setzten. Ich weiß nicht, wo-
her es kam, daß ich mich vor den Anblick dieser
Kerl nicht entsetzte. Ich griff ganz gleichgültig
nach meiner Börse. — Meine Herrn, sagte
ich, so viele Mühe hätten Sie sich dieser Klei-
nigkeit wegen nicht geben dürfen. Es sind nur
acht Dukaten. —

Diese Entschlossenheit gefiel ihnen. Du bist
ein Deutscher, sagte einer von ihnen. Behalte
dein Geld. Komm mit uns, du sollst uns heute
abheilen helfen. —

Sie führten mich in den Wald zurück. Es
war schon gegen vier Uhr Nachmittags, als wir
Halte machten. Ich mußte mich zu ihnen setzen,
und mit ihnen trinken. Ich zwang mich, so
munter, und so lustig zu seyn, als ich immer
konnnte. Denn ich sah, daß ich ihr Vertrauen
auf diese Art am besten erhalten würde.

Man brachte mir eine Stunde nachher
ein Grabfeld. Da, Freund, ist für heute
dein Handwerkszeug. Wir haben morgen ein
kleines Leidenbégängnis! Nach dem Herrn
heute noch sein Grab. — Er läßt sich zwar
jetzt noch nicht träumen, daß er so bald abseegeln
soll. Allein, du weißt, der Tod kommt erst,
ehe man ihn vernuthet.

Ich steng stillschweigend an, die Erde auf-
zuscharren. Ach, Gott, welche traurige Ge-
danken



denken führen während meiner Arbeit mir durch die Seele! Wenn einst der, dessen Beschäftigung es ist, auch dir das Grab macht, wirst du über all die Gefahren hinüber seyn, die das Menschenleben hier so sehr, so oft verbittern, dacht ich mir. Ich wünschte wirklich, daß ich dies Grab für mich machen könnte.

Indeß ich arbeitete, machten die Banditen ein großes Feuer, um sich dabey wegen des rauhen Windes und der Kälte zu erwärmen. Sie unterhielten sich von dem Range, den sie morgen vor sich hätten. Abbate Veronese soll leben! schrien sie. Ich erschrak über diesen Namen so gewaltig, daß mir das Grabseid aus der Hand fiel. Doch mußte ich mich fassen, um mich nicht zu verrathen.

Ich hörte auf der größten Aufmerksamkeit auf ihre Gespräche. Ich ersuchte in meiner nicht geringen Bestürzung die ganze Geschichte, die der Abbate mit dir, liebste Louise, eingefädelt hatte. Denn sein Bedienter, welcher dich mit Flecken trauete, war ein Kamerad von diesen Kerln, und machte sich ein Vergnügen daraus, sie von seinen und des Abbate Klänken zu unterhalten.

Endlich stieg er auch an, die Geschichte mit dem Baron Hart und der Gräfin Eleonore zu erzählen. Wie erstaunte ich über die Bosheit,



mit der Abbats diese unschuldigen Opfer seiner Verführung auf ewig unglücklich zu machen im Begriffe war.

Hundertmal wollte ich davon laufen, um Garten, den ich freylich noch nicht kannte, vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen. Allein man schloß mich sorgfältig in ihren Zirkel ein. Ich brachte die Nacht unter tausend ängstlichen Gedanken hin, und betete mit der feurigsten Inbrunst zu Gott, er möchte seine Schützerhand nicht von dem unglücklichen Baron abziehen.

Als der Tag anbrach, ward mir meine fernere Rolle angewiesen. Sie bestand darin, paß ich mich in der Nähe bey der Attaque befinden, und sobald sie sich entfernt hätten, diejenigen, die auf dem Platze blieben, in die von mir gemachte Grube einscharren sollte. Wenn ich das gethan hätte, könnte ich ungehindert hinwandern wo ich wollte.

Wie diese unglückliche Begebenheit ausfiel, wirst du wohl schon wissen, da du die Gräfin Eleonore zu kennen die Ehre hast. Mir blutete das Herz, als man den armen Baron in seinem Blute todt aus dem Wagen zog, und in den Schnee hinwarf. Die Banditen mußten ihres Schusses sicher gewesen seyn, weil sie ihn ohne weitere Mißhandlung sår todt mir übergaben, und so eilig als möglich davon ritten.

Ich



Ich schlepte den Baron mit wehmüthigen Herzen zu seinem Grabe hin. Ach, Gott, wie bange ward mir, als ich ihn einzuscharren anfieng! Ich mußte das Grabscheid wegwerfen, auf den Hügel mich zu ihm hinsetzen, und weinen. Auch du, auch du bist deines guten Herzens wegen verfolgt worden, sagt ich zu mir, und küßte ihn. Ich blieb lang an seinen Lippen hangen. Ich merkte, daß er noch Athem holte. Ich hatte einige Balsamfläschgen, die ich in Loretto kaufte, bey mir. Ich bestrich ihn damit, und brachte es so weit, daß er die Augen aufschlug. Er sah mich starr an. Gott Lob! schrie ich, daß Sie noch leben.

Wo ist Eleonore, frug er mich hastig? Ich konnte ihm nicht darauf antworten; denn in der Verwirrung, in der ich bey diesem Vorfalle war, hatte ich nicht Acht gegeben, was man mit dem Wagen, worinn diese sich befanden, vornahm. Er ward über diese Ungewißheit, in der ich ihn lassen mußte, sehr niedergeschlagen. Auch sie hat man getödtet, sieng er endlich an. Auch sie! Wohl mir, daß ich ihr bald folgen werde!

Er wollte weiter reden, aber er ward schwach, und fiel in die sichtbarste Ohnmacht des Todes zurück. Ich wußte mir nicht zu helfen. Ich trug ihn auf das nächste Dorf, das eine Viertelftunde von der Strasse ablag. Der Feld-



scheerer verband seine Wunde, ohne daß der unglückliche Baron ein Zeichen des Lebens mehr von sich gab.

Indeß erholte er sich doch wieder gegen die Morgendämmerung. Seine Wunde verursachte ihm sehr viele Schmerzen, die durch den ungeschickten Verband des Feldscheerers noch vermehrt wurden. Er bat mich, ihn an einen bequiemern Ort bringen zu lassen. Ich besorgte daher eine Tragsänfte, und ließ ihn, in Begleitung des Dorfsfeldscheerers nach dem nächsten Städtchen bringen. Ich konnte ihn nicht begleiten, weil ich die Verfolgung der Banditen besürchten mußte.

Ich nahm mit dem gerührtesten Herzen von ihm Abschied. Er weinte und drückte mir dankbar die Hand, bald, bald werde ich ausgerungen haben. O! Gott! zu dir werd ich kommen, und zu Eleonoren! war alles, was er sprach.

Ich hielt es nicht für rathsam nach A** zu gehn. Ich gieng vor die Stadt vorkn, und übernachtete in dem nächsten Dorfe. Denselben Abend brachte man meinen kranken Herrn, den gleichfalls Banditen, vermuthlich dieselben Mörder des Baron Garts, — auf seiner Reise von Mantua noch an der Gränze überfielen, und mit der Pistole tödtlich verwundeten. Er

lagte



klagte sein Schicksal an, und schien halb zu verzweifeln, da er izt ohne aller Unterstützung, fern von seinen Freunden in einem fremden Lande vielleicht den Tod aus Mangel erleben mußte.

Das rührte mich. Ich bot ihm meine Börse, und meine Dienste an. Der Pfarrer aus dem Orte, wo wir izt sind, befand sich eben in der Gaststube, und ward durch mein Beispiel zu einer gleichen Thätigkeit aufgemuntert. Er erbot sich, diesen jungen Italiäner und mich in sein Haus zu nehmen, und ihm so gut versorgen zu lassen, als es in seinem Vermögen stünde.

Wir nahmen dies Anerbieten mit Dank an. Seit dieser Zeit bessert sich zwar dieser junge Mensch an seiner Wunde; allein sein Herz, und die Leiden, die er in sich fühlt, zehren ihn auf der andern Seite fast gänzlich wieder auf.

Ach, Louise — in diesem Zustande, in welchem ich den traurigsten Betrachtungen meines grausamen Schicksals mit einer gränzenlosen Schwermuth nachhieng — ach! wie überraschest du mich durch deinen Brief. Freylich versagtest du mir darin alle Hoffnung. Aber, liebste, theuerste Louise, kennst du auch die Martern, die das Herz bey einer hoffnungslo-

sen



sen Liebe durchwählen? Nein! Geliebte! Du kennst sie nicht; oder du würdest mich damit nicht so tödtlich gekränkt haben.

Ich küßte den ehrlichen Kasper, der mit deinem Brief brachte, wie einen Engel. Ich erfuhr, daß du geweint habest, — ach! wie fiel mir jede Thräne heiß, wie eine Flamme, auf mein Herz.

Aber, wie traurig ward ich, als ich deinen Aufenthalt nicht wußte. Es sind mehrere Nonnen-Klöster in A. In welchem warst du? Und wenn ich es auch weiß, wie kann ich dich sehen, dich sprechen? — Diese Gedanken beunruhigten mich viele Tage.

Endlich entschloß ich mich, selbst nach A. zu reisen. Gott! wie niedergeschlagen ward ich, als ich gleich beim Eintritt in den Gasthof hörte, daß eine Nonne eingekleidet würde. Louise ist es, sagt ich zu mir! und lief in einem Athem in die Kirche. Eben kamst du in deinem Habite vom Altar. Schwermuth, und Gram herrschte in deinen Augen. Ich hätte sie alle erdürgen mögen, die da um dich standen, und dich mit gefühllosem Pompe einzumauern bemüht waren, so brannte mein Herz vor Verzweiflung. Ich sank in Ohnmacht. Man brachte mich aus der Kirche; und als ich wieder zu mir kam, war die unglückliche

Feyer



Feierlichkeit vollendet. O, Louise, — Louise! was hast du gethan! Dich und mich auf ewig unglücklich gemacht! Kehre um, ach, um Gottes Willen kehre um, und gib mir ein Herz, ohne daß mir der Himmel zur Hölle werden müßte!

Ich gieng, tief von Kummer und Schmerz niedergebeugt, zu mein Quartier zurück. Mein Wirth quälte mich mit den abgestumpften Neuligkeiten, die in der Stadt vorfielen. Ich achtete nicht darauf, und eilte, so schnell ich konnte, auf das Dorf zurück.

Hier warf ich mich auf mein Bett, und weinte die bittersten Thränen. — Ach, Gott, schrie ich, rette mich, rette sie! oder laß mich heute das letztemal athmen! —

Ich konnte über vierzehn Tage nicht aus meinem Bette. Der Wunsch dich zu sprechen, oder dir wenigstens schriftlich Nachricht von mir zu geben, und meine Leiden zu klagen, nahm meine ganze Seele ein. Ich entdeckte mich dem Postillion, unserm ehrlichen, guten Kasper. Er nahm es über sich, eine schickliche Gelegenheit auszuspähen. O, wie begierig wartete ich auf seine Zurückkunft.

Gestern in aller Fröh kam er mit der freudigsten Miene an mein Bett gelaufen. Geschwind, junger Herr, schreiben Sie. Ich habe



habe glückliche Nachrichten eingezogen. In dem Kloster Ihrer Louise ist die Gräfin Eleonore. — Schreiben Sie an Ihr Mädchen, und machen Sie einen Ueberschlag an die Gräfin. Ich will sie beyde zu sprechen verlangen, und den Brief bestellen.

Er entdeckte mir den ganzen Entwurf, den er machte, und wie ich hoffe, auch ausführen wird. Mir fiel dabey noch dein Wechsel ein. Wie? Ich soll ihn behalten, zur Beruhigung behalten, sagst du? Ach! Geliebte, und gäbest du mir unzahlbare Millionen, und dein Herz, deine Liebe nicht, so sänd ich doch meine Beruhigung nicht. Nein! Nimm ihn zurück. Ich danke dir für dein gutes Herz. Aber ich kann ihn nicht behalten. Würde ich nicht, so oft ich ihn anblicke, an dich denken müssen? Den Bettel gab Louise mir statt ihres Engelherzens! — Nein ich kann ihn nicht behalten, wenn ich auch in der äußersten Dürftigkeit wäre.

Run, Louise kennst du meine Schicksale, und meine Zärtlichkeit, die ich noch für dich aufbewahre, und ewig aufbewahren werde. Ach, gib mir nur einen Tropfen Trost. Laß mich nicht ohne diesen verschmachten. Ich habe schon zu viel gelitten; mehr als je ein Mensch ertragen konnte. Ich bitte dich, verzage



sage mir diese einzige Wohlthat nicht. Auch der Schein einer Hoffnung wird mich aufrichten; wird mir Linderung in meinen Leiden verschaffen.

Vatt.

Neunter Brief.

Flett an den Hauptmann Blan.

Paris, den 27ten Febr. 1774.

Entweder ich bin ein Engel, oder die Hoffstrangen allzusammunt sind Zersel! Versucht sey die Luft, die das Geschmeisse athmet. Könnte sie in ihren Herzen eitem, daß sie versauten, wie Aeser! — Was für ein Satan muß sich in ihre Kabale mischen, und mich — da ich dem Ziele meiner Wünsche nah bin, — zurück in die tieffste Verzweiflung stürzen.

Echande und Hohngeächter ist mein Erbtheil! Ich möchte zur Hölle fahren, so wüthend bin ich. — O, Bruder, deine Weissagung im letzten Briefe hat auf ein Pünktchen eingetroffen. Höre nur die verdammte Verätheren an.

Hente



Heute früh läßt mich der Gesandte zu sich bitten. — Ich — in der Hoffnung vom Hofe die Einwilligung zu fernerer Betreibung der Ehescheidung zu erhalten, — eile, was ich konnte, zu ihm. — Er führte mich in sein Rabinett.

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß ich Ihnen unangenehme Nachrichten geben muß. — Hier ist ein geschärftest Hof-Dekret, das Ihnen anbefiehlt, ohne alle fernere Weigerung, sogleich Ihre Rückreise anzutreten.“

O, ja, mit tausend Freuden. Heute noch. Je eher ich vor dem Fürsten erscheine, desto eher wird meine Sache aneinander gesetzt. Nach dem Schritt, den Eleonore unternahm, habe ich das Recht, darauf zu dringen, mir Genugthuung zu verschaffen.

„Allerdings. Auch der Hof hat das Recht, den Abbate Veronese als einen von Ihnen bedungenen Kuppeler, der falsche Ehen stiftet, unschuldige Herzen verführt, Sarten durch Banditen ermorden läßt — vernuthlich alles dies, weil Sie ihn dafür bezahlten; — zur Genugthuung zu ziehen.“

Du kannst dir leicht vorstellen, wie mich dies Kompliment niederdonnerte. Ich erblaßte am ganzen Gesichte. Ich knirschte mit den Zähnen vor Wuth, und schrie. Wenn Abbate ein Schelm war, was will man mit mir?

„Das



„Daß weiß ich nicht. Ich habe Ordre, Sie bey der geringsten Weigerung arrestiren zu lassen.“

Wer? Sie? — Mich? in einem fremden Lande.

„Ja Sie! und zwar auf ausdrückliche Bewilligung des Königs.“

Daß ist Grausamkeit! Verrätherey!

„Kann seyn! Indesß rathe ich Ihnen, dem Befehle des Hofes zu gehorchen. Sie verschlimmern Ihre Sache nur. Denken sie darauf, wie Sie das Herz des Fürsten zur Gnade bewegen. Wenn er der Gerechtigkeit allein den Lauf läßt, so sind sie verlohren. Man hat schriftliche Beweise von Ihrer eigenen Hand wider Sie.“

Wohl! Ich will gehn! Will mich dem Albergezücht vor die Augen stellen, damit sie mich würgen können! Aber mein letzter Athem soll noch ein Fluch über sie seyn.

Ich gieng rasend nach Hause. Ein neuer Auftritt! Der Polizeylieutenant wühlte in meinen Schriften, packte alles, was nur bescrieben war, zusammen, versiegelte es mit meinem Siegel, und nahm es zu sich in Verwahrung.

Ich sprang auf ihn wüthend zu, und wollte ihm meine Schriften aus den Händen reißen.



Allein ich ward durch seine Lente sehr bald auf die Seite geschafft. Ich mußte zusehen, wie man die schriftlichen Zeugnisse all meiner Geheimnisse mir raubte, wider die ich in der Folge nichts vorzubringen wissen werde.

Aus allem was ich sehe, merke ich, daß man Ernst macht, und die Sache schlimm mit mir aussieht.

Der Gesandte kam eine halbe Stunde nachher, übernahm von dem Polizeilientenant die Schriften, und meldete mir, daß ich Hausarrest habe. Ich würdigte ihn keiner Antwort. Es tobte in gewaltig in mir.

Morgen in aller Fröh soll ich abreisen. Wie ich unter der Hand hörte, werd ich bis an die Gränze durch handfeste Dragoner begleitet werden, die mich unsern Grenadiers überliefern sollen. Der Teufel hohle den Buben, der diese Karte mischte! Wie man mich behandelt! Bin ich ein Bösewicht, der auf das Rad geflochten werden soll? — Wenn ich wäre, könnte man nicht beleidigender mit mir umgehen. —

Verbrenne alle meine Briefe. Die Schurken könnten auch dich mit in die Hege bringen. Aber, so wahr ich Flett heiße, — Rache will ich üben, Rache an allen, die mir im Wege sind! —

Jun.

Zehn-



Zehnter Brief.

Julchen an Gräfin Eleonore.

R^{os}, den 23ten Febr. 1774.

Eröfne dich, liebste Eleonore! Der Hof hat sich ganz für dich erklärt. — Glaubst du wohl, daß die Fürstin selbst so gnädig war, — als sie mich bey der Auswartung erblickte, mich in ihr Kabinet zu rufen, und mit mir von dir zu sprechen?

Ich goß reinen Wein ein. Ich schilderte der Fürstin mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit alle Umstände, die dich betroffen. Ich verschwieg Harto Liebe gegen dich nicht. Die Fürstin wünscht wirklich, dich durch ihn glücklich zu machen, wenn es in ihrer Macht noch stünde.

Ach, was hat ich nicht für Freude, als ich sah, daß man allgemein dich bedauerte, dich entschuldigte. Man verabschenet Flettern durchgängig. Selbst seine vertrautesten Freunde sind gezwungen, ihn, und seine Aufführung zu mißbilligen.

Wo man hinkömmt, ist von dir und Flettern die Rede. Du solltest es nur sehen, wie die Herren von der Justiz — und unsere Rä-
the



Ich mit eiskalter über die Frage streiten, ob du von Fletten getrennt werden könntest, und wenn Hart noch lebte, ihn heyrathen dürdest? — Sie werfen mit so vielen Distinktionen von dem ratum und consummatum; oder wie dieser Krimskrams der Advokaten heißen mag, herum, daß ich oft die ganze Nacht von lauter Matrimonien träume.

Daß ich auf der Seite bin, die die Echeidung und Ehe mit Harten behaupten, wirst du dir leicht denken können. Ich habe einen ganz simplen Grund. Nur die Liebe soll die Ehe knäpfen. Wo also diese nicht ist, hört auch das Band derselben auf. Freylich lachen mich die hochstndirten Herren darüber aus, und sagen, da müssen gar viele Ehen getrennt werden. Was schadet's? Ist nicht besser getrennt, und glücklich; als gefesselt, und unglücklich? —

Eben läßt sich der Bischof melden. Ich muß ihn empfangen. Adieu! bis auf ein andermal.

Tulchen.

Eilfter Brief.

Abbate Veronese an den Hauptmann Blau.

Leipzig, den 24ten Febr. 1774.

Ich schreibe Ihnen in der möglichsten Eile. Ich mußte Dresden bey Nacht und Nebel verlassen. Was Teufel, spinnt sich an, daß man mir nachspürt?

Mein Bedienter kam athemlos zu mir gelaufen. Herr Abbate, schrie er, retten Sie sich! So eben erfuhr ich von einem betrunkenen Stadtsoldaten, daß man Sie auf den Abend aufheben werde. Man suche Sie schon zween Tage. Es wären Steckbriefe von ^{It} aus hither gekommen.

Ich ließ mir diese Warnung nicht zweymal sagen, sondern packte ein was ich tragen konnte, ließ den übrigen Bettel im Stiche, und rettete mich als Opersänger, der nach Engeland reiste, so geschwind als möglich.

Haben Sie doch die Güte mir nach B** zu schreiben, was für Gewitter sich zusammenziehen. Sollten wohl die Hünerschäbel und



Steißbeinlein, die ich in Brunn andrheilte, zu plaudern angefangen haben?

Ich heiße Francesco Moreri, biß sich das Blatt wendet. —

Zwölfter Brief.

Gräfin Eleonore an Zulchen

Q., den 25ten Febr. 1774.

Ich muß dir den Verfolg der Geschichte mit Louisen erzählen. Gegen Abend ließ sie mich zu sich bitten. Sie war sehr abgeweiht, als ich zu ihr kam. Ach, bestie Gräfin, haben Sie Datto Brief gelesen?

Ja, Freundin! Er hat mir viele Thränen abgepreßt. Lesen Sie ihn selbst. —

Sie bat mich, daß ich es thun möchte, weil ihre Augen von dem vielen Weinen ganz blöde wären. Ich that es mit Vergnügen. Ach, Gott! rief sie, als ich aufhörte, was soll ich thun? Guter Datto! Du leidest — und bedenkst nicht, weißt nicht, daß du durch deine Leiden meine verdoppelt! —

Ich stellte ihr vor, daß es vorthailhafter für sie wäre, dem Wunsche ihres Liebhabers nach-



nachzugeben, sich und ihn durch reine Liebe glücklich zu machen, als ihre ganze Lebenszeit in trauriger Einsamkeit unter gränzenlosem Schmerze zu verweinen.

Ach, Gräfin, ich kann nicht. Gott weiß es, ich fühle den ganzen Werth, den Vatts Liebe verdient. Selbst mein Herz reißt mich zu ihm hin, — aber soll ich ihm noch unter die Augen treten? dem ich meine Treue brach? Ich würde der Schaam und den Gewissensbissen erliegen; ich würde Höllequalen an seiner Seite dulden müssen, wenn ich ihn, den Zärtlichen, den Edlen ansähe, und zurückdächte, daß ich mit meiner eigenen Hand so viele Leiden über ihn hingegossen habe. Nein, ich kann nicht seine Liebe annehmen; kann nicht; so sehr auch mein Herz sie wünscht! Ich will für meine Fehltritte büßen, meine Tage in Traurigkeit und Betrübniß hinschleusen; weil ich es fühle, daß ich alles Glücks unwürdig bin.

Ich wandte alle mögliche Vorstellungskraft an, sie von ihrem Entschlusse abzulenkten. Es gelang mir. Denn du weißt, liebstes Tutch, wie glücklich die Ueberredung auf dem Munde eines Verliebten für ein Herz ist, das im Grunde die Liebe wirklich wünscht. Sie versprach mir an Vatten zu schreiben. Auch ich



schrieb an ihn, und dankte ihm für die Liebe, die er meinem Hart erwies.

Ich legte diese Briefe in das Couvert, unter welchem ich Vatts Brief erhielt; und gab ihm im Beiseyn der Aebtissin dem Postillon. „Ich habe diesen Brief gelesen, mein Freund sagte ich, und finde daß es die Rechnungen meines Amtmanns sind, die er dem Grafen jährlich ablegen muß. Dieß kann er dem Richter in meinem Namen sagen. Den Brief selber aber bestelle er richtig, denn es liegt sehr viel daran, daß er bald in die rechten Hände gelangt.“

Der ehrliche Kasper flog wie ein Vogel zum Kloster hinaus. Ich war wirklich froh, daß ich diese Sache so glücklich geendiget hatte.

Eleonore.



Dreizehnter Brief.

Louise an Watten.

Q^o, den 20ten Febr. 1774.

Du hast mir viele Thränen abgepreßt, mein Karl. Dein Schicksal dauert mich. Allein habe auch Mitleid mit dem meinigen. Ich leide gewiß nicht weniger, als du. Oder sollte die Erinnerung, dich unglücklich gemacht zu haben, sollte diese nicht mit allem Schrecken der Betrübniß auf mich stürmen? O! Ich fühle es zu sehr, wie gewaltig dieser Gedanke meine Seele niederbeugt!

Ach, Karl, die Tage, die glücklichen Tage der reinen, unschuldigen Liebe sind vorbei! Vorbei die Seligkeiten, die wir damals genossen. Sie werden nie wieder kommen. Eine geheime Ahndung verkündiget es mir.

Laß mich offenherzig reden, Karl! Deine Zärtlichkeit, deine standhafte Liebe rührt mich; aber sie beschämt mich auch zu gleicher Zeit. Höre mich aufmerksam an.

Was hältst du von dem Mädchen, das sich von ihren aufrichtigen Geliebten freiwillig losreißt; mit freyer Wahl einem fremden Gegen-



stande sich in die Arme wirft, dem ersten vergiftet, und diesen liebt; selbst dann noch liebt, da er sie durch seine Verrätheren tödtet? — was hältst du von ihr? Ist sie nicht in deinen Augen verächtlich?

Und sieh! Dies Mädchen bin ich. — Ich liebte dich zwar, — aber Flett verdrängte dich, so lang der Taumel meiner ersten Leidenschaft währte, wirklich aus meinem Herzen. Ich liebte diesen in den ersten Tagen mehr als dich; liebte ihn auch dann noch, da ich seine schwarze Seele kennen zu lernen anfing. Muß ich nicht in deinen Augen die verächtlichste Kreatur scheinen? — Und du liebst mich noch? Forderst mich noch auf, daß ich dich durch meine Liebe glücklich machen soll? — Könnt ich dir ein reines, von keiner fremden Liebe beschmutztes Herz weihen, — Gott weiß es, ich würde dir es mit Freuden anbieten, da ich dich in deiner ganzen Größe kennen gelernt habe. So aber betrög ich dich, wenn ich dir ein Herz schenkte, das dich vergessen konnte, und für einen fremden schlug.

Nach, Karl! Sammle deine Standhaftigkeit! Sammle sie, mir zu Liebe! Die Zeit mag die Richterin seyn, ob wir für einander bestimmt sind. Ist, — nein, Karl, — ist bin ich eines Jünglings nicht werth, der wie du fühlst



fühlt und denkt. — Ich habe mich zu sehr gegen dich herabgewürdigt. Dies Geständniß ist zwar kränkend für mich; aber ich bin es deinet Zärtlichkeit schuldig.

Glaube mir, ich fühle die Last der hoffnungslosen Liebe in ihrer ganzen drückenden Schwere. In der Lage, in welcher ich bin, ist hoffnungslose Liebe ebenfalls die Folter, auf die mein Herz aufgespannt ist. Ich erliege dieser Last, wie du. Und ob ich gleich vom schwächern Geschlechte bin, so habe ich mich doch mit Standhaftigkeit ausgerüstet, meine Prüfung geduldig auszuhalten.

Sey nicht weniger standhaft, wie ich! Folge meinem Beispiele, Karl! Warte ab, was das Schicksal durch die Zeit für uns bestimmt. Ich will mein Herz genau prüfen! will es fragen, ob es mit eben der Würde dich noch lieben kann, noch lieben darf, als du mich liebst. Und sagt es ja! — Karl, so schlag ich ein, fliege in deine Arme, und küsse dir die Thränen weg, die du um mich geweint hast.

Aber denke daran, daß ich unpartheyisch mein Herz fragen werde. Ich werde eben so standhaft das traurige Elend in welchem ich jetzt schwebe, bis in mein Grab ansdulden, wenn ich überzeugt bin, daß ich dich durch meine Liebe



Liebe nicht ganz so glücklich machen kann, als du es verdienst. —

Es sey Liebe, oder ewige Trennung, zu welcher uns die Zeit bestimmt, o! so erfülle meine Bitte, die Bitte deiner Louise, die du liebst, — laß dich nicht durch den Kummer und niederschlagenden Gram zum Narren wider die Vorsicht verleiten. Denke vielmehr daß sie weise Absichten gehabt haben müsse, warum sie uns trennte. Sie, die alle Geschöpfe liebt, läßt nicht zu, daß das geringste derselben, durch ihre Lenkung unglücklich werde.

Louise.

Vierzehnter Brief.

Gräfin Eleonore an den jungen Vatt.

Q^o, den 21sten Febr. 1774.

Dank Ihnen, liebster Freund, für die Liebe, die Sie meinem Hart (ich werde ihn ewig den meinigen nennen) noch in seinen letzten Stunden erwiesen. Ach, könnt ich Ihnen meine Erkenntlichkeit so bezeugen, wie ich wünschte! Bester! Sie haben seinen sterbenden Blick, — voll Liebe gegen mich gesehen. Ich beneide Sie darum,



so gewiß auch mein Herz gebrochen wäre, wenn ich ihn gesehen hätte. O! könnt ich — dem Theuern folgen, bald folgen! Mein Leben ist ohne ihn für mich tausentfältige Marter.

Ich gesteh es Ihnen, lieber Gott, mein Herz wird den Geliebten nie vergessen, kann ihn nicht vergessen. Es ist zu voll von seiner Liebe! Ach, weinen Sie mit mir. Ich habe ihn verloren, den Besen, den ich so liebte; ihn, dessen Liebe mir die gräßlichste Einöde in ein Paradies umgeschaffen hätte. — Ich trete herum, verlassen, von allem, was meinem Herzen theuer war (und er war es gewiß am meisten) und weine, und traure meine Lage trostlos durch!

Beten Sie ja zum Himmel, daß er nie das Unglück in dem vollen Maße über Sie wie über mich ausschütte, daß aus dem Verluste desjenigen quillt, von dessen Liebe das Herz durchströmt ist. Der martervollste Tod, ist der Tod der Ruhe gegen diesen Zustand.

Ich lebe in meiner Einsamkeit, in der man mich verdammt hat, in der düsternsten Schwermuth. Allenthalben, wo ich hinblicke, herrscht die gräßlichste Leere für mein Herz, denn er, den es liebte, ist nicht mehr. Gott, meine Thränen würden Steine zum Mitleid bewegen, wenn sie dessen fähig wären. —



Warum schuf Gott Menschen mit zarterem Gefühle, die den Eindruck des Edlen, und Guten, mit voller Stärke auffassen, jede Empfindung des Guten, des Edlen mit unaussprechlichen Zügen in ihr Herz tief eingraben, — und läßt sie wegen dieses zarteren Gefühls leiden, leiden mehr, als ihre Kräfte zulassen? Ist bloße Prüfung? O, Gott, so gieb mir ein gefühlloses Herz, und ich werde dich tiefanbetend dafür verehren! Oder ist Bestimmung des edlern Theils der Menschen? — Mich schauert, auf diese Frage zu antworten.

Eleonore.

Fünfzehnter Brief.

Julchen an Gräfin Eleonore.

R^o, den 4ten März 1774.

Was hast du mir durch deine Briefe für Freude gemacht, meine Geliebte! So traurig auch der Inhalt derselben ist, so viele Thränen ich, und deine Mutter darüber weinten, — so angenehm waren sie mir doch, weil ich dein gutes, freundschaftliches Herz darin entdeckte, das mich noch liebt; mich werth hält, seine
 Genuß



Senfter in das meinige aufzulegen, und sein Geheimniß vor mir verschließen. Ach, liebster Lorch, könnt ich zu dir hinein, dich an meinen Busen drücken, mit dir weinen, welche Wollust wärs für mich. Glaube nicht, daß das muntre, unbefangne Mädchen, das ich bin, — nicht auf das zärtlichste deinen Kummer und deine Leiden ganz fühlt. O! ich muß mir oft Gewalt anthun, die Thräne die mir vom Herzen herauf in das Auge, schließt — als eine Verrätherin zu ersticken, um deiner Mutter zu schonen.

Die gute Frau. Ihr Alter, das von dem geringsten Anstoße erschüttert wird, verhindert ihre völlige Genesung, die sich nur mit Schreckenschritten wieder einfndet. Sie hilft dich tausendmal, und bat mich, dich ihrer aufrichtigsten Liebe zu versichern.

Nun ein Wörtchen von Renigketen. Der Bischof, wie ich dir in meinem letzten Briefe schrieb, entdeckte uns, daß er sehr unangenehme Nachrichten von Abbaten eingezogen habe. Der Betrüger ist nun ganz entlarvt, — und Gott, was für boshafte Schandthaten sind nicht aus seinem Lasterherzen gequollen.

Er ist ein Kaufmannssohn aus Livorno, studirte die Theologie in Bologna, und empfing die vier untern Priesterweihen daselbst.

Nach



Nach dem Tode seines Vaters verschwendete er in den silderlichsten Gesellschaften zu Venedig sein Vermögen in sehr kurzer Zeit. Der Mangel zwang ihn nachher, sich von dem *Mimes de Recours* zu füttern. Man hat ihn in Verdacht, daß er mit Beihilfe der dortigen Gendeliere manche Meist- und Diebesgeschichte aufgeführt habe. Wenigstens sah er sich gezwungen, weil der Rath ihm nachstellen ließ, Venedig eilig zu verlassen.

Er ergriffte bey dieser Gelegenheit die Tochter eines der reichsten Robbi, flüchtete nach Rom, und besah dort einem gutherzigen Abbate Veronese, der ihm sehr viele Wohlthaten erzeigte. Er war ohngefähr von gleichem Alter mit ihm. Er konnte also die Schriften, welche er bey dieser Gelegenheit in die Hände bekam, nützen. Er gab sich, als sein Wohlthäter mit einemmale verschwand, ohne daß man bis diese Stunde noch weiß, wohin er gekommen, für diesen Abbat Veronese aus, und legitimirte sich in Ansehung seines priesterlichen Standes mit dessen Schriften.

Er verließ Rom am demselben Tage, als sein Wohlthäter verschwand, und gieng nach Genua. Hier verhandelte er das unglückliche Mädchen, daß er durch seine scheinbaren Lösungen aus Venedig mitlockte, an eine der

dianst:



dienstoffertigen Kupplerinnen. Das Mädchen war schwanger von ihm. Sie fühlte diese Grausamkeit so lebhaft, daß sie den Verstand verlor. Man fand sie eines Morgens todt auf ihrem Bette mit drey tiefen Wunden, die sie sich in die Brust gestochen hatte.

Dieser Umstand war Ursache, daß der Abate auch Genua verließ, und nach Parma flüchtete. Hier errichtete er, wie allenthalben, Bekanntschaft mit den Banditen; kienirte die Häuser aus, und entwarf die Pläne, wie sie am leichtesten zu berauben wären. Er erhielt von jedem Raube seinen Antheil zur Belohnung für seine Industrie.

Durch die Kunstgriffe im Spiele ward er bald das Haupt der dortigen falschen Spieler. Er machte es aber so künstlich, daß man nie einen Verdacht auf ihn warf. Er verlor allemal. Allein er genoß den Gewinn seiner Helfershelfer genau in gleichen Theilen, und empfing die verlorne Summe obendrein wieder zurück.

Er fand Gelegenheit, in den ansehnlichsten Familien Freundschaft zu erwerben, und zum Danke sie zu Grunde zu richten. Er führte das lüderlichste Leben, und war nicht damit zufrieden, seinen Begierden freien Zügel zu lassen, sondern oft selbst die Opfer seiner gewaltthätigen Wollust mit Blut zu besudeln.



Nach einem drey wöchentlichen Aufenthalte in Parma drang er sich in das Haus des Grafen von ***. Die Mutter lebte in der Gesellschaft ihrer Töchter und ihres Sohnes, von der Liebe ihres Statten beseligt, — die glücklichsten Tage der Ruhe durch. Die junge Gräfin, Fräulein Sophie war die reizendste Dame der ganzen Provinz; aber eben so tugendhaft. Der Abbate verliebte sich in sie. Er fand Widerstand. Er muthmaßet, daß fremde Liebe ihm in seinem Glücke hinderlich wäre. Er entschließt sich daher, nicht nur Sophien durch List zu entführen, sondern auch seine Antagonisten in der Liebe auf die Seite zu schaffen.

Er hatte sich ein kleines Landguth ohngefähr eine Stunde von der Stadt gemiethet. Er verabredete sich mit seinen Bekannten, die er unter den Banditen hatte. Einige mußten als Anverwandte sich bey ihm melden lassen, die übrigen aber in ihrem Gefolge als Bedienten die Rollen übernehmen. Fräulein Sophie ward mit ihrer ganzen Familie, und ihren Bekannten — zween Kavaliers, welche sich wechselseitig um ihre Liebe bewarben, — auf eine kleine Lustbarkeit zu ihm gebeten, welche er seinen Anverwandten zu Ehren geben wollte.



Unwissend, was für ein böshafter Anschlag in seinem Herzen ausgebrütet ward, nahm die Familie diese Einladung an, weil sie ihn wegen seiner verkappten Frömmigkeit sehr schätzte. Alles war vergnügt. Allein der Bösewicht sorgte unter der Hand dafür, daß sich diese Freude in das traurigste Feldwesen verwandelte.

Durch seine Helfershelfer erhielt er das stärkste Gift, das er in einige niedliche Confecturen mischen ließ, mit denen er die zween Liebhaber der Sophie zu bedienen willens war,

Es fügte sich, daß er von der Tafel unvermuthet abgerufen ward. In seiner Abwesenheit aßen die Gäste zu, und Mutter, Vater, Tochter, und die zween Kavaliere aßen die köstlichen Leckerbissen mit dem größten Appetit. Der Bruder allein, der nie dergleichen zu essen gewohnt war, läßt sie unberührt. —

Die Tafel ward aufgehoben, und eine Spazierfahrt vorgeschlagen. — Der Abbate führte Fräulein Sophie, und die zween Kavaliere. Er vernuthete, daß das Gift bey diesen bald seine Wirkung machen würde, und nahm sie zur Vorforge mit sich, um sie auf allen Fall an einem unwegsamem Orte abzusetzen.

Allein wider sein Vernuthen, sanken sie alle drey fast zu gleicher Zeit in die gräßlichsten Konvulsionen. Er erschrock. — Er hatte



war dafür gesorgt, daß die übrigen Wagen ihn verfehlen sollten, damit er seinen Weg unentdeckt fortnehmen könne. Aber der Anblick, den der unvermeidliche Tod seiner Geliebten ihm verursachen mußte, setzte ihn in Rasen. Er ließ die Kutsche halten, hob sie heraus, und — da er an dem Genuß seiner Begierde wegen ihres nahen Todes auf die Zukunft verzweifelte, so benutzte er die Schwäche des mit dem Tode ringenden Mädchens und — Gott, meine Hand bebt, und schäudert sich die Schandthat dieses Teufels — auszuschreiben.

Er warf die zween Kavaliers neben sie hin, und ließ Sophie geschändet liegen. Er fuhr geraden Wegs nach Spaa, wo er mit Stetten in Bekanntschaft gerieth; und der böshafte Diathgeber aller seiner Laster ward.

Sophie, und alle die zu ihrer Familie gehörten, starben denselben Tag noch. Ihr Bruder, der Augenzeuge dieser schrecklichen Scene war, — war vorsichtig genug, ohne Anfangs seinen Argwohn merken zu lassen, eilig nach der Stadt um Hülfe zu senden. Noch zu rechter Zeit langten diese an, und nahmen alle, welche in des Abbates Gesellschaft waren, gefangen. Sie gestanden alles, was sie vom Abbate wußten. Du kannst dir vorstellen, wie sehr das Herz dieses jungen Kavaliers bey dem Anblick
der



der Leichen seiner Familie niedergedrückt werden mußte. Er schwor seinem Feinde ewige Rache; und reißt einige Zeit schon herum, den Verbrecher aufzufuchen, um ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, damit das Ungעהuer ausser Stande gesetzt werde, seine Laster und Bosheiten noch zu vermehren.

Diese Umstände erzählte uns der Bischof selbst, und meldete uns auch, daß der unglücklichen Sophien Bruder selbst in 22 * * sey, und sehr wünsch, deine Mutter sprechen zu dürfen. Morgen wird er kommen. O! wie wünscht ich, ihm Nachrichten geben zu können, die ihn beruhigten.

Empfiehlt mich deiner Louise. Die gute Seele! Mich dauert ihr Schicksal sehr. Du machst dich meinem Herzen wirklich doppelt liebenswerth, da du bey deinen eigenen Leiden die ihrigen mit so vieler Liebe zu lindern suchst. O! fahre fort, sie zu trösten. Sie verdient deinen Trost, deine Liebe. Sage ihr, daß ich sie wie meine vertrauteste Freundin liebe. Möchte der Himmel doch ihre Thränen bald abtrocknen.

Aber Batt? — Ha! der gute, zärtliche Junge soll aus Verzweiflung sterben? Gewiß er erträgt den Verlust seiner Louise nicht lange, wenn sie ihm ihre Liebe abschlägt. Warum martert sich doch das gute Kind selbst so grausam,

U 3

und



und stößt die Ruhe ihres Herzens von sich? Ich bin Vatten und deiner Louise zu gut, als daß ich nicht wünschen sollte, beyde glücklich zu sehen. Mache ja, daß sie die Bedenklichkeiten ablegt, bevor das fürchterliche Novizjahr vorüber ist. —

Noch eins! Weißt du wohl, daß ich aus Vatts Briefe sehr viel Vortheilhafteſes für dich auffpürte? Wie ist es doch möglich gewesen, daß du es übersehen konntest?

Vatt im Walde mit deinem Gart, den er ins Dorf trägt, pflegt, wartet, in ein Städtchen bringen läßt, von ihm Abschied nimmt, ist wieder bey einem jungen Herrn ist, den die Vattitens mißhandelten, — Vatt sage ich, scheint hier nicht aufrichtig zu seyn. Man siehts ihm an, daß er mit Vorsatz wichtige Geheimnisse verschweigt. O, meine Beste! Wenn sein iünger Herr dein Gart wäre. — Ohnmöglich! sagst du? Et sey ja todt? — Sagte denn Vatt in seinem Briefe auch nur mit einer Silbe etwas von seinem Tode? Da er an Gartens Schicksal so vielen Theil nahm, wie? wird er wohl gesäumt haben, die ganze Zeit durch nicht Nachrichten von ihm einzuziehen? Und doch verschweigt er diesen Umstand.

O, gewiß, Lorch, er lebt noch, dein Geliebter. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß



er todt ist. Seit ich Vatts Brief gelesen, durchaus unmdglich. Frag ihn doch mit Ernst um das Schicksal deines Geliebten. Er muß entscheidende Nachrichten von ihm haben.

Julchen.

Sechzehnter Brief.

Graf Flett an den Hauptmann Blau.

Hambura den 5ten März 174.

Wenn du hören wirst, Flett sey über alle Verge, so wundre dich nicht darüber. Hätt ich mich der Inquisition in die Hände liefern sollen? Mich Richters anvertrauen sollen, die ihren Kopf mit Schulstaub vollgepfropft haben, vom Menschengefühl, vom allgewaltsamen Drange der Leidenschaften aber nichts wissen? Wie würden sie mich mit ihren kasuistischen Fragen zu Tode gemartert haben; mich nach ihren Schulregeln verdammt haben! die Ruben!

Ich habe ihnen die Mühe erspart, sich den Kopf bey dem Examen zu zerbrechen, mir aber die Ungelegenheit, den Affen Ried und Antwort zu geben.



Du weißt, daß man mir den Hausarrest angeordnet hatte. Die dummen Teufel, die! — Und vergaßen dabei, mich bewachen zu lassen. Ich benutzte diese Unvorsichtigkeit, steckte Geld und Kostbarkeiten zu mir, schlich in der Nacht aus dem Hause, setzte mich zu Pferde, und jagte was ich konnte durch Seitenwege, von Paris weg.

Es gelang mir, daß ich einige Stationen davon als ein englischer Lord Postpferde bekam, mit denen ich bis nach Hamburg fortreiste.

Hier bin ich sicher, und will die Zeit abwarten. Zur Kapitulation muß ich mich schon verstehen: Aber besser ist's, ich gebe einen Schritt breit nach, als daß ich alles verliere. Und das wäre gewiß mein Schicksal gewesen, wenn ich der Narr gewesen wäre, mich wie ein muthloses Lamm vor meine Heuler führen zu lassen. Ist aber kann ich das Blatt wenden, freylich nicht ganz nach meinem Wunsche, aber doch sehr zu meinem Vortheil.

Stett.



Sieben-



Siebenzehnter Brief.

Fräulein Zulchen an Gräfin Eleonore.

H., den 6ten März. 1774.

Ich hab ihn gesprochen, Sophiens Bruder. Ach, meine Beste, mit welcher Nüchternheit er das Unglück seiner Familie ab. — Er ist — oder ich müßte die Sprache des Herzens gar nicht kennen, — der verehrungswürdigste Mann. Gut gebaut — verzeih, daß ich damit anfangе, wir Mädchen gucken den Männern doch immer eher in ihre Augen, als Herzen, — gesetzt im Umgange, gegen jedes Gefühl des Edlen aufmerksam, — kurz Richardsons realisirter Grandison.

Du kannst leicht denken, daß mir seine Bekanntschaft eine sehr angenehme Eroberung war. — Eroberung? — Je nun! Lorchен, nenn' es, wie du willst, — es war mir angenehm, daß ich endlich ein Gegenbild zu deinem Hart unter den Männern fand.

Er erzählte uns, daß er dem Abbate allenthalben nachgespüret, aber ihn nie wirklich habe erreichen können. Er habe nach langem Hin- und Herreisen von einem Freunde, der sich in



Spaa vorigen Jahrs aufhielt, endlich die Nachricht erhalten, daß er sich dort befände. Auf seiner Reise dahin wäre er in Straßburg mit einem jungen Menschen bekannt geworden, der ihm die Versicherung gegeben, Abbate sey in Ast. Er sey sogleich abgereiset, um ihn dort aufzusuchen; aber er zog die traurige Nachricht ein, daß er bereits wieder von Ast verschwunden sey. Er glaubte ihn hier in Lst am ersten erfragen zu können, und reiste daher ohne Zeitverlust hieher. Es ist nicht anders, schloß er, als wenn der Bösewicht aus meinen Händen sich unsichtbar zu winden wißt, oder die treuesten Spione zu seiner Sicherheit halte. Aber ich will nicht ruhen, bis ich ihn finde. Ich will ihn durch meine Verfolgungen die Hölder des unruhigen Gewissens ganz empfinden lassen.

Bei der Erzählung, als er des jungen Menschen in Straßburg erwähnte, wurde ich aufmerksam. Bate fiel mir ein. Ich fragte ihn nachher: ob er in Straßburg nicht einen gewissen Bate kennen gelernt habe.

Er stutzte, als ich ihn nannte. — Ja, gnädiges Fräulein, aber nur auf wenige Stunden.

„O! so sind Sie der großmüthige Wohlthäter dieses unglücklichen Jünglings. Wie wird sich sein gutes Herz freuen, seinen Wohlthäter



thäter kennen zu lernen, um Ihnen den Dank auf das lebhafteste bezeugen zu können, den er Ihnen schuldig ist.“

Er ward feuerroth, da er sah, daß man seine Großmuth wisse. Er that ihm, Vatten seinen Namen zu verschweigen, weil er es für sein größtes Vergnügen halte, solche Handlungen im Stillen, ohne Geräusche auszuüben. Ich versprach es ihm. Ich will auch Vatten nichts davon sagen. Aber dir, meine Bestie, darf ichs. Und du? — du hast ihm ja nichts versprochen. —

Heute ist der Graf L * *, so heißt er, nach Dresden abgereist, weil Abbate dort seyn soll. Man sagt, daß der Niederträchtige einen neuen abscheulichen Streich gespielt habe. Man verschweigt ihn zwar, aber es soll unerhört seyn, mit wie vieler Reckheit und Gotteslästerung er ihn ausgeführt habe. Es sollen schon vor vierzehn Tagen Steckbriefe nach Dresden seinetwegen geschickt worden seyn. — Vielleicht sitzt der Gottlose schon in Verwahrung. Gott erleuchte sein Herz, daß es noch Neue über seine Laster fühle! —

Und nun ein Wörtchen mit dir. Fängst du an, dich von deinem Schmerze zu erhehlen? Hast du nähere Nachrichten von Garten durch den Geliebten deiner Louise erhalten? Und

was



was macht diese Unglückliche? Entschleßt sie sich nicht bald, sich selbst glücklich zu machen?

Deine Mutter geht schon wieder im Hause herum. Mit dem nächsten Posttage erhältst du einen Brief von ihrer Hand.

Julie.

Achtzehnter Brief.

Gräfin Eleonore an Julchen.

Q^u, den 10ten März 1774.

Gott! was fange ich an! Ach, Julchen, bete, bete für mich! Ich erliege der Last, die mich drückt. Höre nur.

Ich habe Vatten selbst gesprochen. Er kam gestern an das Sprachgitter, und händigte mir — ein Päckchen unter dem Vorwande ein, es wären Kostbarkeiten, die man bey den Banditen gefunden habe, und die vermuthlich mir bekannt seyn müßten, wenn sie dem ermordeten Baron zugehört haben.

Kalter Schauer lief durch alle meine Glieder, als ich dies hörte. — Ach, Freund schrie ich! Ist er todt, gewiß todt? — Ich wollte

wel-



weiter reden, aber ich weinte, daß ich kein Wort ausbringen konnte.

Er sah mich mit der größten Mäßigung an. Gnädige Gräfinn, so viel es allenthalben bekannt ist, ist der Baron an seiner Wunde wirklich —

„Gestorben? — fiel ich ihm mit einem lauten Geschrey in die Rede. Gestorben! Hapt? Und ich lebe noch? — Also kein Trost, gar keiner?“

Batt zuckte die Achseln, und schwieg. Ich konnte es nicht länger aushalten, und gieng ohne zu wissen, — was ich that, mit über den Kopf zusammengeschlagenen Händen aus dem Sprachzimmer. —

Louise erwartete mich auf meiner Stube. „Gestorben, Freundin, — gestorben ist er! Batt sagte es!“ — Ich fiel auf mein Bett, und weinte auf das wehmüthigste. Louise vergaß ihre eigene Angelegenheit über meinen Jammer, und wandte alles an, mich einigermaßen zu beruhigen. Ach! Gott, vergelte ihr diese Liebe.

Ich gab ihr stillschweigend das Päckchen, das ich noch nicht einmal geöffnet hatte. — Sie fand einen Brief an sich. Sie las ihn mit Zittern durch, fiel auf mich hin, und weinte nun selbst mit mir, Thränen der Verzweiflung.

Um



„Mit Gotteswillen, wer rettet mich aus der Quaal, in der ich vergehen muß. Erbarmen, gütiger Schöpfer, Erbarmen! —“ schrie sie.

Erst einige Stunden nachher waren wir beide im Stande, zusammenhängend zu reden. Sie las mir Vatts Brief vor. Er beschwor sie auf das neue um ihre Liebe. — Es ist ohnmächtig, daß die Liebe zärtlicher, feuriger, mit größerer Nährung sprechen kann, als Vatt in seinem Briefe that.

Ich wunderte mich, warum sie demohngeachtet, da sie seine Liebe so genau kenne, sein edles Herz kenne, — da sie ihn wirklich selbst liebte, — warum sie demohngeachtet, seine Liebe ausschlug.

„Ach, Gräfin, siehst du weinend an, und siehst mir um den Hals. Ich kanns nicht! Ich bin seiner nicht mehr werth.“

„So denken Sie, aber nicht er.“

Auch er wird so denken, wenn er alles weiß. Ach! verzeihen Sie, daß ich gegen Ihre Freundschaft so zurückhaltend war. Nur die Schaam hielt mich zurück, Ihnen meinen größten Kummer zu offenbaren. — Gott, ich trage die Frucht der unglücklichen Liebe des Fletts unter meinem Herzen. —

Hier sank sie in meine Arme, und verbarg ihr Gesicht an meinem Busen. Nach einer langen



langen Pause fieng sie endlich wieder an. „Wie soll ich da hoffen, seine Achtung, seine Liebe noch zu verdienen. Rein! Gewiß er wird mich verabschonen.“

Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und rieth ihr, diesen Umstand selbst Vatten zu entdecken. Bleibt er dann noch in seiner Liebe standhaft, so soll sie sich mit dem Vergangenen berichtigten, und sich nicht selbst unnöthig quälen.

Ich hatte alle Mühe, sie dazu zu bewegen. Aber ich ließ nicht nach, bis sie mir's versprach. Sie verschloß sich daher in ihre Stube.

Nun war ich allein. Ich schloß auch meine Stube ab, um ungestört weinen zu können. Ich saß bis nach Mitternacht in meinem Armsuhle. Mir war, als wenn Sarg erst heute meinen Armen entrissen worden wäre. Ich sah ihn in seinem Blute vor mir liegen; mit dem Tode ringen, seine Hände nach mir ausstrecken, und eh er mich noch umarmen konnte — sterben. Ach, Gott! was für fürchterliche Kämpfe giengen in meiner Seele vor!

Liebstes Töchterchen, du würdest blutige Thränen geweint haben, wenn du mich in diesem Zustande gesehen hättest. Bald rang ich die Hände sprachlos mit der äuffersten Verzweiflung, bald fiel ich hin auf die Knie, und achte Gott



Gott, um das Ende meiner Leiden an; — dann sprang ich erschrocken und zitternd auf, als ob ich den Geist meines Geliebten vor mir schweben sähe, der mir winkte; — dann fiel ich in eine Sinnlosigkeit, die mich dahin riß, daß ich nichts um mich sah; ich bebte an allen Gliedern vor Angst und Betrübniß.

So marterte ich mich ab, bis ich in einen matten Schlummer hinsank. O, Gott! Gott! wie ist es möglich, daß mein Herz diese Leiden noch erträgt, ohne darunter zu erliegen! Noch träufeln die Tropfen des Angstschweißes über meine Schläfe herab, so fürchterlich waren meine Träume. Hart lag in der Sorge, und giftige Schlangen zerfraßen ihm das Herz. Ich eilte auf ihn zu, kämpfte mit diesem Gezüchte, allein vergebens. Jede die ich erschlug gebär in ihrem Tod zehn neue, die auch mich umschlangelten und drückten, und zu nagen anfiengen, daß ich laut aufschrie aus meinem Traume, und erwachte. Ich war von einem Schweiß, der dem Todtenschweiß ähnlich ist, durchweht. Ich war kraftlos, und nicht im Stande, auch nur einen Finger zu rühren. Ich schlief bald wieder; und eben so ein fürchterlicher Traum, quälte mich von neuem; so ängstigte ich mich die ganze Nacht durch.



Nach, liebste! Zulchen, was für ein — der Verdammung ähnlicher Zustand ist der meinige! Gerechter Gott im Himmel, du hast ihn mich kennen gelehrt, hast mir das Gefühl in meine Seele gegossen, gegen seine Tugend, gegen sein edles Herz. O! warum — warum läßt du mich wegen deines eigenen Werkes so viel — so unaussprechlich viel leiden? Ich bin ein Weib, nur ein Weib, so wie es aus deinen bildenden Händen kam, schwach, und zärtlich. — Und du lastest mir Quaalen auf, die männliche Schultern in den Staub niederbeugen würden? Hab Mitleid mit mir, du Vater der Betrübten, Mitleid mit mir Weinenden! Reiß die Bande los, die meine Seele noch an dieses Leben fesseln, o! reiß sie los, und laß sie zu dir hinausfliegen, und zu meinem Geliebten! Sieh! auch er liegt tief anbetend, mit Engelsstrahlen verherrlicht, vor deinem Thron, und fleht dich um Erbarmen gegen mich. Du bist so ein barmherziger Gott! Wißt du gegen mich allein deine Barmherzigkeit einschränken? Wißt du mich allein unglücklich sehen, da du alles um mich her in deiner Welt mit Vaterhuld segnest? —

Verzeih mir, Zulchen, wenn ich dir lästig werde! Ich weiß wahrlich nicht was ich mache.



Es war schon neun Uhr, als Louise mit ihrem Briefe an Vatten heute zu mir kam. Ich lag auf meinen Knien, und war in wehmüthige Betrachtungen vertieft. Ich hörte sie nicht als sie kam. Das liebe Mädchen kniete zu mir hin, und betete mit mir. Erst lange hernach erblickte ich sie. — Um Gottes Willen, was machst du? fragt ich sie, als wenn ich aus einem tiefen Schlafe erschrocken aufwachte.

Ich bete zu Gott, daß er Ihnen Linderung in Ihr Herz aus seiner Vaterhand strömen lasse, „Vaterhand? O! diese Hand ist nicht die Hand eines barmherzigen Vaters! Mein Louise sie ist es nicht. Würde sie mich sonst ganz vergebens bitten lassen? — Ich warf mich hier hin, und flehte den, den man den Vater, den Wohlthäter der Betrüben nennt, mit Inbrunst um seine Hülfe an. Und sandt er mir sie? — Sieh mir ins Auge! Sandt er mir sie? — Herrscht nicht noch in meinem Auge tiefe Verzweiflung der Verworfenen? Herrscht sie nicht noch sichtbar darin? — Ach! ich begehrte so wenig, so wenig; und er versagt mir meine Bitte? Stößt mich zurück von seinem Gnadenthron, und läßt mich der Verzweiflung in den Armen? — Sieh, Mädchen, — nicht Glück, nicht gekrönte Liebe, nicht Zu-



Zufriedenheit meines Herzens steht ich von ihm. Nein, — das, was alle Menschen sonst auch schon dem bloßen Gedanken nach fliehen — bat ich von ihm — den Tod! Auch den versagt er mir, und weiß doch, daß ich in seinen kalten Armen allein Seligkeit finden werde. — Ach! Gott! warum bist du so grausam gegen mich Unschuldige? —

Ich fiel bey diesen Worten verzweifeln in die Arme meiner Freundin. Ich knirschte wüthend mit den Zähnen. Louise weinte laut über mein Unglück, und brachte mich zu Bette. Ich lag bis elf Uhr in demselben; ohne meiner selbst bewußt zu seyn. Endlich bekam ich meine Sinne wieder. Nun weinte ich, aus Riene über die Lasterungen, die ich wider Gott in dem heftigsten Anfall meiner Schmerzen ausstieß. — Louise benutzte diese Gelegenheit, und fragte mich, ob ich Batten, wenn er allensfalls käme, selbst sprechen wollte.

Ich fühlte mich zu schwach, daß ich seinen Besuch anhalten könnte. Ich sagt' ihr, sie solle ihren Brief ihm ohne Adresse geben, und sagen lassen, daß es das Verzeichniß der in dem Paketchen empfangenen Sachen sey, welche ich als Eigenthum des unglücklichen Harts erkenne, und, weil mir sehr viel daran gelegen
sey,



sey, sie zu besitzen, sie behalte, und bloß wider den Angeklagten schriftlich attestire. —

Raum war sie damit fertig, als sich Watt wirklich um Antwort melden ließ. — Wir schickten ihm, ohne ihn zu sprechen, den Brief durch die Pförnerin zu, der wir dasselbe zur Antwort für ihn vorsagten.

Ich muß hier abbrechen! Ich bin zu schwach, daß ich länger mit dir reden könnte, so sehr ich es auch wünschte. Küsse meine Mutter, und bitte sie in meinem Namen um Vergebung, daß ich ihr so viele Leiden verursache. O! ich bin nichtmehr im Stande diese Last zu ertragen. Hilft Gott nicht! Hilft er nicht bald — so! — so muß meine Hand selbst zur Mörderin meines Lebens werden! Ich habe eher keine Ruhe, bis ich aufhöre, mich in meiner martervollen Hülle herumzuschleppen.

Eleonore.





Neunzehnter Brief.

Louise an Vatten.

Q^o, den 10ten März 1774.

Mit Thränen schreibe ich dir diesen Brief. Ach, Vatt! wozu zwingst du mich? Habe Mitleid mit mir, und höre auf, dich selbst durch deine Liebe gegen mich zu quälen, die ich nicht mehr verdiene!

Ich würde trennlos gegen dich handeln, würde das verabscheuungswürdigste Ungeheuer seyn, wenn ich nicht alles anwendete, dich zu beruhigen. Höre mich, Vatt, und dann urtheile, ob ich deiner Liebe noch werth bin.

Daß ich Fletten liebte, weißt du; daß ich aber die Frucht dieser Liebe bald als Mutter an meine Brust drücken werde, weißt du noch nicht. Gott! und doch muß ich dir es zu meiner eigenen Schande gestehen. O, Vatt wie stritt ich nicht mit mir selbst, dir diese beschämende Nachricht zu geben; allein ich sehe mich verpflichtet dazu, um dir deine Ruhe wieder zu verschaffen.

Was willst du nun mit einem geschwächten Mädchen? Was foderst du noch von ihr? —



Kannst du sie noch lieben? Nein, verachten, verabscheuen mußt du sie! Du mußt es, wenn du auf die Reinigkeit der Tugend hältst. Ach, ich bitte dich, Karl, laß dich nicht blenden; laß dich durch die noch brausende Hitze deiner Liebe nicht irre leiten, die Schande nicht zu achten, die mich deckt. Du wirst aufwachen von deinem Taumel, die Täuschung deines Herzens erkennen, dafür zurückbeben, mich als die Stöhrerin deiner Ruhe verabscheuen, und den Augenblick verfluchen, in dem dein Herz das erstemal Liebe gegen mich schlug. Sieh! so wird die Zukunft, so bald du in Ruhe kömmt, und im Stande bist, aber mich mit kälterem Blute nachzudenken, — dich von mir denken lehren. Ist es daher nicht weit klüger, diesen künftigen Leiden izt vorzubeugen, als die Augen für die Zukunft zu schließen, und dich ins tieffste Elend zu stürzen.

Ach, Gott, so drückend auch meine Leiden sind, — so kann ich sie doch noch mit Ergebung in den Willen des Höchsten ertragen. Aber dein eignes Unglück, — nein, das würde meinen Kräften zu lastbar seyn, ich würde erliegen; deinen Gram, deine Verachtung, nicht überleben; der Gedanke, dein Herz mit Neue aber deine Liebe erfüllt zu haben, würde mich zu Tode martern. Und gewiß war dies dein
und



und mein Schicksal. Glaube mir, der Tausch der Liebe erkaltet bald. Je heftiger er die Seele spannt, desto schneller erschläft sie. Ihre Kraftlosigkeit giebt ihr die Ueberlegung wieder; und nun erblickt sie die Gegenstände, für welche sie glühte, in einem weit andern Lichte. Der Zauber verschwindet; und wo sie sonst Engelswonne athmete, ruht sie nun auf Dornen.

Gott! was für ein gräßlicher Zustand wäre dies meinem Herzen! Nein, Vatt, verschiebe diese kaltblütige Ueberlegung nicht bis dahin, wo deine Reue für dich fruchtlos — für mich aber tödtend wäre. Ich bin deiner Liebe nicht mehr werth; wenn du mich ohne Vorurtheil betrachtest, so wird dir dein eignes Herz dasselbe sagen müssen.

Louise.





Zwanzigster Brief.

Julchen an Gräfin Eleonore.

N^o. den 12ten März 1774.

Flett ist unsichtbar geworden. Man weiß bey Hofe noch nicht, wohin er sich geflüchtet hat. Der Gesandte hat nur so viel berichten können, daß er, als man ihn abholen wollte, weder in seinem Quartiere, noch sonst in Paris angetroffen gewesen sey. Man habe ihm zwar allenthalben, aber vergebens nachspüren lassen.

Der Bischof, bey dem ich gestern speisete, erzählte, daß der ganze Briefwechsel des Klat in seinen Händen wäre. Er ersaune über die vielen Bosheiten, die er ausgeführt habe. Der Abbate wäre sein getreuester Helfersbülfer gewesen. Dieser Kerl habe ihm sogar keine Beichte von Wort zu Wort überschickt. Er bewundert deine Gewissenhaftigkeit, und gesteht, daß er dich jetzt unendlich höher schätzt, da er überzeugt ist, daß du dem Gefühle der Tugend so treu geblieben bist.

Auf die Nachricht von Fletts Flucht, hat der Hof, der sehr aufgebracht wider ihn ist, sogleich seine Güter einziehen lassen. Mit



seinem Prozesse will man noch ansehen, bis nähere Nachrichten von seinem Aufenthalte einträfen.

Ach, beste Eleonore — nun fehlt dir, da man dein gutes, sanftes Herz izt allgemein kennt, zu deinem Glücke nichts als Hart. — Doch was reiße ich diese blutende Wunde von neuen wieder auf!

Ich schreibe dir heute nur in aller möglichen Eile. Denn in einer Stunde muß ich nach Hof zum Kammerdienste fahren. Eo gern ich auch unsrer gütigen Fürstin sonst meine Aufwartung mache, so sehr wünscht ich, heute meines Dienstes überhoben zu seyn, um mich satt mit dir plaudern zu können. Nimm indeß dieß Mäulchen hin, Beste, bis ich mich wieder zu meinem Schreibpulte setzen, und dir sagen kann, mit welchem zärtlichen Herzen dich liebt

Dein

Julchen.





Ein und zwanzigster Brief.

Flett an den Hauptmann Blau,

Hamburg, den 13ten März 1774.

Du wirst dich wundern, lieber Bruder, über den Schritt, den ich wägte. Renne mich nicht einen Hencker, wenn du erfährst, daß ich zum Kreuze kroch. Mußt ich nicht diese Maske wählen, um mich zu retten? Es ist ein ver zweifelt Ding, wenn man Affengesichter schneiden muß, bis man nie vorm Spiegel einflur dirt hat.

Ich hatte kaum meinen leyten Brief an dich auf die Post geschickt, so fuhr ich in Gesellschaft, lediglich, um mich zu zerstreuen, weil ich zu Hause wie auf Kohlen saß. Ich traf den Herrn Hauptpastor — den Pabst Samos niens an. Ich hatte von dem Manne, und seiner rüstigen Faust, mit der er sich aus aller Gewalt zum Märtyrer schreiben will, vielerley gehört. Gelesen habe ich freylich nichts von ihm, außer dann und wann einige Pappiers schnitzelchen, die mein Kammerdiener zu Pappillioten für mich verbrauchte, und woraus ich sicher schliessen konnte, daß er Dumbdreistigkeit genug

genug besäße, sich — mit dem Gänsefiele in der Hand — ganz allein mit allen hochsündigen Kapern herumzubalgen. Ich suchte daher seine Bekanntschaft, weil ich hoffte, von seiner Einsicht in meiner ipsisigen Lage einen guten Rath zu erhalten.

Wie es nun immer geht, wenn ein junger Kavaller und ein alter Postillenreuter zusammenstoßen, — wir wurden bald gute Freunde. Meine Dreusligkeit, mit der ich mich zu ihm drang, — und seine Freude, mir jungem Lecker, wie mich seine Wohlweisheit vielleicht zu nennen die Gölte haben mochten, — die ganze hohe Idee bezubringen, die seine Seele von sich selbst aufschwellte, — knirschten das Bond sehr schnell. Ich offenbahrte ihm mein Anliegen; und bat ihn, mir mit seinem Rathe zu Hülfe zu kommen.

Wie wenn die alten Griechen nach Delphos wanderten, und den Orakelspruch ihres Götzen, dem sie die Nase mit Weyhrauch vollaampften, erwarteten, stand ich vor dem Dickwanst, und wartete auf seinen pythischen Ausspruch. Er ließ mich nicht lange in der Ungewisheit schweben. „Sieh dem Kaiser, was des Kaisers ist, steht in der Schrift geschrieben, und Gott, was Gottes ist, sieng er an, indeß er sich seinen in Rollen um den Hals herum-



herumgepflanzten ehrwürdigen Kragen zurechte schob. — Sie verstehen mich, Herr Graf, was ich damit sagen will. — Als Unterthan sind Sie ihrem Fürsten Gehorsam, und als Christ Gott ein reines Gewissen schuldig.“

Ich hätte bersten mögen vor Mergerniß über den fettgemästeten Propheten.“ Gehorsam, reines Gewissen! Herr, verstehen Sie auch, was das in meiner Situation sagen will? sieng ich an zu schreien.

„Geduld, Herr Graf. Der Hof hat Sie gezwungen, wider Ihre Neigung eine Person zu wählen, die Sie nicht liebten. Es ist Ihre Pflicht als Unterthan, dem Befehle Ihres Fürsten pünktlich zu folgen.“

Um Gottes Willen, Herr Hauptpastor, was reden Sie da! Meine Pflicht wärs, mich vor Mergerniß an der Seite eines Weibes, das ich hasse, zu Tode zu grämen? Und bloß deshalb Pflicht, weil es mein Fürst von mir fodert? —

„Die Foderung ist hart! Aber sie entledigt Sie nicht Ihrer Verbindlichkeit, die Sie Ihrem Hofe schuldig sind. Würden Sie dem General nicht Vorwürfe machen, wenn er den Angriff des Feindes ausschläge, weil er voraussähe, daß er bei diesem Angriffe das Leben verlore? Und sind Sie in einer andern Verfassung? Eben die Foderung von Seite Ihres Fürsten,
und



und eben die Verbindlichkeit von Seiten Ihrer selbst, fodern Sie zum pünktlichsten Gehorsam auf.“

Ich konnte dem Schwärzrock in meiner ersten Verwirrung nichts antworten. Er benutzte diese Gelegenheit, und verfolgte den Faden seines Kanzelspruchs. „Sie sehen, Herr Graf, daß es Ihre Pflicht ist, dem Hofe Gehorsam zu leisten. Leisten Sie ihn nicht, so sind Sie ein Meineidiger, der die gesellschaftlichen Verträge mit Füßen tritt, und die stillschweigende Verbindung der Unterthanen mit der obersten Gewalt zerreißt. Sie werden zum Rebellen der gesetzlichen Unterwürfigkeit, zu der sich jedes einzelne Glied des Staats auf das feyerlichste verpflichtet. Eben so verhält es sich mit Ihrem Gewissen. Es ist falsch, wenn man die politischen Laster nicht auch zu Lastern der Religion macht. Man kann dem Staate nie ungehorsam seyn, ohne es auch gegen den Willen des Höchsten zu seyn. Indem Sie sich also wider den ausdrücklichen Willen Ihres Fürsten sträuben, sträuben Sie sich auch wider den geheimen Willen Ihres Schöpfers. Sie sehen, daß Sie durch Ihre Halsstarrigkeit in doppelte Verlegenheit — als Unterthan, und als Christ gesetzt werden.“ —



Und ich sehe, weil ich ihm häufig in die Rede, daß Sie wohl Predigtentwürfe schreiben können, aber keinen Menschenverstand haben.

Ich ward zu ärgerlich über das schnarrende Bibelfutteral, als daß ich dem Pfaffen länger zuhören konnte. Ich gieng nach Hause. Verdruß über mein Schicksal und Eckel vor der Aussicht in die Zukunft brachten indeß doch die Wirkung hervor, daß ich ernstlich darüber nachzudenken anfieng. Das Resultat meiner Betrachtungen zeigte sich endlich in dem Entschlusse, die pharisäische Miene anzunehmen, dem Scheine nach mich nach dem Eigendünkel des Hofes zu bequemen, und selbst sogleich zur Kapitulation zu schreiten.

Ich schrieb noch denselben Tag an den Minister. Ich stellte ihm vor, daß mich nur die äußerste Noth, und Furcht zu meiner Flucht bewogen haben. Ich erkannte zwar alle meine Fehltritte und die Häßlichkeit meiner Aufführung. Wenn man aber auf der andern Seite bedächte, daß ich eben so hinterlistig von dem Abbate betrogen worden sey, als Eleonore selbst, daß ich an allen den Betrügereyen dieses niederträchtigen Menschen keinen Antheil habe, so würde man mehr Mitleid als Verachtung gegen mich haben. Ich bat ihn, sich meiner anzunehmen, indem es nie meine Absicht gewesen



wesen wäre, dem Hofe ungehorsam zu seyn, wenn ich nicht durch die falschen Scheingründe des Abbate wäre verführt worden. Ich wollte mich jeder Genugthuung unterwerfen, um die Ehre der Eleonore zu erhalten. Ich erkannte ihren Werth, und ihr schätzbares Herz ganz, und hätte keinen sehnlichern Wunsch, als mich ihrer Liebe würdig zu machen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn sie meine Beleidigungen, die ich ihr zusügte, vergäße, und sich durch meine Reue bewegen lasse, mir ihre Liebe von neuem wieder zu schenken. Ich würde weit entfernt seyn, auf diesen Fall, alle Befehle, die ich vom Hofe erhalten würde, nicht mit der pünktlichsten Folgeleistung zu erfüllen. Aber ich sey fest entschlossen, das äusserste Schicksal abzuwarten, wenn Eleonore mir nicht verzeihe, und mich durch ihre Liebe nicht glücklich zu machen sich entschliesse.

So und ohngefähr noch mit einigen frommen Deklamationen, war der ganze Brief gestimmt. Ich denke, er soll wirken. Ich müßte mich sehr irren, wenn man bey Hofe über meine Bekehrung nicht für Freuden in die Hände klatschen sollte. Freylich werde ich mich bequemen müssen, mit Eleonoren mich Zeitvergeuden zu schlep-
pen. Aber was soll ich anders thun? Soll ich meine Güter vom Fiscus aufessen lassen, in-
des



deß ich in der weiten Welt herum wandern und darben müßte? Oder sollte ich mich vor den ischarrischen Zeloten stellen, und mir den Prozeß machen lassen? — Weder das eine noch das andere kann ich. Durch diese Hinte aber entschälpe ich aller Verlegenheit.

Auf die Antwort des Ministers bin ich sehr begierig. Ist sie wie ich wünsche, Gott befohlen, so karre ich so gut, wie alle andre Männer und Männerchen — den lieben Ehstands-karren geduldig fort, und suche mich durch Setzensprünge, und Donquixoterien in meiner Langeweile zu trösten. Wird doch noch manches braches Geld an Hofe oder in der Stadt geben, das sich heurbaren läßt. Will jedes ehrlichen Waters, jedes ehrlichen Hahnreys treuer Lastträger steter Hausbärde werden. —

Stitz.



Zwey.



Zwey und zwanzigster Brief.

Gräfin Eleonore an Zulchen.

Q^o, den 1sten März 1774.

Nach, bestes Zulchen, wie werd ich meine Quaa-
sen ertragen können! Umsonst sind alle Beind-
hungen, mein Gemüth mit Ruhe zu Gott empor
zu schwingen. Nach jedem Fluge, den meine
Seele hinauf zu dem heiligen Throne des Schö-
pfers nimmt, ihn um Barmherzigkeit und Er-
barmen anzusehen, stürzt sie herab aus der
Sphäre der Engel in namenlose Leiden, in un-
absehbare Abgründe, aus denen Verderben,
Fluch — ewiges Leiden mir entgegen stöhnt!
O Gott! was soll aus mir werden, wenn deine
Hand mein Herz nicht umfaßt, und Del in seine
Wunden giest. Ich muß kämpfend erliegen;
muß verzweifeln, wie ein Sünder, vor dessen
Blicke sich der Himmel verschlossen hat.

Verdien ich diese Hölle von Martern, Herr,
der du mein Herz genau kennst mit den geheim-
sten Empfindungen, die es belebt? Verdien ich
trostlos zu deinen Füßen zu liegen, dich mit
Thränen des Schmerzens um Hülfe anzuse-
hen, — und von dir — wie ein Verworfs-
ter

II Theil

J

ur



ner — zurückgeschleucht zu werden, ohne einen Tropfen Trost aus der Fülle deiner Barmherzigkeit? Verdien ich? O! so verdien ich wenigstens nicht, so lange auf der Folter zu schmachten.

Was hatt ich verbrochen? Trat ich die Tugend je mit stolzen Füßen in den Staub nieder? Schlug mein Herz nicht stets mit der regsten Ehrfurcht gegen dich? Ist Hart die Quelle, aus der das Gift für meine Seele sprudelte? Ach, Gott! Du kanntest sein frommes, gutes Herz. Sollte das Herz eines Engels in Menschengestalt so viele Leiden für den aussprühen, der ihn seines edlen Herzens wegen liebt? Hab ich nicht vor deinem Auge gekämpft wider die Liebe, die mein Herz gegen ihn auffing? War mein Gebet nicht brünstig, nicht anhaltend; mit dem ich mich zu deinem Throne nahte, und Hilfe wider meine Schwäche von dir suchte? That ich nicht alles, was ich als Mensch, den deine Gnade nicht mit auszeichnender Huld leitet — thun konnte? Und du läßt mich jetzt hängen, als hätte ich deiner Gnade geseufzt, als hätte ich — unthätig mich in die Arme der Laster hingeworfen zum wollüstigen Raube? Läßt mich leiden für Sünden, die ich nicht begienge, — leiden, weil ich Mensch, nicht Engel war? Zu hart, zu hart ist's, Barmherziger! Das Schattensbild der Seligkeit, nach der ich rang, zerfiel



stiehe, wie eine Staubsäule, über die der Jütig des Nordwinds stürmt. Gert sank hin zum Opfer der Versöhnung, und — ach, göltiger Gott, — zum Denkmäl meiner Leiden! Aus seinem Grabe herauf blickt sein todtet Augenach mir, und ich? — ich wandle hier — getrennt von dem Edelsten, wie eine Sönderin, die für die Hölle bestimmt ist? —

Ja, Jutchen — so muß ich meinen Zustand izt ansehen! Würde der Allgütige sonst von mir allein sein tröstendes Auge abwenden? O, du glaubst es nicht, wie ich herumtaumle, von Verzeißung, zur Reue; von äußerstem Schmerzen, zur Gefühllosigkeit; von Thränen, zu Verwünsfungen über mein Schicksal. Recht ist es freylich nicht, das fühle ich in den Stunden der Reue lebhaft, daß ich wider die Vorsetzung murre, — aber, gerechter Gott im Himmel, wohin wird des Menschen Seele in ihrem Sturm nicht getrieben?

Wollust wärd für mich, wenn der Tod mich bald — mich in diesem Augenblicke würgte! Denn was ist mein igtiges Leben anders, als langwieriger Todeskampf? Ich sehe mich langsam schwinden, denn alle meine Kräfte weine ich von mir.

O, Jutchen, hast du Trost, so gieb ihn mir; gieb ihn mir um Gottes Willen aus Erbarmen.



Ich habe izt Niemanden, mit dem ich über Harro Verlust weinen könne; Niemanden, der mit mir über den Einzigen meines Herzens trauert; Niemanden, dem ich sein Bild zeigen, ihm sagen könnte, dieser Edle war mein; ganz mein und meinem Herzen! Alle die mich umgeben, sind kalte abgestorbene Seelen, vom Kummer und stumpfgewordenem Gefühle ausgetrocknete Leichen. — Denn Louise, die gute, theilnehmende Louise, so unglücklich wie ich, — Gott, auch hast du sie vielleicht schon zu dir abgerufen. Wohl ihr, wenn sie dich mit dem Cherubim von Angesicht zu Angesicht schaut!

Mich kränkt der Verlust dieser einzigen Freundin sehr. Ach, Zulchen, was ist des Menschen Leben, wenn jeder Zutritt mit Dornen übersät ist! —

Ich habe dir schon gesagt, wie wir Louisens Antwort ihrem Vatt in die Hände spielten. Ich war zu sehr beklommen, und mit dem traurigen Gedanken von Harro Tode zu sehr beschäftigt, als daß ich ihren Brief gelesen hätte. Louise fieng von dieser Stunde an, sichtbar schwächer zu werden. Sie mußte zu Bette gebracht werden. Man untersuchte ihre Umstände, — und wie erschaute die Nothmissetrin und die Hebtisün über die Entdeckung, die sie von der Schwangerschaft dieses Mädchens

mach-



machten! Es ward im ganzen Kloster lermen. Man schrieb von Entheiligung ihrer Ordensregel, und donnerte auf das menschenfeindlichste auf das arme Mädchen los.

Die Abtrüßin hielt mit den Ältesten Monachen, und ihrem Beichtvater eine geheime Konferenz. Es ward beschlossen, sie noch diesen Tag aus dem Kloster zu schicken, weil sich zu deutliche Kennzeichen der nahen Geburt ansetzten. Man hinterbrachte Louisen, die für Angst und Schmerz im Todeschweiße lag, diesen allgemein gefaßten Entschluß. So sehr sie auch bat, man möchte sich ihrer erbarmen: sie wolle durch ihre exemplarische Reue und Buße diesen Fehler wieder gut machen, — so mußte das gute Mädchen doch — noch bey der Nacht um neun Uhr aus dem Kloster. Sie war nicht, im Stande, auf einem Fuße zu stehn, man mußte sie aus dem Kloster auf die Straße tragen. — Die Unmenschen waren grausam genug, sie auf der öffentlichen Gasse nicht weit vom Kloster trostlos, halb mit dem Tode ringend abzusetzen. Ist das die Liebe des Nächsten, auf die doch diese Nonnen selbst Ansprüche machen?

Wein Gott, wie blühet mir das Herz, wenn ich den Zustand dieses unglücklichen Mädchens überdenke. Hilfslos in die weite Welt hingefloßen, mit einem Herzen, an dem tausend Mar-



stern wie Vögel nagen, — der Stunde nah, in der sie die Frucht ihrer traurigen Liebe gebähren soll, — wird sie wohl diesen Augenblick überleben haben? Wird sie nicht gesunken seyn wie eine Taube, der man den Kopf zerquetschte? — Und sind die gefalbten Heuchlerinnen nicht die Mörderinnen einer unglücklichen Mutter, und ihres Kindes? — Ha! weniger Psalter im Chöre, und mehr Menschenliebe für euer Herz — dann seyd ihr würdig des Dienstes, dem ihr euch weihet! —

Ich habe Louisons Unglück erst den andern Tag erfahren, als sie wider ihre Gewohnheit so lange in den Tag ausblieb, und ich die Webristin bat, sie rufen zu lassen.

Meine liebe Gräfin, sagte diese, wir haben dies Mädchen aus dem Kloster thun müssen.

„Wie, Louise? Warum?“

Ach, gütiger Gott! — Sie war schwanger.

„Ist das Sünde? Sie war auch verheirathet.“

Ja, ja, wie die Sodomitöchter alle!

„Rein, würdige Frau! — Das ist sie nicht, wofür sie sie halten. Ich kenne sie besser.“

So bedaure ich sie, liebe Gräfin.

Sie sprach dies mit einer so zweydeutigen, heuchlerischen Miene, daß ich aus aller Fassung kam. Ich ward wirklich böse über die Unverschämtheit



schämtheit, mit der sie auch auf mich anblickte. „Ihr Bedauern, sprach ich hitzig, kann mir gleichgültig seyn. Denn ich versichre Sie, daß ich keine würdigere Freundin hier im Kloster kannte, als eben Louise. Sie sollten sich Vorwürfe machen, daß Sie Ihr Herz vor der Stimme des Mitleids verschließen. Wie? die Thränen einer Unglücklichen, die Gefahr, in der sie vielleicht ist schwebt; der Tod, dem Sie dies unglückliche Mädchen aussetzen — dies alles sollte keinen Eindruck auf Ihr Herz gemacht haben? Nicht Sie zum Mitleid gegen sie eingeladen haben? Sehr schauernd!“

„Ach, liebste Gräfin, Sie müssen auch nicht gleich das Aeußerste verumuthen. Gott weiß es, daß ich christliches Mitleid für die Aermste fühle. Ich habe auch heute sie in mein Gebet mit eingeschlossen. Gott wird sie weiter versorgen.“

Ohne Hülfe, ohne Unterstützung? Von wem soll sie Rath und Liebe erwarten?

„Von Gott, meine theuerste Gräfin, und der heiligen Mutter Gottes. Glauben Sie nicht, daß wir so unchristlich waren, das Mädchen ohne allen geistlichen Beistand zu lassen. Ich gab ihr drey heilige Lukaspfennige, und vier angerührte Muttergottesbildchen von Ma-



ria zu Nazareth mit, und einem geweihten Rosenkranz von Sonnenfürzchen.“)

Ich sah, daß ich mit der Aebtissin wenig verbindliches Zeug sprechen könne, und schwieg. Sie selbst war so gefällig, mich mit ihrer Gegenwart nicht noch länger zu quälen. Sie lief, weil eben die Chorglocke rief, in die Hora, vermutlich, um für die Sünderin zu beten, die sie doch selbst der Verzweiflung aussetzte.

Beste, was soll ich nun in dem Zirkel dieser falschgestimmten Seelen machen? Eiskalte Herzen, durch die Gewohnheit mit ihrem Elende innigst vertraut, wie diese, wo sollen sie Theilnehmung am Unglücke ihrer Gespielinnen nehmen? Aus der Legende? — Gut, liebstes Tüchchen, — aber stimmen die heiligen Bilder, die sie da antreffen, ihre Herzen nicht zu ganz andern Gefühlen? Die Aermsten schweben mit blutendem Herzen in den Himmelsphären mit ihren Theresen, Agnesen, Franziskan, und Anton herum, und sind glücklich, daß sie so wohlbe-

*) So werden allgemein — selbst in dem feinen gesellschaftlichen Tone, die kleinen rüsformigen Kuchen genannt, welche die Nonnen backen, und in Gestalt der Rosenkränze zum Geschenke für ihre Gönner fassen. Der gemeine Aberglaube hält diese Nonnenfürzchen für kraftvolle Mittel, den Teufel zu verschrecken,



behaglich oben herumschwärmen können. Sie vergessen sich auf die Augenblicke, und sind den Engeln gleich. Sollen sie dafür Menschens-leiden noch Sinn haben?

Louise's Verlust müßte mir, auch wenn sie glücklich wäre, keine Gefahr zu befürchten hätte, in dieser Lage schmerzlich fallen. Ach, Theuerster, an wessen Busen kann ich mich nun mit Küsse meines Herzens aufschließen, und meinem Hart weinen? Allein muß ich meine Klagen ausschütten, ohne Trost, ohne Linderung. Und ich soll diesen Zustand noch lange tragen können? Ich? — O, ich bin nur ein Weib! —

Eleonore.

Drey und zwanzigster Brief.

Hauptmann Blau an Graf Flett.

W., den 16ten März 1774.

Dank, lieber Bruder, für deine Briefe! So bist du 'ein braver Ritter, werth, Obermeister in unserm Zirkel zu seyn! Küssen möchte ich dich vor Freuden, daß du auf dem englischen Gedanken gefallen bist, etwas nach der Weise zu tanzen, die man dir vorspielt. Das ist wahrhaftig der erste kluge Streich, den du gemacht hast.



Führ ihn aus, und laß das übrige den Zufall über. Eleonore'n mußt du nun schon behalten. Das schadet aber nichts. Du giebst ihr ein Alpanagengehalt; läßt sie auf deinen Gütern logieren; besuchst sie des Jahrs einigemal, um sie zu fragen, ob sie Kopfwch oder Mutterbeschwerden habe, küßest ihr mit Ehrerbietung die Hand, trossst wieder in die Stadt zurück, lobst deine Frau allenthalben, und sättigst dich unter der Hand, wo du etwas aufgetischt findest. Man wird dir diese Lebensart nicht übel nehmen. Denn sie ist Mode. Alle die Hof-
 fräuzengesichter müssen sich selbst das Urtheil sprechen, wenn sie dir diese Aufführung an-
 nimen wollten.

Es wird dir auch nicht verwehrt seyn, öffent-
 lich zur Liebesfahne einer Rumpse zu schwören, die du für Geld und gute Worte nach deinem
 Geschmacke wählen, und so lange mit ihr tan-
 zeln kannst, als du willst. Du glaubst nicht,
 wie sich die Denkart unser's Adels seit den
 Franzosenkriegen umgeschaffen hat. Man sollte
 kaum denken, daß es bey so vieler Bigotterie
 möglich sey, so frey und ungezwungen nach sei-
 ner eigenen Laune zu leben.

Eben der Mann, der sich ein Gewissen
 daraus machte, seine Messe am Sonntage zu
 versäumen; oder am Freytage einen Reibbra-



ten auf seinen Tisch zu stellen; oder dem dickwanfigen Herrn Prälaten nicht auf Tren und Glauben jede Albernheit nachzubeten, die er aus seiner Konfession, oder Klosterlegende vorschwaht; — eben dieser Mann sieht es als eine galante Kleinigkeit an, das unschuldige Mädchen eines ehrlichen Bürgers zu verführen, sein Weib zu betrügen, seinen Freund zum Hahnen zu machen, sich ganz der Lüsterheit seines Herzens, ohne Schaamröthe, ohne Zwang zu überlassen. Warum? weil er darüber selten in seiner Beichte einen starken Ausrücker erhält, und höchstens, wenn der Pfaff ja ein Skrupulant ist, zur Strafe einige Ave Maria beten muß. — Hat er aber Fleisch gegessen, hat er widersprochen, wenn der Herr Prälat von der Predigt des Franziskus, die er den Fischen im Meere hielt, mit heiligem Eifer schwachte, — da donnert der höchwürdige Herr in seinem Beichtstuhle los, und verkündet dem armen Mann, daß er Augschweiss schwitzet.

Du siehst, Bruder, aus dem, was ich dir sagte, daß du dir eben nicht viel Zwang anzuthun darfst, wenn du nur die Kuttenmännchen plaudern, und machen läßt, was sie wollen. Läßt du Messen lesen, stasirst du die halb zusammengefallene Statue eines Heiligen aus,



aus, giebst du deinen Pfennig fleißig in ihre Mäulche, und erweist du ihnen manchmal die Ehre, daß sie sich wechselsweise an deinem Tische voll saufen können, — Bruder, so hast du sie alle auf deiner Skute, und wenn du die Sünden von ganz Sodomia auf deinem Rücken hättest. Du kannst toben und wüthen so viel du willst, Burlesken oder Dramen spielen — gleich viel, bezeugst du dem Schmerbauch seiner Hochwürden den gebührenden Respekt, so bleibt die Sache gut, und Niemand murt wider dich.

Laß dir dies zur Warnung dienen, wenn es dir allensfalls einfallen sollte, mit den vor dir stehenden in Hader zu gerathen. Es ist gar ein gefährlicher Kampf mit diesen Leuten zu kämpfen. Herkules erwürgte eher zehn leonäische Hydren, als er eine Pfaffenlunge zum Schweigen brachte, wenn sie in Bewegung geräth.

Im Grunde betrachtet, ist es auch billig, daß wir muntern Erdenknechte diesen Herrn ihren Schnidschnack undetafelt lassen, wenn wir von ihnen gleiche Nachgiebigkeit fordern. Du weißt, eine Hand wäscht die andre. —

Sey daher bey deiner künftigen Bestimmung immer getrost, Du verlierst deine Freyheit im Grunde nicht, wenn du auch den Namen derselben anopferst. Bist meiner Seele besser



besser daran, als all' die Republikaner, die den Namen ihrer Freiheit zwar erhielten, aber Sklaven des Eigendünkels einiger lauschreynenden Wächter sind.

Man.

II. S. Eben erfahre ich, daß der Minister den Auftrag erhalten habe, auf deinen Brief zu antworten. Was der Hof eigentlich entschlossen ist, kann ich dir nicht schreiben, weil alles sehr geheim gehalten wird. Ich muthe aber viel gutes, weil man wenigstens nicht Fener und Flammen wider dich mehr ausprühet, wie vor einigen Tagen noch sich alle ein Vergnügen daraus machten. Man spricht weder gut noch übel von dir. Das ist schon ein großer Vorsprung; den du gewonnen hast.



Vier und zwanzigster Brief.
Gräfin Fluhr an Gräfin Eleonore,
ihre Tochter.

W., den 12ten May 1774.

Endlich, meine geliebte Eleonore, bin ich im Stande, dir selbst zu sagen, wie sehr ich dich bedaure, und wie gewaltig deine Leiden auch mich niederbeugen. Das zärtliche Mutterherz fühlt jede Thräne, die dem Auge ihrer geliebten Tochter entfließt; und bebt, mit zärtlicher Besorgniß, bey jedem Schlage, den das Schicksal wider dich wagt. Ich habe dich stets in dem Innersten meiner Seele lesen lassen; ich vergaß gegen dich den Vorrang der Mutter, und war nur deine ältere Freundin, die mit wahrer Wollust an deiner Seite durch alle Gefahren durchgieng, die dir drohten, und durch ihre größere Erfahrung dich vor jeden Seitenweg warnte, der von dem Pfade der unbesleckten Tugend abführte. Gott, was für himmlische Wollust strömte nicht oft meinen mütterlichen Busen durch, wenn ich sah, die Pflanze, die ich mit so vieler Liebe und Sorgfalt wartete, zur Reife aufwachsen, und all meiner Erwartungen entsprechen? —

Ich



Ich rechne dir diese Mühe, diese Liebe nicht deshalb vor, dich zu beschämen. Dein Herz schlug stets mit gleicher Liebe, und unbegrenzter Dankbarkeit gegen mich. Und ein Herz wie deines, das von Jugend auf mit den stärksten Banden mit der Tugend verknüpft war, konnte nicht anders, als den vollen Wunsch in jeder deiner Handlungen auf das lebhafteste äußern, dich durch deine Liebe, durch deine Dankbarkeit meiner Zärtlichkeit würdig zu machen. Auch ich danke dir für die vielen Freuden, die du mir dadurch machtest. Entfange den Segen deiner geliebtesten Freundin dafür, und die volle Liebe deiner zärtlichen Mutter.

O, hättest du die Thränen sehen können, die ich über deinen Verlust weinte! Trostlos rang ich die Hände. So zweideutig das Gerücht war, das mir von dir zu Ohren kam, so stark auch der Schein wider dich sprach, — so konnte mein Herz ohnmächtig dich für die Schuldige halten, die du in den Augen derer, die dich weniger kannten, geworden bist.

Die erste Nachricht, die ich von deiner Flucht erhielt, war vom Baron Mian. Er gab sich die Mühe des Schadensrohen, und erzählte mir unter tausend heftigen Deklamationen dein Unglück. Ich achtete auf ihn zu wenig, als daß ich ihm den geringsten Glauben hätte beylegen sollen.

Indes



Indeß wurden doch viele Bekümmernisse in meiner Seele rege. Ich hatte, seit du wieder in der Stadt warst, nicht eine Zeile von dir erhalten. Das machte mir Kummer. Wie? Eleonore, die sonst jede Thräne an meinem Busen zu weinen gewohnt war, vergift die, von der sie auf das zärtlichste geliebt wird? — Ich gesehe es dir, daß mich dieser Gedanke sehr beunruhigte. Ich konnte mir ohnmöglich vorstellen, daß deine Liebe gegen mich erkaltet wäre; aber ich konnte auch keine Ursache ausfindig machen, die dein Stillschweigen entschuldigen, rechtfertigen konnte. Die Zweifel, die in meiner Seele aufstiegen, waren für mein Herz, daß dich mit seiner ganzen Fülle liebte, — zu quälend, als daß ich sie mit Gleichgültigkeit hätte ertragen können. Ich entschloß mich, an dich selbst zu schreiben. Eben wollt ich den Brief abschicken, als ich auch vom Bischoffe einen Brief erhielt.

Ich brach ihn eilig auf, und — Gott, wie donnerte mich sein Inhalt darnieder! Nun durst ich an der Wahrheit der Nachricht, die ich von Blau erhielt, nicht länger zweifeln. Auch der Bischof bestätigte sie. Du kannst dir unmöglich vorstellen, wie blutend mein Herz durch den Brief des Bischofs verwundet ward! — Sie fort, fort, ohne mir, ihrer Mutter auch
nur



nur den letzten Kuß gegeben zu haben! schrieb ich, und weinte, als wenn ich an deinem Grabe säße.

Ich war nicht im Stande mich zu fassen. Ich lief mit Thränen im Auge durch alle Zimmer, und rief nach dir! Aber die, die ich suchte, hörte mich nicht! Was sollte ich thun? Gott im Himmel weiß es, wie sehr mein Herz erschüttert ward. Ich konnte mir ohnmöglich einen Begriff von der Ursache deiner Flucht machen. Ich schob alle Schuld auf die Verführung des Sats. Ich vergaß seinen gesetzten, nach Grundsätzen ausgebildeten Charakter. Er ward in meinen Augen zum Betrüger, zum Heuchler. Ich eilte, so viel ich konnte, nach U. . . , um nähere Nachricht von den besondern Umständen dieses Schrittes zu erfahren, der mir bis jetzt noch so unerklärbar war.

Die schnelle Reise, die Unbequemlichkeiten, die damit verknüpft waren, und die noch traurigere Nachrichten, die ich von dem Tode des Sats und deiner Festhaltung im Kloster erhielt, wirkten zu heftig auf meine ohnehin schwache Gesundheit, als daß ich dem Schmerze über dein Unglück, der sich zu diesem allen noch gesellte, hätte widerstehen können; ich erlag ihm, und konnte mich nur sehr langsam von den ersten Ansäuen meiner Schwäche wieder erholen.



Ich gestehe es, daß ich in den ersten Augenblicken Harts Tod vergaß, und wirklich Genugthuung von dem Entführer meiner Eleonore zu fordern entschlossen war. Ich sah ihn als einen Heuchler an, der unter der Larve der Tugend deine Leichtgläubigkeit, und deine unglückliche, gekränkte Liebe mißbrauchte, dich durch verführerische Zärtlichkeiten ins Elend zu stürzen suchte, und also auch meinen ganzen Haß verdiente. Das kummervolle Herz einer Mutter ist immer geschäftig, das Unglück ihrer Geliebten zu vergrößern: So gieng es mir. Nichts überwog den Schmerz über den Verlust deiner Tugend; denn in den Händen eines so lasterhaften Betrügers, als Hart mir zu seyn schien — hielt ich dich ganz verloren. Selbst von der Stärke deiner eigenen Rechtschaffenheit stieg ich an, schwächere Begriffe anzunehmen. Ich behauerte in dir die Eitelkeit und Lüsternheit des ganzen weiblichen Geschlechts, und hielt dich zu allen den Ausschweifungen fähig, zu denen das Herz — das seine Tugend verlor — fähig ist.

Der Hof, die ganze Stadt, selbst deine Freunde — dachten so. Man hielt dich für eine Verworfenne, über deren Fehltritt man um so mehr aufgebracht zu seyn das Recht zu haben schien, weil man nach diesem Schritte alle deine vorigen Eigenschaften vergaß, die Anhänglich-

keit



feit zur Tugend für Heuchelen, Verstellung hielt, und dich als eine Betrügerin ansah, die schon so frühzeitig die heiligste Diene zum Deckmantel ihres schändlichen Herzens mit so vieler Frechheit nachzuäffen wußte. —

O! meine geliebte Tochter, wie blutend mußten mir alle die Urtheile seyn, die ich von dir hörte, und die ich, leider, mit keinem andern Gegengrunde widersprechen, vernichten konnte, als mit dem zuversichtlichen Zutrauen auf dein wirklich zärtliches Gewissen, das ohnmöglich sich dem Laster so geschwinde, so gleichgültig öffnen konnte. Es war mir kränkend, daß nur mein Herz, nicht auch mein Verstand zu deinem Besten sprechen konnte. Dieser Umstand schlug mich nieder, und ich würde meinem Kummer ganz aufgeopfert worden seyn, wenn sich deine Unschuld nicht noch so glücklich entwickelt hätte.

Als wenn neues Leben in mein schon halb erstorbenes Herz gegossen würde, richtete mich die Ueberzeugung deiner unverletzten Unschuld auf. Ich weinte helle Zähren der Dankbarkeit zu Gott. Man könnte in meinem Blick die Wolsst meiner Seele, die ich darüber fühlte, deutlich lesen. Alles vereinigte sich nun zu deiner Rechtfertigung. Die allgemeine Verachtung, in die du gesunken warst, ward durch die Achtung,



tung, und das Mitleid, das man gegen dich fühlte, verdrängt. O! Gott! Ewiger Dank sey deiner Vaterhand, mit der du die Unschuld meiner Geliebten schütztest, und zu meinem Troste aufdecktest. Ewiger Dank für die Huld, mit der du mir sie wieder gabst! In diesem Leben ist dies Geschenk meinem Herzen das theuerste. —

So unglücklich du auch ist noch bist, — ach, Eleonore, — so groß ist die Barmherzigkeit, mit der der Ewige dich rettete. Du klagst zwar in allen deinen Briefen über die gränzenlosen Leiden, die dich foltern. Ich glaube dir. Dein Herz, das so lange durch die traurigsten Widerwärtigkeiten gekränkt ward; das im Tumulte seiner Leiden den Gesilden entgegen zu eilen wünscht, wo es Ruhe und Glückseligkeit zu erndten host — dein Herz muß bey dem Verluste all deiner Ruhe, deines Glückes bluten. Ich table die Thränen nicht, die du weinst. Gott fleht meine eigenen, die ich mit den deinigen vermische. Aber, Geliebte, der tiefe, der Verzweiflung angränzende Kummer deiner Seele, — Gott, der ist in dem Herzen einer Christin Hochverrath! Du klagst, daß Gott deinen Kummer kein Ende mache. Weißt du auch was du begehrst? Auflösung, bevor die Zeit der Prüfung vorbey ist — wär Unordnung, Zerreißung der großen



großen Kette, mit der die Natur des Schöpfers das Weltall nach seinem weisesten Plane zusammenhält. Kannst du mit deinem schwachen Auge durch die Decke dringen, die dir die Schicksale des kommenden Tages verhüllt? Und du willst in die ganze Zukunft deines Lebens vorausspähen? willst mit Forscherblicken auf jedem deiner zukünftigen Schritten nichts als Dörner — keine Rosen sehn? Heißt das nicht, sich anmaßen, die Geheinnisse, die Gott den Sterblichen vorenthält, — aus dem Buche der Allwissenheit lesen wollen? —

Rein, meine Tochter, laß dich nicht so weit verleiten, dich zu denken. Hart, sehr hart ist deine Prüfung. Aber der Barmherzige laßt den Seinen nicht größere Wunden auf, als sie weis, daß sie tragen können. Glaube nicht, daß er sein Geschöpf unglücklich wissen wolle. Durch schreckliche Pfade voll Elends, voll Jammers oft, — führt er den Einen zu dem Tempel seines Glückes, wie er dem andern eben diesen Weg mit Blumen bestreuet. Er hat bey beidem seine heilige Absichten, die uns zwar unerklärbar sind, die aber, eben weil sie Absichten eines heiligen Gottes sind, — verehrungswürdig seyn müssen.

Gott, läßt dich ganz ohne Trost, sagst du. Rein, Elkonore, er ist gegen deine Thränen



nicht gefühllos, wie du glaubst. Er erhört sie, die gerechten, heiligen Wünsche deines leidenden Herzens. Freylich nicht — rasch — wie die Festigkeit deiner Wünsche es fordern. Aber gewiß nach weisen Schriften. Seh zurück, und überzeuge dich davon. Hat Gott das Maas deiner Leiden nicht schon unendlich gemildert, da er dir den größten Verlust, den du littest — den Verlust der Achtung, der Ehre wieder vergütete? Erkennst du darin nicht schon den barmherzigen Vater, der seine Kinder nie vergessend zu sich stehen läßt? Was kann dir schäbharer seyn, als die Ueberzeugung, daß die Welt dich nun nicht mehr als eine Verworfenne ansieht, die ihrer Achtung unwerth zu seyn schien? Und du klagst noch die Härte der Vorsicht an.

Du verlorst viel, sehr viel. Das Mitleid all deiner Freunde; die Achtung, die Ehre, die man deinem rechtschaffnen Herzen schuldig war; die Liebe derer, die dich kannten; und selbst einen großen Theil der meinigen. Und die weise Lenkung des Himmels gab dir das alles wieder; zerstreute den fränkenden Verdacht, der dich strafbar zu machen das Recht hatte; erstlichte den böshafsten Geiser, den die Verläumdung wider dich sprachte; beschämte die Schadenfreude deiner Feinde; und rettete deine Tugend in einem Zeitpunkte, wo alles über den Verlust

der-



derselben theils mit Höllenfreude frohlockte, theils mit dem wehmüthigsten Herzen weinte. Ist dieser Beystand, den der Himmel dir leistete, in deinen Augen so ganz gering, daß du nicht einmal darauf denkst, ihm dafür den wärmsten Dank zu zollen. Ach, Beste, versündige dich nicht so stark wider die Huld, der dich der Himmel würdiget. Hoffe auf seinen fernern Beystand! Er wird dir ihn leisten.

Und daß er es wirklich will — zeigen die deutlichen Spuren der Reue und Besserung des Sletto. Der Minister ließ mir seinen Brief selbst lesen. Wahr ist es, er machte sich vieler — und grober Laster schuldig. Aber er ward versührt, im Tummel seiner Leidenschaften dahin gerissen, den Winke seiner Verführer zu folgen. Nicht Bosheit seines Herzens, als vielmehr Leichtsin, und die falsche Ueberredungskunst der Bösewichter, denen er sich anvertraute, zog ihn in die Lastergrube hinein, aus der er ist, da er von diesem Stüchte verlassen ist, und anfängt, seine Hässlichkeit einzusehen, sich mit allen Kräften herauszuwenden sucht. — Seine Reue ist unverstellt, und die Versicherung seiner Besserung gewinnt durch die Aufrichtigkeit seiner Reue sehr viel. Er erwünscht sich, daß er dich so gräßlich durch seine Ausschweifungen beleidigte, und selbst die Ursache deines izzigen Kummerd



ward. . . Er wünschet die Gelegenheit zu haben, dir seine Reue aufrichtig bezeugen zu können. Er wartet auf deine Erklärung, und von dieser wird sein Entschluß abhängen, entweder zu dir zu eilen, und durch seine künftige Liebe und Besserung glücklich zu werden; oder in der Verzeihung, wenn du ihn verwerfdest, auf dem Wege fortzutaukeln, den er bis izt gewandelt ist.

Ach, Eleonore, soll ich dir erst einen Wink geben, was du hier zu thun hast? oder soll ich dir vielmehr sagen, was du thun mußt? Der Hof wird deine Entschliesung abfordern; und du weißt — in solchen Fällen geschehen die Anfragen des Hofes immer in der Gestalt ausdrücklicher Befehle. Du wirst keine Wahl haben. Man wird das Recht, dich dazn zu zwingen, nicht bey Seite setzen. Man wird — wenn dein Herz sich dawider sträubte — dich als eine Halsstarrige mit Gewalt dahin lenken, wo man dich haben will.

Ich sage dir dieses, damit du darauf vorbereitet bist. Suche dich in die Fassung zu setzen, daß du mir und dir nicht neue Quaalen verursachest. Der Bewegungsgrund, weswegen du dies Zudringen von dir ablehnen könntest, ist verschwunden. Nette Besserung; die heiligen Bande, die dich noch an ihr fesseln, — und endlich Sarto's Tod — alles ist wider dich, alles:



Benimmt dir die Hofnung, dich diesem Antrage widersehen zu dürfen. Selbst deine Ehre würde, wenn du dem Winke des Hofes nicht folgest, scheitern. Man würde dann das gegründete Recht haben, dich zu verdammen. Laß daher in diesem Augenblick dein Gewissen sprechen, und unterdrücke die Stimme, die noch in deinem Herzen der Liebe deines Vaters das Wort spricht. Es wird dich überzeugen, daß es Pflicht ist, nachzugeben.

Wie sehnlich wünscht mein Herz, die Ruhe des deinigen! Ach, zög're nicht, durch deinen Entschluß an den Busen deiner zärtlichen Mutter zu eilen, die dich mit ganzer Seele liebt

Gräfin Stühr.

Fünf und zwanzigster Brief.

Flett an den Hauptmann Blau.

Hamburg, den 24sten May 1774.

Das war wohl eine lange Pause, liebster Bruder, die unser Briefwechsel machte. Weiß auch wahrhaftig nicht, wie das kommt, daß ich dir so lange nicht schreiben konnte, so gern ich es auch gethan hätte. Es hat sich so manches während meinem letzten Briefe hier angesponnen,



daß ich dir zu erzählen habe, daß ich mich selbst mündre, wie ich dir dies alles bis jetzt verschweigen konnte.

Auf meinen Brief an den Minister habe ich noch keine Antwort, ohngeachtet du mir schriebst, daß er dazü vom Fürsten befohlen sey. Der Bischoff hat zwar an mich geschrieben, und meinen Brief Punkt für Punkt beantwortet. Daß er dabey die Bibel ziemlich mitschwagen ließ, kannst du dir vorstellen. Er suchte alles hervor, wie ein wahrer treuer Hirt, das verlorne Schaaf in seinen Stall zurück zu führen. Er stellte mir die Nothwendigkeit mit all der Aednerkraft, die ein Massillon besaß, recht lebhaft vor, in die Arme der Tugend zurück zu kehren, und durch Reue und Besserung mich der künftigen Gnade des Hofes würdig zu machen. Sobald er deutliche Proben meiner Besserung haben werde, wolle er all sein Ansehn, zur Ausöhnung zwischen mir und dem Hofe, anwenden, und mich mit all der Liebe aufnehmen, wie der Vater den verlorne Sohn.

Ich mußte recht im Herzen lachen, was sich der alte, — trotz seiner Kutte, mir sonst immer ehrwürdige Mann für Nähe gab, mich zu überreden, was ich zum Scheine selbst zu thun Willens war. Weiß ich, daß man auf meine Pharisäertermine so viel Belohnung setzt, wohl, ich

will



will sie so gut nachäffen, als irgend ein Schwarzrock nur thun kann.

Ich habe ihm natürlicherweise mit einem zur Neue sehr hochgestimmten Tone geantwortet; habe ihn gebeten, mich seines geistlichen Schutzes zu würdigen; und habe alles versprochen zu thun, was meine vorige Aufführung irgend wieder gut machen könnte. Begierig bin ich, was er auf meinen Brief mir antworten wird.

So stehn noch im Ungewissen meine Sachen. Nun höre auch ein neues Abendtheater, das mir hier aufstieß. Ohngefähr vor acht Tagen ließ sich früh um 6 Uhr ein altes Mütterchen bey mir melden. Ein so früher Besuch von einem so alten Weibe war mir nun so unangenehmer, da ich eben Tags vorher mich auf einen kleinen Ball etwas ermüdet hatte, und kaum zwei Stunden ruhte. Ich ließ das Weib auf nachher bestellen. Allein die Bettel ließ sich nicht abweisen, sondern bestand darauf, mich nur auf ein Paar Worte sprechen zu dürfen. Es betraf Sachen von großer Wichtigkeit. Sie loszuwerden muß ich in dem abendtheuerlichen Morgenbesuch willigen. „Hier, Herr Graf, habe ich ein Billet an Sie, das ich niemanden als Ihnen selbst abgeben sollte,“ fieng das Weib an, und gab mir ein versiegeltes Briefchen. Ich nahm's, und legt es auf meinen Tisch, der vor dem Bette stand.



stahd. Hat sie sonst noch was zu bestellen? fragt ich sie hastig. — Als sie mit mir Zeit antwortete, ließ ich sie wieder wandern; drehte mich auf meinem Lager um, und schief in denselben Augenblicke wieder ein; ohne auf das zu denken, was dieser zubringliche Morgenbesuch zu bedenten habe.

Ich erwachte erst gegen Mittag — Ich bekam von einigen meiner guten Freunde Besuch, schlenderte auf das Kaffeehaus mit ihnen, und vergaß darüber des Briefes, den ich erhalten hatte. Gegen Abend erst erinnerte ich mich daran, und eilte nach Hause, ihn zu lesen. Hier hast du die Abschrift.

„Herr Graf!“

„Ist es Ihnen gefällig, mich zu besuchen, so haben Sie die Güte, Ueberbringerin dieses zu folgen. Sie wird sich nach Ihrer Bequemlichkeit richten, und die Stunde abwarten, wo sie sich abmüßigen können. Forschen Sie aber nicht weiter nach der Dringlichkeit, mit der ich mir Ihren Besuch anbitte. Sie werden eher nicht, als persönlich kennen lernen

Ihre

ergebenste Freundin

R. R.

Huy!



Huy! Ein Abendtheuer nach meinem Wunsche dacht ich mir! Wo ist die alte Hexe. Ich rief meinen Johann, und fragte ihn, ob er sie nicht kannte. Daß zwar nicht, antwortete er, aber es muß ihr recht viel an Ihrer Antwort gelegen seyn. Denn Sie war heute schon achtmal hier, und eben ist sie wieder auf der Treppe, weil sie sich nicht heraustraut, da ich sie vorhin die Treppe wegen ihres Ueberlaufens hinabwarf.

Ohne dem Johann erst zu antworten, flog ich zur Thüre hinaus. Vorwärts, vorwärts, schrie ich der Alten zu, die sogleich wie eine Ente vor mir hinwackelte. Ich mußte ihr durch manche Kreuz- und Queerstrasse folgen. Ich, ganz mit der Idee ein jovialisches Abendtheuer zu bestehen — sprach kein Wort, sondern beschäftigte mich bloß mit dem Gedanken von der Schönheit, und dem Genuße meiner so dienstfertigen und ergebenen Freundin. Endlich ward die Reise in einen Garten, und in diesen durch dunkle Alleen bis zu einem schönen, schon kleinen Gartenhause, fortgesetzt. Alles war still; der Mond schien dunkel, ich konnte also weiter im Garten nichts erkennen.

Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, murmelte die Alte, als ich am Eingange des Hauses war. Ich will Sie nur melden. Es währte auch



auch wirklich nur ein Paar Minuten, so kam die Alte zurück, und winkte mir. Ich gieng hastig in das Zimmer, das sie mir zeigte. Ich fand niemanden. Ich gieng in das daranstossende. Ich fand wieder niemanden. Ich gieng in das dritte, und sah auch allenthalben um, und konnte niemanden entdecken. Indessen hörte ich die Thüren zu den Zimmern, durch die ich gieng, zumachen und abschliessen. Ich stugte. Doch sagte ich Muth; und da sich niemand sehen liess, so gieng ich auch in das vierte Zimmer. Kaum trat ich hinein, so ward auch diese Thüre hinter mir abgeschloffen. Was sollt ich da denken? Es fielen mir allerley Grillen ein. Allein ich unterdrückte sie, und entschloß mich, das Abends theuer hier abzuwarten. Ich warf mich auf einen Sessel, und betrachtete das Zimmer genau; das, wie die übrigen, mit einigen Lichtern erleuchtet war. Ich fand nichts, das Verdacht in mir erregt hätte. Das Verdrang endlich alles Mißtrauen; und bewog mich, da ich über eine Viertelstunde vergebens auf jemanden gewartet hatte, in das daranstossende Zimmer zu gehn. —

Ein Gardinenbett fiel mir sogleich im Alkoven in die Augen. Ich schlich hin, und zog die seidenen Vorhänge langsam weg. — Wie erschauert war ich, als ich einen baumlangen star-

fen



ten Kerl im Bette liegen sah, der unter tausend Klüchen aussprang, mich bey der Kehle anpakte, und seinen Lenten pfiff. Was sollt ich thun? Der Schreck, der mich bey diesem Willkommen überfiel, war zu heftig, und ich war schon meiner Uhren, Ringe, Dosen, und ziemlich vollgespickter Börse beraubt, eh ich mich wieder erhohlet hatte. Allein ich war kaum im Stande wieder Ueberlegungen zu machen, als ich schon hörte, daß die Helfersd Helfer an der Thüre waren. Ich entschloß mich kurz, riß mich aus den Händen des Kerls, den ich im Bette antraf, und sprang durchs zugemachte Fenster, daß die Schreien vor und hinter mir herumslogen.

Aber ich war durch diesen Sprung noch nicht gesichert; denn meine artigen Freunde, die mich unter einem so schönen Vorwande zu sich gelocket hatten, folgten mir ebenfalls durch das Fenster nach. Ich mußte mich so eilig als möglich flüchten. Ich ward bis auf die Gasse verfolgt, und auch da umrungen. Ich sah mich genöthiget, den Degen zu ziehen, und mich mit ihnen zu schlagen. Allein, was wollte ich gegen sieben handveste Kerl, die mit den ihrigen in mich eindrangen?

Ich war in der größten Verlegenheit und Todesgefahr. Endlich erblickte ich in der Ferne eine Laterne, die quere über die Gasse in ein Haus



Haus gehen wollte. Ich rief um Hülfe. Schnell wie ein Pfeil schossen zwei mit dem Degen in der Hand daher, und jagten meine Gegner zurück. Der Unbekannte nahm mich, ohne ein Wort zu reden, an seinen Arm, und sein Bedienter mußte hinten nachgehn. Ich war eben im Begriff, meinem Erretter zu danken, als er mich bat, in sein Haus einzutreten. Ich erzählte ihm, da er mich zur Abendmahlzeit bey ihm zu bleiben bat, meinen Zufall, durch welchen ich in die Hände dieser Räuber gefallen war. Ich wußte nicht, warum er mich gleich bey dem ersten Worte, als er meinen Namen von mir erfuhr, sehr scharf in die Augen faßte. Doch hörte er mich aufmerksam an, ohne sich weiter was merken zu lassen.

Als ich Abschied von ihm nahm, bot er mir seinen Bedienten zur Begleitung an, und versprach mir, des andern Tags mich zu besuchen. Er kam auch wirklich. Nach einer langen Unterredung, die ich mit ihm hielt, fragte ich ihn um seinen Namen. — Ein Geheulniß, antwortete er mir, und zuckte die Achseln. — Ich wußte nicht, was ich von ihm denken sollte. Ich habe einen so hohen Grad von Achtung gegen diesen Mann erlangt, daß ich ihn nur mit Ehrfurcht ansehen kann. Freylich ist mir seine Gesellschaft eben nicht die behaglichste; denn ich

weiß



weiß nicht woher, — ein geheimer Druck quetscht mich so zu sagen ordentlich zusammen, wenn ich neben ihn sitze, ihn, den Mann so ganz natürliche, unpedantische Nichtschaffenheit sehe, und mich gegen ihn zur Parallele aufstelle. Wie eine Piguade, die an der Ferse des Herkules leckt, steh ich dann neben ihn. Und du weißt, wie niederschlagend eine solche Demüthigung ist.

Ich freue mich zwar immer, ihn zu sprechen, aber diese Freude ist eine von den furchtsamen, die uns die Freude nur halb genießen lassen. Du kannst dir leicht vorstellen, daß ich gern die Ursache wissen möchte, warum er so im strengsten Incognito seyn will, so gar gegen mich, denn er sich so stark verbindlich gemacht hat. — So viel habe ich wohl von ihm herausgebracht, daß er ein Italiäner ist, in Straßburg, in A^ug^ust^us, und in T^ubing^un; nachher auch in Dresden und Leipzig war. Allein die Ursache seiner Reise, seinen Namen, seine Verrichtungen, nichts konnte ich weiter von ihm erfahren.

Doch mag das gut seyn. Er ist demohngeachtet ein Mann, den ich hochschätzen muß. Er versprach mir, Genußthnung für den Betrug zu verschaffen, der mir gespielt ward. Er sey auf Spuren gekommen, die mich in Erlaunen setzen würden. Ich sollte nur noch einige Tage Geduld haben, und gegen jedermann sorg-



fältig verschweigen, daß ich ihn kenne. Das will ich gerne thun.

Run, lieber Bruder, schreibe auch du mir bald etwas Erfreuliches. Ich möchte gar zu gern wissen, nach welchem Pole der Hofcompaß gerichtet ist. Verstehst du mich?

Stett.

Sechs und zwanzigster Brief.

Julchen an Eleonore.

M. O., den 27ten May 1774.

Was bedeutet das, liebste Pörschen, daß du mich so lange ohne Briefe läßt? Da hab ich deinen letzten vom 15ten Merz vor mir, und seit der Zeit auch nicht eine Silbe. Ach! Beste, bist du krank? warum schreibst du nicht wenigstens mir, wenn du auch durch diese fürchterliche Nachricht deine Mutter schonen wolltest? Bin ich dir so ganz gleichgültig geworden, daß du mir auch den einzigen Trost misgönnst, dein Schicksal ganz zu kennen, und dich trösten zu dürfen?

Doch ich will es nicht untersuchen, was die Ursache ist, warum du dein Julchen vergißt, dein Julchen, dem du sonst auch den geheimsten Kummer deiner Seele anvertrauest. Ich will das

darüber weg sehn, und dir mit der wärmsten Liebe, die mein Herz immer für dich fühlte, all den Wirwar erzählen, der seitdem, daß ich dir und deiner Mutter das letztemal schrieb, deswegen vorgefallen ist.

Stett hat die heiligsten Versicherungen seiner künftigen Besserung gegeben. Dadurch hat er den Bischoff gewonnen, der alles mögliche anwand, ihn mit dem Hofe wieder auszusöhnen. Die Fürstin hat ihn eben gestern durch den Bischoff ihrer Vergebung versichern lassen. Man will die alten tollen Streiche vergessen, und dir einen gebesserten Mann zuführen. O, Lorchen, könntest du sein Herz annehmen, und durch dasselbe alles das Glück erhalten, das du verdienst, welche Seligkeit wäre das für mich. Versuch es, meine Liebe! Versuch es! Vielleicht ist deine großmüthige Seele im Stande, die Beleidigungen zu vergessen, die er dir erwies, und findest endlich die Ruhe, die dir auf eine so grausame Art geraubet worden. —

Ich will dir einen vorläufigen Wink geben. — Dieser Wunsch, den ich hier äusserte, ist freylich nicht der freye Wunsch meines Herzens; er ist nach der Nothwendigkeit gemodelt, in die der Hof, nach seinem gnädigsten Willen dich nicht setzt. Du wirst mich verstehen. Schon deine Mutter hat dir darüber ihre Meinung entdeckt.



Auch ich muß ihren Gründen beystimmen. Denn was soll aus dir werden, meine Beste, wenn du, da dir alle Hoffnung, je auf eine andre Art glücklich zu werden — die Hoffnung, je deinen Hart zu sehen, geraubt ist, — diesen einzigen Weg deines Glückes ausschlägst? Gott ich schaudre, wenn ich in diese finst're grauvolle Zukunft übersehe. — O, sträube dich nicht, wenn dir der Vorschlag wirklich gemacht wird, Sletzen wieder anzunehmen. Wie sehnst dich deine Mutter, wie sehnst dich deine Julie dich wieder an ihre Brust zu drücken, und an deiner Seite, so viel es möglich ist, den Weg deines Glückes mitzubandeln zu helfen!

den 28ten May 1774.

Eben verließ uns der Bischoff. Ich weiß nicht, mit welchem Gefühle ich dir diesen Brief schliessen soll. Ich möchte laut aufrufen vor Freude, wenn ich bedenke, daß der Augenblick so nah ist, der dich den Umarmungen deiner Freunde wieder schenken soll; und möchte zugleich auch weinen, wenn ich mir dich so ganz in deiner Lage denke, wie dein Herz noch über dem blutigen Grabe deines Harts trauert, und du hingehen sollst in den Armen eines Mannes, der dein ganzes Unglück machte. Verzeih mir, wenn ich dich durch diese Erinnerung auf das neue betrübe.

Die



Die Fürstin hat den Nachsehn in deiner und Fletts Sache gethan. Ich liebe Eleonoren zärtlich, sagte sie, und wünsche, ihr Glück zu machen. Aber ich bin auch verbunden, dem Flett auf den Weg seiner Besserung meine Hand zur Unterstützung zu reichen. Er ward durch die böshafte Versführung zum niederträchtigen Menschen. Er erkennt ist seine Fehler. Ich kann ihm also seine Bitte, in den Armen der Eleonore zurückkehren zu dürfen, nicht abschlagen.

Sie ertheilte darauf dem Bischof Befehl, dir ihren Willen bekannt zu machen. Du wirst vielleicht diesen Befehl mit meinem Briefe zugleich erhalten. Denn der Bischoff eilte, ihn sogleich an die Abtissin deines Klosters abzusenden. Was soll ich dir nun sagen, meine Theuerste? daß du dem Winke der Fürstin folgen mußt? daß jeder Schein von Gegeneinwendung Fletten nur mehr reinigen, dich ganz den heimtückischen Beurtheilungen der Verläumdung sucht aussetzen werde? Du wirst mich verschn, was ich dir damit sagen will.

Erlaube mir nur noch eine Bemerkung. Entweder ist Fletts Diene und Vesserung ansehnlich — und in diesem Falle verdient er deine Vergebung wirklich; oder sie ist nur geheuchelt. Ist sie das letztere, so wird er die Maske nicht
8 3 lange



lange vor dem Gesichte behalten können. Er wird sie ablegen, weil sie ihm unnatürlich und zwangsvoll ist; er wird in seiner vorigen Raupengestalt wieder erscheinen. Freylich traurig genug, diese Vermuthung als möglich annehmen zu müssen! Aber im Grunde betrachtet, wirst du allemal mehr gewinnen, als durch deine gänzliche Widerseßlichkeit. Man wird es einsehen, daß dir Unrecht und Zwang angethan wurde; man wird dich alsdann bemitleiden; jeden Wunsch deines Herzens zu erfüllen streben; dich gegen jede Anfälle der Bosheit des Fletts schützen; dich ganz rechtfertigen, ihn ganz verdammten. Man wird dir die allgemeine Achtung und Liebe nicht entziehen können, da du dich den harten Prüfungen deines Schicksales mit vollkommener Ergebung in dem Willen des Höchsten geduldig unterwarfst; und Flett sich den Haß, die unauslöschliche Verachtung aller Rechtschaffenen durch seine erheuchelte Besserung aufladen würde.

Alles dieses würde dir versaget werden, wenn du einigen Skrupel über den Antrag des Hofes äussertest. Man wird Fletts Versprechen allemal als den Grundstein betrachten, auf den man diesen Plan zeichnete, und auch zeichnen mußte. Fällt er auch in sein voriges wüßtes Leben zurück, so wird nicht Er, nein Du wirst die Schuld aller



aller seiner künftigen Vergehungen tragen müssen. Ach! wie marternd müssen solche unverdiente Vorwürfe nicht einer Seele seyn, die so edel denkt, als deine.

Sehe nun noch zu allem diesen, daß Flett wirklich durch deine eigene Tugend zur Erkenntniß zurückgekommen, daß er wirklich im Ernste halten würde, was er so heilig versprach, wie? solltest du nicht auch einen Schritt vorwärts thun? Er überwindet so viele in seinem Herzen so zu sagen eingewurzelte Leidenschaften, kämpft wider sie, und strebt, den Weg der Tugend zu wandeln, — Lorchen, welche Aufopferung seiner Selbst fodert dieses Streben bey einem Lasterhaften nicht. Und du wolltest nicht eben so edel handeln? nicht ebenfalls einen Theil deiner Ruhe aufopfern, da er aus Liebe zu dir, wie er verspricht, alle seine ige, freylich nur in den Augen eines bößartigen Mannes, — anlockende Glückseligkeit aufopfert? —

Bedenke es wohl, eh du deine Erklärung giebst! Ich weiß, es wird dich Ueberwindung kosten. Aber je größer diese Ueberwindung war, desto größer ist das Glück der Bernuhigung für ein so empfindsames Herz wie deines ist, das mit der stärksten Zärtlichkeit liebt

Deine

Julie.



Sieben und zwanzigster Brief.
Louise an Fräulein Julie.

Q^o, den 24ten May 1774.

Gnädiges Fräulein!

Vom äussersten Schmerze niedergebeugt, dem Hunger und Elende Preis, am Rande des Todes nehme ich meine letzte Zuflucht zu Ihrem gütigen Herzen, da mir aller Menschen Mitleid verschlossen ist. 'Gerechter Gott im Himmel, wie groß sind meine Leiden. Erbarmen von dir, nur einen Tropfen von deiner väterlichen Barmherzigkeit! —

Verzeihen Sie mir diese Thränen, die mit Ungefühle aus meiner Brust hervor auf das Papier quillen. Mein Herz schlägt so allgewaltig vom heftigsten Druck der Leiden, daß ich ver-
schwachen muß, wenn es noch länger in diesem Zustande bleibt. Dürst ich Mitleid für mich — und für das Unterpfand einer unglücklichen Liebe von Ihnen erwarten. Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, entziehen Sie mir Ihren Beystand nicht. Als Mutter stehe ich Sie für mein unglückliches Kind an! Lassen Sie sich rühren, und mein Dank soll selbst in der
Ewig-

Ewigkeit nicht aufhören, mit dem ich Sie als den Engel ehren werde, den die Vorsicht mir zum Retter erwecket hat.

Sie werden vielleicht schon wissen, daß ich aus dem Kloster gestossen ward, als man meine Schwangerschaft entdeckte. Man warf mich auf die Gasse wie ein Vieh, das man nicht im Stalle gebähren lassen will. Mein Zustand war grauenvoll. Der Schmerz, der mich überfiel, das anhaltende vorherige Leiden, der Kampf meiner Seele, und endlich diese letzte Unmenschlichkeit, und die fürchterliche Aussicht in die Zukunft, da ich von allem entblößt war, was zur Erhaltung dienen könnte, da ich ganz unbekannt in der Gegend war, wehin mich die scheinheiligen Barbaren schleppen ließen, da selbst die Hoffnung auf menschlichen Beystand wegen der Einsamkeit, die da herrschte, vergebens war; — alles das stürzte mit einemmale auf mich zu, und stürzte mich in den schaudervollsten Zustand. Ich lag, und bebt vor Kälte, und faltete die Hände zum Himmel um Rettung, und weinte, schrie laut um Hülfe, — alles vergebens! Gott, wenn unschuldige Seelen schon in diesem Leben so unaussprechlich bittere Leiden fühlen, welche Quaaalen mußt du nicht erst dem Sünder in jener fürchterlichen Ewigkeit aufbewahren haben.



In diesem marternden Zustande lag ich zwei volle Stunden. Meine Seele ward über dem Kampfe matt, und ich sank ohnmächtig und erstarrt auf einen Stein hin, der an der Ecke eines unbewohnten Hauses lag. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer Stube, die von allen Seiten Elend und Mangel bezeichneten. Eine alte Frau schlecht, und höchst unreinlich gekleidet saß neben dem Strohlager, auf dem ich lag. Sie sieng sogleich an mich zu trösten, und erzählte mir, daß sie durch das Kechzen unter ihrem Fenster zu meiner Rettung aufgefodert worden, und daß, als sie mich eben in ihr Haus habe bringen wollen, ein junger Mensch, welcher sie öfters besuche, und eben darzu gekommen wäre, ihr meine Pflege sehr scharf anbefohlen habe. Ich sollte mich trösten, sollte Muth fassen; sie würde ihr möglichstes thun, mir Unterstützung und Hülfe zu leisten.

Wie ich der alten guten Frau aus überströmendem Danke feurig die Hand drückte; wie lebhaft ich durch die sichtbare Hülfe der Vor- sicht gerührt ward, — das weiß mein Herz! Endlich eine menschliche Seele, die sich das Elend einer Unglücklichen rühren läßt, rief ich aus, und fiel meiner Wohltäterin mit Thränen im Auge um den Hals. —



Allein ich wurde in meiner Umarmung schlüssig gelehrt. Meine Schmerzen erneuerten sich, und — ich ward Mutter eines Sohnes, den ich jetzt nur mit Schauern ansehen kann, ohne geachtet mein Herz aus Liebe zu ihm zer springen möchte. Die alte Frau pflegte mich, so gut es ihre Kräfte, und ihr Vermögen zuließen. So ganz auf die sichtbare Vorsicht vertrauend suchte ich mich, so betrübte auch mein Zustand sonst war, zu beruhigen. Ich war auch wirklich im Stande, schon in den ersten acht Tagen kleine häusliche Geschäfte zu verrichten. Meine Wirthin besuchte mich fleißig in der Früh, zu Mittag, und auf den Abend. Allein außer diesen Besuchstunden, die allemal nicht länger als eine halbe Stunde dauerten, sah ich weder sie noch sonst jemanden. Ich war darum unbesümmert, und fragte sie nicht einmal um ihre Beschäftigung.

Eines Morgens brachte sie mir einen Bündel, den sie von dem jungen Menschen für mich erhalten zu haben vorgab. Sie öffnete ihn, und es waren zwei vollständige recht reinliche Anzüge darin. Ich erschrock über dieses Geschenk. Meine Wirthin beobachtete meine Unruhe, und nahm mich sogleich bey der Hand. Fürchten Sie nichts, sprach sie. Dieser junge Mensch ist zwar ein reicher Cavalier, aber nicht vom gewöhn-



gewöhnlichem Schlage. Er verändert sein Geld nicht wie die andern in Pferden, Würfeln, oder Maitressen. Er hat keine andre Freude, als Unglücklichen mit seinem Ueberflusse beizustehn. Sehen Sie, ich selbst lebe von seiner Gnade. Alles was ich für die Unterstützung zu thun habe, besteht in der Pflege der Unglücklichen, die er mir anvertraut. Er hat dieses ganze Haus lediglich dazu gemiethet, um auf alle Fälle eine Zuflucht für Dürftige zu haben, denen er seinen Beystand unbekannter Weise leisten will. O, er ist der liebenswürdigste Mann von der Welt.

Wie heißt dieser Engel vom Manne, rief ich, durch die Schilderung gerührt, die mir von ihm gentscht wurde.

Verzeihen Sie, antwortete mir die Frau. Ich würde um mein Bißchen Gnadengehalt und um meinen Dienst kommen, wenn ich seinen Namen gegen jemanden, wer es auch immer sey, entdecken würde. So wohlthätig er ist, so will er doch nicht durch den Dank derjenigen, die er glücklich gemacht hat, schamroth werden. Er sagt mir immer, lasse deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut.

Was sollt ich denken. Eine so unerwartete Großmuth rührte mich. Ich fiel auf meine Knie nieder, und betete laut für den unbekannten Wohlthäter zum Himmel. Während ich
noch



noch auf meinen Knien lag, verließ mich die Alte. Ich packte nachher die Sachen aus. Ich fand ein Köstchen mit 12 Rthlr. in der Wäsche, mit der Aufschrift, zu kleinen Ausgaben. Ich suchte weiter, und fand auch Feinzeug für mein Kind. O, wie süß lag da mein Herz hoch auf für innerer Diegung. Gott müsse dir die Seligkeit der Engel schon hier auf Erden geben, du wohlthätiger Freund der Jugend, rief ich, und nahm meinen schlummernden Sohn in meine Arme, wies ihm die Geschenke, und befahl ihm, als hätte er mich versprechen können, für seinen Wohlthäter zu beten. Er erwachte über dem starken Kusse, den ich ihm gab; ich zeigte ihm die Sachen von neuem, und der Unschuldige, als ob er wüßte, was ich ihm sagen wollte, sieng an zu lachen, und mit den Händen mich zu streicheln. Das brach mir das Herz vor Wollust. Ich warf mich auf das Bett, und Thränen der süßesten Empfindung strömten aus meinen Augen hervor.

Einige Tage nachher entdeckte mir die alte Frau, daß sie, weil ich nun ganz gesund wäre, auf Befehl des jungen Kavaliere mir ein bequemer's Zimmer im Hause antweisen sollte. Sie führte mich in das untere Stockwerk, und gab mir ein mit Geschmack anemendirt'es Zimmer ein. Ich erlaubte über diese zu gütige Behandlung,
und



und konnte mich erst nach vielem Zureden meiner Wirthin darzu entschliessen, es anzunehmen.

Es verflossen noch einige Tage, ohne daß ich aus meiner Stube kam. Ich war in mich selbst zu sehr vertieft, daß ich auf das, was neben mir vorgieng, hätte Acht haben können. Ich hörte zwar izt mehr Menschen im Hause gehn, als zuvor. Ich hörte sogar oft bis in die späte Nacht Musik. Wenn ich darum fragte, so hieß es, es wäre im Hause neben an. Ich ließ es gut seyn.

Endlich sieng ich an, über mich selbst nachzudenken. Wie? Kannst du so ganz unthätig die Wohlthat des besten Menschen missbrauchen? Heißt das nicht frecher Mißbrauch der Güte seines Herzens? — Diese Gedanken fuhren zentnerschwer über meine Seele. Darzu gesellte sich nach und nach noch die Erinnerung an den Verlust der Liebe meiner Eltern; an die traurige Lage des Vatt, an meine ausgestandene Leiden; an die Leiden der liebenswürdigen Eleonore — an so viele andre Gegenstände, die alle gleich heftig auf mein Herz stürmten. Ich sieng an einzusehen, daß ich es der Tugend eines edlen Herzens schuldig bin, nicht länger die wohlthätige Unterstützung zu missbrauchen. Es ist Gottlosigkeit, sagte ich mir selbst, wenn du noch länger fortfährst in dieser Lage zu bleiben,



da du Kräfte, da du Geschicklichkeit izzt beßhest, deinen Unterhalt selbst zu verdienen. Und soll ich es offenerzig gestehen, so wirkte die Erinnerung, daß ich, die ich selbst Wohlthaten erweisen konnte, izzt von der Varnherzigkeit mitleidiger Seelen abhängen sollte, — nicht wenig zu dem schnellen Entschlusse, mit dem ich der alten Frau meine Gesinnung entdeckte, und sie bat, mir durch ihre Rathschläge zu meinem ferneren Fortkommen vor der Hand behältlich zu seyn. Sie erschrock, als ich dies sagte. Mein Gott, rief sie aus, was wollen sie machen? Sich freiwillig ins Elend zurück setzen? Ich habe schon auf ein ganzes Jahr für Sie die Anweisung bekommen. Kränken Sie doch nicht das Herz des besten Mannes durch Ihre Grille, mit der Sie seine Unterstützung ausschlagen wollen. Sie würden ihn auf das äusserste betrüben, und mich zugleich mit unglücklich machen, weil er leicht glauben könnte, daß meine schlechte Behandlung Schuld daran sey. Womit habe ich das um Sie verdient? —

Ich wollte ihr antworten, aber sie hielt mir den Mund zu; und bat mich, von alle dem nicht ein Wort mehr zu sagen. Sie verlies mich sehr schnell. Ich wußte nicht, was ich von der ganzen Sache halten sollte. Ich ward mißtrauisch. Die Art, mit der mir so viele Wohlthaten erweisen



wiesen wurden, schien mir verschwenderisch zu seyn. Ich ward als ein armes Mädchen auf der Gasse aufgegriffen, in einem Zustande, der eben nicht die vortheilhafteste Meinung für mich einflößen konnte. Mein Wohlthäter wußte weder meinen Namen, noch meine Schicksale, denn um beides fragte mich meine Wirthin mit keinem Worte. Auch ich erzählte ihr nichts. Was kann er denn für Beweggründe zu dieser Großmuth haben? Wer sieht ihm Bürge dafür, daß er sie nicht an eine nichtswürdige, feile Creatur verschwendete? Ist es nicht den Grundsätzen der Klugheit gemäß, einen Unterschied mit den Wohlthaten zwischen Unglücklichen, die es ohne ihre Schuld sind, und jenen zu machen, die es durch ihre Ausschweifungen geworden? Und muß ich nicht in seinen Augen zu den letztern gehören? Und dennoch schränkt er sie nicht ein, ohngeachtet meine Gesundheit mir gestattet, derselben erübrigen zu können? Er vermehrt sie sogar? Was kann er für Beweggründe darzu haben, als solche, die seinen Herzen am Ende wenig Ehre machen?

Ich zitterte bey diesem Gedanken. Ich ward selbst böse auf mich, daß ich mir auch nur diesen Gedanken erlaubte. Und doch konnt ich ihn nach all den Umständen, in denen ich war, nicht ganz unterdrücken. Meine Einbildungskraft
stieg

stieg dem Felsfaden nach, den mich dieser erste Gedanke führte, und ich sah in der Zukunft nichts als Schande und Verachtung. Mir ward bange ums Herz. Ich versiel in den lebhaftesten Streit zwischen Dankbarkeit und meiner Tugend. Wie sehnlich wünschte ich, dem großen Manne, wie ich ihn noch immer nannte, für seine Güte lohnen zu können; wie sehr aber fürchtete ich mich zugleich, länger von seiner Güte abzuhängen, die mir izt in einem so zweydeutigen Lichte erschien. Ich wußte wirklich nicht, wozu ich mich entschliessen sollte. Daß ich keine ferneren Wohlthaten von ihm annehmen müßte, das sagte mir meine Vernunft klar und deutlich; aber mein Herz konnte dem wohlthätigen Mann ohne alle Proben meines aufrichtigsten Dankes nicht verlassen. In diesem Hin- und Herdenken brachte ich bis gegen Abend zu. Endlich ward mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihm schreiben, und mein dankbares Herz gegen den Unbekannten mit all der gerührten Lebhaftigkeit ausschütten, die seine edle erhabne Seele verdiente und wenn ich das gethan hätte, meinen izigen Aufenthalt verlassen. Ich septe mich auch wirklich hin und schrieb. Meine Feder mußte oft durch den ausbrechenden Schmerz stille stehen. Das Licht brannte schwach; ich wollte es aufhellen, und löschte es ganz aus.



Ich suchte im ganzen Zimmer ein Feuerzeug, fand aber keins. Es war mir daran gelegen, den Brief noch heute zu endigen. Ich entschloß mich also, im Hause Licht zu suchen. Ich gieng kaum aus meiner Stube, die ich das erstemal verlassen hatte, so hörte ich in einem der nebenanstossenden Zimmer schwachen. Ich pochte leise an, man gab keine Antwort, sondern schwachte weiter fort. Ich pochte das zweytemal an, und man rief mir zu: nur Geduld, nur Geduld, Lieschen ist besetzt. Ich stuzte über diese Antwort. Ich guckte durch das Schlüßelloch; — und Gott, welch ein Anblick für mich. Ein Mädchen halb nackt auf den Schoos eines jungen von Wein und Wollust triefenden Menschen! — Sie können sich den Schreck vorstellen, den ich empfand. Ich bebte zuderk, und konnte mich lange Zeit noch nicht erhohlen. In der Angst wollt ich auf meine Stube wieder gehn, verfehlte sie, und kam bis an das Ende des Ganges. Ich ward durch die Musik, die mir hier entgegen tönte, und eben anzufangen schien, aufmerksam. Ich merkte, daß ich mich verirret hatte. Was sollt ich thun? Ich flehte zu allen Heiligen, mich izt zu retten; denn ich war hinlänglich überzeugt, in welchem einem Schandhause ich wohnte. Indem ich so da siehe, und noch an allen Gliedern bebe, geht die



die Saalthür auf, und ein Officier schlenderte mit seiner Nymphe neben mir vorbei. Er ließ die Thüre offen. Ein Gewühle von Menschen zeigte sich meinen Augen, auf deren Gesichtern die niedrigste Wollust glühte. Meine alte Wirthin mitten unter ihnen, die mit gebieterischem Tone einige junge schön aufgerufte Mädchen zu den schändlichsten Ausschweifungen aufmunterte. Ich konnte diesen Anblick nicht länger ertragen. Ich eilte zurück, und wollte auf meine Stube. Ich glaubte wirklich sie erreicht zu haben, und gieng in das Zimmer hinein. Ich konnte mich nicht länger mehr anhalten. Ich warf mich auf den ersten Stuhl nieder, den ich traf. Kaum daß ich einigemal Athem hohlte, so kam Licht in die Stube. Der Offizier mit seiner Schönen hüpfte herein. Das Mädchen ward mich sogleich ansichtig. Mit entbranntem Gesichte eilte sie auf mich zu, und schrie: was machst du in meiner Stube, verfluchter Vag! Hast du nicht deine eigene? Willst du mir meinen Verdienst rauben? Mit diesen letzten Worten fuhr sie mir schon in die Haare, und schlug mit geballter Faust auf mich zu. Ich war zu sehr erschrocken, Theils über die Entdeckung die ich machte, Theils über den Zufall, der mich in eine fremde Stube führte; ich konnte mich nicht rühren. Endlich legte sich der Offizier mit einem



halben Dugend Schwerenothsküchen darein, und brachte seine wüthende Göttinn von mir weg, schleuderte sie wie ein Ball auf das Gardinenbett, und verschwand in demselben Augenblick mit ihr. Ich hatte nur so viel Ueberlegung noch, daß ich das Licht, das ich in der Hand hatte, stillschweigend anzündete, und dann meine Stube aufsuchte, die ich izt eben so geschwind fand, so hart es mir vorher auch war.

Ich hatte nicht Zeit, mich lange zu bedenken. Ich eilte zu meinem Kinde, nahm es auf die Arme, und so zur Thüre hinaus, über die Treppe hinab, und dem Hausthore zu. Ich glaubte mitten in der Hölle zu seyn, so lange ich mich in diesem Schandorte aufhalten würde. Schon war ich im Begriff, das Thor zu öffnen, als ein Kerl die Treppe herabgestürzt kam ohne Huth und Rock, mich auf die Seite stieß, daß ich über und über fiel. Zudem ich mich wieder aufzuraffen suchte, kamen einige Mädchen, Spielleute, und meine Wirthin nachgelaufen, die alle aus vollem Halse schrien, man solle den Spießbuben aufhalten. Ich war verlohren. Die Wirthin erblickte mich sogleich. — Sie muthmaßte, was ich Willens war, und fuhr mit Tigergrimm auf mich los. — Laßt den Kerl laufen, schrie sie, und haltet mir diese Kanaille auf. Was? davon laufen willst du mir? Bestehlen willst du mich?



mich? Und jetzt fing sie an, mit der Karbatsche, die sie unter ihrem Rocke hatte, mich auf das erbärmlichste zu peitschen. Ich fiel auf die Knie, bat um Gottes willen, sie solle mich verschonen. Umsonst! Ich ward durch die Mädchen, die sich an meiner Angst inniglich weideten, und ihre Spöttereien mir ins Gesicht austießen, mit Gewalt auf meine Stube gebracht.

Dieser Lärm lockte die Gäste aus dem Saale, die sich alle über den Austritt wunderten. Die Wirthin, ohne ein Wort zu reden, nahm mir alle Kleider weg, zog auch die, welche ich an hatte, aus, ließ mich im Hemde stehen, und schloß die Thüre mit dem fürchterlichsten Fluche hinter sich zu. Gott! was litt ich diese Nacht durch! Thränen auf Thränen stürzten aus meinen Augen, auf mein Kind herab, das ich fest an meine Brust drückte. Ich wachte unter der fürchterlichsten Erwartung die ganze Nacht durch. Mit welchen finstern Vorstellungen ward meine Seele geschwängert. Die Ueberzeugung, in die Hände einer Kupplerinn verfallen zu seyn, die aller Grausamkeit aufbieten wird, mich unglücklich zu machen. Diese Ueberzeugung wirkte mit solcher Gewalt auf mich, daß ich in lautes Wehklagen ausbrach. Ich sah keine Rettung vor mir. Ich hätte verzweifeln mögen, so schrecklich ward mir mein izziger Zustand.



Indeß erschien die Wirthin zur gewöhnlichen Stunde Morgens wieder. Allein in Gesellschaft zweyer Mädchen, die, wie es ihr Anzug schloffen ließ, eben izt aus dem Bette aufgestanden waren. — „Sie wird wissen, fieng die Alte an, was sie gestern vor hatte. Sie ist eine Betrügerinn, eine Spitzbabin. Will sie auf diese Art die Wohlthaten mir vergelten, die ich ihr zeither erzeiget habe? Ich habe sie von der Gasse aufgenommen, sie läderliche Hure, wo sie hätte krepiren müssen. Ich habe sie gepfleget, und der Dank dafür ist izt, daß sie mich betrügen will?“

Ich fiel vor ihr auf die Knie nieder, und beschwor sie, mich mit diesen Vorwürfen zu verschonen. „Gott weiß es, sagte ich, daß ich ihr Zeitlebens für die Güte danken werde, die sie mir erzeigte. Aber wenn sie nur aus der Ursache mich in ihr Haus aufgenommen hatte, um sich auf diese Art an mir schadlos zu halten, o, so hätte sie mich lieber sollen verschmachten lassen.“

Ich konnte nicht weiter reden. Der Schreck und mein Schmerz, den ich fühlte, hemmten mir die Sprache. Die Wirthin benutzte indeß mein Stillschweigen, und kündigte mir an, daß ich ihr 120 Thaler schuldig wäre, und daß ich nicht eher aus dem Hause gelassen werden sollte, bis ich sie bezahlt hätte. „Für den künftigen Auf-



Aufenthalt muß sie, setzte sie hinzu, täglich einen Thaler zu verdienen suchen. Und wenn sie mir ihn nicht jeden Abend richtig bezahlen kann, so erhält sie für ihre Faulheit dies zur Belohnung, und dabey wies sie mir die Karbatsche.

Ich verstund, was sie sagen wollte. Daß brachte mich ganz von Sinnen. Während lief ich auf sie, ja, Ungeheuer, schrie ich, Nichtswürdige, tödte mich, ich will es leiden. Aber niederträchtig wie du, und deine Kreaturen sind, sollst du mich nie machen.

Die Alte hielt es nicht für rathsam, mir zu antworten, sondern sagte zu den Mädchen, daß sie mich zu dem heutigen Besuche küssen, und aufspugen sollte. Sie gieng fort. Ich weinte laut, rang die Hände, und war trostlos. Die Mädchen suchten mich zu trösten, und sagten mit der treuherzigsten Mine, daß es ihnen nicht besser gienge. Ich würde mich schon dazu bequemen müssen. Ich sah sie starr an. Ich merkte, daß diese Verworfenen dies Schandleben mehr aus Faulheit zur Arbeit und aus dem daher entspringenden Mangel, als aus natürlichem Antriebe gewählt hatten. Ich sagte sie bey den Händen. „Um Gottes willen, ihr Lieben, habt Mitleid mit mir. Kennt ihr die Ruhe des Gewissens, o, so müßt ihr auch fühlen, was das heißt, diese Ruhe verliehren. Stürzt mich



mich nicht noch tiefer in das Elend. Ich bin unglücklich genug. Gott weiß es, ich bin unschuldig in dieses Haus gekommen. Man hat mich getäuscht, durch vorgegebene Großmuth hintergangen, sonst hätte ich so lange nicht ausgehalten. Ich habe erst gestern erfahren, in welchen gefährlichen Händen ich mich befinde.“

Die Mädchen schienen wirklich gerührt, als ich fortfuhr, sie um Mitleid anzusuchen. — Allein sie zuckten die Achseln, und entdeckten mir, daß ich heute den ersten Besuch werde annehmen müssen. Gut, dachte ich mir, ist es ein Mensch, der nur einiges Gefühl besitzt, so wird er sich durch meine Thränen rühren lassen. — Ich bat die Mädchen, mich allein zu lassen, weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. Sie thaten es willig.

Kaum war ich allein, so warf ich mich neben meinem Kinde auf das Bette. Ich ruhte, wie wohl von den schreckvollsten Träumen beunruhigt, einige Stunden. Die Mädchen weckten mich auf, und baten mich, wenn ich sie anders den verdräulichen Folgen ihrer Frau entziehen wollte, mich ankleiden zu dürfen. Ich ließ es geschehen, aber im Stillen machte ich die entschlossensten Entwürfe.

Unter dem Anpuße und meinen Betrachtungen schlich der Abend heran. Es ward kaum so

bun-



dunkel, daß Licht nöthig war, so kam die Wirthin zu mir. Sie hatte ein ganz vorzüglich freundliches Gesicht. „Mein liebes Vöppchen, sprach sie, und nahm mich bey der Hand, man muß leben und leben lassen. Fürchte sie sich nicht. Sie hat mehr Gespielinnen hier, die gewiß so gute Kinderchen sind, als sie. Allein was hilft ihr das Spröddethun. Einmal hat sie doch schon in der Welt mehr versucht, als es einem ehrbaren Mädchen ziemt. Folge sie mir, und es kann noch ihr Glück werden. Ich habe mich besonnen. Da sie so wenig Lust hat, bey mir zu bleiben, so habe ich sie als Kammerjungfer bey einem reichen Herrn, der eine alte mährische Frau hat, empfohlen. Da wird sie alles voll auf haben. Ihr künftiger Herr wird heute selbst kommen, und sie besuchen. Gefällt sie ihm, so will er die Summe, die sie mir schuldig ist, bezahlen, und sie zu sich nehmen. Verstehst sie mich? aber Sie muß sich ja nicht so albern wie die heilige Nixtrübran stellen?“

Ohne meine Antwort abzuwarten, slog der Satan vom Weibe fort, und ließ mich vor Erstaunen wie gefesselt allein zurück. Es dauerte nicht lange, so öffnete man meine Thür, und ein Mann vom mittlern Alter trat herein. Die Thüre ward hinter ihm abgeschlossen. Er machte ein steifes Kompliment, und setzte sich, ohne ein

Wort zu reden, neben mich hin. Ich zitterte an allen Gliedern. Er blieb aber nicht lange stumm, sondern machte seinen Antrag mit Mund und Hand so deutlich, daß ich seine ganze schandbare Absicht errathen konnte. Ich stieß ihn zurück. Er ward dadurch aufgebracht, und fragte mich, ob ich wohl wüßte, wer er wäre, und was er für mich zu thun gesonnen sey. Ich antwortete ihm mit all der Standhaftigkeit, deren ich fähig war. Allein es schien ihm wenig zu nützen. Da er seine Versuche wiederholte, sah ich mich gezwungen, mit all der Kraft, die weiblicher Wuth eigen ist, wider ihn zu kämpfen. Er erschrock über den Widerstand, den ich ihm leistete. Ich suchte diesen Augenblick zu benutzen; nahm mein Kind auf die Arme, und hielt es ihn vor. „Herr, rührt sie nicht meine Angst, rühren Sie nicht meine Thränen, so lassen Sie sich durch das klägliche Angstgeschrey dieses kleinen schuldlosen Geschöpfes bewegen. Schonen Sie meiner; sehen Sie mich als eine Unglückliche an, die verzweifeln muß, wenn Sie Ihre Unverschämtheit weiter treiben. Ich habe keinen andern Trost, als meine Tugend; rauben Sie mir diesen einzigen Trost meiner bekümmerten Seele nicht.“ Ich nahm ihn bey der Hand, und führte ihn, während er noch schwieg, zu dem Kreuzifix, das in meiner Stube hing. „Hier, hier beschwöre ich Sie nochmals bey dem,



dem, der Richter über unsre bösen und guten Handlungen sehn wird — der das Flehn, die Thränen einer Unglücklichen gewiß nicht verfließen wird — lassen Sie mir meine Ruhe, lassen Sie mir mein schuldloses Gewissen, und würdigen Sie mich nicht zu den Niederträchtigen herab, die vor dem Blicke dieses strengen Richters nicht anders, als mit Zittern erscheinen können.“

„Hier fieng das Ungeheuer an zu lachen, und unter den fürchterlichsten Flüchen mir zu drohen, wenn ich noch länger die Zeit mit solchem Schnickschnack, wie er sich ausdrückte, vertändeln wollte. Ich sah, daß er boshaft genug war, mir Gewalt anzuthun. Ich schrie um Hülfe. Auf mein Geschrey stürzte die Wirthin wüthend herein. „Dacht ichs doch, der Balg wird sich noch kostbar machen,“ schrie sie. Sie riß mir mein Kind aus den Armen; und feuerte den Fremden an, seinen Besuch nicht fruchtlos zu enden. Was sollte ich gegen zwei solche Wüthriche thun. Man wollte mir mein Kind, man wollte mir meine Ehre rauben. In der ersten Angst lief ich zum Fenster, riß es auf, und schrie: Mörder, Diebe! — Ich schrie so stark, daß die Nachbarn herbeigeloct wurden. Ich bat um Hülfe, und entdeckte, so gut ich in der Angst konnte, die Gefahr, in der ich war. Diese Leute liefen nach der Polizei, die in der Nähe



Nähe war. Man brach mit Gewalt in das Haus. Ich bemerkte nicht, daß während meinem Geschrey die Wirthin und der Fremde verschwunden waren. Die Polizei fragte nach dem Vermeen. Die Wirthin drehte die Geschichte um; gab mich als ein lieberliches Mädchen an, daß sich in ihr Haus geschlichen, und als sie es wieder fortschaffen wollten, dies Geschrey angestimmt hätte. Sie überlieferte mich den Häschern als eine Vettel für das Zuchthaus. Man befragte mich um alle diese Umstände. So fürchterlich mir auch sonst der Besuch solcher Leute gewesen wäre, so willkommen war er mir doch jetzt. Ich gieng ohne Widerrede mit ihnen, weil ich es als das einzige Mittel ansah, mich den gefährlichen Verfolgungen der Nichtswürdigen zu entreißen, bey denen ich hätte verzweifeln müssen.

Aber, Gott, welch neues Elend führte auf mich los. Ich hatte ein Kind, durfte den unglücklichen Vater desselben nicht nennen; konnte nur schwankende Antworten auf die Fragen geben, die mir vorgeleget wurden. Ich ward also nach der Anklage der Wirthin als ein lieberliches herumzugehendes Mädchen betrachtet, und wie die andern, welche in die Hände der Gerechtigkeit verfallen sind, zum Stanpenschlag und zur Schandbühne verurtheilt. Wie vom Donner erschmettert führte ich zusammen, als man mir

dies



Dies Urtheil entdeckte. Ich fiel in eine Schwäche; die, so gefühllos auch meine Richter waren, sie dennoch zwangen, meine Strafe noch zu verschieben. Ach, mein Gott, ich überlebe diese Schande gewiß nicht. Bey wem soll ich Schutz, soll ich Rettung suchen? Durch vieles Bitten erlaubte man mir, an Sie zu schreiben. Man will Ihre Antwort abwarten. O, warum muß ich diesen Schritt wagen, Sie in einer so zweydeutigen Lage um Ihren Schutz anzusehen! Und doch — urtheilen Sie selbst, was soll ich in der Situation, in der ich jetzt bin, — was soll ich thun? Ohnmöglich kann ich meinen Richtern meine Geschichte enträthseln; ohnmöglich! Sie würden mich demohngeachtet für nicht minder strafbar halten; würden meiner spotten, und mich mein Unglück nur doppelt fühlen lassen.

Haben Sie aus Barmherzigkeit die Liebe für mich, und suchen Sie auf irgend eine Art, mich den Händen der Richter zu entreißen. Mein Unglück, das Elend meines Kindes, die vielen Leiden, die ich schon dulden mußten, sind für ein Herz, wie ich als Weib nur haben kann, zu lastbar gewesen, um nach der bevorstehenden Gefahr und der damit verknüpften Schande nicht lieber mit meinem Leben vorzubeugen. O warum, warum mußte ich den unglücklichen Augenblick erleben, der mir Fletts heuchlerische Liebe schenkte. Wäre ich damals lieber hinweggerast



gerast worden, aus diesem Jammerthale; ich würde nicht so viele Thränen haben weinen, nicht so unzähliges Leiden dulden dürfen!

Louise.

Acht und zwanzigster Brief.

Eleonore an Julchen.

Q^u., den 6ten Jun. 1774.

Aufgeseucht, hast du mich aus meinem Todeschlummer. Ich lag ohnmächtig, gefühllos gegen alles, was mich umgab, seit meinem letzten Briefe, und würde so die Tage meines Lebens hingeweint haben, hättest du mich nicht aufs neue zurückgerufen, aus der tiefen finstern Melancholie und Verzweiflung, in der ich schwebte! O, Bester, hättest du mich vergessen, hättest du mich so, ohne mir noch einmal vor meinem Tode zuzurufen, hättest du mich doch so ganz ohne Störung hinwegwandeln lassen von dieser Erde, hinüber fliegen lassen in die Ewigkeit, von der Gott mir mit heiliger, engelreiner Liebe entgegen lächelt! Hättest du mich sterben lassen! Und Dank, tausend Dank würd ich dir dafür gezollt haben. —

Ach, Julchen, verzeih mir! Ich bin ungerath! Du liebtest mich! Sehntest dich nach mir; trau-



auertest um mich; und du hättest mich vergessen sollen? Nein, du konntest es nicht, durftest es nicht. Ich danke dir für deine Liebe, für deine Zärtlichkeit. Sie ist ein Beweis, daß du eine unglückliche Eleonore auch im Elende nicht vergiffest.

O! wie schwer wälzen sich die Leiden meiner Tage über mich hin! Louise ist mir geraubt! Ich könnte den Heuchlerinnen, die sie verfließen, danken, wenn es erlaubt wäre, Menschen zu danken. Aber daß ich sie fliehe, für Hyänen halte, die die Thräne der Unglücklichen verachten; daß ich sie verachte, wer kann es mir verzeihen? — Doch nein! auch das will ich nicht. Mitleid, nicht Verachtung verdienen sie. Sie würden vielleicht gefühlvolle Herzen haben, wenn sie ihr eigen Elend nicht gegen das Gefühl der andrer Leiden verstimmt hätte. Ihre Hofsäle, ihre mit eisernen Gitterfenster nur schwach beleuchtete dunkle Zellen, der ewige Streit ihrer Leidenschaften, die sie wie die Lohe unter der Asche nicht auszulöschen, nur zu ersticken streben, alles das wirkt auf ihre Herzen, daß Sie sich von keiner andern Tugend einen Begriff machen können, als — erzwungene Keuschheit zwischen vier Mauern zu beobachten, und jedem ihr einen Sodomsbürger ansehen, und sich für einen kreuzigen, der anders denkt, als sie. Also noch einmal: Mitleid für sie, nicht Verachtung. Dem:



Demohngeachtet stiehe ich ihre Gesellschaft, die mit einer desto größeren Leere für mich ausgefüllt seyn muß, je weniger sie im Stande seyn können, Theil an meinen Empfindungen zu nehmen. Diese gänzliche Einsamkeit ist für der behaglichste Zustand meiner Seele. Ungelesen kann ich dann ganz meiner Melancholie nachhängen, und weinen. Und glaube mir, liebste Töchter, mit jeder Zähre, die ich weine, auf Zaros Bildniß weine, wälze ich eine zentnerschwere Last von meinem Herzen weg!

Seit Louise entfernt ist, werde ich mit jedem Tage schwächer. Ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen, daß ich nach und nach vertrockne. Aber wirst du mir auch glauben, daß ich mich darüber freue. So oft mir mein Spiegel sagt, daß ich schwächer werde, triumphire ich stolz in meiner Seele über den Sieg, den ich bald erringen werde; den Sieg des Todes. O, du glaubst nicht, was für eine Wollust in diesem Gedanken liegt, wenigstens für mein Herz darin liegt. —

Sage nicht, daß ich schwärme! Ich habe die überzeugende Proben gegeben, daß ich über Leidenschaften kämpfen kann. Meine Liebe war nicht ausbrausend, nicht schnellauflodernd! Sie ward durch tausend harte Prüfungen gereinigt von den Schlacken, die ihr ankleben konnten.

Wein



Mein Herz ist nie stolzer, als wenn es sich jener traurigen Augenblicke erinnert, in denen es nicht mit Weiberkräften nur, nein mit Kräften eines Riesen dagegen kämpfte, und doch erlag. Und sollt ich wohl nach dem, was ich litt, nach dem, was ich dieser Liebe alles opferte, ohne mir einen Vorwurf machen zu können, sollt ich tzt erst diese Liebe, da sie schon Wurzel, wie die höchste Eeder geschlagen hat, aus meinem Herzen reißen? Ich? — Nein! Kanns nicht, darf es auch nicht; und wenn ichs könnte, wenn ichs dürfte, ich wollt es nicht. —

Die Nachricht, die du mir von Stettos Besserung giebst, freut mich, weil ich mich allemal freue, wenn der Boshasie zur Tugend zurückkehrt. Ich wünsche ihm mit dem aufrichtigsten Herzen von der Welt all das Glück, das seine Besserung, seine Reue verdienen. Aber was du mir in Ansehung meiner künftigen Bestimmung anrätst, das befremdet mich. Ich weiß, daß du es aus Liebe zu mir gethan hast. Allein laß mich nun auch aufrichtig zu Werke gehn. Was sind deine Gründe, die du mir verhältst, um den Willen des Hofes nachzugeben. Man wird Stetten entschuldigen, mich verdammen, wenn ich mich widersetze. Was denn je mein Wille, daß man ihn verdamme? Sucht ich denn in seinen Lastern einen Freiheitsbrief für mich? Mag man mich immer für die Schuldige, hab

11. April. R



halten, bin ich's deshalb? Und des Scheins wegen — würde ich nicht einen Schritt zurück thun?

„Ueberdies, was müßte der Vernünftige, der Unpartheyische von mir denken? Ich will dir die Geschichte, ohngefähr, wie sie in seinem Munde klingen, hersehen. „Eleonore mußte „Stetten wider Willen heyrathen. Da er sie „nicht liebte, und sie eines Mannes bedurfte, „warf sie sich dem Gatt in die Arme; dieser „ward erschossen; huch! um ihre Liebedürfte „tuge Seele zu trösten, schlängelt sie sich um „seines Leichens! — „Sieh! so würde man mich zum Grademährchen machen: mich für eine Dirthe ansehen, die aus Bedürfniß Liebe, und Stetten für einen Gecken, der sich beim Hörne herum führen läßt. Wolltest du wohl, daß man so von mir urtheile? —

„Gibst du mir ein, daß Stett bey seiner Besserung so viele Leidenschaften aufopfern müsse; warum ich nicht auch einen Schritt thun könne? — „Grundin! du kennst unglückliche Liebe noch nicht; wenn du das so leicht möglich hältst. Was opfert Stett auf? Daß er aufhöret, durch fernere Laster sich unglücklich zu machen; daß er seinen Pflichten zurückkehrt; daß er sich durch künftige Reichthathen und Tugend die Achtung und Liebe der Eblen erwirbt; daß er sich dadurch sein künftiges Glück befestigt; das



Das sollte Anopferung seyn? Sollte Verdienst seyn, in dessen Rücksicht ich die feurigste, zärtlichste Liebe aus meinem Busen und mit ihr mein Herz reißen sollte? Ueberdünke das recht, Töchterchen, und sage mir, ob ich zu tadeln bin, wenn ich seine Hand ganz ausschlage.

Noch mehr! Warum soll eben ich der Lohn für seine Besserung seyn? oder deutlicher, warum soll ich das Schlachtopfer seyn, das man ihm zur Lockspeise vorwirft, wenn er aufhören will, ein Schandleben zu führen. Soll ich als Gnade ansehen, daß mich Klett wieder annehmen will, er, der mir zu deutlich sagte, daß er mich nie lieben werde, und den ich, wenn er auch ein Engel würde, nie lieben kann. Glaube nicht, daß es Haß ist, der mich davon zurück hält. Wär er nie der Lasterhafte, stels der gewesen, der er zu werden verspricht, ich würde nie Liebe im Herzen gegen ihn empfinden haben. Ich glaube nicht, daß du mir Vorwürfe deshalb machen wirst. Nicht jedes gute, zärtliche, tugendliebende Herz kettet sich mit der vollen Liebe an das andere, wie das meinige und Sarto's. Achtung, Vertrauen, Ehrfurcht, Freundschaft, ja — aber Liebe nicht — ist es 'niel' Stände einzuflößen. Und ist es denn schon genug, Liebe zu fördern, wenn man sagt: dieser Mann ist ein rechtschaffener Mann? Die ge-
 177 18
 W 2 heime



Keine Stimmung der Herzen wirkt nicht, als
all das übrige.

Und dann ist Stett's Besserung noch so sehr
auf Wogen gebaut. Wer verbürgt sich dafür?
Er selbst! Ist das hinlängliche Bürgschaft? —
Ich will dir nicht weiter darauf antworten. —
Du wirst leicht selbst errathen können, warum
Stett so theure Versprechungen machte, wenn
du dich in seine Lage denkst. Ich will gern
in meiner Vermuthung geirrt haben, will's wün-
schen, daß es wahrer Trieb zur Tugend, nicht
Heuchelei, nicht Eigennutz sey, der ihn dazu
auffodert.

Du siehst, daß ich ohne Leidenschaft über
diese Sache nachdenke, und dir meine Gegen-
gründe, die mir die Vernunft an die Hand
gibt, vortrage. Aber nun auch die Gründe
meines Setzens. Ach! Zulchen, laß mich diese
verschweigen, aber ich falle in meine Melanchö-
lie zurück, aus der ich mich jetzt auf einige Augen-
blicke heraus vernünftigt habe.

Kannst du nun noch glauben, daß ich ansta-
hen werde: standhaft meinen Entschluß auszu-
führen? Ich werde alle Vorschläge verwerfen,
werde meine Tage der Einsamkeit, und dem
stärklichen Andenken an Garten widmen, und
wäre jeder Tag zehnfache neue Leiden mir auf-
zulegen. — Suche meine Mutter darauf vorzu-
bereiten



Bereiten. Ich würde heute selbst an sie geschrieben haben, wenn ich nicht durch meine Schwäche davon zurückgehalten würde. Ich küsse dich tausendmal.

Eleonore.

Neun und zwanzigster Brief.

Eleonore an Julchen.

Q^o, den 2ten Jun. 1774.

Um Gottes willen, Julchen steh mir mit deinem Troste bey. Da lieg ich und weine, ringe die Hände, — und in dem Augenblicke drauf springe ich hoch für Freude, und jauchze, und schreie laut, laut, daß es durch die finstern, dumpfen Zellen wie eine Donnerstimme schallt: er lebt — er lebt! O! ich weiß nicht was ich sagen soll, so voll der ungewöhnlichsten Empfindungen ist meine Seele! — O Julchen! Er lebt! Wie kann ich diese seelige Freude ertragen! Ich möchte zerschellen vor Jubel! Ich laufe in dem Zimmer herum, lächle jedes Bild, jedem Nagel an der Wand an, und schrey ihm zu, er lebt! Ja, in der That, Julchen: er lebt. Wie mir das Herz pocht, daß die Hand hoch wegpresst. Mit jedem Schlage scheint es mir die



Freude zukleppen zu wollen, die es fühlt, da es nun weiß, daß er noch lebt.

Hilf mir, meine Bester! hilf diese Wonns ertragen. Ich erliege gewiß dieser Wollusts Leiden, zentneischwere Leiden konnt ich ertragen, mit Muth ertragen, aber diese Freude — o, die bin ich zu schwach ohne Erschütterung aufzufassen, zu fühlen, und nicht im seligern Entzücken darüber wie eine Aetherwolke in Lust zu zerschweben. Meine Seele löst sich auf, und zerfließt für laut aufbrausender Wollust. O daß er noch lebt! daß er noch lebt! Wer ist glücklicher, als ich? Ich möchte für Freuden mich Herz aus deins Leide lassen, und es lassen, daß es die Wonne so ganz fühlen kann, wie sie es fühlt.

Ja, Zulchen, freu dich mit mir! — freu dich mit mir! — Doch nein, freue dich nicht, weine, weine bittre Thränen über das Unglück deines Geliebten. Weine sie! — O! wie schweiß ist mirs ums Herz! —

Ich suchte heute früh mich zu zerstreuen. Ich nahm eine unsrer gewöhnlichen Beschäftigungen vor, wenn wir misanthropisch sind. Ich räumte auf. Indem ich so den Staub auch dort wegwischte, wo keiner war, gerathe ich auf das Päckchen, das mir Vatt schon vor so vielen Wochen brachte, und das ich, weil ich es an

Louisen



Königen zu seyn dachte, und in der damaligen
Veränderung verwarf, — bis izt über meiner
Zerstreuung vergaß. Ich stieg, als ich es ge-
mahr ward. Du mußt doch sehen, dacht ich
mir, was das für Sachen sind. Ich erbrach es,
Gott, wie erschrock ich, als mir gleich eben ein
Brief von Herzs Hand in die Augen fiel. Ich
konnte meinen Augen kaum trauen. Endlich
öffnete ich den Brief — wie ward mir! —
Mit jeder Zeile ward meine Empfindung höher
gespannt! Ich las ihn wohl sechsmal zu Ende,
ohne ihn einmal ganz gelesen zu haben. Ich
wollte ihn zu schnell verschlingen. Ach, Tüchlein,
was für süßwilde Ideen thürmten sich in mei-
ner Seele. In der ersten Hitze wollt ich Garten
an die Brust klopfen. Ich stürzte über die Treppe
gegen das Thor an, fand es verschlossen; ich
lief in den Garten; — alles ummaurt mit ho-
hen Mauern; und alles fest verrigelt. Ich
glaubte, ich müßte über das Kloster wegfliegen,
so feurig war der Gedanke, ihn, den ich mit
unbegrenzter Zärtlichkeit schon so lange be-
trauerte, wieder für mich gefunden zu haben.
Ich schwärmte wohl drey ganze Stunden im
Kloster herum; besichtigte jeden Winkel, ob er
mir nicht ein Mittel zur Flucht anböthe. Da
alles vergehend war, eilt ich auf meine Stube
zurück, warf mich auf die Knie, und dankte
dem



dem Schöpfer mit lauter Stimme, daß er mir das Seligste, was ich auf Erden haben konnte, wieder verlieh.

Nach und nach ward ich ruhiger. Aber mit dieser Ruhe, ach! welche bange Zweifel kehrten nicht zurück. So lange schon, daß er mir schrieb! So lange, daß er vergebens auf Antwort wartet; so lange, daß er vielleicht über meine Untreu, über meinen Kalksinn klagt wird. Wo wird er vielleicht jetzt herumwandern müssen, der Aernste, und wird über mich, in seinen Augen vielleicht Verächtliche, weinen. — Hätt ich doch Simsons Stärke; ich wollt die Kiegel zersprengen, die mich von ihm so grausam trennen. —

Ach, Zulchen, vergieb mir, daß ich heute so durch einander schreibe. In meinem Leben habe ich noch keine so heftigen Empfindungen in meiner Brust gefühlet als heute. Da stand ich auf dem Leichensteine meines Geliebten, und weinte um ihn; und er hört mein Wehzen um ihn, lehrt von seiner Verwesung zurück, wirft sich in meine Arme! — O! Ich kann nicht glücklicher seyn, als jetzt, da ich weiß, daß er noch lebt; aber auch nicht unglücklicher, da ich entfernt von ihm hier eingekerkert bin.

Eleonore.

Drey



Drenßigster Brief.

Hart an Eleonore.

Den 2ten März 1774.

Gott Lob! daß ich wieder im Stande bin, Sie meiner zärtlichsten Achtung zu versichern; und daß ich das Glück genieße, wenigstens zu wissen, wo Sie sind. Ach, gnädige Gräfinn, wie finstler und gramvoll giengen die Tage vorüber, die ich seit jenem unglücklichen Zufall, der uns so plötzlich trennte, durchleben mußte. — Durchleben, sagt ich? Nein, durchleiden muß ich sie; denn meine Seele war lediglich dem Eindrücke des Schmerzens offen, der izt von allen Seiten mit doppelter Stärke auf mich losdrang.

Wie ich durch den ehrlichen Vatt gerettet worden, werden Sie schon wissen. Aber was ich empfand, da mir bey meinem ersten Erwachen aus meinem Todesschlummer seine betrübte Miene errathen ließ, daß Sie durch die Grausamkeit unsrer Mörder vielleicht schon aufgefert wären, — o! was ich in diesem Augenblicke empfand, übersteigt die menschlichen Kräfte, es schildern zu können. Ich vergaß meine gefahrdolle Lage, und dachte nur Sie.



Ich verlor mein eigenes Bewußtseyn, und weinte laut auf über Ihren Verlust. Die lebhaftesten Vorwürfe, daß ich die Ursache Ihres Todes sey, bestürmten mein Herz! Ich stürzte in eine Verzweiflung hin, die mich dem Tode überliefert hätte, wäre die zärtliche Fürsorge des redlichen Vatts mir damals nicht zu Hülfe gekommen. — So schmerzhaft und gefährlich auch meine Wunde war, so war doch der Kampf, der in meiner Seele wüthete, mir weit gefährlicher und schmerzhafter. Ich schlug lange jede Hülfe aus, weil ich ein Leben nicht länger zu froien wünschte, das mir ohne Sie, und hätte ich unter Engeln wandeln können, Höllenpein geschaffen hätte.

Nur auf vieles Zureden des Vatt ließ ich endlich die Hülfe an mir geschehen, die man nur anbot, nicht so viel, weil ich hoffte, oder es vielleicht gar wünschte, mich dadurch erhalten zu können; denn ich hielt mich damals für unwiederbringlich verloren, sondern lediglich aus der Absicht, um das gute, dienstfertige Herz meines Retters nicht zu kränken, wenn ich seinen Heiland ganz abschläge.

Wirklich verschlimmerte sich auch mein Zustand täglich auf das Schickbarste. Die Unruhe, in der ich lag; die Traurigkeit, und bis zur Verzweiflung angrenzende Wuth über Ihren Verlust, der marternde Gedanke, Sie in diesem



sein Leben nicht wieder zu sehen, bewirkten vollends jene rettungslose Schwäche, die jeden, der mich erblickte, für mein Leben zittern machte. Watt brachte mich endlich an diesen Ort, wo ich ist bin. Der Pfarrer, ein liebenswürdiger, frommer und gefühlvoller Mann, nahm mich in sein Haus auf. Ich mußte die Verzicht gebrauchen, meinen Stand und Namen zu verändern, um den weiteren Nachstellungen zu entgehen. Watt machte mich zu einem italienischen Kaufmann, wie er seiner Louise davon schon nähere Nachricht gegeben haben wird. So jartslichen Antheil auch der Pfarrer und Watt an mir nahmen, so wenig fruchtete doch ihre Bemühung. Ich weinte oft Tagelang; und wenn ich schlummerte, so schwebte Ihr Bild, meine Thenergie, mit Todtenblässe überzogen, und tiefen Wunden im Herzen vor mir. Wie ich dann strebte, Sie zu umfassen; wie ich meine Hände nach Ihnen rang; zitterte, wenn ich wie angeheftet von dem Orte, wo ich stand, nicht einen Fuß bewegen konnte, und Sie wieder verschwinden lassen mußte, ohne den sanften Druck Ihrer Hand zu fühlen, die Sie mir darzureichen schienen. Ich wollte durch mein Flehn, durch mein Geschreien Sie zurückrufen; auch das konnte ich nicht; die Angst schnürte mir die Kehle zu. So waren meine Träume, aus denen ich nie anders, als



als mit einem todtenähnlichen Schweiß durch-
weicht, erwachte.

Und wie war es anders möglich? Sie kenn-
ten mein Herz, das ganz nur in Ihrer Liebe
lebte und webte; das so ganz an das Ihrige
gefestet war. Sollte der schauernde Gedanke,
der meine Seele wie Kalns Brudermord den
Verworfenen drückte, — der Gedanke von Ihrem
Tode, an den ich so wesentlichen Antheil hatte, —
nicht mein Herz mit den Geißeln aller Furten
zerfleischen? Und wirklich that er's auch! Und so
rückte ich unter stetem Gram und Schmerz mei-
ner Bestimmung näher; und, meinem Tode!
Fürsichtlich war meine Lage. Ich kämpfte in-
nerlich; und verbarg die Leiden, von denen
mein Herz gefoltert ward; um desto ungestör-
ter meiner Schwermuth nachzuhängen.

Dieser Zustand wirkte so stark auf mich, daß
ich eines Morgens leblos von Batten angetroffen
ward, der eben Geschäfte halber einige
Stunden abwesend war. Ich lag, wie er mir
nachher erzählte; mit dem Kopfe auf der Erde;
mein Verband von der Wunde war abgeris-
sen, Todesblässe über mein Gesicht verbreitet,
und Erstarrung in alle meine Glieder gegossen.
Er erschrock über diesen Anblick, und schrie um
Hülfe: Lange war alle Mühe vergebens. End-
lich erhobte ich mich von meiner Sinnlosigkeit,
blickte



blieke starr gegen den Himmel, und schrie lächelnd, aber mit einer Miene die gänzliche Zerrüttung meines Gehirns verrieth: Ich sah sie, die Theure, den Engel! Ich sah sie! Mein einziges Wort, das ich den ganzen Tag sprach, war Ihr Name, und der Wunsch, zu Ihnen ins Grab wandeln zu können. —

So hielt mein Schmerz noch vier Tage an, wodon jeder mich diesem Wunsche näher zu rücken schien. Ich bemerkte nicht, daß Vatt oft neben meinem Bette saß und weinte, und gern ein Geheimniß, das ihn drückte, entdecken wollte. Endlich, da ich mich durch nichts trösten ließ, nahm er mich bey der Hand. „Herr Baron, sprach er, daß ich Sie liebe, Theil an Ihrem Schicksale nehme, werden Sie überzeugt seyn: Wollen Sie mir denn nicht die einzige Belohnung, die ich mir für diese Liebe von Ihnen anbitte, bewilligen? Ihre Ruhe, Ihr künftiges Glück soll es seyn, was ich mir dafür wünsche.“

Glück? Ruhe? Für mich; für mich, ohne sie, die mir hier Alles war, selbst in der Ewigkeit noch ein höherer Grad von Seligkeit seyn wird?

„Aber aus freyer Wahl in trostloser Verzweiflung beharren, gnädiger Herr, ziemt sich dem Christen? Ist nicht gottloses Auftrausen gegen die weisen Fügungen des Himmels? Ken-



nen Sie die Wege, durch welche er Sie Ihrem Glücke zuführt?“

„Im Grabe? unterbrach ich ihn hastig.“

„Rein Gott! Wozu diese finstern Gedanken. Muß denn eben Tod Ihre izzige Bestimmung seyn? Wie, wenn Eleonore noch lebte, um Sie eben so, wie Sie izt um sie, tranerte, und Sie stürzten sich mit Gewalt hinab in die Gruft; und vermoderten, — was müßte das Herz Ihrer Geliebten nicht leiden!“

„Wie? Sie lebt! Eleonore lebt?“

„Ich seze nur den Fall! Und wie leicht ist er nicht möglich! Wüßten Sie sich dann nicht selbst; wenn Sie vor dem Throne des Ewigen in Seligkeit zerfließen, noch Vorwürfe machen, diese trostloswimmernde Seele durch Ihre Verzweiflung in diesen grausamen Zustande zurückgelassen zu haben? Würden Sie dann nicht selbst wünschen Ihr Leben verlängert zu haben, wenn Sie sie an Ihrem Leichensleite hingelehnt; die Hände kummervoll ringen sähen; wenn Sie sie zu Thron hinauf seuzen hörten; um Trost, um Linderung sehn hörten; und dabey denken müßten, Sie, Sie allein gossen diesen bittern Kelch der Wehmuth in ihre Seele? O, wenn Sie nicht alles versuchen, sich zu erhalten, um das tugendhafte Herz, das Sie lieben, hier noch aufzufinden, hier noch glücklich zu machen, berzeihen Sie,



Sie, gnädiger Herr, so liebten Sie nicht mit Weiser, aufrichtiger Zärtlichkeit.“

Gott! Also lebt Eleonore!

„Und wenn sie nun lebte, gnädiger Herr! Möchten Sie sich nicht verwünschen, den Dolch des Todes selbst in ihr Herz gedrückt zu haben. Erlauben Sie mir, daß ich auf einen Augenblick als gewiß annehme, daß sie noch lebt. — Sehen Sie sich nur in Eleonorens Lage. Sie weint über Ihren Verlust, so wie Sie über den andern; sie seufzt vielleicht ist eben mit dieser Sehnsucht nach Ihnen, wie Sie selbst. Wie? Möchten Sie sie vergebens seufzen; ewig trauern lassen? Das lasse Ihr gutes, liebevolles Herz nicht zu. Verschonen Sie vielmehr Ihre Weisheit; suchen Sie sich durch Hoffnung aufzuheitern, Ihre Seele zu beruhigen, und so Ihre Erhaltung zu versichern. Sie sind es der Liebe schuldig, die Sie Eleonoren zuschworen; der Zärtlichkeit schuldig, mit der sie sich ganz Ihrer Liebe anvertraute, und die sie vielleicht eben so unglücklich macht, als Sie ist sind.“

Nach aufheitern? Mein Glück auf Hoffnungen gründen? Ach, Freund, diese Hoffnung, dieses Glück ist ewig für mich verloren.

Warum eben verloren? Wer gab Ihnen die Versicherung, daß Eleonore wirklich nicht mehr ist? Bloße Vermuthung ist es, ohne den gering-



geringsten Schein von Gewißheit; und Sie wol-
len auf diese Vermuthung mit solcher Sicherheit
fußen? Können nicht tausend Umstände vorge-
fallen seyn, die zu ihrer Rettung beygetragen
haben. Nehmen Sie sich selbst zum Beyspiele.
Sie waren wirklich schon in den Händen des
Todes; und Sie wurden gerettet, leben noch;
und werden es noch länger, wenn Sie sich nicht
freywillig Ihrem Grame ansofern. Warum
sollte just Eleonore allein ohne Rettung geblie-
ben seyn? Nehmen Sie einmal an, daß Abbate
Veronese die Banditen nur für Sie gedungen
hatte; daß er mit Eleonoren nach A. . . zurück-
gefahren sey; daß man sie vielleicht in irgend
einem Kloster eingekerkert hält. — Das sind
Vermuthungen, aber nicht unwahrscheinliche.
Der ganze Zusammenhang Ihrer Geschichte läßt
mich dies mit vieler Wahrscheinlichkeit voraus-
setzen, fast als gewiß annehmen —

Als gewiß? als gewiß? —

„Nach den Umständen, in denen Sie, Flett,
Eleonore, und der Abbate waren. Können
Sie sich denn vorstellen, daß dem lehtern an
Eleonorens Tod was gelegen war? Wären Sie
beyde ermordet worden, und er nicht mit, müßte
er sich nicht der Verantwortung aussetzen, wäre
um er so nachlässig in der allenfalis noch mögli-
chen Rettung dieser Unglücklichen war? Er
würde



würde sich dem Verdachte, und der unvortheilhaften Beurtheilung nicht entzogen haben. Und ein Mann, wie Abbate Veronese ist, der gern den Schein der Vetrügerey zu vermeiden sucht, wird diesen Umstand gewiß überleget haben; er wird sich vielmehr durch ihre Erhaltung, die er vielleicht in seinen Plan als nothwendig entwarf, ein Verdienst zu machen gesucht haben. Sie sehen, daß die größte Wahrscheinlichkeit für Eleonorens Leben spricht.“

Ich sah Batten mit Aufmerksamkeit an. Es schien mir, als wollte er noch mehr sagen, und bloß im Zweifel stünde, ob er es so sagen sollte. — Mann, rief ich endlich, — der du mein Herz zu beruhigen suchst! Rede aus! Ist bloße Einleitung von dem was du mir sagen willst, daß du mir die Wahrscheinlichkeit so einleuchtend machst? — Ist Wahrheit, was du mich vermuthen lässest? Rede, rede, gieb mir meine Ruhe, gieb mir mein Leben wieder. Lebt sie? Lebt sie?

„Ja, gnädiger Herr.“

Dieses Ja fuhr so heiß durch meine Adern ins Herz, daß ich zurückfiel auf den Rücken, und lange nicht ein Wort sprechen konnte. Wenn ein zum Tode verdamunter unter den Händen des Henkers Begnadigung erhält, er kann nicht mehr fühlen als ich. Es war gänzliche



Betrübung meiner Sinne, die mich überfiel. Nach und nach kam ich zum Bewußtseyn meiner Selbst wieder zurück, und Freudenthränen schossen aus meinen Augen hervor. Ich fiel dem guten Vate um den Hals, küßte ihn; weinte an seiner Brust, aber sprechen konnte ich nicht. Während dieser stummen Scene entdeckte er mir, daß seine Louise sich in eben dem Kloster befände, wo Eleonore ist; daß er von ihr einen Brief durch den Postilion erhalten habe, der ihm die Nachricht zu gleicher Zeit gebracht hätte, daß eine gewisse Gräfin, die an der Gränze von den Wandalen angefallen worden, sich in dasselbe Kloster geflüchtet habe. Es wäre hinlängliche Gewißheit, daß diese Gräfin Eleonore seyn müßte. Er habe mir es schon vor einigen Tagen sagen wollen, aber mein zu fürchterlicher Gram habe ihn davon abgehalten, weil er befürchtete, diese Nachricht möchte durch die plötzliche Wirkung der Freude eben so gefährliche Folgen haben, als meine uneingeschränkte, grenzenlose Schwermuth.

Der Mann hatte auch recht geurtheilet. Seine Nachricht wirkte auch so heftig, daß mir das Herz für Freuden aus der Brust brechen wollte. Hätte er mich nicht einigermaßen vorbereitet, ich glaube, ich wäre für Entzücken auf der Stelle gestorben. Indesß wirkte sie doch so
viel,



wiel, daß ich nun all die herzessessende Melancholie verlor. Der Gedanke, daß Sie noch leben, o, wie heiterte er mich auf. Ich ward von Tag zu Tag zusehlich besser. Aber je mehr meine Kräfte zunahmen, je stärker ward auch das Verlangen, Sie je bald wieder in umarmen.

Vatt wollte zuverlässige Nachricht einziehen. Da ihn die Liebe eben so sehr besesserte, seine Louise zu retten als mich, die mirzige an Ihren Busen wieder auszuschnitten, so bewog er, den ehrlichen Kaspar, den Brief ins Kloster zu tragen. Er machte mit Vorsatz darinn von Ihnen Erwähnung, und adressirte ihn an Sie. Wie schlug mein Herz vor Entzücken, als ich Ihren Brief an Vatten las, und ich nun die gänzliche Versicherung erhielt, daß Sie wirklich noch lebten. Ich wollte sogleich zu Ihnen eilen. Allein Vatt stellte mir vor, daß es theils wegen meiner großen Schwäche, theils wegen der Gefahr entdeckt zu werden, nicht rathsam sey. Er unterstützte beides mit so vielen Gründen, daß ich ihn nachgeben mußte.

Endlich, meine Theuerste, da ich meine Genesung völlig erhalten, laß ich dem Drange, mich zu Ihren Füßen zu werfen, nicht länger widerstehn. Ich muß Sie selbst noch meiner Liebe versichern, und Sie beschwören, das Herz, das Sie mir einst mit so voller Zärtlichkeit
D 2 schenkt-



schenken, ganz für mich aufzubewahren. Watt
 wird diesen Brief selbst abgeben, um Gelegen-
 heit zu haben, im Kloster sich bekannt zu machen,
 damit er einen Plan zu Ihrer und Louisons
 Rettung machen könne. Ich begleite ihn in
 die Stadt. O! wie sehnlich sehe ich Ihrer gölti-
 gen liebevollen Antwort entgegen! Wie soll ich,
 oder wie kann ich Ihnen das Uebermaaß des
 Entzückens schildern, daß ich in dieser Erwar-
 tung fühle. Ewiger Gott! Hilf mir die Unge-
 heuer zurückzusehen, die die erhabenste Tugend
 ist vielleicht mit Eigergrimm bewachen. Ich
 möchte das Kloster in Brand stecken, so verhaßt
 ist es mir. Ach, Eleonore, welch' Himmel
 von Seligkeit wartet unser nach einem so stür-
 mischen Meere von Leiden. Könnte ich, o könnte
 ich ist zu ihren Füßen hinstürzen, und meine
 Seele aus Liebe aushauchen, belohnende Selig-
 keit wärd für mich!

Gart.





Ein und dreißigster Brief.

Flett an den Hauptmann Blau.

Hamburg, den 26sten May, 1774.

Ich habe einen Meisterstück gespielt. Höre nur. Ich wußte, daß man meinem Versprechen nicht so pünktlich glauben werde, wenn ich nicht thätige Proben voranschickte. Ich wußte zu gleicher Zeit, daß nichts bessere Wirkung in dieser Absicht thun werde, als wenn ich den vermeintlichen Urheber all meiner Versführungen — den Abbate meinen Richtern in die Hände liefern würde. Ich gieng daher zu unsern Gesandten, zeigte ihn den letzten Brief, den ich vom Abbate erhalten hatte, und erbot mich, ihn zu schaffen; dieses Versprechen machte ich noch durch ein zweytes wichtiger, nämlich, sodann gleich auf unbedingte Gnade oder Ungnade nach 27°° zurück zu kehren. Der Gesandte schrieb denselben Tag noch an den Minister, und ich hoffe, dieß wird mehr Wirkung thun, als alles übrige. Auch der Bischoff hat einen neuen Brief von mir erhalten, worinn ich das alte lamentabile anstimmte, und ohngefähr in der feurigen Periode schloß.



„Seyn Sie versichert, hochwürdiger Herr,
 „daß ich izt, wo ich von bochastem Rathge-
 „bern entfernt bin, meine ganze Häßlichkeit
 „erkenne, und nichts sehnlicher wünsche, als
 „durch wahre Besserung mich Ihrer vorigen
 „Gnade würdig zu machen. Ich erkenne,
 „daß ich für so viele Fehltritte, mit denen ich
 „meine vorigen Tage beschmuzte, die gerech-
 „teste Strafe verdiente. Es wäre Verspottung,
 „wenn ich mich derselben entziehen wollte.
 „Ich werde vor dem Richterstuhl selbst erschei-
 „nen, der mich beurtheilen soll, und von der
 „Gerechtigkeit mit stiller Ehrsucht und Erge-
 „bung in mein Schicksal alles das geduldig
 „ertrachten, was über mich verhänget wird.
 „Nur entziehen Sie mir bey meiner Verur-
 „theilung nicht Ihr Mitleid.“

Denselben Tag schrieb ich auch Abbatem,
 daß ich ihn izt sehr bedürfe, da sich neue Ver-
 wirrungen wider mich äusserten, und ich seinen
 Beystand nöthig hätte. Ich legte dieser Einla-
 dung, zu mir zu kommen, 200 baare Dukaten
 bey. Ich bin begierig, ob der Kerl nicht mei-
 ner Lockspeise folgen werde.

Dem Unbekannten, der sich mit noch nicht
 zu erkennen zu geben geruhet hatte, entdeckte ich
 diesen Plan. Er schwieg, ward feuerroth im
 Gesicht, und gieng hastig in meinem Zimmer
 auf



auf und nieder. Ich fragte ihn, was ihm fehle? — Nichts, war seine Antwort, ich befürchte nur, daß Ihnen der Vogel aus dem Bauer fliegen möchte, wenn Sie nicht vorsichtig zu Werke gehen.

Das kann seyn! Abbate hat eine feine Nase! Aber ich werde das Ding schon machen. Er soll die Zechen bezahlen, oder ich müßte nicht Flett seyn. Werde doch wohl einen Spitzbuben vom verlausenen Pfaffen übersehen können? —

Flett.

Zwey und dreyßigster Brief.

Louise an Fräulein Zulchen.

Den 30sten May, 1771.

Gnädiges Fräulein.

Verzeihen Sie mir, daß ich schon wieder so frey bin, Ihnen zu schreiben. Ich schilderte Ihnen meinen trostlosen und gefährlichen Zustand, nahm meine Zuflucht zu Ihrer Güte; ich bin also auch verbunden, Ihnen von meiner letzten Lage Nachricht zu geben, und von der unermutheten Wendung, die mein Schicksal in dem Zwischenraum so weniger Tage seit meinem letzten Briefe nahm.



Den zweyten Tag darauf, als ich meinen Brief an Sie abgeschicket hatte, kam der Kerkermeister zu mir, und führte mich zum Obergesehen des Gefängnisses, worinn ich war. Ich fragte ihn mit Zittern, warum ich abgehohlet würde. Ich stellte mir nichts geringers vor, als daß die Execution vor sich gehn sollte. Allein der Mann antwortete mir ganz trocken: komm sie nur, das übrige wird sie schon erfahren.

Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, schwankte ich ihm stillschweigend aber zitternd nach. Ich mußte im Zimmer des Obergesehen warten. Endlich kam er. Er hatte einige Briefe in der Hand. Er setzte sich stillschweigend nieder, und befahl mir in seiner Gegenwart meinen Namen, mein Alter, Geburtsort, Religion, und einige andre Dinge zu schreiben, die er mir vorsagte. Er nahm das Geschriebene, gieng auf die Seite, und verglich es mit den Briefen, die er in der Hand hielt. — Er wandte sich wieder zu mir, und fragte mich, ob ich den Graf Stett kenne. Ich erschrock, als er mir die Frage vorlegte. Ich muthmaasste, daß er hinter das Geheimniß gekommen sey; und hielt für das rathsamste, die Geschichte so kurz als möglich mit aller Treue zu erzählen. Als ich aufhörte, fragte er mich, wie mein Geliebter, der in Spaa den Abbate prügelte,

ge

geheissen habe, denn ich verschwieg seinen Namen mit Bedacht. Ich wollte nicht antworten. Er drang mit einer rauhen Stimme in mich, daß ich es bekennen sollte. Ich nannte also Vatten. Gut, antwortete er mir, warte sie indeß hier auf mich. Er gieng in das Nebenzimmer. Einige Augenblicke darauf stürzte Vatt aus demselben zu meinen Füßen hin. Louise, hab ich dich, seh ich dich wieder? schrie er. Wirst du mir vergeben, daß ich dich verließ; wirst du mich glücklich machen, da ich mein Leben für dich aufopfern möchte, um dich glücklich zu machen? —

Ich konnte nicht antworten, so erschüttert war meine Seele durch diesen Austritt, der so unvermuthet kam. Ich hob Vatten auf, drückte ihm mein Gesicht, das Schaam, Reue und Besorgung überzogen, fest an seinen Busen, und weinte. — Der Oberaufseher befahl, meine Sachen in seine Stube zu bringen; und kündigte mir an, daß ich frey sey. Ich wußte nicht, wie ich diese Erklärung annehmen sollte. Vatt schien ganz auffer sich vor Freuden zu seyn, da er seiner Freyheit versichert war, und bat mich, ohne Aufschub diesen fürchterlichen Aufenthalt zu verlassen. Ich folgte ihm, mit meinem Kinde. Es wartete schon ein Wagen im Hofe des Hauses auf uns, und wir fuhren schleunig ab.



Ich hatte nicht so viel Gegenwart des Geistes, ihn zu fragen, wie er meinen Aufenthalt entdeckt habe. Ich beschäftigte mich lediglich mit dem Gedanken, ihn an der Seite desjenigen zu sehn, dem ich durch meine Untreue so viele Leiden verursachte. Selbst Bataillon schien es nicht zu bemerken, was für Stürme in meiner Seele wütheten, und überließ sich ganz dem Vergnügen, und der Freude, mich aus den Händen der Unmenschen errettet zu haben. So kommen wir Abends auf der Station an, wo ich ihn auf meiner Durchreise zum erstenmale nach unserer Trennung wieder sah. Er hob mich aus dem Wagen und stieß an meinen Arm die Treppe hinan, und schrie: Ich habe Sie, ich habe Sie, meine Louise. Ein alter ehrwürdiger Geistlicher, welcher wie ich nachher erfuhr, der wohlthätige Pfarrer des Ortes war, und ein junges Menschen, dem der sichtbarste Gram tiefe Furchen ins Gesicht zog, die mit Todtenblässe überzogen waren, — kamen uns entgegen. Der junge Mensch stürzte auf mich hin mit weinenden Augen. Gott segne Sie, rief er aus, Sie, einzige Freundin, meiner Eleonore. O wie beneide ich Sie. Sie sahe den Engel, sahe die Thränen, die Sie vergoß! — Was macht Sie? — Ich erkannte aus dieser Anrede den Gatten. Ich suchte die Achsel! — Wahr, wahr! Fuhr



er fort. Welch eine Frage das auch war. Schon so lange sind Sie von ihr getrennt. Und ich frage Sie, was Eleonore macht. Aber weinen muß ich an Ihrem Busen, an dem sie ebenfalls geweint haben wird; und so drückte er mich fest an sein Herz, und schluchzte, als wenn ihm das Herz hätte brechen wollen.

Indeß stand Watt neben uns. Freude, und Wohlgeföhl glühte in seinen Augen. Er schien ganz in seligen Entzücken zu schweben. Der Pfarrer machte Anstalt bey einer seiner Bänke, daß ich unterkommen konnte, da es der Wohlstand nicht litt, mich in seinem Hause zu behalten.

Watt und Gatt begleiteten mich dahin. Watt erzählte mir, wie er meinen Aufenthalt auskundschaftet habe. Als er den letzten Brief, den ich von ihm im Kloster erhielt, überbrachte, und die Antwort von mir erhalten habe, ohne von Eleonoren einen Brief bekommen zu haben, sey er sogleich in ein Paar Tagen in die Stadt zurückgeeilet und habe sich um das Kloster vier Tage aufgehalten, um einige Nachricht von der Gräfin einzuziehen, zu gleicher Zeit aber auch mir einen Brief einzuhändigen, worinn er mir ohngeachtet all meiner Einwendungen ewige Liebe zuschwor, und um die meinige bat. Endlich habe er durch das Weib, welches an der Kirchenthüre Gebeter und Wachspuppen feil hatte,



hatte, erfahren, daß die Gräfin sehr krank, ich aber, weil ich ein hergelaufenes liederliches Mädchen und schwanger gewesen wäre, aus dem Kloster gestossen sey. Seine Verzweiflung stieg auf den höchsten Grad, da er diese Nachricht von mir hörte, und nicht die geringste Spur entdecken konnte, wohin ich gerathen wäre.

In der ersten Hitze schrieb er an meine Aeltern, und entdeckte ihnen umständlich die ganze Geschichte, die mich betraf, und bat sie auf das flehentlichste, mir zu vergeben, da ich doch im Grunde unschuldig wäre; und ihm die Einwilligung zu ertheilen, mich heyrathen zu dürfen, wenn er mich fände. Er hatte diesen Schritt zugleich aus der Ursache gethan, um mir die Vorwürfe meiner Aeltern zu mildern, wenn ich, wie er fest glaubte, zu ihnen meine Zuflucht nehmen würde, zu gleicher Zeit aber auch etwan zu erfahren, ob sie nicht einige Nachricht von mir hätten.

Er erhielt bald die gewünschte Antwort von meinen Aeltern: Sie vergaben mir, beklagten mich, und wünschten, mich an seiner Hand zurückkehren zu sehn. Allein noch bis izt war wenig Aufschluß für ihn da, mich zu finden. Von ohngefähr kam der alte Kaspar vor einigen Tagen zu ihm gelaufen, dem er ebenfalls mei-



meinetwegen den Auftrag gab, und erzählte ihm, daß er einen Passagier habe fahren müssen, der ihm eine sonderbare Aventure erzählt hätte. Er war, wie ich jetzt schließen kann, derselbe, den die Kupplerin auf meine Stube schickte, und der mit so viehischer Grausamkeit ohngeachtet all meines Flehens seine Begierde doch nicht bezähmen konnte.

Freilich war diese Entdeckung noch sehr unzuverlässig. Allein sie hielten sie doch für werth, der Sache mehr nachzuspüren. Da der Passagier das Haus, wo dieser Zufall sich ereignete, nannte, und Rasper es genau kannte, eilten sie noch denselben Tag nach A. ". Sie gingen in das Haus selbst, mengten sich unter die Gäste, und sahen sich begierig nach mir um. Allein sie konnten niemanden entdecken, der mir gleich.

Endlich fragte Rasper die Wirthin, wo sie das Mädchen mit dem Kinde habe. Diese machte die verhassteste Schilderung von mir, und sagte ihnen, daß ich im Zuchthause säße. Watt fragte genau um den Ort, wo sie mich fand, und um die Zeit, wenn sie mich in ihr Haus genommen habe. Ihre Antworten bekräftigten ihn noch mehr in der Vermuthung, daß ich das unglückliche Mädchen sey. Ereifert über die Bosheit der Kupplerin, packte er sie bey der Brust, würgte



würgte sie, und schrie: Bestie vom Weibe; schaff mir Louisen, schaff mir sie, oder ihr alle sollt sterben. Wenn ihn Kasper nicht weggeschleppt hätte, würde der Tumult sehr groß geworden seyn.

Er konnte kaum den andern Morgen erwarten, so schlug sein Herz vor Ungeduld, mich zu retten, da er die Gefahr wußte, in welcher ich war. Er eilte, sobald es sich schickte, zum Oberaufseher, und erzählte auch ihm den ganzen Zusammenhang der Geschichte, und gab ihm die Briefe zu lesen, die ich an ihn schrieb. Er erschrak; die Unkosten aber zu bezahlen, wenn ich frey gelassen würde. Der Oberaufseher ließ sich Nicht dazu bewegen, da er es als Schuldigkeit ansah, eine Person, die unschuldig war, auch für unschuldig zu erklären.

So unvermuthet ward ich aus dem schrecklichsten Labyrinth gerettet. Ich danke der Güte der Vorsicht, mit der sie über mir wachte, und ihre Allmachtshand nie ganz von der leidenden Unschuld abzieht. Aber nun stiegen mich auch neue Quälen zu bestrafen an. Konnt ich Wäthen ohne Vorwurfe ansehen? Konnt ich seine Liebe erwidern, da ich mich derselben so unwürdig machte? Wußten seine Thränen, die schon so heiß auf mein Herz fielen, als er nur davon schrieb, ist nicht mit doppelter

Diye



Hiße auf meinem Herzen brennen, da ich sie nun wirklich an meinen Busen weihen sah? Und doch riß mich mein Herz trotz all meiner Ueberlegungen hin zu seinem. Ich konnte dem gärtlichen Flehn des, den ich so aufrichtig einst geliebet hatte, nicht widerstehn. Ich konnte den Anblick nicht ertragen, als er — nach allen vergeblichen Versuchen — endlich mein Kind in seine Arme schloß, und mit Thränen im Auge ihn bat, ihn, mich erweichen, zu helfen. „Lieber Karl, sprach er: sieh meine Thränen. Sie fließen aus Liebe zu deiner Mutter, die mich verflößt, deshalb verflößt, weil dein nichtswürdiger Vater sie und mich unglücklich machte. Hilf mir sie erweichen. Ich will dich dafür als meinen eigenen Sohn lieben, ganz lieben, wie es die Wohlthat verdient, die du mir erstehen halfst. Wie? Louise, kannst du den Anblick ertragen? Kannst du mich mit deinem Sohne an der Brust verzweifeln sehn? O, vergieb, vergieb mir, meine Liebe strömt über!“

Er warf sich zu meinen Füßen, und ich — Gott! sank an seinen Busen hin, küßte ihn, und konnte die Empfindung, die mich dahintriß, nicht länger unterdrücken. Karl, Karl, rief ich, du hast gesiegt! Aber wirst du mir vergeben können, daß ich dir so viele Leiden verursachte?



sachte? Wirst du es vergessen können, daß ich deine Liebe einst vergaß, und mich —

Er ließ mich nicht ausreden, sprang auf, drückte mich an seine Brust. O Louise, denke nicht daran! Was will all das Leiden, das mich folterte, gegen die Seligkeit, die ich jetzt empfinde. Du mein, — o! der Himmel kann nicht mehr Seligkeit in sich fassen, als dieser Gedanke: Du mein!

Gart besuchte uns. Mit freudiger Stimme rief Vatt ihm entgegen: Herr Baron, Louise ist auf ewig mein! mein der Engel, den ich über alles liebe! Der Baron schlen durch die Freude, die in Vatts Gesicht glühte, lebhaft gerührt; er nahm den lebhaftesten Antheil an unsrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit.

So, gnädiges Fräulein, steht jetzt meine Lage. Ich sah es für meine Pflicht, Ihnen davon Nachricht zu geben. Baron Gart ersuchte mich, einen Einschluss an Sie mit beylegen zu dürfen. Wie dauert mich der unglückliche Mann! O Gott, wenn so edle Seelen, wie seine, solchen Trübsalen ausgesetzt sind, was will der schwache, fehlerhafte Mensch wider die Härte des Schicksales murren, wenn es ihn mitten auf seiner Lasterbahn ereilet?

Darf ich Sie bitten, Gräfinn Eleonore, meiner zärtlichsten Liebe zu versichern? Wann wird



wird sich der Himmel, der ist in so schwarze Wolken für sie gehüllet ist, einmal aufheitern; und das Glück, das sie so sehr verdient, ihr gewähren!

Louise.

Drey und dreyßigster Brief.

Baron Hart an Fräulein Zulchen.

Den 30sten May 1774.

Trostlos nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, gnädiges Fräulein. Sie werden sich meine Leiden vorstellen können, und Mitleid mit mir haben. O! warum muß ich zu so vielem Unglücke geschaffen seyn! Haben Sie in dieser Rücksicht die Gnade für mich, die einzige Wohlthat, die ich von Ihnen als einen Beweis Ihres gütigen Herzens bitte, — Eleonoren meinen Brief zu übersenden. Ewig werde ich Ihnen dafür danken, und — sollte ich auch nicht im Stande seyn, so wird es der Ewige, der Wohlthaten gegen Unglückliche nie ohne Belohnung läßt.

Hart.



Vier und dreyßigster Brief.

Baron Hart an Eleonore.

Den 30sten May 1774.

Innigstgeliebte!

Was ich in dem Augenblick leide, in welchem ich diesen Brief schreibe, werden Sie sich vorstellen können, wenn Sie mich noch mit der Zärtlichkeit lieben, mit der Sie mich einst liebten. Ach, Eleonore, so bin ich dazugerdammt, meine Tage in trostlosen Gram zu zubringen, verdammt dazu, die beste Seele Ihres Geschlechts zu lieben, und nie in meiner Liebe glücklich zu seyn? Wenn Sie Mitleid mit mir fühlen, o, so entdecken Sie mir den Weg, auf dem ich Sie retten kann! Und sollt ich die ganze Hölle bestürmen müssen, ich nehms auf mich, und troste den Gefahren, die sich dabey thürmen. — Ich will Ihnen nicht erst ein Bild meines Elendes entwerfen, in welchem ich lebe. Ist nicht schon die Nothwendigkeit, von Ihnen getrennt zu seyn, hinlänglich, mich das Elend der ganzen Welt fühlen zu lassen? Wie werde ich noch länger diese harte Prüfung überstehen können? Gott! ich sinke dahin unter der Last,
die



die du mir aufbürdest. Ja, Geliebte! ich sinke dahin! Nur die Hoffnung hält mich noch zurück, und der Gedanke, alles noch zu versuchen, was zu Ihrer Rettung beitragen kann. Ich habe durch Louisen, welche bey ihrem Vate hier ist, die nicht minder schreckliche Lage Ihres eigenen Herzens erfahren. Wie schwillt sich meine Brust vor Begierde, all diesem Jammer ein Ende zu machen. Aber wie? wann? wo? — ach! das bin ich unfähig zu bestimmen. Sie, Sie müssen mir den Fingerzeig dazu geben. Ein Wink von Ihnen, und ich wage tausend Leben, wenn es nöthig wäre. Für die Seligkeit, Sie zu umarmen, Ihre Thränen zu trocknen, Gott! kann ich dasir wohl zu viel wagen?

O! lassen Sie mich nicht umsonst stehen. Helfen Sie mir, Sie zu retten, eh noch vielleicht die Unmöglichkeit noch stärker anwächst, und mein Herz dann ganz erliegt. Ich bin nicht im Stande, so sehnlich ichs auch wünsche, Ihnen mehr zu schreiben. Alles, was ich Ihnen von meinem Zustande sagen kann, wird sich Ihre empfindsame Seele selbst denken können.

Sart.



Fünf und dreszigster Brief.

Hauptmann Blau an Grafen Flott,

N^o., den 4ten Jun. 1774.

Werd ja nicht böse, Brüderchen! daß ich dir so lange nicht schrieb. Was hätte ich dir auch schreiben können, da du ohnehin von deiner Sache so gut unterrichtet bist, als ich dir es immer sagen könnte? Mich freut, daß du deinen Bruch so sicherlich anfengst und fortsetzest. Führe ihn aus den Plan, und du wirst nicht eher Ruhe erlangen, als mit all dem Widerstreben. Es ist schon einmal der Welt Lauf so, mit offener Stirne ein Bösewicht zu seyn (wie uns die Herren Schwarzköpfe wohlherauslich zu nennen belieben), ist Hochverrath; aber unter dem Schaafspelze ein Wolf zu seyn, bleibt uns unverwehrt.

Doch: wozu diese Einleitung? Zur Sache. Ich hab' dir zwei wichtige Neuigkeiten zu melden.

Die erste betrifft dich selbst. Dein Prozeß ist auf Vermittelung des Bischofs unterdrückt. Der Hof hat dem Gouverneur von A^o., wo deine Eleonore im Kloster lebt, und weht,



heißt, dem Befehl gestern schon zugesandt, sie ihr Wiederaufschöpfung mit dir vorzubereiten, zugleich aber anzukündigen, daß es der ernste Wille der Kaiserin sey, sich mit dir auf das neue zu vereinigen. Eben so hat der Minister den Auftrag erhalten, dir die gänzliche Begnadigung des Hofes zu wissen zu machen, und anzudeuten, daß du gleich nach Empfang seines Briefes zurückkehren, keine Reiseoute aber über *etc.* nehmen solltest, um mit Eleonore zu gleich hier einzutreffen. Schicke dich also an, dich zur Aufschöpfungstunde gefast zu machen. Sehen möchte ich dich, was du für Gesichter schneiden wirst, wenn du dein Träufchen mit Matrimonialkomplimenten beglückselbst wirst. Hüte dich ja, zu ärgerlich zu seyn, sonst merke sie Unrath! Aber hüte dich auch vor Gleichgültigkeit, sonst verdirbst du die gute Sache. — So viel pro primo!

Run pro secundo! — etwas Unglaubliches! Die Seelenmessen, welche die in Trauer tief niedergebeugten Anverwandten des armen seligen Sarto lesen ließen, haben Wunder gethan, und den Verstorbenen vom Tode erwecket. Du lachst? Lache nicht! Es ist Ernst. Sarto lebt wirklich. Ich habe es gestern von Fräulein Julchen gehört, die um alle Geheimnisse der Eleonore und des Sarto weiß. Noch mehr. Sarto ist in Gesellschaft des



jungen Vatt, den du von Spaa aus noch zu kennen die Ehre haben wirst, und — wer sollte es denken, wie sich das so alles zusammensügt — deiner und seiner Louise. Ich weiß zwar nicht, durch welche Wege sich dieses würdige Kleeblatt zusammen fand; weiß auch nicht, unter welchem Dache es ihre Wohnung aufschlug. — Daß es aber gewiß ist, dafür stehe ich.

Du hast Ursache, deine Wiedervereinigung zu beschleunigen. Denn späht Hart Eleonoren aus, so fischt er sie dir vor der Nase weg. Den Verlust könntest du zwar verschmerzen; aber Folgen könnte er immer zu deinem Nachtheile nach sich ziehen.

Daß aus meiner Reise nach Paris nichts wird, muß ich dir schließlicb melden. Der Hof will alle Gelegenheiten abschneiden, unsre jungen Kavalliers in die Gefahr zu setzen, deinem Vespiele zu folgen. Was du doch für eine Reforme zu bewirken im Stande warst.

Leb wohl, &c.

Blau.



Sechs und dreyßigster Brief.

Eleonore an Julchen!

Q^o°, den 7ten Jun. 1774.

Gott! wie vereiniget sich alles, mich unglücklich zu machen! So hat man nicht Mitleid mit meinem Unglücke? Will man mich ganz in den Abgrund hinabstürzen, der vor mir offen steht? Keine Gnade, keine Barmherzigkeit? Von niemanden? Nicht einmal von denen, die mein Herz kennen, mich leiden, mich weinen sehen? — Ach, Julchen, hart, hart ist der Gedanke, daß ich mich aufopfern soll ganz zum Elende, zum Unglücke! O! wie stürmt's in meiner Seele! Ohnmöglich kämpf ich mich durch so viele Leiden durch! Verzweiflung, namenloser Kummer ist mein Loos, oder Tod. — Ha! käm' er doch, und streifte diese Hülle ab, bevor das Maas meines Unglücks überfließt! Danken würd ich der Güte des Allmächtigen, wenn ich in diesem Augenblicke dahinsiele, und meine Seele von mir hauchte.

Julchen, Julchen, könnt ich an deinem Busen nur eine Thräne weinen, wie leicht würd es mir ums Herz werden.



Ich mußte abbrechen, mein Schmerz überwältigte mich! Ich mußte mich hinwerfen vor meinen Betschemel, und Gott um Stärke im Kampfe, und Trost in meinen Leiden anflehn! Mein Herz war zu voll! Ich glaube, ich hätte wider die Vorsicht murren können, so gewaltig erschütterte mich mein Unglück! — Du selbst wirst ersaunen, wie es noch möglich ist, daß ich die ganze große Last meiner Quaaalen ertragen kann, ohne athemlos darunter zu erliegen, wenn ich dir den heutigen Sturm erzähle, den ich aushalten mußte.

Ich saß eben in tiefe Traurigkeit versunken, voll Sehnsucht, meinem Hart an die Brust zu fliehen, mit allen Bildern ausgestandener Leiden aufgeschwellt, — als man mich ins Sprachzimmer rief. Ich sprang auf, freudig, wie ein Gefangener, dem man seine Freiheit ankündigt, und flog mehr, als ich gieng, hinab. Denn ich bildete mir nichts gewisser ein, als Hart oder sonst jemand von ihm zu Gesichte zu bekommen. Wie schlug mein Herz von Wonne! Aber wie ward es nicht von dem freudigen Schwindel, in dem es so heftig schlug, zurückgeschreckt, als ich — den Gouverneur erblickte. Schon seine feyerliche Mine ließ mich mein ganzes Unglück vorher sehen. —

Dhne



Ohne weitere Umstände fieng der Conversant sogleich an: Ich komme auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, gnädige Gräfin! Sie zu einem wichtigen Schritte vorzubereiten —

Ich ließ ihn nicht antreden; ich vermuthete, was er mir zu sagen habe; ich fiel ihm hastig ein, — kein Wort, kein Wort, wenns Fletten betrifft.

Er stuzte über meine Antwort. Er nahm mich freundlich bey der Hand, und suchte die Absicht. Ich nutzte diese Gelegenheit, und bat ihn, mich mit allen diesen Aufträgen zu verschonen.

„Sie sehen mich hier, sagt ich zu ihm, in einem Zustande, der jedes Herz, welches noch menschliche Empfindung hat, zum Mitleid bewegen würde. Meine Leiden sind gränzenlos! Sie kennen meine Geschichte; ich will sie nicht wiederholen. Aber fragen will ich Sie, ob nach dem, was ich gelitten, wohl noch ein Trost für mich übrig ist? Ich habe Fletten nie geliebt, das ist kein Geheimniß; ich habe mich aber bestrebt, ohngeachtet aller seiner Laster, und der niedrigen Begegnung gegen mich, den Widerwillen zu bekämpfen, den mein Herz wider ihn empfand. Ich würde gestieget haben, hätte er zu der Zeit, da ich alles anwand, ihn durch Güte, durch freundschaftliche Zärtlichkeit zurechte



zu weissen, nur einen Schritt mir entgegen gethan. So aber floh er immer schneller von mir weg, je eifriger ich arbeitete — wenigstens seine Freundschaft zu erwerben. Ich habe alles versucht, was Pflicht und Wohlstand mir eingab; habe im Stillen geweint über die Fruchtlosigkeit meiner Mühe; habe mit aufrichtigem Herzen gewünscht, wo nicht das Band der Liebe, doch wenigstens der Freundschaft zwischen uns zu knüpfen. Alles vergebens. Er stieß mich von sich! Ich will nicht seiner Laster erwähnen; will nicht erwähnen, daß seine Aufführung eine Reihe von an einander geketteten Schandthaten ist. Aber urtheilen Sie selbst, ob ich ist, da er auch dem gleichgültigsten Menschen verächtlich seyn muß — ob ich ist auch nur die geringste Achtung für ihn hegen kann; ob ich ihn nicht als den Stifter meines Unglücks fliehen, seinen Umgang meiden muß? — “

Der Gouverneur schwieg ein paar Minuten, endlich zog er den Befehl des Hofes aus der Tasche. Hier ist meine ganze Antwort, sprach er. Lesen Sie, und Sie werden mir vergeben, wenn ich meinen Auftrag pünktlich zu erfüllen suche.

Ich gab ihm die Schrift ungelesen zurück. „Es kann nichts darinn enthalten seyn, was ich nicht vermuthen kann. Ich soll Stetto Weib seyn,



sehn, und wenn ich nicht gutwillig Ja dazu sage, will man mich mit Gewalt zwingen. Ist nicht so? —

Er bejahte es!

„Nun wohl, so haben Sie die Güte, dem Erfolg Ihres Auftrages buchstäblich dem Hofe wieder zu berichten. — Ich werde nie Flecken für den Meinigen erkennen. Die Gründe habe ich Ihnen schon vorhin gesagt. Ich kann ihm mein Herz nie geben; und damit Sie alles wissen, — Hart, — dem ich nach langem Kampfe mein Herz ganz weihete, der es noch izt mit der ganzen Fülle von Zärtlichkeit besiget, derer die Liebe zweier gleichgestimmter Seelen immer schuldig ist, — dieser Hart, über dessen Tod ich so viele, so bittere Thränen vergaß, — dieser lebt. Wie? Soll ich, die ich ihn auch in seinem Grabe noch liebte, soll ich ihn izt vergessen, da ich weiß, daß er noch lebt, noch mich liebt? — Ich sag es Ihnen, ohne mir deshalb einen Vorwurf zu machen, ich würde das größte Elend dem Verluste seiner Liebe vorziehen. Ich habe ihm vor dem Angesichte Gottes mein Herz geschenkt. Nur dieser allein — und keine Gewalt hier auf Erden, kann es ihm entreißen. —“

Aber, gnädige Gräfinn, bedenken Sie auch, daß Sie sich den verdrüßlichsten Folgen dadurch aussetzen?

„Erlaus-



„Erlauben Sie mir wohl, daß ich Sie Ihnen vorzählen darf. Ich billige in den Befehl des Hofes nicht ein. Man glaubt' daher das Recht zu erlangen, mich deshalb zu bestrafen. Man sperrt mich auf immer in ein Kloster, und benimmt mir dadurch die Gelegenheit, mich je mit meinem Hart zu vereinigen. Kann man mehr? — Man beurtheilt mich allensfalls schief. — Allein beurtheilt man mich nicht schon? Ist eben so? Und was kümmerst ein Herz, das sich keine Vorwürfe zu machen hat, und das im Unglücke schmachtet, das Urtheil der Kurzsichtigen? Wenn es vor dem Urtheile steht, der das Innerste kennt, besteht? Ueberdies, ist es nicht ein weit leichteres Loos, im Kloster noch dem, den mein Herz liebt, getrennt zu seyn, weil doch Trennung die Strafe für mich seyn soll; — als in den Armen eines Lasterhaften, der in jedem Blicke seine Nichtswürdigkeit verräth? Der es ohnmöglich würde verbergen können, wie sehr er sich an dem grausamen Sieg wehde, den er über mich davontrug? Wie kann man erwarten, daß ich ein Leben, wie dieses seyn würde, der stillen Einsamkeit vorziehen sollte, in der ich zwar jede Stunde meinem Schmerze opfern, wo ich mich aber auch zum Gegentheile all den Unannehmlichkeiten entziehen kann, die eine nähere Verbindung mit Fletten ganz gewiß nach sich ziehen würde.“

Sie



„Sie bleiben also bey Ihrem Entschlusse, gnädige Gräfin?

„Unerschüttert! Ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich nur eine Handbreit davon jucken wollte.“

Der Gouverneur verließ mich, bat mich aber zugleich vorher, die traurigen Folgen, die vielleicht mir durch meine Widerseßlichkeit zugezogen werden könnten, nicht auf seine Rechnung zu schreiben.

Er mag unbesorgt seyn, der Mann! Er thut, was seines Amtes ist. Soll ich ihn deshalb hassen? —

Aber ist, meine Veste, besorge ich selbst, daß ich zu rasch mit meiner Erklärung war. Nicht, als ob es mich reute, sie gethan zu haben, — nein! Gott sey mein Zeuge, daß ich fest bey meinem Entschlusse beharren werde. Aber könnte nicht Hart in Angelegenheit gezogen werden? Man hielt ihn bis jetzt für todt. Wie, wenn man vielleicht aus einem übertriebenen frommen Eifer ihn als das einzige Hinderniß der Absichten des Hofes ansähe, ihm nachspürte, mißhandelte! — Ich muß abbrechen von diesem Gedanken, — er fällt mir zentnerschwerem Etrecken auf mein Herz.

„Ach, Töchter, ich bin so mitten zwischen Angst und Hoffnung hineingeklemmt, daß ich wahr:



wahrhaftig nicht weiß, was ich thut. — Hoffnung, sagte ich? — Hoffnung? — O! für mich ist keine mehr. Ich bin verlassen von allen, die mich sonst liebten! Wo soll da noch Hoffnung für mein Herz aufsprossen? So, wie ich ist bin, bin ich die bedauernswürdigste Person! O, Zulchen, Zulchen, wie schlägt mein Herz, wenn ich in die Zukunft sehe!

Eleonore.

Sieben und dreyßigster Brief.

Hart an Fräulein Zulchen.

Den 1sten Juli 1774.

In der größten Beklemmung meines Herzens, gnädiges Fräulein! beschwöre ich Sie, Mitleid mit meinem Zustande zu haben. Gott, wie werde ich herumgetrieben, wie ein Ball, der in die Lust geschlagen wird! Länger, nein! länger ertrag ich die Bürde nicht, die auf meinem Herzen ruht.

Wie heftig ich Eleonoren liebe, wissen Sie; wie schrecklich mir daher die Ungewißheit und der bange Zweifel ist, in welchem ich schon so lange Zeit schwebe, — ohne die geringste Nachricht von der Theuren, die ich anbede, zu erhalten, —



nen, — Gott, weißt du, da meine Liebe nur durch deinen allmächtigen Hauch in meinem Herzen angefacht worden. Ach, gnädiges Fräulein, ich fühl es, daß ich das unglücklichste Geschöpf der Welt seyn werde, wenn ich sie ver-
liere. Die Sympathie unsrer Seelen, die uns so innig verband, ist zu mächtig, daß ich sie je vergessen könnte. Ihre Jugend, ihre Zärtlich-
keit, — welch ein Himmel von Seligkeit für das Herz dessen, der sie liebt, und der von ihr geliebt wird.

Wie sehnlich sah ich einer gütigen Antwort von Ihnen entgegen! Allein auch dieser Trost ward mir geraubt. Hat niemand in der Welt mehr Mitleid mit der Thräne eines Unglücklichen?

Aber wie weit mehr mußte ich erschrecken, als mir vor ein paar Tagen unser treuer Po-
stillon die traurige Nachricht hinterbrachte, daß man Eleonoren mit Gewalt nach L * * zurück-
zubringen, und sie dort zu zwingen Willens sey, mich zu verlassen, und Alles Eigenthum zu bleiben. Daß der Gouverneur schon einige Besuche deshalb im Kloster abgeflattet, daß aber Eleonore aus allen Kräften dawider ge-
kämpft habe. Daß man endlich, weil alle Vorstellungen nichts zu helfen schienen, geheime Steckbriefe nach mir ausgesandt habe, mich zu arrestiren, Eleonoren aber auf das schärfste be-
wache,



wache, ihr alle Freyheit benehme, und sie so wachsam beobachte, als wäre sie eine Verbrecherinn vom größten Range.

Gott! Ist es möglich, daß man leidende Tugend so gewaltig kränken kann! Ach, Fräulein, wie blutet mir das Herz, wenn ich bedenke, daß Eleonore alles dies meinerwegen leidet, und daß ich ihre Leiden nicht in diesem Augenblicke lindern kann!

Schlag auf Schlag thürmt sich das Unglück über mich und Eleonore zusammen. — Eben kam Voss athemlos aus A. zurück, der auf Kundschaft war. Er berichtet mir, daß mein Aufenthalt entdeckt sey; daß man mich auffuchen lasse; und daß bey dem Gouverneur schon Anstalten getroffen würden, die Gräfinn längstens in drey Tagen abzuholen.

Gnädiges Fräulein, ich muß in aller Eile schließen. Kann aber Sie mein Elend rühren, o, so beschwöre ich Sie bey dem Gott der Güte und Barmherzigkeit, versagen Sie mir Ihren Beystand nicht. Geben Sie mir wenigstens nur einige Nachricht von dem Zustande der Gräfinn! Und ich werde Sie Zeitlebens als den Engel meines Glück verehren.

Meinen künftigen Aufenthalt werde ich Ihnen nächstens melden.

Gott.

Acht



Acht und dreyßigster Brief.

Zulchen an Gräfinn Eleonore.

R^o den 20sten Janii, 1774.

Was soll ich dir sagen, meine Geliebte? Daß ich dich bemittleide? — Daß wird dir dein eigner Herz sagen. O! könnt ich dich ganz glücklich machen, mit welcher Freude würd ichs thun.

Zum Beweise, daß ich dich auf das zärtlichste liebe, und daß ich keine Gelegenheit versäume, dir einigen Trost zu geben, so schliesse ich die zween Briefe von Louisen, und zween von deinem Hart hier bey. Ich hätte sie dir eher schon überschickt, allein ich erhielt sie erst als ich vom dem lieben Landgute deiner Mutter zurück in die Stadt kam, wo ich den größten Theil dieses Monats zubrachte.

Wüßten doch die Nachrichten, die du darinn erhältst, etwas zu deiner Beruhigung beytragen!

Wie der Hof gegen dich gesinnt ist, wirst du wohl wissen. Glaube mir, daß ich und deine Mutter dich von Herzen bedauern. Allein wir sind auch weiter nichts zu deiner Rettung im Stande. Wir erkennen es, daß dir Unrecht geschieht. Aber kann das Schaaf wider den Wolf
u. Theil. Q sich



sich zur Wehre setzen, der es deshalb erwürgt, weil es das Wasser trübe macht?

Deine Mutter hat mit dem Bischof selbst deinetwegen gesprochen. Auch dies war fruchtlos. Der ganze Hof ist unerschütterlich in seinem Entschlusse. Ich kann, ich darf dir weiter nichts mehr sagen.

Was ist das? Eine reitende Staffette? Gerade zu deiner Mutter! — Verzeih, daß ich abbreche. Ich muß zu ihr. So bald ich Zeit habe, gebe ich dir Nachricht davon.

Julie.

Neun und dreyßigster Brief.

Graf L** an die Gräfinn Fluhr.

Hamburg, den 12ten Junii, 1774.

Erlidige Gräfinn.

Ich bin es der Freundschaft, der Sie mich während meines Aufenthalts in L** würdigten, und dem Antheile, den Sie an dieser Nachricht nehmen werden, schuldig, Sie so eilig als möglich mit dem Schicksale des Letztes bekannt zu machen.

Ich



Ich ward durch ein Ohngefähr mit ihm bekannt. Ich hatte das Glück, sein Zutrauen bald zu erwerben. Er entdeckte mir, daß er Abbaton Veronese durch List in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern Willens wäre. Er schrieb deshalb an ihn. Ich wußte zwar, daß Flett Brief diesen Lasterbuben nicht mehr in V * * antreffen würde, denn meine Freunde berichteten mir, daß er, als sie auf seine Spuhr gekommen wären, eilig geflüchtet sey. Ich konnte vermuthen, daß er nach Hamburg eilen werde. Ich folgte nach. Allein alle meine Mühe, ihn hier zu entdecken, war vergebens; bis mir endlich eine Gelegenheit aufstieg, Abbatons Diener zu finden. Die Sache verhält sich folgender Gestalt.

Graf Flett ward durch ein erdichtetes Billet als käm es von einer in ihn verliebten Dame, zum Besuch gebeten. Er folgte des Abends, wird in einen Garten geführt, und von fünf bis sechs Kerln überfallen, von denen er sich nur mit genauer Noth durch seine Flucht bis auf die Gasse retten konnte. Es traf sich, daß ich eben nach Hause gieng, und ihm auf das Geschrey zu Hülfe eilte. Bey dem Scheine meiner Laterne erkannte ich Abbatons Diener, der unter der Bande mit war. Ich gab mich nicht zu erkennen, und verschwieg diese Entdeckung sorgfältig,



weil ich leicht vermuthen konnte, daß Abbate selbst nicht weit entfernt seyn müsse.

Ich ließ noch dieselbe Nacht das Gartenhaus gerichtlich durchsuchen, fand aber niemanden. Der Garten gehörte einem angesehenen Bürger in der Stadt, der auf den Todt krank lag, und also alle seine Domestiken bey sich in der Stadt hatte. Ich schloß daraus, daß diese Kerl sich dieses Umstandes zu Nutze machten, um Flett in den ganz leer gelassenen Garten zu locken.

Indeß verdoppelte ich verborgner weise meine Mähe, den Abbate auszukundschaften. Ich selbst hielt mich sehr verborgen, gab mir einen andern Namen, und wich allen Gesellschaften aus, um unerkant zu bleiben.

Graf Flett indeffen überließ sich seinem Vergnügen. Ich weiß nicht, warum ich auf jeden seiner Schritte Achtung geben ließ. Aber daß mir diese Sorgfalt zu Statten kam, werden Sie, gnädige Gräfinn, gleich hören.

Flett ward zu einer Spaziersfahrt nach * 4 gebeten. Ich erhielt Nachricht davon, und folgte ihm Abends nach; jedoch hielt ich mich in einem Privathause nicht fern vom Gasthose verborgen.

Gegen Mitternacht taumelt Flett mit zween jungen Menschen halb betrunken aus dem Gasthose,



hese, und führte eine von den seilen Nymphen am Arme, die vom Raube der Unglücklichen zu leben suchen, die sie in ihre Netze kriegen. Ich fragte den Mann, in dessen Haus ich war, ob er das Mädchen, und die jungen Leute nicht kenne. Das Mädchen, sagte dieser, wohnt am äußersten Ende des Ortes in einem der gefährlichsten Häuser, wo selten was anders als läderliches Gesinde sich aufhält. Die jungen Leute aber, kenne ich nicht.

Ich bat ihn, ob er mir wohl erlauben wollte, durch seinen Garten, weil, wie er mir sagte, ein näherer Seitenweg dahin führe, mit meinem Bedienten dahingehn zu dürfen. Es läge mir viel daran, Fletten vor der Gefahr zu sichern. Da er ein guter Freund von mir wäre.

Er bewilligte meine Bitte gern. Allein, setzte er noch hinzu, Sie zween werden gegen diese Bande nichts anrichten. Sie pflegt auf solche Fälle immer stark zu seyn. Ich will Ihnen daher ein Paar Leute von den meinigen mitgeben, die sich zertheilen sollen, damit es desto weniger Verdacht erregt.

Ich nahm das Anerbieten an, und gieng durch den Seitenweg auf das Haus, wohin Flett geführt werden mußte, so schnellig als möglich zu. Ich verbarg mich hinter der Hecke des Gartens, der daran fließ, nahm aber einen



solchen Platz, daß ich alles, was im Hause vorgehng, sehen und hören konnte.

Kurz darauf kam Flett mit seiner Nymphe. Er schritt sehr schnell zu den geilesen Urmarmungen, deren ein Mensch in der Trunkenheit nur in Gegenwart so vieler Zeugen fähig war. Kaum daß er mit dem Mädchen zu Bette war, wurden die Lichter ausgelöscht. Ich hörte des Abbate Stimme. Habe ich Sie, schrie dieser. Nun sollen Sie mir gewiß nicht entweichen. Sie sind niederträchtig genug, mich, nachdem ich Ihnen mit meiner eigenen Gefahr diene, aufzufangen, und dem Richter übergeben zu lassen. Aber ich will Ihnen zuvorkommen.“

Flett steng gleich darauf an um Hülfe zu schreyen. Ich sprang herbey mit meinen Leuten. Ich besetzte die Thüre, und wollte selbst in die Stube dringen. Doch eh ich handgemein mit den Buben werden konnte, war mein Hauswirth, bey dem ich war, schon mit mehr denn zwanzig wohlbewaffneten Personen aus dem Orte da. Er hatte die Vorsicht gebraucht, sogleich, als ich fort war, seine guten Freunde mit ihrem Haugesinde zu sammeln, und in der Nähe auf der Huth zu seyn.

Die Uebermacht zwang die Schurken sich zu ergeben, deren vier außer dem Abbate und seinen Diener waren. Sie wurden dem Gerichte übergeben.

Über



Aber was für ein Anblick fiel uns nicht in die Augen, als wir Fletten erblickten. Er lag in seinem Blute ohne Empfindung; der Dolch stach noch in der Wunde. Durch die geschickte Hülfe des Wundarztes, den wir holen ließen, kam er endlich wieder zu sich. Ich fragte ihn um verschiedene Umstände, allein der Unglückliche konnte nicht reden; denn Abbate brauchte die Vorsicht, ihm zu gleicher Zeit die Zunge abzuschneiden, damit, falls er noch davon käme, den Thäter nicht sogleich verrathen könnte.

Mich schauderte vor diesem Anblicke sowohl, als vor der Bosheit des Abbate. Gott, welcher Laster kann sich nicht das verdorbene Menschenherz schuldig machen! —

Fletto Wunde ist gefährlich. Da dieser Zufall erst vorgestern sich ereignete, so kann man von dem Erfolge der Hülfe, welche man ihm leistet, noch nicht mit Gewißheit urtheilen. —

Ich habe meine Wohnung in * * genommen, um desto näher bey dem Verwundeten zu seyn, und darauf sehen zu können, daß er ordentlich gepfleget werde.

Abbate soll in eine Art von Raserey gefallen seyn, worinn er mich und Fletten mit den gräßlichsten Flüchen vermaledet. Sein Schicksal wird schrecklich seyn, so wie sein Leben eine Kette von schrecklichen Lastern und Verbrechen war.



Der Unglückliche! Er hatte Talente, Fähigkeiten. Wie glücklich hätte er nicht werden können, wenn er sie zum Dienste der Tugend angewandt hätte.

Darf ich Euer Gnaden bitten, meine gehorsamste Empfehlung an Fräulein Julchen zu machen. Ich würde selbst an Sie geschrieben haben, um sie zu versichern, daß ohnmöglich auf der Welt jemand mehr Antheil an ihrem Vergnügen nehme, als ich, wenn ich nicht eben jetzt zu Fletten abgerufen würde, und die Zeit mir in der letzten Lage sehr genau zugemessen wäre.

Staf von L**.

Bierzigster Brief.

Gräfinn Eleonore an ihre Mutter.

Span, den 10ten Julii, 1774.

Verzeihung, theuerste Mutter, für den Schritt, den ich wagte. Man wird mich unvortheilhaft beurtheilen; aber der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht anders konnte. Ich hätte sterben müssen, wenn ich der Grausamkeit nicht vorgesetzet hätte, die man für mich bestimmt hatte: Ach, Gott, wie kämpft ich nicht im Innersten meiner



meiner Seele; mit welcher Andacht und Zuversicht flehte ich nicht dem Himmel an, mich zu retten! Er erhörte mein Flehen, ließ durch meine Thränen sich rühren, schickte Rettung mir zu, und endigte die Leiden, in denen ich schon so lange niedergebengt lag.

Auß den Briefen, die ich Tüchen zuschickte, werden Sie gesehen haben, daß man mit Gewalt darauf drang, mich dem Eigensinne des Hofes zu ergeben. Ich weigerte mich, das zweytemal mich zum Schlachtopfer hergeben zu lassen. Meine Erklärung mußte dem Fürsten durch verdrehte Vorstellungen zum Zorn gereizt haben. Denn es vergiengen kaum acht Tage, so ward mir verboten, ohne Vorwissen der Nebstisin auch nicht aus meiner Stube zu gehn. Man nahm mir alle Geräthschaften, die zum Schreiben nöthig waren. Ich konnte daher niemanden meine Noth klagen. Mich noch genauer zu beobachten, ward eine alte Nonne zu mir geschickt, die Tag und Nacht mir nicht von der Seite gieng.

Es schmerzte mich, wie eine Verbrecherinn behandeln zu sehn; indeß unterdrückte ich meinen Schmerz innerlich, und erwartete das Ende mit Geduld ab, fest entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen, als in den Vorschlag des Hofes zu willigen. Je strenger man mich behandelte, je gewaltsamer man auf mich drang, desto ent-



schloßner ward auch ich. Der Gedanke, daß man mich unglücklich machen wolle, und die Ueberzeugung, daß ich dies Unglück nicht verdient hatte, wirkte so stark auf mich, daß ich oft mit größtem Unwillen wider meine Verfolger ausbrach.

Indeß sank ich oft in die traurigsten Betrachtungen zurück. Ich dachte Ihre mütterliche Zärtlichkeit, mit der Sie vielleicht in eben demselben Augenblicke über die Halsstarrigkeit Ihrer Tochter weinen würden; ich stellte mir den Kummer, die Behmuth recht lebhaft vor, die Ihr Herz fühlen mußte; — und ich ward nicht selten über mich selbst unwillig, daß ich der besten, zärtlichsten Mutter so viele Leiden verursachte.

Aber es war mir nicht möglich, so sehr ichs auch wünschte, auf die Art das Herz meiner über mich mit Behmuth klagenden Mutter zu beruhigen. Bey jedem Vorsatz nachzugeben, stiegen tausend folternde Gegengründe in meiner Brust auf, die in demselben Augenblick allen Vorsatz wieder verschwenkten. Deine Mutter wird dich entschuldigen, wird Mitleid mit dir haben, sagt ich dann zu mir, und weinte laut auf, daß mich oft die alte Nonne mit frommer Zärtlichkeit bey der Hand faßte, und mich damit zu trösten suchte, daß ich auf den Beystand der Vorsicht bauen solle, die die Ihrigen nie zu Grunde gehen läßt. —

Das





Das war Trost für meine Seele, wahrer, inniger Trost. Mein Herz riß mich allemal nieder auf meine Knie, die Vorsehung um ihren Beystand anzusehen.

So verstrichen einige Tage, als mir der Gouverneur durch ein Handbillet melden ließ, ich würde in längstens drey Tagen nach 27 * * unter seiner eigenen Begleitung gebracht werden, um Fletten, der um diese Zeit ebenfalls da einzu treffen würde, meine Hand vor dem Angesichte des Hofes von neuen zu geben. Ich möchte daher alle Hoffnung, Gatten je wieder zu sehen, aufgeben, weil der Befehl gegeben worden wäre, ihn in * * *, wo er sich aufhalte, zu arrestiren, und auf die Festung zu bringen. —

Wie mich dies Billet niederdonnerte, ach, beste Mutter, darf ich Ihnen nicht erst beschreiben. Sinnlos stand ich da, sah das Papier mit unverwandtem Auge an, und fiel auf die Erde hin, daß meine Stubengefährten erschrocken um Hülfe rief, und mich zu Bette bringen mußte.

Ueber zwei Stunden hörte man nicht einen Laut von mir. Endlich legte sich der Schreck, und Thränen brachen nach und nach aus meinen Augen hervor. So soll es seyn, rief ich, — Soll es seyn! Soll ich das Opfer werden für den Grausamen; und Gatt mit mir? —

Man



Man fragte mich um die Ursache meiner ungewöhnlichen Traurigkeit. Ich gab ihnen das Billet zu lesen. Daß es Gott erbarme! die guten, gefühllosen Seelen lasen es, und verzögerten nicht eine Miene dabey. Ich hätte sie erwürgen mögen über die Gleichgültigkeit, mit der sie diese Nachricht lasen.

Ich bat, man möchte mich allein lassen. Sie entfernten sich willig bis auf meine Wächterin. Nun überließ ich mich meinem Schmerze ganz. Der Gedanke, Stetto Weib — mit Gewalt hingeworfenes Weib zu seyn, war mir schrecklicher, als der Gedanke an die Hölle selbst. Ohnmächtig, ohnmächtig hätte ich seinen Anblick ohne ausbrechender Verzweiflung ertragen können. Würd ich nicht stets in ihm den Stifter meines Unglücks, und den Stifter des Unglücks meines Sarto gesehen haben?

Ich mußte mich schnell entschließen. Zur Flucht war keine Möglichkeit. Man bewachte mich zu genau. Ich faßte daher den Entschluß, dem klösterlichen Schleyer der grausamen Freiheit in der Welt, die man für mich bestimmt hatte, vorzuziehen. Sarto soll eingesperrt hinter eisernen Thüren sein Leben wegen der Zärtlichkeit, die er für dich trug, verweinen; wohl, verweine sie aus eben der Ursache im Kloster.

Ich

Ich entdeckte meinen Entschluß der Aebtissinn, die ich wieder rufen ließ. Sie machte Anfangs Schwierigkeiten. Endlich gab sie nach, und versprach mir, noch in derselben Stunde meinen Entschluß dem Gouverneur zu melden.

Nun ward ich ruhiger, obgleich meine Seele noch immer in einem Zustande lag, der alle Qualen der Traurigkeit und des Grams weit überstieg. Ich konnte die ganzen folgenden zwei Tage nichts ordentliches denken. Immer verdrang ein trauriges Bild das andere.

So saß ich eben den dritten Tag in der Früh in schwarze Gedanken versenkt, und schwärmte mit meiner Phantasie alle Gesilde durch, auf denen ich sonst heitre Zufriedenheit an harten Seite entgegenlächeln sah, — als die Aebtissinn mit Eile zu mir gelaufen kam, und mir meldete, des Gouverneurs Wagen stehe vor dem Kloster mich abzuholen.

Mich abzuholen? schrie ich. Wer kann mich mit Gewalt den Grausamen in die Arme liefern! — Nicht einen Schritt aus dem Kloster werd ich thun.

„Mein Gott, sagte die Aebtissinn, Sie müssen. Wenn wir Sie länger hier behielten, könnten wir zur Verantwortung gezogen werden. Sie werden vielleicht in des Gouverneurs Tillet die strengsten Befehle sehen können, die der Hof deshalb ertheilet hat.“

Ich



Ich nahm das Billet, und erbrach es. Gott, wie zitterte ich am ganzen Leibe, als ich die Handschrift des Hart erkannte. — Ich konnte mich kaum halten, es vor Freude zu lassen. Ich vergaß mich so weit, daß ich mit sichtbarer Freude fragte: Ist er selbst da?

„Nein, antwortete mir die würdige Frau; der Käufer gab mir es.“

Diese Antwort ermahnte mich, auf meiner Hut zu seyn. Ich laß das Billet mit der größten Eilsfertigkeit. Ich leg es Ihnen hier bey.

Gnädige Gräfinn.

„Hart ist uns entwischt; vermuthlich hat er sich in gute Sicherheit gesetzt. Indess bedaure ich, daß ich Sie wider meinen Willen betrüben muß. Aber Ihr Glück, Ihre Ruhe und Sicherheit fordern es, daß Sie ohne Verzug mit der Kutsche zu mir kommen, die ich Ihnen zu gleicher Zeit zuschicke.“

Graf von F**.

Ich verstand den Wink, der mir gegeben ward. Ich wandte mich zur Lebteifinn, und bat sie, mich zu begleiten. Ich werde nicht eher Ruhe haben, bis ich nachgebe, sagte ich, und gieng in das Sprachzimmer, worinn Vatt als Käufer auf mich wartete. Ich hätte ihn lassen mögen vor Freude, da ich ihn sah, wie viele Gefahr



Gefahr er sich ausließ, mich zu retten; wenn ich nicht durch die Ueberlegung, verrathen zu werden, zurückgehalten worden wäre.

Die Plebsfönn wollte noch vielerley mit mir schwäzen. Allein Watt brach sogleich das Gespräch ab, und versicherte, daß der Gouverneur mit Ungedult auf mich schon warte; und hiemit verließ ich auf ein Zeichen, das er mir gab, die Plebsfönn, eilte in den Wagen, und fuhr davon.

Watt lief als Lauffer wacker voran auf das Thor zu, und so zur Stadt hinaus auf ein seitwärts gelegenes Dorf, wo er und der Kutscher die Livree des Gouverneurs in aller Eile mit alten Röcken vertauschten, und weiter fortfuhren.

Ich konnte nicht erwarten, bis Watt bey mir im Wagen saß, um ihn zu fragen, wie er so unvermuthet zu meiner Hülfe habe herbeysellen können. Er erzählte mir, daß Satt seinen Aufenthalt zwei Stunden in einem kleinen Städtchen über der Gränze habe nehmen müssen, weil man ihm nachgespühret hätte. Er habe zugleich erfahren, daß ich durch den Gouverneur sollte abgehohlet werden. Er sey daher auf den Einfall gekommen, ihm mittelst eilig nachgemachter Livree den Rang abzulaufen.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm mit den rührendsten Thränen des Dankes im Auge die Hand zu drücken. Keinen Dank, gnädige Gräfin,



Gräfin, keinen Dank, sprach er. Mein Herz fließt von überschwenglicher Wonne über, Sie glücklich aus Ihrem Kummer gerettet zu haben. — Ich habe selbst die Leiden einer kummervollen, traurigen Liebe gefühlt. Sollt ich da nicht mit aller Bereitwilligkeit geeilt haben, auch Sie diesen Leiden zu entreißen?

Wir kamen ohngefähr um eilf Uhr Vormittags in dem Orte, wo Hart sich aufhielt, an. Schnell wie ein Pfeil slog er mir entgegen an den Wagen. Hab ich Sie, hab ich Sie, Eleonore — schrie er, und drückte mich an seine Brust.

Der Wechsel von der äussersten Traurigkeit zur äussersten Wonne war zu stark, daß ich diesen Eindruck hätte ertragen können. Ich sank ohnmächtig vor Freuden in seine Arme.

Als ich zu mir selbst wieder kam, stand Louise, Watt, und Hart mit unnennbarer Freude im Gesichte um mich herum. Jedes suchte so zu sagen für Vergnügen mich wieder zu sehen. Louise fiel auf ihre Knie nieder, und dankte mit aufgehobenen Händen dem Himmel für die glückliche Hilfe, die er zu meiner Rettung geschickt. Wir wurden bis zu Thränen durch ihr Weispiel gerührt, fielen mit ihr auf unsre Knie, und stimmten mit dem dankvollsten Herzen das wärmste Loblied dem Vater der Bedrängten an.

Ende



Endlich überließen wir uns den freundschaftlichen und zärtlichen Ausbrüchen der Liebe. Wir umarmten uns wohl hundertmal, ohne ein Wort dabey zu sagen.

Hart, dem immer Freudenthränen im Auge schwebten, nahm mich endlich bey der Hand, und führte mich vor ein Kreuzifix, das in seiner Stube hieng. — Hier, meine Geliebteste, wollen wir das Band unserer Herzen auf das neue befestigen. Er sey ein Zeuge unsrer reinen Liebe! Er schütze uns; so wie wir in seinem Angesichte uns ewige Treue zuschwören.

„Amen!“ sagte ich, und sank an Harts Brust! Indessen hatte Watt schon Anstalt gemacht, daß die Postkutsche gekommen waren. Hart sagte mir, daß es unumgänglich nöthig wäre, uns in gänzliche Sicherheit zu bringen. Er wäre gesonnen, nach Spaa zu reisen, und bey den Aeltern unsrer lieben Louise so lange zu bleiben, bis sich unser Schicksal näher entschieden habe.

Wie fuhren daher kaum zwei Stunden nach meiner Ankunft wieder ab. Nun machte ich aber die Ueberlegung, was ich und Hart für eine Rolle spielen würden, in dem Zustande, in welchem ich und er waren. Die Liebe verband unsere Herzen freylich auf das innerlichste. Aber rechtfertigte sie auch der geistliche Arm? Willigte sie der Wohlstand auch in dem Grade, daß wir uns der aufwallenden Zärtlichkeit ganz über-



überlassen dürfen? Ich entdeckte ihm meine Gedanken. —

„Ich bin vergnügt, antwortete mir Satt, daß Sie von selbst darauf fallen, was ich Ihnen zu entdecken Willens war. Ich würde nichtswillig denken, wenn ich das Gegentheil dächte. Stets Bande, mit denen er an Sie geknüpft ist, möge noch so gewaltsam seyn, — sie sind immer geheiligte Bande, die die Gesetze der Kirche ehrwürdig machen. Ohne von ihr losgelöst zu werden, würde es Enttötung des Gehorsams seyn, den wir ihm schuldig sind, würde es selbst Nichtachtung der Tugend-verpflichtung. Wenn wir uns in eine nähere Verbündung einlassen würden.“

„Mich freute es, daß sein Herz so edel dachte. Wir würden einig, daß wir gleich bey der Ankunft in Spaa uns trennen wollten. Satt wählte sich das Gartenhaus, welches der Vater des jungen Satt eine halbe Stunde vor Spaa liegen hatte, und ich das Haus meiner lieben Louise.“

„Unsere Reise wurde durch nichts unterbrochen, und wir kamen glücklich in dem Orte unserer Bestimmung an. Louissens Aeltern waren schon durch uns vorher benachrichtiget worden, daß wir kommen würden. Mit welcher Freude die löblichen Aeltern uns entgegen eilten, uns umarmten, und ihre Louise wie im



Triumphe in ihr Haus führten. Auch Vatts Vater kam auf die Nachricht, daß sein Sohn gefunden sey, zu uns, und genoß mit vollem Herzen das Vergnügen, seinen Sohn wieder an seine Brust zu drücken.

Ich kann Ihnen, beste, zärtlichste Mutter ohnmöglich die Wollust beschreiben, die ich bey dem Anblicke so vieler Glücklichen gefühlet habe, die durch die Güte eines einzigen Menschen so lange trostlos in Kummer gestürzt wurden. Alle, die wir ansahen, verdienten unsre Achtung und Liebe. Rechtchaffenheit und Tugend war in jedem Zuge ihrer Gesichter tief eingegraben.

Wir sind nun seit fünf Tagen hier. Jeder Tag fängt sich mit freundschaftlicher Zärtlichkeit an, und endiget sich auch so. Die Gesellschaft meiner tugendhaften Louise ist ein Schatz, für den ich dem Himmel nie genug danken kann. Ach, bey meinem Glücke, daß ich hier genieße, fehlt nichts, als Sie, theuerste Mutter. Ihr Blick, Ihr liebevoller Kuß — Gott, welch eine Seligkeit war er für mich! Werden Sie wohl Ihrer Eleonore vergeben, daß sie Ihnen so viele Thränen verursacht. Lieber Himmel, mit welcher Freude würde ich zu Ihnen eilen, sie abzutrocknen, wenn ich — dürfte ic.

Eleonore.



Ein und vierzigster Brief.

Zulchen an Gräfin Eleonore.

W., den 3ten August 1774.

Hochwohlgebohrne Reichsfreyherrin,
Insonders Hochzuverehrende
Gnädige Frau

Liebs. Gartin!

Juchey! Frau Baronin! Glück. Aber Glück!
Könn ich Verslein schmieden, wahrhaftig! ich
schmiedete dir — Ihnen gnädige Frau, wollt
ich sagen, — den schönsten Hochzeitkarmen zu-
sammen; und schickt ihn auf den Flügeln des
Windes zu! —

Ja, ja, stagen Sie nur!

Aber Zulchen höre ich Sie fragen, warum
so närrisch?

Oh nun! es rappelt mir manchmal im Kopfe.
Ich muß nur die Ursache hersehen. Du (mit
Erstaunen) wirst dich wohl noch zu erinnern
wissen, daß einst ein gewisser Graf L. bey
uns war, der mir sehr gefiel, und dem ich wie-
der gefiel, wie ich es jetzt erst weiß; und da wir
uns beide gefielen, so — gefielen wir uns,
und — heiratheten uns —

Doch



Doch ich muß dir die Sache ordentlich erzählen. Er kam vor acht Tagen hier an; logirte wieder bey uns. Ich versah mich nichts weniger, als daß mich der mächtige Mann liebte. Du weißt, ich bin lustig, und in meiner Lustigkeit oft ein bißchen offener. Das gefiel ihm eben, und bat deine Mutter, für ihn bey mir das Wort zu reden, die es denn treulich that, worüber ich aber in's höchlich wunderte, und dann endlich recht lieblich — Ja sagte.

Ich will dir nicht erst eine lange Erzählung davon beschreiben, da ich dir die Schöckerey — denn um und um betrachtet, so habe ich mir den Mann doch auf den Hals nur geschöckert, — bald mündlich werde erzählen können. Denn höre nur: Flett ist abgeseigt; Gott verzeih mir den Ausdruck. —

Du wirst begierig seyn, die Geschichte ganz zu wissen. Ich will sie dir auch zu wissen machen. Die erste Hälfte kannst du aus dem Briefe des Graf L. * *, den er an deine Mutter schrieb, und den ich dir hier beylege, erfahren; das Ende davon will ich dir nach der Erzählung des L. * * selbst hersehen.

Die Wunde des Flett verschlimmerte sich täglich. Als ihm der Doktor sagte, daß keine Rettung für ihn zu hoffen sey, bat er von freyen Brücken um einen Geistlichen, und bereitete sich zum Tode. Er bat den L. * * durch einige Zei-



sen, weil er alles schreiben mußte, was er haben wollte, dich in seinem Namen um Vergebung all der Unruhen zu bitten, die er dir verursacht hatte.

L^{re} blieb bis an seine Sterbestunde an seinem Bette. Aus seinen Willen konnte man schließen, daß er tief im Innersten seines Herzens gerührt sey, und wahre Reue über seine Paster fühlte. Nachdem er noch vier Tage mit den heftigsten Schmerzen gekämpft hatte, starb er. Man sah es ihm an, daß er gern hätte sprechen mögen; wenn ihn der Verlust seiner Zunge nicht daran gehindert hätte. Sein Tod war wirklich wenig übereinstimmend mit seinem Leben; denn er starb mit der sichtbarsten Erregung in den Willen des Höchsten.

L^{re} ließ ihn, standesmäßig bestatten, und reiste drey Tage nach seinem Tode ab, denn Abbate Veronese; der in schärfer Bewachung saß, und wohl wußte, welches Ende auf ihn wartete, beschleunigte seinen Tod selbst. Er brach heimlich einige Scheiben aus dem Fenster, und fraß die Scherben. Sein Gedärm wurde dadurch zerschnitten. Er verfiel in rasende Verzweiflung über die Konvulsionen, die ihm der innerliche Brand verursachte, der dadurch entstand, und spie seine Seele unter den gräßlichsten Klagen von sich. Man sieht hieraus, daß der Abbate ein gänzlich verstocktes, lasterhaftes Herz haben mußte. —

Da nun Fleit todt ist, so steht dir und deinem Hart nichts mehr im Wege, euer Glück zu bekommen zu machen. Der Hof selbst wünscht, daß ihr je eher, je lieber zurückkommen möchtet.

Brey

Breulich sprühte er Anfangs Feder und Flammen, als die Nachricht von L.^{er} einlief, du wärest aus dem Käfig entwisch. Zwei Stunden ohngefähr nachher, als dich Vate abgeholt hatte, kam in eben derselben Absicht der Gouverneur selbst, der nicht wenig erstaunte, als man ihm die Nachricht gab; du wärest schon abgeholt worden. Man beschuldigte die Nonnen eines Unterschleises. Der Hof setzte ansehnliche Belohnungen darauf, wer dich wieder fände. Deine Mutter war nicht minder tröstlos darüber. Ich aber freute mich heimlich ins Häuschen, denn daß du dich wirst in Sicherheit bringen, das war ich überzeugt.

Grüße von meinetwegen deine gute, liebe Louise. Ich liebe sie recht herzlich! Ich bin ihr so gut, so gut, als es ihre gute Seele nur immer verdient.

Aber Vate? O, das muß ein herrlicher Mann seyn! Wie thätig er sich um dich und deinen Hart annahm. Ich und deine Mutter danken ihm auf das verbindlichste. Wahrhaftig, er ist seine Louise werth.

Mein L.^{er} kommt. Verzeih, wenn ich ihm zu Gefallen schreibe. Leb also wohl, bis dich selbst sieht und spricht

Deine

Julie.

17. S. Ich nahm meiner Julie die Feder aus der Hand, um das Vergnügen zu haben, Ihnen, gnädige Gräfin, die Versicherung zu geben, daß zu meinem Glück nichts fehlet, als die Ehre Sie persönlich kennen zu lernen.

Wie



Wie sehr würde es mich freuen, Ihnen meine Hochachtung mündlich bezeugen zu können, da ich Ihre Tugenden schon so lange mit der größten Achtung verehrte. Darf ich Sie bitten, mich, da meine Geliebte in der Zahl Ihrer Freundinnen steht, — ebenfalls in diese Zahl aufzunehmen? Ich würde Zeit Lebens auf diese Ehre stolz seyn.

Säumen Sie nicht, und das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu schenken. Um in dem Zirkel einer so ganz vortreflichen Familie aus Freuden des Lebens zu genießen, werde ich 27** meinem Vaterlande vorzuziehen bereit seyn, sobald ich die Versicherung von Ihnen und dem Herrn Baron erhalten habe, daß Sie mich würdig halten, mich nennen zu dürfen.

Ihren

aufrichtigsten Freund,
Graf von L**.

E n d e.

Druckfehler.

Seite 51. Z. 21. statt in Lalois, l. in Salvis.

— 81. — 18. Albergerzucht, l. Ottergezucht.

— 95. — 16. Schreckensritten, l. Schrecken-
spritten.



e i



Briefe aus Wien

verschiedenen Inhalts

an

den Freund in Berlin.

Von

Johann Friedel.



Leipzig und Berlin,

1783.





V o r r e d e.

Ich habe bey diesen Briefen nicht viel zu erinnern. Den Gesichtspunkt, aus welchem ich wünschte, daß sie beurtheilt wür'den, wird der unbefangene Leser von selbst auffinden können, so bald er die Zeit — in der ich sie schrieb, — die Gegenstände, über welche ich schrieb, — und endlich die Absicht, — warum ich sie schrieb, überdenket. Es war freylich ein Wagemuth, auch bey der besten Absicht, meine Mitbürger auf gewisse Gegenstände aufmerksam zu machen, eben diese Gegenstände, und auch

* 2

eben

eben diese Zeit zu wählen. Ich würde meinen Lesern übrigens ein schlechtes Kompliment machen, wenn ich es für nöthig fände, sie zu erinnern, daß ich nie den Gedanken im Sinne hatte, die berührten Gegenstände zu erschöpfen. Ich wollte sie nur berühren, nur aufmerksam darauf machen. Belohnung genug für mich, wenn unsere bess'n Köpfe diese Sachen weitläufiger ausführen wollten. —

Wien den 1ten März 1783.

Der Verfasser.



Inhalt.

Erster Brief. Komplimente; Fürstenschmeichler; Unsterblichkeit; Alexander, Herestratus. Seite 1.

Zweiter Brief. Josepha Kinderjahre; scheint leichtsinnig zu werden, war mehr Selbstdenker, als Auswendiglerner; ist neugierig; Folgen seiner Neugierde. Auskhweifung auf Kaiser Franz den I. seine Voracht bey Josepha Erziehung; der Kaiserin Sprichwort: mein Joseph ist ein Stinkkopf; sollten Prinzenenerzieher nicht die Jugendgeschichte ihrer kaiserlichen Zöglinge der Welt mittheilen? 6

Dritter Brief. Fortsetzung über Josepha Unterricht; sein Haß wider keise Etiquette; muß oft Umschweiffe nehmen seinen Entzweck zu erreichen; Reise nach Temeswar; Unterdrückung des Volks im Banat; desselben Rettung; Kassation der Administration in Temeswar. 18

Vierter Brief. Gedanken über einige Situationen Josepha mit Theresen. Etwas von Kronprinzen, nicht alle sind so arbeitsam, als Joseph; Gunzers noch in Böhmen; Verhalten des Erzbischofs in

Prag, et Appendix dabey; Josephs Reise nach
Prag. Seite 31

Fünfter Brief. Ueber das Militär. Kriegesästhetiken.
Lascy, sein Verdienst um das Militär. Warum
hat Lascy den Chargenverkauf der Offizier begün-
stigt? 40

Sechster Brief. Hofkriegsrath, War einmal gar
posslich bestellt, als Alougeperücken und Eminenzen
dabey mit sprachen. Nutzen und Schaden des Hofkriegs-
raths. Josephs rastloser Eifer, das Militär ganz
auszubilden. Ein Wort über das Raisonnement des
Hannoverschen Offiziers im deutschen Museum vom
Jahre 1781. 51

Siebenter Brief. Der bayrische Helding. Friedrich
ist ein geschickter Schlächtenliefter, aber mittel-
mässiger Belagerer. Warum man verschänzte La-
ger wider den König wählte? Wurmsfer sprengt die
Preussische Chaine. 59

Achter Brief. Wir lassen dem Verdienst allenthalben
Gerechtigkeit wiederfahren, die Preussen nicht. Ber-
liner Verläumdung, daß Joseph ein Säuser ist.
Was uns an guten Köpfen fehlt, fehlt uns nicht
an guten Hetzen. 61

Neunter Brief. Versuch der Erziehung Josephs II. 63

Zehnter Brief. Unser Jahrhundert ist das Jahrhun-
dert der Reformation. Censur, alte, und neue;
Klagen der Trömmler über die erweiterte Censurver-
fugung. 65

Inhalt.

vii

heit; Joseph will über eben so freye Geister,
als freye Herzen herrschen. Seite 68

Elfter Brief. Folgen der Censurfreiheit. Alle Autoren
sichern purgiren; Zehnkreuzerautoren; Nutzen dersel-
ben, in Hinsicht auf den gemeinen Mann. Anekdoten
von Raynals Histoire Philosophique. Der Kar-
dinal läßt die Parlamentsrede des Seguier deutsch
und französisch der Wiener Zeitung gratis belegen;
warum dierß geschah? 75

Zwölfter Brief. Kurze Geschichte der Kabaletten, und
Hosfränke der Päpste von Constantins Zeiten bis auf
Karl den Großen; wunderliches Sendschreiben des
Heiligen Peters an Pipin. 83

Dreizehnter Brief. Ueber Peters Eigenthum; war
Petrus je in Rom? Beweise, daß Petrus nie in
Rom war. 99

Vierzehnter Brief. Geschichte der päpstlichen Kan-
zleyregeln, vorzüglich in Betreff der Mandaten,
Expectativen, Präventionen, Generalreservationen,
Appanaten, — und damit gespielten Simonien.
Heftigste Vorlesungen König Eduard III. und
Richards in England dagegen; — Verordnungen
der Concilien zu Rostnitz und Basel. 106

Fünftehnter Brief. Man hat stark wider diese Kanzley-
regeln der Päpste gerisert. Perreira muß auf Be-
fehl des Kays zu Lissabon die Rechte der Metro-
poll-

postane über ihre Bischöffe ertheilen; der neun-
te Cap: die Ordination der Metropolitane
steht der Provincial Synode zu, und der zehnte
Cap: der Metropolitane bekommt seine Ge-
richtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern
durch die Beistätigung der Kirchensynode, ver-
dienten in diesem Buche von unsern Metropolit-
ten fleißig studirt zu werden. — Berechnung der Ve-
netianer, was in ihrem Staate nach Rom bezahlt
worden. Binnen zehn Jahren hat die Römische
Hesatzung sich von den Venetianern Zwey Millio-
nen, siebenmal Hundert sechszehntausend ein
Hundert und vier und sechzig Scudi zu 1 fl.
37 kr. bezahlen lassen. — Auch durch Bruderschaft-
ten kommt viel Geld nach Rom. Seite 125

Sechszehnter Brief. Die Provinziale müssen den
Vermögensstand ihrer Provinz dem General in Rom
unter der Excommunication anzeigen. Wie geschieht
die Päpste den Reichthum der Orden abzumessen wol-
len. Die Geistlichkeit im venetianischen Gebiete be-
sitzt, zwey, Hundert Sechs und zwanzig, sechs-
mal hundert sechs und fünfzig tausend und elf
Dukaten — Die gesammte Geistlichkeit der latho-
likken Länder besitzt zwey tausend, acht hundert
drey und neunzig Millionen, einmal hundert
vier und achtzig tausend, hundert und vier
und fünfzig Dukaten, oder 12,296,032,614 Gul-
den, über welche Rom recht geschieht den Weisern zu
sagen weiß. 128

Sechszehnter Brief. Reformationen des Kalbers;
Petrus Benetti nennt den Papp einen Gott auf
Erden

Zeden. Gedanken über die Rechte der Bischöfe. Warum strauben sich einige Bischöfe, über Rechte wider anzunehmen, da der Kaiser sie ihnen wieder antrietet? Seite 14

Achtzehnter Brief. Etwas von den Vortheilen des aufgehobenen Negus mit den Ordensgeneralen. Unser Staat erhält ungefähr 1,049,210. Dukaten oder sechs Millionen siebenmal hundert zwei und fünfzigtausend sechs Hundert fünf und dreissig Gulden, zurück, welche durch die Generale nach Rom getrieben wurden. Unter der Regierung Maria Theresens sind 110,404,160 Scudi nach Rom bezahlt worden. 132

Neunzehnter Brief. Rom lärmt gewaltig wider die Verordnung, daß in Zukunft die Bischöfe der österreichischen Lombardie vom Landesfürsten selbst gelebt werden sollen; Pragmatische Sanction des Heiligen Königs Ludwig vom Jahr 1268; der Kaiser thut das, was Ludwig damals verordnet. 137

Zwanzigster Brief. Warum alle päpstliche Bullen, Decree und Indulgenzen, der Einsicht des Fürsten vorgelegt werden sollen. Die Päpste haben eben so wenig Recht, ohne Einwilligung des Regenten solche Decree zu ertheilen, als der König von Preussen für seine Officiere Patente zu Generalwörden und dergleichen auszufertigen. 161

Ein und zwanzigster Brief. Klosterauflösungen. Ein Blick auf die Deutungsart, welche die Wünsche unter dem Volke auszubreiten streben. Pius VI. 162

läßt die Nonnen in Ezeleto durch Trabanten aufstehen. Der Kaiser zeigt höflicher mit ihnen um. S. 163
Drey und zwanzigster Brief. Allgemeine flüchtige Gedanken, über Papst, Papstsmache, geistliches Recht, christliche Religion, — wichtige Stelle aus dem Pereira über die Denkungsart der Päpste vor und nach Gregor VII. 170

Drey und zwanzigster Brief. Rom verliert 12.275,947 Gulden jährlicher Revenüen, die es vorher aus den Herrschaftlichen Staaten an sich zog. Kurzes Leben des Papst Pius VI. Ueber Jesuiten. Daß das Institut gefährlich war, kann unmöglich Verblüdung seyn, weil alle Höfe darinn einstimmig sind. Schöne Lebensgeschichte des Jesuiten Salermo; Molina auch ein Jesuit, beweist, daß es ein verdienstliches Werk sey, Könige umzubringen. Chronologisches Verzeichniß der Jesuitenverbrechen durch die ganze Welt. — Ihr Noviziat, und ihre Collegien in Polocz und Mohilow. 180

Vier und zwanzigster Brief. Freundschaft des Papstes für die Jesuiten; ihre verschiedene Schicksale nach der Aufhebung. Pater Bourgeois, lügt uns unverfälschte Nachrichten von seinem Ansehen beym Kaiser in China vor. Etwas über den Professor in Augsburg, der die unpartheyische Geschichte der Gefangennehmung des Ricci und seiner Assistenten drucken ließ; merkwürdige Auszüge aus der Rede des Cardinals Cavalchini, die er im Consistorium zu Rom 1767 im Befehl des Papstes hielt. 196

Fünf und zwanzigster Brief. Pius VI. kommt nach Wien. Eibels Frage: Was ist der Papst? Sonnenfels übt die Ankunft des Papsts. Fällt auf Eibeln aus, — Sonnenfels kann keinem seiner Freunde ein Kompliment machen, ohne einem würdigen Mann dabei auf die Knie zu treten. Mantensrauch: Warum kommt der Papst? löst die Frage, die er nicht beantworten kann mit Stricheln — — auf. Die angegebenen Ursachen, warum Pius VI. kam, sind falsch. Wahre Ursache. Kritische Lage des Kaisers bey diesem Besuch. Kompliment an die Wiener über ihr Betragen; Löschenkobls Holzschnitte; über die Ceremonien bey dem Hochgute am Oftertage; ob sie schicklich sind? Segen auf dem Hofe. Leute werden dabei gedrückt; warum es aut war, daß der Kaiser nicht dabei seyn konnte; etwas vom heiligen Pantoffel; wird als Heilathum in verschiedne Häuser gebeten. Seite 208

Sechs und zwanzigster Brief. Betragen des Papsts gegen den Bischof von Görz. Vorfall mit dem Breve des Papsts über den neuen Michaeleraltar. Merz schickt seine Streitschriften dem Papst; Brief des Papsts an Merz; freymüthige Kritik dieses Briefes, — Brief des Papsts an den Bischof in Trient, — Kritik darüber. 210

Sieben und zwanzigster Brief. Konfiskation des Papsts: theilt zwey Kardinalshüte aus. — Kardinäle sind nur Konfiskatorialräthe des Papsts; sind eigentlich weniger als Bischöffe; Mißbrauch der reichen Hüte — sind theuer; daß der Papst in fremden

ferinden Ländern rothe Hüte antheilen? So wenig als der König in England sein blaues Hofenband in Rom öffentlich antheilen dürfte. Rede des Papsts im letzten Konfistorium zu Wien. Seit 245

Acht und zwanzigster Brief. Wunderlicher Absprung der Wiener Neugierde vom Papst zur grossen Kiezin u. d. m. Leben des Kardinals Migazzi, seine Umänderung von der Hofgesinnung zur Parthey der Zelanten. — Kann Migazzi zwey Dithämer besitzen? 254

Neun und zwanzigster Brief. Leibeigenschaft; — Der Leibeigue und des gnädigen Herrn Ochs Stunden in einer Klasse. — Der Kaiser schafft sie ab. Ob dem Leibeignen Vortheile zuwachsen, daß er frey ward? — Man antwortet: Nein. — Judentoleranz. Soll man sie schützen? Ja. Nein! — Judengeld ist wie Klostergeld todt für den Staat. Juden sollen nicht auswärts heurathen, nicht emigriren dürfen; sollen passionirt, — auch conscribirt werden. — 274

Dreissigster Brief. Toleranz. Herr Hauptpastor Göhe in Hamburg; die Heiden, die er verdammt, waren oft besser als er. Wie bedauerten die Nichtkatholiken, aber verfolgten sie nicht. Ungarn allein macht eine Ausnahme davon. Luther galt vor 30 Jahren sehr viel; ist bekümmert man nicht zwey Flaschen Wein mehr für ihn, wenn man ihn wegwürfe. Franz Expedit und Ferdinand Edle von Schönseld — Toleranz hat ihre Schranken. 298

Ein

Ein und dreszigster Brief. Reduktionen der Kan-
zelehen; der Pensionen. Man hat sich zu Dienst
und Pension in vorigen Zeiten auf verschiedene Arten
hinaufgeschwungen. — Ehet man dem Kavalier,
der mehr verthut, als er einnimmt, einen Sequester,
warum soll der Fürst nicht der Sequester seines eignen
Staates seyn?

103

Zwey und dreszigster Brief. Der Kaiser. —
Industrie, Thätigkeit, Fleiß, Wäffigung, Rechts-
chaffenheit und Tugend des Volks ist, wahres Glück
des Staats.

113

Drey und dreszigster Brief. Glüchtige Blicke
über den Karakter der Wiener. Einige Parallelen
zwischen den Wienern und den Sachsen, Brandenburg.
u. d. g.

119

Vier und dreszigster Brief. Auszug aus der
Echilderung Wiens vom Papst Pius II. Ein Wort
über die Tranksteuer. Ist das Tranksteuer-system gut?
Sind so viele Leute dazu nöthig? Man glaubt es
nicht. — Zu Papst Pius II. Zeiten kost jeder Wie-
ner 17 Eimer Wein in einem Jahre. Wie viel 1717
und 1733 in Wien gegessen und getrunken ward.

129

Fünf und dreszigster Brief. Aeneas Sylvius,
oder Papst Pius II. Seine Velle execrabilis; sein
Wiberruf. Gedanken über beyde.

139

Sechs und dreszigster Brief. Berlin sieht besser
in die Augen als Wien. Wien ist aber prächtiger.
Berth.

Verlinerarchitektur — viel Flitter, wenig Solibkeit.
 — Nutzt es dem Fürsten, wenn er bauen läßt?
 Seite 347

Elfen und dreßzigster Brief. Rür und wider den
 Luxus. Je mehr Luxus von inländischen Waaren ge-
 teleben wird, desto besser ist für den Staat. Bals
 latage, Roden, Rodenerfinder u. s. w. 360

Acht und dreßzigster Brief. Luxus der Römer. —
 Schmausereien. — Gebäude, Hausrath. — Ad-
 mische Petit Maitre, und geschminkte Damen. 369

Neun und dreßzigster Brief. Es giebt Narren
 unter uns so gut wie unter den Römern. 398

Vierzigster Brief. Theater. Theaterwesen. Ist
 der Vorwurf gegründet, daß deutsche Fürsten sich des
 Theaters nicht annahmen? — Etwas über unſte
 Theaterhofkommission. — Ueber den Ausschuß. —
 Der Landgraf von Hessenkassel erhielt unter seinen
 Schauspielern dadurch Ruhe, daß er den Kavaliersma-
 schern 25 ad posteriora geben ließ. 405

Ein und vierzigster Brief. Fortsetzung vom Thea-
 ter. Lange, — Stephanie der Jüngere, —
 Brockmann, — Schröder. 410

Zwey und vierzigster Brief. Aergern, Gewühl
 von Menschen darin. Eßgesellschaften. Bar-
 nung für Nüchtern. 418

Drey und vierzigster Brief. Der Prater. Die
Keuschkeitskommission hat in vorigen Zeiten manchen
Sang von Bläschern da gemacht. Feuerwerke. S. 434

Vier und vierzigster Brief. Aufdorf, Klosterneu-
burg, der letzte Berg, Mauerbach, Simmering,
Schönbrunn, Laxenburg, Baden. 440

Fünf und vierzigster Brief. Herr von Pavian
liest den Kds. — Leichen zum Geschenke und eine
Pastete. — Maskenprozeß der Frauen von R. und
T. — Man leuchtet den Herrn bey hellem Tage zum
Haus mit Fackeln hinaus. — Zusammenkunft im
Kleiderschrank. — Etwas über den Gang zur Lie-
be, Ursachen davon. Ihr maskiren sich schon Da-
men als Stubenmädchen. Gedanken darüber. Ob
es ihnen wohl zur Ehre gereicht? 446

Sechs und vierzigster Brief. Reise nach Press-
burg. — Verschönerungskommission allda. Lage.
Von Kirchen Meist Stadt. Das Schloß. 452

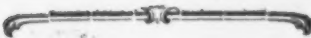
Sieben und vierzigster Brief. Predigerteil, —
Pater Merz und Kockathel und Schmidt. Be-
such in der lutherischen Kirche. — Besuch bey'm
Bildhauer und Seifenscher Messerschmidt. —
Schauhspielhaus. — Gedanken darüber. 458

Acht und vierzigster Brief. Herrn von Kempele
Schachmaschine und redender Kopf. 467

Neun und vierzigster Brief. Katersdörf, —
 St. Georgen, — Zwanka, Sommerchloß des
 Grafen von Grassalkowitz. — Lanschütz, Chloß
 des Grafen Franz Esterhazy. 412

Fünfzigster Brief. Esterhazy. — Chloß. —
 Garten. — Theater. 413





Erster Brief.

Hergensfreund,

Dank Ihnen für Ihren zärtlichen Wunsch, in meinem Vaterlande recht glücklich zu leben. Ja, Freund, wills auch; und kann es. Das ist ein Vorzug vor vielen unsrer Nachbarn, die rings um uns auf die Alesenscheite flammend sehn, mit denen uns der wohlthätigste Monarch unserm dauerhaften Glücke entgegen führt.

Was für ein himmelweiter Abstand zwischn Löwen Farn, deren Einwohner nach dem Genuße eines ruhigen Glückes schmachten, aber wie Tantalus diese süße Frucht nie mit ihren gierigen Lippen erreichen können, und zwischen Ländern, deren Monarch kein ander Glück kennt, als das Glück der Seinen!

Iwar pfaulet so mancher feile Panegyrist mit einem Donkask von lauttschallenden Worten die Thaten seines Fürsten aus, die, wenn sie der Forscher vor seinen Richterstuhl zieht, da sehn, wie falscher Schminck. Nur der untergelegte Klitter giebt diesem den betrüglischen Schimmer. Der Schwächling gewunt, mit der Tule im Dunklen zu wohnen, drückt bey dem erlöschenden



Blanze die Augen zu, und ruft mit lautem Getöse:
Wahrlich! das war Abglanz der Sonne. —

Der Sonne? — Keine Lüge, Freund! — Sonne
war's nicht, nur ein Strahl, den der kühne Prometheus
vom Olymp stahl. Könige, Obedienten, und Diebstah-
ler, und Politiker — und Lobredner sich heißer
schreyen, über jeden Schritt ihres großen Meccas, —
er bleibe doch nur ein Pigmäe, den die Geschichte nach
Tausenden in einem kleinen kleinen Lichtstrahle kaum
erblicken wird. Das Uebermenschliche, was die Zeit-
genossen eines Fürsten an ihm erst wahrnehmen, —
wird zum Alltagswerk in den Augen der spätern Entel;
und nicht selten leben die Zeußer der unterdrückten Na-
tionen erst in der Folgezeit auf, und erröthen vom Ele-
de, und Unterdrückung, von denen der lebende Fürst
nicht eine Spur entdecken konnte, weil der Weich-
dämmelsteigste Schmeichler seine Atmosphäre mit sol-
chen Nebelwolken umzog, durch die er unmöglich spähen
konnte, — und vielleicht aus Selbstzufriedenheit und
Wohlbehagen nicht spähen wollte.

Wenn Fürsten das kühne Raisonnement der Nachwelt
sich stets vor Augen stellten, würden sie wohl so oft la-
dighlich vom Reich nach Ehrer sich lenken lassen? Würden
sie nicht zurückwandern vor eben dem Phantom, nach
dem sie streben? Würden sie nicht einsehen lernen, daß
die Opferkathol ihrer Zeitgenossen meistens nur mit



Schmeicheley gefüllet ist? — Kopf und Herz müßten sie verleugnen, wenn sie dies nicht einsehen.

Aber wozu diese Declamationen, fragen Sie mich? — Wozu? Freund! von Ihnen hått ich diese Frage nicht vermuthet. Doch, weil Sie einmal da ist, will ich darauf antworten.

So wie jede Handlung des Bürgers nur vom Innern ihren Adel erhält, nur durch die Güte der Absicht, nicht vom Gefünsche, das sie erweckt, ihre Größe erhält, eben so erhält die Regierung des Fürsten nur durch diese edlen Absichten ihren Glanz. Freilich hat der Fürst andre Pflichten, als der Unterthan; — aber seine Hauptpflicht; — die Einzige: warum er auf dem Throne sitzt, ist doch allemal das Glück seines Volkes. — Er selbst darf nie mit in Rechnung kommen. Nicht sein Glück, nicht seine Ehre, — die Ehre, das Glück seiner Völker muß die Triebfeder seyn, die ihn in Thätigkeit sezet.

Swazsland das Privatinteresse des Fürsten von Interesse des Volks ohnehin nicht getrennet werden, ohne der sizen oder andern Parthey wesentlichen Nachtheil zu bringen. Entweder verliert das Volk, wenn der Fürst auf dem Flügel der Hama hoch in Wolken herum schwebt, — und leider ist fast allemal der Fall, — oder der Fürst selbst führt von seiner Höhe, wie Marcus hier in das Meer der ewigen Vergessenheit zurück.



Der kühne Flug nach schimmernder Ehre kann vom Fürsten nie vollendet werden, wenn ihn nicht das Fremden-
geschrey seiner glücklichen Völker auf seinem Fluge be-
gleitet.

Die Geschichte hat tausend Beispiele. — Alexander ward vergöttet; er konnte nichts weniger als Ju-
piter's Sohn seyn. Seine Schmeichler sagten ihm: — und er glaubt es. Allein was sagt der Phi-
losoph izt von diesem Eroberer, der Menschen würgte,
weil er — nichts bessers verstand? — O Alexander
könntest du aufwachen, in die Kreise der jetzigen Zeital-
ter dich hindrängen, und den gekrönten Eroberern laut
ins Ohr rufen; „Liebe Vettern, ich habe nach einem
„Stengespinnst von Ehre gestrebt. Glauben mir
„Eure Liebden, hätte ich mein Macedonien, so
„klein es ist, glücklicher gemacht, ich Würde der
„Unsterblichkeit ungleich würdiger seyn, als ich
„es izt bin, da ich Persien verwüstete, um Städte
„zu erobern, die ich zum Zeitvertreibe meiner
„Maitressen einsächern könnte.“

Ich weiß nicht, was ich von Alexandern und al-
len denen denken soll, die sich blos von ihrer Laune regie-
ren lassen, und sich Platte vorzeichnen, auf denen sie dem
Tempel der Unsterblichkeit entgegen zu wandeln glau-
ben. — Ist's ihnen um Unsterblichkeit zu thun, ich
geräths ein, je launiger ihr Plan ist, je eher kömten sie



darzu gelangen; — aber geißen sie nach der Unsterblichkeit des Herostrats, — oder nach jener, in deren Tempel wahre Ehre auf seinen Altären thronet, die nur die Menschenfreunde mit ihren Lorbeern krönen?

Sehn Sie, Freund! sein Stand, selbst der des Fürsten ist von Schwäche, und verstimmtten Vorurtheilen frey. Darf man sich wundern, wenn Schwäche und Vorurtheile so oft ihre Schritte lenken? Nur wenige, und gerade die, von denen ihre Zeitgenossen am wenigsten Veräusch zu machen pflegen, schütteln diese Fesseln ab, und opfern sich — wie Rodrus — zum Wohle ihrer Nationen auf. — Heil dem Zeitalter, in welches die Regierung eines solchen Mannes fällt! Heil ihm selbst! — Des Menschengeschlechts, vom Schöpfer darzu bestimmt, auch auf diesem Erdballe schon auf dem Pfade seines Glückes weiter fortzuschreiten, erwacht unter ihm mit neuem Leben; unterdrückte Gefühle der Freude, der ungeheuchelten Dankbarkeit erregen sich in seinem Busen, und hinterlassen der Nachwelt den heissen Wunsch, doch Mitgenossen ihres Glückes gewesen zu seyn.

Diese glückliche Epoche hat Joseph über uns gebracht. Ich will Sie heute nicht mit Schilderungen dieses großen Menschenfreundes, den man mit Recht, nicht aus Schmeicheley, den Einzigen nennen kann, — aufhalten. Nur die Erinnerung will ich hier anfügen,



daß es ein ungleich größeres Verdienst für den Fürsten ist, wenn er es dahin bringt, daß der Unterthan seines Glückes genießen, in ungestörter Ruhe genießen kann, ohne dieses Glück erst erschleichen zu müssen, als es ihm Ehre bringt, seine Unterthanen nur als Gehülfen anzusehen, die er an seinen Triumphwagen anspannt, wenn es ihm gefällt. Sie verstehen mich, was ich damit sagen will. Bezeichnende Beispiele sind beleidigend; Sie werden mir also den Aufschluß ersparen, und ihn selbst hinzu denken.

Leben Sie wohl, Freund! Sie schreiben mir doch bald? mir, der ich mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit
bin

Ihr

M. M.

Zweyter Brief.

So? glauben Sie denn wirklich, daß ich über dein Glück, wieder in meinem Vaterlande zu seyn, meine auswärtigen Freunde vergesse? — Und warum? — weil ich mit keiner Sylbe in meinem letzten Briefe Ihres erwähnte? — Sie thun mir Unrecht. Man kann seines neuen Glückes genießen, und seine fernern Freunde nichts destoweniger mit dem wärmesten Herzen sehr lieben. Ich bin zwar kein Romanheld, es ist wahr! —



Ich schlage mich nicht meiner Dulcinea wegen mit Windmühlen, oder mit Drachenschwänzen, an denen zehn Köpfe hängen, die Feuer und Gift von sich sprühen, ohne mich von meiner Herzenskönigin durch Untreu reissen zu lassen. Solche Rittersugend hab' ich von der Tafelrunde des alten Königs Artur nicht ererbt. Aber dem ohngeachtet ist mir das Band der Freundschaft, das Herz gegen Herz geknüpft, ewig heilig. Mögen Z**, und U**, und P***, nach allen Frey Welttheilern zerstreut werden, und ich in den äußersten Winkel des vierten verbannt seyn, — als Freunde werd' ich sie nie vergessen; nie aufhören zu wünschen, daß ich in ihren Armen und an ihrer Seite meine glücklichsten Tage zubringen könnte. —

Sagen Sie ihnen doch, daß ich sie alle noch liebe, und daß ich eifersüchtiger auf ihre Freundschaft bin, als irgend ein Mädchen auf die Liebe ihres Adonis. —

So viel auf den Eingang Ihres Briefes! Nun auch auf das Wesentliche desselben. — Sie sprechen von unserm Monarchen mit einer Begeisterung, die mich noch einmal so stark für Sie einnimmt. Sie sagen, daß der Anfang seiner Regierung schon einen gereiften Fürsten verkündige, der im Vorborgenen lange vorher schon an dem werdenden Glücke seiner Völker arbeitete; — daß er den Fürsten Europas zur neuen Epoche diene, wie Ihr Friedrich in dem Zirkel der Sieger; daß Sie

X 4

wünsch.



wünschten, diesem menschenfreundlichen Fürsten anzuhören, um sich satt an ihm zu genießen? —

„Mehrere, mein Freund, wünschen sich dasselbe; und unrecht haben Sie, und alle, die dieser Wunsch belebt, wahrlich nicht. Er verdient von allen geliebt, — wir, von allen beneidet zu werden.

Ich kann ohnmöglich dem Drange widerstehn, mit Ihnen heute ein Wörtchen vom Kaiser zu schwätzen, Was das Herz voll ist, fließt der Mund über.

Franz als Vater verdient, wie Theresie als Mutter zum Beyspiel aufgestellt zu werden. Beyde erzogen ihre Prinzen so, daß sie, auch ohne den äußerlichen Schimmer der hohen Geburt, und des Ansehens, immer die lebenswürdigsten des Volkes waren. Joseph, außerordentlich feurig in seinem Knabenalter, rasch und entschlossen schon in seinen Tugendhandlungen, schien als Prinz in den Augen seiner Lehrer mehr zerstreut, mehr nur oberflächlich mit den Wissenschaften beschäftigt; seine nie zu befriedigende Begierde, alles zu wissen; seine Lebhaftigkeit mit der er alles, was ihm aufstieß, untersuchte, und in demselben Augenblicke wieder neue Gegenstände aufspürte, über die er wieder Aufklärung forderete, ließ sie mehr — Leichtsinns besürchten, als sie vermuthen konnten, daß eben diese Leichtigkeit, mit der er von Gegenstand zu Gegenstand den Unterricht hin-
109, jenes glückliche Genie verrathe, das in der Folge
mit



mit Adlerblicken die wichtigsten Geschäfte schnell zu überschauen im Stande seyn würde. Er wetteiferte mit seinen Geschwistern nicht darum, sie in der Pünktlichkeit der bestimmten Unterrichtsstunden zu übertreffen; oft schweifte seine noch junge Seele in neuen Regionen herum, wenn seine Lehrer von trocknen Gegenständen sprachen. — Kaum schlossen sie den Mund, so stürzten schon hundert Fragen von den Lippen des jungen Prinzen, die deutlich genug verriethen, daß seine Seele nicht bestimmt sey, dem Schneekengange des pädagogischen Unterrichts sich zu unterziehen, sondern selbst anzufliegen, um Kenntnisse zu sammeln. — Wenn Sie wollen, so war er der nachlässigste Auswendiglerner — aber dafür der geschäftigste Selbstdenker. Die Knabenseele, die von selbst Dinge aufpähet, um darüber belehrt zu werden, ist vollgewichtiger, als die Seele des aufmerksamsten Jünglings, die jedes Wort, so wie's vom Munde des Lehrers kommt, zwar begierig und treu aufnimmt, aber auch dann, wie erbeutete Waffen, — auf einem Haufen ohne Nußanwendung liegen läßt.

Diese Lebhaftigkeit, und diese Neugierde — denn so mußte man die Blüthebegierde dieses Prinzen in diesen Jahren nennen, — vereinbart mit dem glücklichsten Gedächtnisse setzte ihn bald in den Stand, seine großen und erhabenen Talente zu entwickeln. Nun rechnete man, den Prinzen, dem man wenige Jahre



vorher noch einen zu großen Grad von Leichtsinne aus einem übelverstandenen Vorurtheile zuschrieb, sich dem anhaltendsten Studium widmen zu sehn; zu sehn, wie er rastlos an allen den großen Wissenschaften hing, die noch weit über seine Jahre waren. Man wunderte sich, woher mit Einemmal diese glückliche Wendung seines Charakters kam, die ihm keine Beschwerniß zu groß seyn ließ, die er nicht durch seinen Fleiß überwand, und kein Hinderniß in den Weg setzen konnte, das er nicht bey Seite zu schaffen strebte. Man würde sich aber über diese Stimmung seines Geistes weniger gewundert haben, wenn man, wie's leider! selbst bey Prinzenenergiehern oft zu geschehn pflegt, nicht die Grundsätze der Pädagogik für unfehlbar gehalten, wenn man den Gang gemeiner Seelen nicht mit dem Fluge des Genies verwechselte hätte. Große, thätige Seelen entwickeln sich selbst. Indess der Lehrer noch am A lauer, fragt sie schon nach dem B. Josephus Neugierde ward also die Ursache der nachfolgenden Wissbegierde; seine Lebhaftigkeit, die Quelle der Leichtigkeit, alles schnell und trefen aufzufassen.

Er war bestimmter Krenerbe. Franz, den man zu wenig kennt, und der es, — ohngeachtet er seine große Laufbahn ohne blutige Leiden endigte, — doch verdiente, geliebt zu werden, — Franz, sag ich, war der erste, der die großen Reime seines Sohnes aus dem rech-



ten Gesichtspunkt faßte. Durch väterliche Fürsichtlichkeit gewann er das Herz des Prinzen ganz; aber durch gemessenen Ernst wachte er, daß die glücklichen Reime des jungen Prinzen durch verführerische Hoffnungen nicht zum Mißwachs gebracht würden. Franz war fast von den ersten Jahren an der eigentliche Vater und Lehrer seines würdigen Sohnes; und es war ein Glück mehr für uns, daß Er es war.

Man irrt sich, wenn man diesen großen, wahrhaft menschenfreundlichen Monarchen, der Franz I. wirklich war, unter die unthätigen zählt. Freylich weiß sein Biograph, der nur Biograph nach dem Verdict der Zeitungsblätter und der gedruckten Reichskammergerichtsakten wird, außer einigen Schlachten, deren Franz als Großherzog beywohnte, und einigen Gefängnissen, die auf dem Reichskammergerichte abgethan wurden, nichts zu erzählen. Warum wagen sich aber auch Stümper über Männer, deren kleinste Handlungen, hundert solche Biographien aufzuheben?

Franzen dankt Oesterreich den größten Theil der Aufklärung, den es unter der vorigen Regierung erhielt; die Verbesserung der Handlung, der Manufakturen und Künste; die Verschönerung so mancher Provinz, ihre größere Bevölkerung, ihre angemessenere Einrichtung und Gesetzgebung. Freylich steht nirgends ein: Wie Franz I. von Gottes Gnaden, &c. — welches dem höchsten



tigen Kompilator den Fingerzeig gäbe, daß er Theil an der innern Verbesserung unsrer Staaten habe. Adels-Männer, die näher um ihn waren, die in seinem Herzen lesen durften, — diese müssen noch izt das Zeugniß ablegen, daß Franz I. mit der tiefesten Kenntniß zum Regierungsgeſchäfte auch den glüklichen Eifer beſaß, eine Thereſe auf Gegenſtände aufmerkſam zu machen, die ihre Verbesserung idam lediglich ſeiner Einſicht und ſeiner Beſehit zu danken hatten. So ward Franz ſaſt augenbliklich unſer Wohlthäter, ohne, daß wir es wußten. Das würdigſte Beſpiel des erhabenſten Menſchenfreundes, glüklich zu machen, ohne die Hand zu entdecken, die das Glük ausſpendet!

Sie werden ſich wundern, beſter Freund, daß ich dieſe Ausſchweifung auf Franzen mache. Allein es iſt nöthig, daß ich Ihnen ein richtiges Bild von dieſem Unvergesslichen entwerfe. Wenn der geſegnete Bürger oft Gott für ſein ertungenes Glük dankte, war's Franz, der es ihm zuſtiegte. Die Monarchinn, die ihren Gatten zärtlich liebte, die ſeine wahren Kenntniſſe ſchätzte, war bieder genug, jenen Volkſchlägen Gehör, Unterſtützung, Ausföhrung zu gönnen, die der menſchenfreundliche Vater unsers Kaiſers — oft nur in den Armen der Liebe, der Zärtlichkeit ihr vorlagte. Ein weniger weifer und gütiger Fürſt würde in der Verfaſſung, in welcher er lebte, — entweder nichts gethan,

oder selbst das, was er gethan hat, wieder verdorren haben.

Mit den einem Fürsten so nöthigen Kenntnissen der Regierungsgeschäfte verband Franz I. eine weise Sparsamkeit. Man erstaunt, wenn man die Inventur seiner Verlassenschaft durchliest, über die Schätze, die er bey den — wirklich gemäßigten Revenüen von seinem Eigenthume — hinterließ. Man erstaunt aber noch mehr darüber, wenn man bedenkt, daß er mit eben der Bereitwilligkeit die größten Summen für würdige Arme hingab, mit der er das Elend jedes Dürftigen zu lindern strebte. Daß er großen Einfluß in die Oekonomie des ganzen Hofes hatte, ist bekannt; und es lag gewiß nicht an ihm allein, wenn sie nicht noch mehr eingeschränket ward.

Franz war wirklich groß als Regent, groß als Oekonom, groß als Menschenfreund, und groß in Rücksicht jeder andern Tugend. Aus dem Munde eines solchen Lehrers kann man keine andre Lehre als wahre Weisheit erwarten, die auf Erfahrungen gestützet ist, und bey jedem Schritte den Jüngling auf die Nuthatwendung aufmerksam macht. Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir aus seinen Händen einen Fürsten erhielten, der unser Stolz ist?

Joseph lehnte bald die zärtliche Fürsorge seines großen Vaters mit einer Verwendung, die alles übertras.



Er schrieb sich die Lehren desselben tief in sein Herz, und athmete ganz die wohlthätigen Gesinnungen seiner Erzeuger in sich. So wuchs der Erbe so vieler Königreiche heran, und verbreitete bald die Hoffnung allgemein, die man von ihm zu fassen sich berechtigt zu seyn glaubte.

Aber nicht genug, daß für den Geist des noch jungen Prinzen diese unbegranzte Sorge getragen ward. — Auch sein Charakter ward bestimmt. Seine ersten Jahre waren von traurigen Unruhen umwölkt, die das Herz seiner großen Mutter mit Betrübniß füllen mußten. Er wuchs so zu sagen unter dem Drucke der traurigsten Schicksale heran, die — oder man mußte kein Menschenherz haben, — von der niedrigsten Hütte bis zum erhabensten Throne jeden Busen mit Besorgnissen schwellten. Dadurch ward er frühzeitig mit der Fürsten so seltenen Gabe innigst vertraut, Schicksalen zu trösten, und mit Standhaftigkeit jedes Hinderniß zu ertragen.

Therese sowohl als Franz lehrten ihn durch ihr eigen Beispiel wahre — von Kleinsügigkeit entfernte Tugend; der Keim der in dem jungen Herzen lag, wurzelte bald, und wuchs zu der Größe heran, die ihn fähig machte, diese Früchte zu tragen, die wir jetzt mit so vieler Nührung erblicken.

Schon als Prinz zeigte Joseph Entschlossenheit und Standhaftigkeit in seinen Entwürfen; aber nicht so wie wilde, unbiegsame, die eine eiserne Stiele und ein
 eben

eben so hartes Herz fordert. Er war gewohnt, selbst zu denken, zu prüfen, — und dann, seinen Entschluß zu fassen. Er war hart von dem einmal gefassten abzuwenden, denn er wagte ihn eher nicht, bevor er den Gegenstand nicht richtig und genau überdacht zu haben glaubte. Nicht das — du sollst nicht, sondern das: warum soll ich nicht? — konnte seinen festen Sinn ändern. Die Kaiserinn sagte öfters in ihrer Laune: mein Sohn ist ein Stützopf; aber sie sah es ein, daß selbst dann, wenn ihr mütterlich besorgtes Herz im geheimen zu seufzen schien, dieser kleine Ansatz von Eitelkeit ihn mit jener Entschlossenheit anrühren werde, über verzehrte Vorurtheile hinweg zu klümmen, und allen Hindernissen, die ihm vielleicht einst partheiliche Hefen entgegen thürmen würden, sich mit Standhaftigkeit entgegen zu dämmen. Dieser Stützopf hatte geläuterte Grundsätze, dachte feurig, schnell und richtig; es begeisterte ihn ein edles, bieders Herz, — o so ein Stützöpfchen verspricht in mannbaren Jahren dem Mann, der in einem Tage mehr vollenden kann zum Glück der Seiner, als schwächere und nachgiebigere Köpfe kaum in Jahren zu beginnen im Stande sind. — Sie sahn, Freund, daß alle die großen Entwicklungen des Geistes unsers Fürsten schon in seiner Kindheit da lagen. Man muß es der einsichtsvollen Leiter seines mir nie vergeßlichen Vaters danken, da er, Rat



statt diese Anlagen zu ersticken, sie vielmehr von jedem möglichen Auswuchse läuterte, und dem Sacmen alles Guten zur Reife aufhals, der nur immer auf einen so ergiebigen Boden gestreuet werden konnte. Weniger einsichtsvolle Väter hätten diese anscheinenden Lässigkeiten, diese Lebhaftigkeit, diese halsstarrige Entschlossenheit, daß ich mich so ausdrücken darf, zu ersticken, mit der Wurzel auszurotten gesucht; sie hätten vielleicht auch ihren Entzweck erreicht; aber wie viele Quellen der Thätigkeit, der Aufklärung, der Standhaftigkeit hätten sie nicht auch zugleich verstopft!

Ich wünschte, Freund, daß Prinzenenerzieher uns eben so genau — aber ungeheuchelt — die Jugendgeschichten ihrer Zöglinge in die Hände lieferten, wie die Biographen uns die Geschichte der erwachsenen Helden liefern. Der Nutzen von diesen Werken wäre vielfach. Sie enthielten Bemerkungen, die — da der Jüngling in jedem Stande Jüngling ist, — künftigen Prinzen erzählten ihr schweres Geschäft erleichterten, bestimmter fest setzten, und sie lehrten, die Fehler ihrer Vorgänger, ohne selbst hineinzustürzen, zu vermeiden; die Erziehung der Prinzen würde immer vollkommener, immer ihrer großen Bestimmung angemessener; die Nationen durch glücklicher gebildete Fürsten immer glücklicher; und nie hätte man zu befürchten, daß der Mentor am Hofe in seinem Erziehungsplane gewissen Lieblingsideen oder



Launen alleine sich überlasse, und dadurch oft seinen Prinzen zum besten Fuchsfänger, oder geschicktesten Bildherschmizler, oder geschwindesten Paternosterketer bildete. — Ich seh gar nicht ein, warum in verfloffenen Jahrhunderten die Erziehung der Fürsten fast allemal dem Geratherecht überlassen wurde. Wenn man Mönche, oder den Weichvater der Mama in den Erziehungsstuben unserer Bürgerkinder sieht, — so schreit man laut: apa-ge! — aber Prinzen überläßt man ohne Zittern dem pfäfflichen Unsinne, Prinzen, von deren Bildung das Glück von Myriaden seufzender Völker abhängt? —

Ja, werden Sie vielleicht sagen, den Nutzen solcher Jugendgeschichten gesteh ich Ihnen ein. Aber verliert der künftige Regent nicht an seiner Achtung, wenn seine Jugendfehler dem Blicke der Welt ausgestellt werden? — Verlieren? von der Achtung? wegen Jugendfehler? Als ob wir in Zeiten lebten, wo wir glauben könnten, daß der größte Monarch schon in der Wiege von Salomons Weisheit überschattet wäre? Als ob wir nicht wüßten, daß fürstliches Blut eben so gut erst geblidet werden müßte, wie das junge Blut ihrer Unterthanen? Da wir das wissen, und also auch wissen, daß auch Prinzen ihre Kinderlaunen haben und haben müssen, — werden wir dem Manne von dreßsig Jahren, wenn er im vollen Glanze vor uns da steht, wohl bedwegen unsre Achtung einziehen, weil er in sei-



dem siebenten die Rache bekam? Wird' ich wohl mein Mädchen deshalb weniger lieben, weil ich weiß, daß sie ihre Bindeln besudelte? —

Und zu dem, Freund, glauben Sie nicht, daß vielleicht eben das Bewußtseyn, — deine Jugendfehler sind allgemein bekannt, man erwartet izt von dir, daß du die Vorurtheile, die man daraus wider dich ziehen kann, durch große, edle Handlungen zernichtest, — glauben Sie nicht, daß dies oft bey manchem Schwächling, wenn ihn auch nicht das Gute, des Guten wegen anreichte, — mehr Sporn seyn würde, als jede andre Veranlassung? —

Doch, was veränderte ich die Zeit mit solchen Grillen. Sie gehören mit unter die Millionen andre Grillen, die zwar oft gut und wünschenswerth wären, aber eben deshalb — auch immer unausführbare Grillen bleiben. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund,

Dritter Brief.

Lassen Sie mich heute auf die Jahre unsers Kaisers übergehn, in welchen er schon die Fähigkeiten besaß, die Mystereien der Regierungsgeschäfte zu enthüllen. Sein großer Vater, vielleicht der größte Politiker seiner Zeit,

ten, so wenig auch die Welt von ihm in diesem Punkte weiß, weichte ihn selbst durch seinen sorgfältigen Unterricht in diesem Heiligthume ein. Joseph, der schon als Knabe mit unersättlicher Wisbegierde, nicht bloße Worte, sondern Gedanken aufzufassen strebte, war hier in seinem Elemente. Hier hatte sein Geist das weite Feld vor sich offen liegen, auf welchem er nichts als große, weitumfassende Systeme erblickte; — er fand für seine Wisbegierde hier nie versiegenden Stoff! Politik mit allen Hülfswissenschaften wurde ihm sein Lieblingsstudium. Wie aufmerksam er auf alles war, was ihm dieses Studium theils erleichtern, theils zuverlässiger machen konnte, mag folgende Anekdote, die ich aus dem Munde des verstorbenen Erbknecht Paters Franz erhalten habe, beweisen. Er war Lehrer der Logik bey dem Prinzen; er flecht ein Kapitel von der Selbstkenntniß, und der Kenntniß der Menschen in seinen Unterricht mit ein. Am Ende der Vorlesungen nahm Joseph seinen Lehrer bey der Hand, — und bat ihn, dieses Kapitel mit ihm noch einmal durch zu gehen: denn ich habe Selbstkenntniß und Kenntniß der Menschen sehr nöthig, wenn ich zur Regierung komme.

Ich hab Ihnen in meinem vorigen Briefe, glaube ich, schon gesagt, daß Joseph außerordentlich viel Lebhaftigkeit besaß. Diese Lebhaftigkeit war die Mutter der



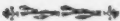
ner sichtbaren Ungeduld, die er äusserte, wenn er durch gleichgültige Handlungen von seinen Lieblingsbeschäftigungen abgezogen ward. Man weiß, daß in den ersten Dekaden der mütterlichen Regierung jene spanische Hofetikette noch sehr gäng und gäbe war. Nichts konnte den noch kleinen und jungen Prinzen mehr zum Ausbruche seiner Ungeduld und seines Mißvergügens reizen, als diese Etikette. Einem Kopf, der immer gern mit reeller Thätigkeit beschäftigt war, mußte dies allerdings höchst widerlich seyn. Es geschah oft, daß er sich an einem Tage, wenn Audienzen waren, zu denen er gezogen ward, drey- viermal anders ankleiden mußte; es war Sitte, in diesem Punkte sehr genau zu seyn, und jeden Audienznehmer mit dem — nach dem Hofreglement bestimmten, besondern Ceremoniel zu empfangen. Oft, über seine wiederholten Mäskleraden, wie er es nannte, äußerst aufgebracht, pflegte er zu sagen, so bald ich zur Regierung komme, muß dieser Unsinn abgeschafft werden. Und der Kaiser hielt Wort, was er als Prinz beschloß.

Er besaß einen scharfen Beobachtungsgeist, wie man dies schon ohnehin aus seiner Wisbegierde schließen kann. Er beobachtete schnell, genau, und viel. Er wollte aber darüber auch schnelle, genaue und hinlängliche Aufklärung haben. Daher kam es, daß er, besonders in den letzten Jahren seiner Erziehung den Lehrern so viel zu schaffen



schaffen machte. Er konnte nicht abwarten, bis sie vielleicht selbst auf diesen Gegenstand kämen; er wollte auf *der* Stelle befriediget werden. Seine häufigen Fragen setzten seine Lehrer machmal in nicht gar zu angenehme Lagen; denn sie waren überraschend, unvorhergesehen, und oft — weit ausser dem Firkel ihres in Paragraphen abgeschnittenen Systems. Von ihm kann man sagen: er that durch seine Fragen das Gegentheil vom Sokrates. Dieser suchte durch seine Fragen den Schülern Unterricht einzuslößen, Joseph aber von seinen Lehrern Unterricht abzulockern. —

Unser Kaiser hatte frühzeitig Gelegenheit sich in jedem Fache wahrer, fürs Menschengeschlecht nützlicher Kenntnisse auszubilden. Sein großer Vater brauchte ihn oft zum Mittelsmann bey der Monarchin, wenn er heilsame und vortheilhafte Vorschläge machen und durchsetzen wollte. Es ist kein Hochverrath, besser Freund, wenn ich Ihnen gestehe, daß diese Monarchin, so groß und edel sie auch dachte, doch in diesem Punkte eifersüchtig auf die Rechte ihrer Regierung war. Sie nahm jeden heilsamen Vorschlag aus dem Munde ihrer Minister mit der größten Bereitwilligkeit auf, so bald sie fand, daß er wirklich zum Wohl ihrer Nationen abzwedte; aber nicht so bereitwillig war sie, wenn eben dieser Vorschlag aus dem Munde ihres Vaters oder Sohnes kam. Man kann ihr diese Schwäche gern ver-



selbst, da sie so viele große Eigenschaften besaß, die diesen Eigensinn, wenn ich ihn so nennen darf, überwiegen. Daher kam es auch, daß Franz stets durch Umwege seine Gedanken vorlegen ließ, um das Gute blos deshalb, weil er's vortrug, bey der Monarchinn nicht zu hindern; und daher kam es auch, daß man so wenig von Franzens eigentlicher Mitwirkung aller der schönen Einrichtungen zu hören bekam. Er vermied sogar den Schein irgend einer auch der entferntesten Theilnehmung. Eben dies mußte Joseph schon als Kaiser thun. Er mußte selbst oft zur Täuschung seiner Mutter die Zuflucht nehmen, um seine gute Absicht zu erreichen. Die setzte er seine Vorschläge besser durch, als wenn er sie dem Rathe irgend eines Ministers unterlegte, und dann im Kabinette der Monarchinn mit anscheinender Festigkeit dagegen arbeitete, das Gegentheil behauptete. Er konnte sichre Rechnung darauf machen, daß sie — blos um zu zeigen, daß sie allein zu regieren im Stande sey — gerade das that, was er zwar heimlich selbst auf Tapet brachte, aber öffentlich zu mißbilligen schien. — Sie wollte durchaus von ihrem Ansehn nichts vergeben, und muthmaßte nicht, daß sie doch that, was man eigentlich wollte.

Man sieht, daß Joseph frühzeitig Theil an den Regierungsgekhäften nahm. Die Epoche nach Franzens Tode liefert uns zu viele Beispiele, als daß wir
den

den Schöpfer so mancher zur Aufklärung der Nationen, zur Verbannung der Vorurtheile ab Zweckender Entschlüsse der Monarchin verkennen sollten. Er war freylich gewohnt, seinen Geist viele Jahre in Kesseln zu legen. Aber eben dieser Zwang machte ihm jene große Beharrlichkeit, mit der er dem Guten nachspähte, ganz eigen.

Ueberdem, durch so viele Jahre Augenzeuge und Mitwirkter der Regierung seiner Mutter, erwarb er sich den Vortheil, dies wichtige Geschäft ganz zu studiren, Hofkabinen kennen zu lernen, den Waisen des Hofeschwaders vom Unkraute zu unterscheiden, und alle die Schleichwege aufzuspuhren, durch die est wahres Verdienst verdrängt wird. Er hatte an seiner großen Mutter ein erhabenes Beispiel sowohl sich ganz zu bilden, als auch vor künftigen Regierungsfehlern zu warnen. — Und daß er beydes benutzte, zeigte er ize schon in einem Grade, der die Erwartung Europens überstieg.

Er sah aber ein, daß der Regent, wenn man ihn auch seines Herzens wegen, den besten, den wohlthätigsten Fürsten zu nennen berechtigt ist, doch est sehr wenige Uebel seinem Volke aufzählen kann, ohne einen andern Entzweck zu haben, als sein Volk glücklicher zu machen. In diesen Fehler fielen Fürsten, die ihre Länder nur aus den Berichten ihrer Präsidentsen kannten. Diese Berichte können aber est unzuverlässig seyn, —



es müssen also auch die Vorkehrungen, die nach diesen Berichten angeordnet werden, wenig zuverlässig zum Glück der Völker seyn. Joseph erkannte diese Wahrheit, und suchte nun jede Gelegenheit hervor, aus dem Munde des Unterthanes selbst den — Fürsten so selten zu Theil gewordenen Unterricht der Wahrheit zu erhalten. Er hatte sich die Kenntniß erworben, den Uebeln zu steuern; nun wollte er auch die Kenntniß erlangen, wo diese Uebel stäcken, und welche Quellen sie haben. Dadurch, daß er sich unter die Reih'n seiner Bürger hinstellte, und ihre Herzen zum Bekenntniß aufschloß, dadurch, daß er dort, wo er das Uebel vermuthete, den Unglücklichen selbst aufsuchte, und aus seinem Munde Veranlassung, Ursache und Triebfeder so manchen Elendes zu entdecken bemüht war, — dadurch erreichte er seinen Endzweck ganz.

Sein zur Liebe für die Menschheit geschaffnes Herz faßte aber auch bald den Entschluß, diese Uebel selbst in den entferntesten Gegenden seiner künftigen Völker aufzusuchen. Der Plan zu seinen Reisen ward festgesetzt, durch eine sonderbare Wendung aber beschleuniget. Hören Sie diesen Umstand.

Bannat war wegen der Entfernung vom Sitze der Monarchin dem unbedingten Eigendünkel der Herren von der Administration unterworfen. Es schien, als wären die Einwohner Stiefkinder, die die Skorpionen-geißel

geißel verdient hätten. Die damaligen Administrationsrätthe warfen sich zu Satrapen auf, und schleimten die Einkünfte dieses ergiebigen Landes unter Eaus und Drauß in der sichern Ueberzeugung durch, daß das Klagegeschrey der Bedrückten nie bis zu den Ohren der gütigen Fürstin gelangen würde. Sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, daß sie dreist genug wurden, diese Nation bey der Fürstin als eine flüchtige Räuberbande, und als Gefindel, das vom Betteln entweder, oder vom Diebstahle sich nährte, zu schildern. Rebellenocist, Meuterey, Halsstarrigkeit, Verräther, Müßiggang Faulheit, — kurz jedes Laster ward' der armen an der Gränze wohnenden Nation angedichtet. Natürlich erreichten die Herren Rätthe sehr bald ihren Endzweck, der darinn bestund, durch die vorangeschickte schwarzeſte Verläumdung — jede auch die gerechteste Klage — zum vorkaus schon bey dem Throne der Fürstin als das Geschrey übelgesinnter, unruhiger und störriger Rebellen verwerflich zu machen. Gleich ganz ihren Lusten und ihrer Raubbegierde überlassen zu können, ward das Land unter Einem zugleich auch als das unerträglichste von allen ausgeschieden; die Monarchin mußte jährlich noch ungeheure Summen dahin schicken, um nur die Besoldungen bestreiten zu können, weil die Einkünfte des Landes unendlich kleiner waren, als diese Ausgaben sie forderten. Es war kein Wunder, daß die sonst gegen je-



dermann so — überschwänglich — gütige Fürstin zur
 leht lau gegen diese Nation ward, da sie in jedem Rathe
 fast neue Klagen, neue Beschwerden von den Adminis-
 trationsrätthen zu Temeswar über sie hören mußte. —

Indeß, Freund, würden Sie's wohl glauben, daß
 diese Unverschämten lediglich mit der Fürstin blinde
 Ruh spielen? Und wirklich ist es nicht anders. Es
 sind wenig Länder in unsrer Monarchie, wo die Natur
 auch den kleinsten Fleiß seiner Einwohner mit so ergiebi-
 gem Eergeu lohnt; wenige Nationen, die so gutwillig,
 so gehorsam, so bereitwillig auf den Blick ihres Monar-
 chen sind. Freilich wird am Ende der kieberste
 Mann — läßig, misvergönzt und süßig, wenn er
 stets im Sklavenjoch schmachten muß. Und gerade so
 gieng es den Wallachen im Bannat. Keiner dieser
 Wallachen hatte ein Eigenthum; er konnte sich des Be-
 sitzes seines jetzigen Gutes nicht einmal für seine Kinder
 versichern. Der Geiz der Rätthe gieng so weit, daß
 sie dem nächsten, dem besten Bauern, wenn er nur 30
 Gulden zu ihren Händen erlegte, jedes Bauerngut,
 welches er verlangte, übergaben, und den alten Bewohner
 mit Weib und Kindern daraus vertrieben. War's
 nicht traurig anzusehn, wenn diese kleinen Tyrannen die
 zum Glück bestimmten Völker ihrer Fürstin mit Kalt-
 müthigkeit ins Elend stürzten? Denn dadurch ward der
 Fleiß erstickt; der Ackerbau, die Bevölkerung gehem-
 met;

met; und jene Anhänglichkeit verdrungen, die den Un-
terthan erst zum Patrioten macht.

Müßte der Wallach nicht selbst zu sich sprechen:
Was nützt es mich, daß ich meine Felder bestelle, Fleiß
und Geschicklichkeit darauf wende, Vorrath sammle?
So bald ein Müßiggänger kommt, und seine Taxe er-
legt, so sagt er mich von meinem Hause, von meinem
urbar gemachten Feldern, raubt mir mein Vieh und mei-
nen Vorrath. Warum soll ich für Fremde arbeiten?
Ist es nicht besser ich bringe meine Tage im Müßig-
gange zu, als im Schweiße meines Angesichts. — Und
so dachten sie wirklich alle! Ehen Sie nun die Ursache
ein, warum der Wallach Heute nicht mehr arbeitete, als
er glaubte Morgen verzehren zu müssen? Warum er in
seinem Falle einen Vorrath besaß? Warum ihm oft
selbst die nöthigsten Bedürfnisse mangelten, da er sich
lieber gar nicht anschaffen als sich dem Verdrusse aussetzen
wollte, nach überstandner Mühe seine Früchte dem
nächsten dahergelaufenen Schurken abzutreten?

Aber noch war ihr Schicksal leidlich gewesen, wenn
je Elend durch Gewohnheit das Schreckliche verlihren
kann. Allein die Herren Administrationsräthe befrie-
digten sich noch nicht mit dieser Barbarey. Sie schob-
ten die Schuld des schlechten Zustandes von sich auf den
Einwohner; und bedachten nicht, daß sie eben die
Erheber des Glücks dieser Nation waren. Doch wo-
her



her sollte diesem erlauchten Staatskörper dieser Gedanke kommen, da die meisten nicht die geringste Kenntniß besaßen. Zween Räthe und ein Hofrath davon kamen in der Livree auf der Kutsche des General Engelshofen dahin gefahren. Man brauchte Leute, um die Stellen zu besetzen. Engelshofen hatte die freye Willmacht darzu. Er fand unter seinem Geholde einige, die gelenker und schnellfüßiger waren, — er machte sie zu Kanzellisten, und beförderte sie so lange, bis sie die ersten Blütigel des Landes zu werden Gelegenheit hatten. Wenn man bedenkt, daß diese Herren in stetem Wehlleben das Jahr durch schwärmten, und einen Aufwand machten, wozu ihr Gehalt kaum zur Hälfte hinreichte, und demnächst ihr baares Vermögen doch nach Hunderttausenden berechnen konnten, — wie? muß nicht der Gedanke jedem auffleigen: daß jeder Pfennig mit dem Blute der Unterthanen gesäet sey? — Und wirklich war er's auch.

Sie verschlangen nicht nur die Mercurien des Fürsten, ohne zu gefehn, daß sie Mercurien eintreiben könnten, sondern bemühten noch überdies den Unterthan, — der, wenn er ja zur Leibeigenschaft bestimmt war, doch nur dem Fürsten, nicht ihnen angehörte, — so lang er sich rühren konnte. Sie trieben den Holzhandel in der Provinz; gruben Bergwerke, bauten Häuser, Gärten, — alles zu ihrem Nutzen, — und zwangen da-

bei den Wallachen zur Frohne. Sie und ihr Haugesinde durchzogen das Land, wie's ihnen gefiel, — aber Wagen, Pferde und Unterhalt mußten die Dorfshafte liefern. Sie empfingen die Vergütungen für die dem Militär abgelieferte Fomage; — aber der Unterthan, dem's zu gute kommen sollte, empfing so viel als Nichts dafür. Ich bin zu verdrüsslich, Ihnen, mein Vetter, mehrere dergleichen Schandthaten aufzudecken. Schließen Sie selbst, wie sauer es dem Wallachen gemacht ward, sein bißchen Leben zu fristen. —

Thaten dies die ersten Väter des Landes, wie? wer, den wohl die Untergeordneten mehr Verdrüss geäußert haben? — Sie werden es gleich erfahren.

Bannat war in 12 Oberämter, und jedes Oberamt wieder in so viel Unterämter getheilt. Jedes Unteramt hatte seine bestimmte Obrichter unter sich, welche wieder ihre Unterrichter in den Dörfern hatten. Selten war ein wallachischer Bauer neun oder zehn Jahre Obrichter, wo er nicht, — oder er mußte das Belteschlagen gar nicht verstanden haben, — seine Mädchen oft mit mehr als zehn tausend Gulden ausstatten konnte. — So viel Fette zogen schon die Obrichter; stiegen Sie nun durch alle Klassen der Unteramtleute, Oberamtleute, und wie sie weiter bis auf den Präsidenten heißen mochten, hinauf, welche ungeheure Summen mußten da nicht



nicht dem Lande abgedrückt, und der Monarch darum bevorthcilt werden! —

Dies alles zusammen genommen, Freund, wo wird doch so ungerecht seyn, und es den Hahnäcker Wallachen verargen können, wenn sie die Hände in den Schooß legen, und bey einer kelbe Zukunzt — ihr Leben im Mäßiggange fortleben, unbekümmert, ob ihnen die Haut gar abgezogen werde oder nicht?

So fund die Verfassung dieses Landes, als einige redlich geseimte Patrioten, unter denen vermuthlich auch der General Graf Jorau war, es wagten, dem Kaiser in der Stille die wahre Lage der Sachen vorzulegen. Gerührt von dem äussersten Elende dieses Landes eilte er auf den Flügeln der Liebe gegen seine Unterthanen, in diese Gegenden der abscheulichsten Tyranney. Josephs gutes menschenfreundliches Herz schauderte vor dem bloßen Gedanken der Möglichkeit einer solchen Barbarey zurück. Er konnte ohnmächtig glauben, daß Menschen ihre Mitbrüder unterdrücken könnten. Er wollte selbst sehn, was er nicht glauben konnte; und verdoppelte die Schnelligkeit seiner Reise. Er überraschte diese Satrapen ehe sie noch wußten, daß er sie überraschen wollte. Jeder Unterthan wurde vorgeladen, seine Beschwerden ihm selbst vorzutragen; und seine menschenfreundliche Seele mußte vom gerechten Zorn aufbrennen, da er durch die Thränen des Volks die ihm unglaublichen Verbrechen seiner

seiner Landesstelle bestätigt fand. Er eilte das Uebel mit der Wurzel auszuretten. Die alte Administration samt dem Präsidenten ward kapirt, nur wenige blieben, die keinen Theil an den Sünden ihrer Vorgesetzten nehmen konnten. Die neue Administration, die an die Stelle der alten rückte, und an deren Spitze Graf Klary als Präsident stand, erhielt Befehl, nach dem Tingerzeige des Fürsten die Verbesserungen vorzunehmen.

Der Kaiser sah, wo das Hauptübel des schlechten Zustandes lag, und hob die Leibeigenschaft auf. Jeder Bauer erhielt ohnengeldlich sein Eigenthum. Jeder Richter bekam eine für alle Fälle festgesetzte Steuerabelle, nach denen sich die Bauern selbst reguliren konnten, da sie vorher, so oft die Herren in Temeswar Geld brauchten — Steuern erlegen mußten, ohne zu wissen, wofür? Das Frohnreglement wurde festgesetzt, und ihre Frohnen ihnen an der Steuer zu Gute geschrieben; die Verspann, eine der drückendsten Lasten für den Wallachen, mußte in Temeswar durchaus bezahlt werden, wofür der Vorspannehmer Willets erhielt, die er den Bauern statt der Bezahlung gab, dieser aber wieder statt baarem Gelde zur Zeit seiner Steuernablieferung zurück gab. — Kurz man verhinderte alle Möglichkeit, in Zukunft je nach Eigendunkel den Wallachen zu drücken. —



So verewigte Joseph durch die Hülfe, die er seinen unterdrückten Unterthanen leistete, sein Andenken in den Herzen der Dankbaren, die sich izt mit doppelten Kräften bestreben, dieser Huld würdig zu seyn.

Man sprach von dieser Reise wenig; und doch war sie eine der glänzendesten, die Joseph that. Er tödtete die lernäische Hydra, die nichts als Gift und Verderben unter die Seinen sprühte, und pflanzte in die Fußstapfen des verscheynten Elcudes goldne Früchte Jospiciens hin.

Sagen Sie, Freund, scheint es nicht, daß die meisten unsrer sogenannten Philosophen, die über jedes Sinnenstäubchen ihre Backen pausen, nicht wissen, wie ihnen der Kopf schwindelt? — Josephs erste, große Reise war eine der wohlthätigsten, aber sie war in Gegenden hingerichtet, wo statt der Palläste nur elende Strehhütten standen, statt des Opervanags und Slangs nur das hohle dumpfe Geuzen der nach Hülfe lebenden Völker tönte, — statt prachtvoller Ceremonien, Välle und Redenten nichts als Bittschriften und Klagen zu hören, und zu sehn waren, — freilich, da konnten unsre überflugen Herren nun wahrlich nichts dafür, daß ihnen eine solche Reise nicht so glänzend vorkam, als jede andre, die mit vielem Bombast von Spektakeln durchwebt war. Es gefiel diesen Schwachköpfen wol ich besser, wenn sie schöne, wigige Gedanken bey Falkensteins Reisen ins

Ausland



Ausland aufschnappen konnten, als wenn sie den Fürsten mit ihrem Beobachtungsgeiste begleiten sollten, der als Menschenfreund, als zärtlicher Vater der Seinigen den Wanderstab nimmt, von seinem Throne steigt, der leidenden Menschheit bis an die äußerste Gränze mit Thränen im Auge entgegen eilt, jede Strohütte fast selbst durchsucht, um Balsam in die bluttriefenden Wunden seiner Völker zu gießen. Doch ich bescheide mich! Ich muß vielmehr der Gefühllosigkeit dieser Allwissenden solche Scenen Dank wissen. So eine Reise, wo jeder Schritt eine Wohlthat fürs Land war — o so eine Reise ist zu heilig, als daß sie von — leeren Köpfen — beverfelt, beprofelt, bebiographirt und beschwarcht wird.

Doch, ich muß abbrechen! Was für ein langer Brief das schon ward! — Lieben Sie mich, wie Sie liebt

Ihr

Freund.

Vierter Brief.

Der Kaiser hatte große Gelegenheiten während der Regierung seiner Mutter, sie auf manche Gegenstände aufmerksam zu machen, die ihrer Beobachtung, weil sie als Frau nicht selbst überall seyn konnte, sonst entgangen wären. Es verging fast kein Tag, wo Joseph nicht mit

neuen



neuen Entdeckungen bereichert, zu seiner Mutter zurück
kehrte. Aber welcher kitzlichen Situation war da nicht
das zärtliche Herz des Sohnes ausgesetzt? Sollte er ihre
die Klagen ihrer Unterthanen, die sie alle glücklich zu
machen wünschte, und auch dies gethan zu haben mit ei-
nigem Rechte glauben durfte — mit den hellen Farben
wieder vorlegen, in welchen er sie selbst erhielt? Sollte
er ihrem wohlthätigen Herzen die fränkende Wunde schla-
gen, daß all' ihres Bestrebens, all' ihrer Wünsche unge-
achtet noch immer das Elend ihrer Unterthanen nicht ganz
verschwindet würde? — Und doch mußte er's! Das Wohl
der Nation erforderte von ihm, seine Kindesliebe in sol-
chen Augenblicken zu unterdrücken, und die Sprache der
ungeheuchelten Wahrheit zu sprechen. Wenn je ein
Menschenfreund in der Lage war, daß er mit rastlosen
Kräften an dem wahren Glücke seiner Familie arbeitete,
und nun eins seiner Kinder hintritt und spricht: Vater,
mein Bruder — er ist auch dein Sohn, aber er seufzt
unter der Last, die ihr drückt, mach ihn glücklich wie
mich, — sagen Sie, Freund, — wird dieser Wieder-
mann nicht aufschrecken, als führ' ein Donner durch seine
Seele? Gott im Himmel wird er rufen, du weißt's, ich
that alles, was in meinen Kräften lag! —

So war auch die Verfassung der Monarchin, als
Joseph die ersteinnale mit solchen Entdeckungen ihre
Herz betrüben mußte. Aber — soll ich's Ihnen ge-
stehn,

stehn? — man fand bald Mittel, die beste Fürstin zu überreden, Joseph spähe das Uebel nur aus einer geheimen Schadenfreude aus, um Stoß zu finden, durch laut sprechende Beispiele ihre Regierung zu höhnen. — Weichtväter, Kammerfräulein, Hofanten und heuchlerische Hofsonkel — besaßen in den Stunden des vertraulichen Umgangs mit der Fürstin mehr Axtigkeit. Sie überzuckerten jede Pille, und bewiesen a priori, daß unter der Regierung einer so wohlthätigen und frommen Monarchin ohnmöglich Ein Mensch unglücklich seyn könnte. — Hätten sie gesagt: seyn sollte; sie hätten die Wahrheit gesagt. Aber so bedachten sie nicht, daß das Gute meistens von den Nächsten, die glücklicherweise, wenn es gestiftet werden sollte, zugegen waren, verschlungen, und den Uebrigen nur die Hefen übrig gelassen wurden. Wochten unsre Staatsminister mit all' ihrer Einsicht, mit all' ihrem Eifer oft diesem Unfuge auch wirklich entgegen arbeiten, — sie hatten's mit einem Heere — frommer Beaten in der Frauenburg zu thun, die, von ihren schlaunen Weichtvätern gelenkt, fein genug waren, so bald es wider den Vortheil irgend eines Anverwandten aus dem — funfschuten Gliede stritt, — auf die geschickteste Art die Monarchin in ihr Interesse zu locken. Was konnten sie da wider das Geschrey der Frommen wirken? —



Es konnte dem wahrheitsliebenden Sohne nicht gleichgültig seyn, diesen verhassten Gedanken in dem Herzen seiner Mutter wurzeln zu lassen; aber er konnte auch die Quellen nicht unverstopft sehen, aus denen in so mancherley Kanäle Uebel hervorsprudelten, die — wer sie kennt, — zu wichtig sind, um sie zu ihrem Wachstume gedeihn zu lassen. Er mußte diese Quellen selbst anzeigen, und in die Lücken des Hauptplanes dringen; er mußte da Verbesserung, dort Umschmelzung antragen, — er mußte gleich einem Arzte, der den Körper vom Brande heilen will, faules Fleisch wegschneiden; — er mußte es, denn seine edle Seele konnte eher nicht ruhen, — aber — er war noch nicht Regent. Es blieb für ihn, und seine eigne Regierung bestimmt, das zu vollenden, worüber er seine Pläne nach einer mehr denn sechszehnjährigen ununterbrochenen Erfahrung entwarf.

Wenn alle Kronprinzen die Jahre, die sie an der Seite ihrer unmittelbaren Vorfahrer oft mit langer Exspectanz hinleben müssen, ganz der größern Ausbildung widmeten, ganz nur mit dem Geschäfte, die Regierungsgeschäfte kennen zu lernen, sich besaßen wollten, als Joseph that, — die Geschichte hätte der großen Regenten mehrere aufzuweisen. — Joseph hätte eben so gut unter lärmenden Zerstreuungen, in den Armen des üppigsten Wohllebens, und kleiner kleiner Hofräthe, die Stunde abwarten können, die ihn von dem Sarge seiner

seiner Mutter auf ihren Thron rief; hätte mit Kleinigkeiten seine Langeweile vollfüllen; die zu keiner pflichtmäßigen Bestimmung ausgewählte Stunden des Tages mit launigen Einfällen, Ritzereien, Teufelschiffenfahrten, und Gott weiß mit was sonst noch für Lappereien zu seinem und so mancher Hefschranzen weiblichem Wohlbehagen aufstuzen, und so des Lebens Freuden alle genießen können; und Niemand hätte ihn in diesem Tanmel gestört. Vielleicht, daß so manche Herde eigennütziger Sabalenschmiede ihre Rechnung besser dabei gefunden haben würde, als bei seinem anhaltenden Eifer, mit welchem er den Vorhang vor den Geheimnissen der Regierung aufzuziehen strebte, bevor er an dieses Geschäft selbst noch Hände anlegen konnte.

Aber Joseph wollte nicht unvorbereitet in die Fußstapfen seiner Vorgänger treten; er wollte nicht auf den Thron steigen, ohne die ganze Atmosphäre genau zu kennen, die ihn umgiebt. Er suchte sich seiner Bestimmung würdig zu machen. Und er erreichte seinen Endzweck.

Er genoß ein Glück mehr, welches die meisten Prinzen entbehren, — das Glück, schon in seiner Jugend ungeheuchelte, helldenkende, biedre Freunde zu finden. Mit Wohlgefühle gossen diese Männer ihre durch lange Erfahrung gesammelten Kenntnisse vor ihm aus, und theilten ihm alle die Bemerkungen mit, die sie zu machen im



Stande waren. Der genaue Umgang mit diesen Würbeln wurd' für ihn die Schule der Weisheit. Er hörte, was er nie selbst erfahren konnte; erhielt Entdeckungen, die weit ausser den Gränzen seines Lebens reichen; er dachte selbst darüber nach, und er erwerb er sich die Kräfte, die ihn izt bey seinen großen Geschäften so glücklich unterstützen.

Ich will mich nicht lange mehr mit diesen einzelnen Bemerkungen über Josephs Bildung aufhalten, sondern eilen, daß ich zu seiner wirklichen Regierung forttrüde. Nur einen Zug müssen Sie mir noch erlauben. —

Ihnen sowohl, als uns ist die Epoche der Hungersnoth 1771 in Böhmen bekannt. Die Kaiserin erstaunte, woher dieser schnelle Ausbruch des fürchterlichsten Mangels entspränge. Sie hatte durch vorhergehende Jahre auf solche Fälle schon gedacht, und Gegenvorkehrungen verordnet. Allein hätte diese gute Fürstin gewußt, daß sich ihre Diener so oft auf ihre Güte verlassen, und eben aus dieser Ursache, bald mit der dreistesten Nichtachtung, bald mit der strafbaresten Lässigkeit ihre Befehle — oft nur in ihrem Archive aufbewahrten, sie würde sich weniger gewundert haben. Indess wagte es Nied, kommandirender General in Böhmen, dem Kaiser eigenhändig den Aufschluß dieses Necks zu entdecken. Viele Landesbelleute in Böhmen — Kornjuden würd' ich sie nennen, wenn sie nicht Ahnen hätten, die mit Wollust sich



sich selbst dem Staate aufopferten, — und unter diesen Landedelleuten Seine Fürstliche Gnaden der Herr Erzbischoff von Prag an der Spitze, dachten bey der überhandnehmenden Getreidetheurung in Sachsen große Procente zu gewinnen, und sandten ihre Verräthe aus christlichem Mitleiden gegen das Elend der Dürftigen fleißig nach Sachsen und Preussisch Schlesien, unbekümmert um alle Anathemen, die Urban in seiner Bulle in coena Domini wider jene losdenktert, die den Kerkern in allgemeiner Noth bespringen. Freylich verlor diese christliche Liebe, und dieses Zeichen einer vernünftigen Toleranz alles Verdienst, da man öffentlich sagte, daß nach allen Kunstgriffen des Buchers dabey zu Werke gegangen würde; ja diese christliche Liebe fiel sogar bis zum ahndungswürdigsten Staatsverbrechen herab, da diese Herren ihr Korn lediglich des größeren Gewinns wegen ins Ausland versühren ließen, einzugrabet das Vaterland selbst auf allen Seiten von Hunger und Elend besüht ward.

Man versichert, daß der Kaiser nie in einen so heftigen Affekt des Zorns als über die mehr als menschenfeindliche Handlung des Erzbischoffs et Appendix gerathen sey. — Ohne Verzug eilte er den bedrängten Böhmen zu Hülfe, mit dem festen Entschlusse, jeden Schuldträger dieses Uebels der schärfsten Ahndung zu unterwerfen. Er kam, sah das Elend, und Thronen stürzten



ten aus seinen Augen. Er half, wo er's nur immer konnte. — Aber die Schuldigen? — O, die Insul wußte sich sicher; sie und alle Vettern und Nessen, Ruhmen und Basen wußten die Karte so zu mischen, daß sie am Ende alle — mit einer tüchtigen Nase — davon kamen. Man rechtfertigte sich mit Verordnungen, die man zu diesem schönen Wucherhandel schon im Voraus zu erschleichen wußte. Wie vorsichtig doch die Industrie ist!

Bei diesem Versalle hätte der König von Preussen sein Spandau bevölkert; der Kaiser vielleicht ein ähnliches gethan, — aber — — — — —
Sapienti sat. Ich bin Ihr etc.

Fünfter Brief.

Sie haben Recht, Freund, wenn Sie sagen, daß unsere Armee eine ganz neue Stimmung erhalten habe. Man kennt Josephs Krieger — als Gegenbild zum Krieger im siebenjährigen aufgestellt gar nicht mehr. Aber Siebürden mir zu viel auf, wenn Sie mich aufordern, Ihnen eine umständliche Nachricht vom österreichischen Militär zu geben. Um dies Ganze von einem Standpunkte herab bis in seine einzelnen Theile zu zergliedern und zu beurtheilen, müßte man auf der Stufe selbst stehn, von der die Maschine in Bewegung
gesetzt



gesehet wird. Der Eubaltern, er mag noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel forschenden Geist haben, enthüllt seinen Gegenstand doch nie von allen Mystereien, mit denen er — gleich dem Gottesdienst der Egyptier, — umhüllet ist.

Demohungeachtet will ich Ihnen das mit wahrer Aufrichtigkeit mittheilen, was ich weiß. Sie wissen, ich kenne den Preussischen und Französischen Militärdienst so ziemlich. Sie werden mir also um so eher glauben, wenn ich Ihnen gleich Anfangs gestehe, daß alle beide, wie der Oesterreichische, seine besondern Vorzüge und seine besondern Fehler habe. Keiner von ihnen hat noch die Vollkommenheit ganz erreicht, und wirds wohl auch nie, da des ewigen Ausbessern und Umänderns nie ein Ende wird, wobei oft der nachkünstelnde Reformator gerade in neue Fehler stürzt, indem er die alten auszumerzen sucht.

Der Franzos, zu flatterhaft, seine Soldaten nach fernhaften Grundsätzen zu behandeln, wird oft zum Petit-Maitre, wenn er Reformator werden will. Wenn Sie, Freund, schöne Wachtparaden und Regimenter sehen wollen, die daher marschiren, wie Theaterprinzen in Balleten, — so müssen Sie die Franzosen besuchen. Ihr Vive le Roi und ihr Haarpuder sind wesentliche Bestandtheile ihrer Kriegszucht.



Ich spottete über den Franzmann nicht. Et ist in seinem Vaterlande ein guter Soldat. Aber sein System ist noch nicht regulirt. Und wie konnte dies auch geschehn bey einer Nation, die ihre Armeen Maitressen, Cardinälen, Generalpächtern, und — den Medien überließ?

Der russische Dienst kann ebenfalls nicht in Betracht gezogen werden. Eine Nation, die noch durch die Knete zu Heldenthaten aufgefördert wird, die keinen Begriff — ich rede blos vom russischen Soldaten — als den der Knechtschaft hat, würde noch sehr zur ungelogenen Zeit zum Muster der Kriegeskunst können aufgestellt werden.

Ich glaube daher, wenn die Rede vom Landkriegevolke ist, Oesterreich und Preussen allein als Rebelle in die Schule der Krieger hinstellen zu dürfen. Beide Nationen Deutsche, — und als Deutsche Nachahmer alles dessen, was sie sehen; aber zugleich auch Verbesserer desjenigen was sie nachahmten. Die blutigen Kriege, die Oesterreich vorzüglich mit allen europäischen Nationen führen mußte, und die daraus entspringende Aufmerksamkeit auf die kleinsten Theile ihres Kriegskörpers, zogen mit blutigen Händen die Decke von ihren Augen, hinter welcher die Geheimnisse lagen, und ließen sie in das Innere des Heiligthumes schauen. —

Oesterreich

Oesterreich war schon im vorigen Jahrhunderte die Schule der Kriegskunst. Daß Oesterreich obzugesachtet seiner damals schon sich auszeichnenden Heere doch immer verlor, und nie am Ende gewann, darf man nicht seinen Schlachten, sondern der Simplicität seiner Minister zu schreiben, die sich nach dem Maße ihrer Reichthümer zu Unbesonnenheiten bequemen mußten, davon die schädlichen Folgen auf den Nacken des Volkes fielen.

Roms Betrügereien; die abergläubische Furcht vor dem Damstrale der Päpste; die Nachbarschaft der Pforte, die ihre Muselmänner, so oft Frankreich für sich im Trüben fischen wollte willig zur Schlachtbank führte; — und endlich die zu große Weitläufigkeit der Staaten selbst, welche dem Erzhaus durch Erbschaften zufielen — waren die Quellen, aus denen Oesterreich Gift saugte, und seinem Körper eine Art politischer Merkenkrankheit zuzog.

Nur Eugen war es aufgehalten, Oesterreichs Heere wieder in Ehrfurcht zu setzen. Er that, so viel er thun konnte. Seine Feldzüge sind die schönsten Memoires. Er schlug seine Feinde praktisch, und überließ es andern, Theorien aus seinen Tordern zu sammeln.

Nun fieng man an, Grundsätze zu entwerfen, wie der General auf dem Schlachtfelde handeln müsse. Kriegsschriften, daß ich mich so ausdrücke, über-

schwemm-



schwemmten Europa mit Einemmale. Man schrieb mehr Lehrbücher für Helden, als alle Helden zusammen Schlachten gewannen.

Wie jede neue Wissenschaft immer neue Thorheiten gebiert, so geschah es auch hier. Philosophische Köpfe bestrebten sich um die Bette, alles aufzusammeln, was man in den Jahrbüchern der Kriege fand. Jede Schlacht die gewonnen ward, war ein Model, von dem sie Grundsätze für Pläne in ähnlichen Fällen abzogen. So schlug Alexander, so Themistokles, so Hamilkar, so Cäsar, Turenne, und hundert andre. Sogleich machten sie die zufälligen Dispositionen eines Turenne, eines Cäsars und Alexanders zu Regeln. Es gieng den militärischen Kunsttrichtern wie den Scholiasten des Homers. Dieser gute Mann dachte vielleicht nicht an die Ehre, daß nach Jahrtausenden seine Fehler und seine Schönheiten zu Regeln werden sollten.

Ich tadle den Geist nicht, der die Mühe über sich nahm, das Resultat aus dem Erfolge der Schlachten für den Krieger aufzuführen. Ich sage nur, daß man zu hastig in dieser Mühe war. Man überrind seinen Kopf mit Theorien und — verlor Schlachten.

So gieng es Oesterreich. Montecuculi, Rhenhüller und Karl der Fünfte schrieben sehr schön über die Kriegskunst. Ein Glück für sie, daß sie ihre Theorien — durch ihre Praxis bestätigten.

Indeß

Indeß muß man doch zugestehn, daß seit Eugens Zeiten die Kriegeskunst der Oesterreicher von Jahr zu Jahr stieg. Die blutigen Kriege zwischen dem Erzhaufe und Preussen aber gaben ihrem ganzen Kriegskörper eine neue Richtung. Friedrich wars, der ihnen mit entschlossener Stirne oft die Vorbeern von den Schläfen riß, die sie sich seit langen Jahren errungen.

Friedrich war ein Genie. In den Händen des Genie's erhält die kleinste That einen Werth. Es reißt sich von dem Zwange alter Regeln los, schafft sich neue, und fliegt wie der Adler mit kühnem Fluge durch den Aether. Einem solchen Feind war Oesterreichs Kriegeskunst nicht allemal gewachsen.

Der Friede war nicht so bald hergestellt, als man schon anfang, die entdeckten Mängel bey'm Militär auszubessern. Daun, — mag auch der Neid von ihm sagen, was er will, — Daun war Patriot genug, auf seinem Todtbette Lascy'n bey dem Throne zu seinem Nachfolger zu empfehlen. Daß er ohne Nebenabsichten dabey handelte, und daß der Hof seiner Empfehlung nicht zu viel Ehre anthat, wenn er sie annahm, bestätigte der Erfolg.

Lascy war kaum zum Präsidenten des Hofkriegsraths erwählt, so fieng er auch an, das Militär zu verbessern. Doch nein, Freund! nicht zu verbessern klos, — ganz umzuschaffen. Er riß das ganze Gebäude nieder,
ließ



ließ nicht ein Steinchen in seiner alten Fuge, und baute dafür den herrlichsten neuen Tempel.

Dieser Kriegsminister verband mit dem größten Eifer auch den größten Fleiß. Man kann von ihm sagen, daß er sich seiner Bestimmung ganz anopferte. Bei Oesterreichs alte Kriegsverfassung — auch die noch aus dem siebenjährigen Kriege kennt, und die jetzige dagegen hält, wird über in schnellen Hertschritt, den das Militär unter dem leuchtenden Auge eines Lascy machte, erstarrten. Der Soldat ward von seinen Kriegsartikeln bis auf das Schlachtfeld umgeschmolzen.

Es ist nur ein kleiner Zwischenraum von dem Tode Dauns bis zur Reformation des Lascy. Im Jahr 1766 war das ganze neue System nicht nur entworfen, sondern schon bis zur Ausübung bey der Armee eingeführt. Man sieht leicht aus dieser kurzen Zeitfrist, daß Lascy schon bey Lebzeiten Dauns, und vielleicht nicht ohne alle Mitwirkung und Leitung des letztern an dieser Reform gearbeitet haben müsse. Es ist ohnmöglich sich sonst einen Begriff von der Schnelligkeit, mit der diese großen, alle Erwartung übersteigende Geschäfte zu Stande gebracht wurden, zu machen.

Allein Lascy, der durch alle Stufen des Kriegsdiensses sich den Weg zur höchsten habute, sammelte Erfahrungen, die ihn mit den Misbräuchen des alten Dienstes auch von der kleinsten Seite bekannt machten. Er wuß-

te, daß es vergebene Arbeit wäre, diese Quellen zu verstopfen. Das hervorsprudelnde Wasser sucht sich neue Auswege, und so wäre des Flickens und Ausbesserns kein Ende geworden. Er entschloß sich daher, da er das Zutrauen seines Monarchen im vollen Maße besaß, die alten, von wilden Bächen durchströmte Thäler ganz zu verlassen, und Oesterreichs Legionen auf neue Gefilde zu führen. Er gewann dabey den Vortheil, dem Uebel selbst vorzubeugen, da er vorsichtig genug war, sich eine Gegend zu wählen, wo das Uebel noch unbekannt war.

Lascy war nicht nur Soldat, er war auch Politiker. Er kannte das Finanzsystem seines Landes eben so genau als das Militär. Eine seltne Eigenschaft in dem Charakter eines Generals! Er machte sich daher Ley als seinen Reformen zum Grundsatz: die möglichst zahlreichste Armee mit den geringsten Kosten zu Oesterreichs Schutz in den brauchbarsten Stand zu setzen, und zu erhalten.

Oekonomie und Disciplin sind die zweyen Pfeiler, auf welchen dieser große Mann sein Gebäude auführte.

Ich werde Gelegenheit haben, mein Theuerster, in der Folge meiner Briefe mehr davon zu sprechen. Es ist immer Wollust für den denkenden Kopf, wenn er sieht, wie aus den zerfallnen Ruinen eines alten Tempels ein neuer emporsteigt, der an Pracht, Dauerhaftigkeit und Nutzen den erstern weit übertrifft. Glauben Sie mir,
 Lescy.



Oesterreich kann sich zu dem Genie dieses wirklich großen Mannes nicht Glück genug wünschen. In meinen Augen ist er eben der Unsterblichkeit würdig, als Eugen. Dieser gewann Schlachten, weil er sie zu gewinnen wußte; Lascy führte das Heer auf die Bahn, auf welcher der Held mit wohlgeordneten Legionen seinem Siege sicher entgegen gehen kann. Er lieferte die besten Materialien zu den Trophäen, die sich seine Nachfolger einst erkämpfen werden.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man den großen Krieger nur nach seinen großen Siegen beurtheilet. Der größte Held erliegt oft einem Feinde, der ihm weder an Muth noch Einsicht die Wage hält. Sie sehen leicht, daß das Schlachtfeld nicht der einzige Tummelplatz ist, auf welchem der Krieger als großer Mann erscheinen kann. Oft weit größere Talente werden dazu erfordert, das Heer zum Siege geschickt zu machen, zu einer Zeit, da keine feindliche Geschwader mit kriegerischer Wuth den Tod drohen, als das Schlachtfeld selbst mit seinen Trophäen anzufüllen. Hat Lascy gleich keine blutige Vorbeeren errungen, so errang er sie doch im Schooße des Friedens durch seine Weisheit; sie sind dem Menschenfreunde um so schätzbarer, weil sie nicht nur nicht mit dem Blute der Erschlagenen getränkt sind, sondern weil sie zugleich auch Schutzwehren sind, daß das Blut nicht so häufig mehr vergossen werde.

Österreich, ohngeachtet seiner Macht, war doch immer das Spiel seiner Nachbarn. Jeder, der eine Armee eher auf den Beinen hatte, als das Erzhaus, versuchte an ihm zum Ritter zu werden. So ward Krieg auf Krieg in seinen Gränzen angezettelt. Man schlug sich mit Österreich, so oft man Langeweile hatte. Nur Lascy'n gelang es, die Österreicher in Respect zu setzen. Nun fängt man an, um die Höhle des Löwen mit leisem Schritte herum zu schleichen. Und eben dadurch baute Lascy jedem zu raschen Kriege vor, indem er es den Nachbarn fühlen machte, daß unsre Herrc gegen jeden Anfall in vorbereiteter Sicherheit stünden. Heil dem Manne! Seine Arbeit ist die Arbeit des größten Menschenfreundes.

Ich will Ihnen die einzelnen Verdienste dieses Generals nicht auseinanderlegen. Nur eine Erinnerung noch muß ich berühren. Lascy fieng seine Reformation zu einer Zeit an, da der Friede noch dauerhaft schien. Durch den siebenjährigen Krieg hatte sich halb Europa verblutet. Als es sich von dieser Ohnmacht nach und nach wieder erholt, konnte er leicht berechnen, daß eine geraume Zeit darzu erfordert werde. Auf diese Aussicht fußte er die Ruße seiner Unternehmung.

Sie werden schon gehört haben, daß man unter andern Vorwürfen auch diesen wilden Lascy'n aufbrachte, daß er den Handel der Offiziersstellen begünstigte.



Allein ich glaube, der vernünftiger Theil des Volkes wird — statt ihm daraus einen Vorwurf zu machen, vielmehr Gelegenheit haben in ihm den Versichtigen zu erkennen.

Die Armee war mit alten Offizieren überladen. Da sie in einem Zeitpunkte sich dem Militärdienste widmeten, worinn die Suchtel das ganze Verdienst des Offiziers ausmachte, so war es leicht vorauszusehen, daß diese Veteranen nur mit Widerwillen ihrem alten Systeme abschwören, und vom Neuen in die Schule gehen würden. So brav sie als Soldaten seyn mochten, so wenig Talent hatten sie, das Alte zu vergessen, und das Neue zu begreifen. Diese Männer würden entweder gar keiner, oder doch nur einer sehr mittelmäßigen, und auch dann noch einer sehr langsamen Gelehrigkeit fähig gewesen seyn. Es gehörte aber in den Plan der Reformation als ein wesentlicher Theil, daß alles, was man abschaffte, schnell vergessen, alles was man an dessen Stelle einführte, schnell und aus dem Grunde begriffen würde. Ich zweifle: ob die alten Offiziere bey dem Veronsfassen ihrer geleisteten Dienste eben die Gelehrigen gewesen wären. Immer würden sie, wie der Liebhaber nach der ihm mit Gewalt entrißenen Geliebten mit Sehnsucht zurückgeblickt haben.

Es war also wirklich politisches Prinzipium, den alten Offizieren die Freyheit zu lassen, ihre Chargen verkaufen zu dürfen. Man erreichte dadurch mit einemmale drey sehr vortheilhafte Endzwecke.

Ein

Einmal ward der Staat der Verbindlichkeit dadurch entlediget, dem ausgetretenen Offizier (so heißt man hier den, der seine Charge verkauft) die bey den Österreichern sehr pünktlich gehaltene Pension auszusahlen. Er, der ohnehin nur noch wenige Jahre Dienste leisten konnte, hätte bald das Gnadengehalt empfangen. Der Staat verschaffte ihm aber ize Gelegenheit, sich selbst zu versorgen, indem er sich durch diesen Handel ein Kapital erwarb, von dem er in Ungarn, wo sich die meisten dieser Veteranen niederließen, sehr gemächlich leben konnte, ohne erst dem Staate die Last seiner Erhaltung aufzubürden. Da jeder Offizier zugleich seinen Titel, seine Ehrenzeichen, und sein militärisches Forum behielt, so entschlossen sich viele, lieber die wenigen Tage ihres Lebens in Ruhe durch zu leben, als sich aufs neue wie Schüler behandeln zu lassen.

Dadurch, daß der alte Offizier seine Charge veräußerte, verlor Lascy zwar einen gebietten braven Mann, aber er hatte auch auf der andern Seite einen Antagonisten weniger. Der zweyte Vortheil!

Der junge Offizier, der in dessen Stelle eintrat, war ganz Enthusiast für den Geist desjenigen, durch dessen Fürsorge und Vermittelung er mit Beyhülfe seiner Börse in seinen Posten eingesetzt ward. Dieser war nicht nur der eifrigste Beförderer jeder Umschmelzung, sondern er war auch der Mann, aus dem in der Folgezeit, weil er meh-



reine Bildung in seiner Jugend erhalten hatte, ein von mehr als einer Seite brauchbarer Offizier gezogen werden konnte. Der dritte Vortheil.

Glauben Sie mir, bester Freund, ohne diese Hinesse hätte Lasey nie so schnelle und glückliche Fortschritte machen können. Und daß dieser Kriegsmünster wirklich nur aus diesen Absichten den Charaghandel begünstigte, erhellt daraus, daß er selbst der erste war, der dawider eiferte, sobald er, alle Hindernisse bey Seite geräumt, und sich so viele Schüler gezogen hatte, als er zu seinem großen Werke bedurfte.

Durch die ziemlich lange Dauer des Friedens ward man in die glückliche Lage gesetzt, selbst diejenigen, welche Kupfer, dem Reize der Uniform sonst keinen Bewegungsgrund zum Militärstande hatten, nach und nach zu brauchbaren Offizieren umzuschmelzen. Charlottenberg zog manchem reichen Bürgeresöhnen die Uniform an; Disziplin, immerwährender Dienst und Uebung machten ihn aber zuletzt wirklich zu dem Mann, der er seyn sollte.

Wenn Sie, Freund, diese Umstände erwägen, so werden Sie dem verdienstvollen Lasey keine Vorwürfe über diesen Punkt machen können. — —

Sechster Brief.

Ich muß heute noch einige Bemerkungen hersehen, die Lasey'n stark betreffen.

Als Präsident des Hofkriegsraths fand dieser General vielerley Mängel, die selbst im Innern desselben herrschten. Er suchte diesen abzuheben, und drang durch.

Der Hofkriegsrath ist die oberste Militärstelle. Die Regulirung des Ganzen ist seine Beschäftigung. Er ist eine der einsichtsvollestern Einrichtungen, da durch ihn verhindert wird, daß nichts — auch in den entlegensten Provinzen ohne Vorwissen des Monarchen geschehen kann. Dies ist der Weg die Einsermigkeit der Geschäfte hand zu haben.

Die eigentlichen Profiter und Rätke sind izt Militärpersonen. Vorimal hatten die bürgerlichen Kriegsrätke fast allein die Stimmen. Allein mit diesen ward in dem neuen System die größte Umschmelzung vorgenommen. Ehmals waren sie die sprechenden Glieder des Rätkes; sie entschieden; und ihre Vota waren Orakelsprüche, denen die Herren von der militärischen Bank selten widersprachen. Es war ärgerlich, wenn so eine Erzellenz in seiner Staatsperücke, die vom Parfüm triefte, und weiter kein Verdienst hatte, als daß sie den Hirnkosten eines Tontenleckers bedeckte, — die Generale in ihrer Anti Chambre stundenlang auf Audienz warten ließen, bevor sie ihnen die Gnade anthaten, auf ein Paar Worte unter der Thürschwelle zu erscheinen.



Landon, unser große Landon mußte oft die Dispositionen auf diese Art von den Herren abholen.

Allein das Blatt hat sich gewandt; denn so enge sie vormals die Generale hielten, so enge werden sie izt von diesen im Kapzaume herumgeführt.

Einem Einwurf wider den Nutzen des Hofkriegsraths muß ich hier begegnen, der allerdings von Gewicht ist. Da alle militärischen Angelegenheiten nur von diesem Konsilium allein reguliret werden können und dürfen, wem fällt nicht der Schade deutlich in die Augen, den diese Verfassung oft in dringenden Fällen zu Zeiten des Krieges verursachen kann? Die Armee steht dem Feinde gegenüber, der Chef hat Vortheile in der Hand; er darf sie nicht benutzen, weil diese Expedition nicht in dem verzeichneten Operationsplan mit angezeigt ist. Er ist genöthiget, die Lage der Sachen erst an den Hofkriegsrath, der seinen beständigen Aufenthalt in Wien hat, zu berichten. Bevor er die Resolutionen desselben erhält, welche doch meistens nach seiner ohnmaßgeblichen Vorstellung ausfällt, ist er entweder selbst geschlagen, oder die ganze Situation ist verändert. Friedrich wußte sich dieses Umstandes im siebenjährigen Kriege sehr geschickt zu seinem Vortheile zu bedienen. Er manövrirte oft vor dem Angesichte unser Armeeen verber, weil er wußte, daß unser General seinen Posten eher nicht ändern durfte, bis die Herren in Wien mit ihrem

Con-

Conclusum fertig wären. Er gewann Schlachten, während man im entfernte Kriegerathe sich noch berathschlugte: ob man ihm aus dem Wege gehen, oder angreifen sollte?

Eben dieses Consilium aber im Hauptquartier der Armee, würde, besonders, wenn sich der Monarch nicht selbst an der Spitze seiner Kriegsschaaren befindet, vor eben so großem Nutzen seyn, als es schädlich wird, wenn es 80 oder 100 Meilen von der Armee entfernt ist. Der kommandirende General kann seinen geprüften und mit aller Vollmacht versehenen Gefährten zu jeder Stunde seinen Plan vorlegen; er kann sie die Umstände selbst in Augenschein nehmen lassen, und seine Entschlüsse mit ihren Einsichten verbinden. Ist er aber abwesend, so bleibt dem Hofkriegsrathe nichts übrig, als mit dem Finger auf der Landkarte herum zu marschiren, und den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Lächerlich war es allerdings, wenn oft vormals die Herren Alongeperrücken im Hofkriegsrathe die Pläne der Generale prüften; Ordre zu Märschen gaben; über Kriegsexpeditionen entschieden, und seine Eminenz der Herr Cardinal manchmal gar das votum decisivum im Rathe gab.

Dieser Unfug ist jetzt abgeschafft. Man läßt den Cardinal seinen Propur tragen wie er will; aber er darf auch im Gegentheil seine gefalteten Finger nicht noch um



heiligen Dingen mehr ausstreuen. Man ist überzeugt, daß zu weissen, und glücklichen Kriegserpeditionen nichts erfordert werde, als der Sorgen Seiner Eminenzschafft.

Es ändern sich mit den Zeiten auch die Begriffe, und ein oder zween Köpfe, die Muth genug haben, wol- der den Schkendrian mit Einsicht und Standhaftigkeit zu Felde zu ziehen, erlegen vielköpfige Ungeheuer von Vorurtheilen, vor welchen sonst Vöbel und Consorten ehrent- blich die Knie beugten.

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, Sie von den Verdiensten eines Mannes zu unterhalten, der für Oesterreich mehr noch ist, als zu seiner Zeit Aristides den Griechen war. Nun aber müssen Sie Hand in Hand mit uns auf unsern Monarchen wieder zurück- lehren.

Die Kaiserin, theils sich eines Geschäftes zu entledigen, das ihrem Herzen gerade das beschwerlichste war, theils auch ihrem thätigen immer nach Beschäftigung ge- hehrenden Eohn Gelegenheit zu verschaffen, Vorwürfe für seinen Geist zu sammeln, übertrug ihm das Militär ganz. Kaum war er an die Spitze der Armee, die er nun ganz als sein Eigenthum behandeln konnte, gestellt, so war auch seine ganze Aufmerksamkeit auf diese wichtige Sache seiner Staaten geheftet. Mit unermüdeter Geschäftigkeit durchlief er alle Fächer der Kriegskunst, suchte sich

alles,

alles, was irgend hieher einigen Bezug hatte, bis auf den innersten Grund eigen zu machen, und spornete durch sein eigent-Beispiel jeden seiner Enkalternen zu Fleiß, Wiebeziehe und Beharrlichkeit im Dienste an. Seine Lager, die er in den Provinzen e-Ordnete, waren beständige Schulen für ihn und seine Krieger. Hier wurden Märsche, Attaquen, Lagerkunst, Defensiven, — kurz jede, im großen und kleinen Kriege mögliche Manövers praktisch gelehrt, um den Offizier aufmerksam auf die Grundsätze der Theorie, und deren Verbindung und An- Anwendung mit der Praxis zu machen; dem gemeinen Mann aber durch jährliche Waffentübung Gelentkraft, bauerhafte Gesundheit und Stärke zu verschaffen, jeder großen Strapaze ohne Marodiren sich unterziehen zu können.

Wer solchen Lagern beygetrohet, den Felddienst kalmte, und damit die Mühe, welche der Monarch darauf v-tribandte, genöu beobachtete, der wird gestehen müssen, daß nirgends in der Welt die Regimenter besser dressirt werden konnten, als in diesen Lagern. Freylich muß der Beobachter sein Resultat nicht wie jener, der sein laubermässhes Raifennement ins deutsche Mu, feym 1781 einrückte ließ, — auf bloße Verwundungen gründen, und seine Nachrichten in diesem Punkte nicht vom gemeinen Grenadier aufsameln. Man kann nicht einfältiger von unserm Militär schreiben, als dieser



Hannoversche Offizier, der sich die Mune giebt, Gott weiß was für Sachen aufgeschnappt zu haben. So berechnet dieses Männchen unsre Armee auf — glaub ich 110000 Mann. Er läßt unsre Regimenter nur aus zwey Battaillonen bestehen; läßt unsre Kavallerie sehr schlecht beritten seyn, — und was weiß ich, was dem Herrn sonst noch geträumt hat. — Solche Beobachter gleichen den Kritikastern, die aus Titel, Druckort und Jnder — auf den Werth des ganzen Buchs zurückschließen.

Man hatte sich zum Sprichwort bey uns gemacht: der Kaiser ist bloßer Soldat. Seine Gesellschaft waren Generale, seine Beschäftigung war das Militär; — man glaubte daher, daß er für nichts mehr einen Sinn sonst habe. Allein, da er sich, ohne Familiendeckungen in andre Angelegenheiten nicht füglich mischen konnte, so sagte er den für ihn und uns so heilsamen Entschluß, wenigstens einen Gegenstand auf die Stufe der Vollkommenheit, deren menschliche Werke fähig sind, zu bringen, damit er in selgenden Epochen seine Aufmerksamkeit nicht auf so viele Zweige zertheilen dürfte. Er studirte selbst über die Verbesserungen nach, und wor unpartheißch genia. Das selbst wieder abzuschaufen nach zu bessern, was er in der Ausübung nicht allemal als das Beste fand. — Lancy legte den Grund zu dem Kriegsgebäude, — Joseph vollendete den Plan, verfähre.

verschönerte ihn, und brachte ihn in den Stand in welchem er jetzt ist.

Siebenter Brief.

In der That, Freund, Sie urtheilen von dem bayrischen Feldzuge zu einseitig. Sie sagen: feste Läger beziehen wäre keine Kunst; aber auf dem freyen Felde könnte der Held seine ganze Kriegskennntniß zeigen.

Sie haben recht, Freund, aber nur zur Hälfte. Denn besteht die Kriegskunst lediglich in Schlachten liefern? — Kann der geschickte Krieger durch bloße Marsche und die Lägerkunst seinem Feinde nicht erst ungleich größere Vortheile abjagen, als durch die siegreichste Schlacht? —

Doch, offenherzig gesprochen, glauben Sie mir, man kenne vielleicht nirgends besser als bey uns Ihres großen Friedrichs Stärke und Schwäche seiner Kriegskennntniß. Er ist ein geschickter Schlachtenlieber, aber ein sehr mittelmäßiger Belagerer. Jeder Operationsplan bey Belagerungen liefert die auffallendsten Fehler, so wie im Gegentheil der Krieger selbst aus seinen verlorenen Schlachten noch große Lehren für sich abstrahiren kann.

Uns hingegen gab der König in seinen Briefen selbst das Zeugniß von Lägerkennntniß, von Kugelkraft und der
De.



Belagerungskunde. Jeder behauptet also seinen Rang; — aber wir wollen auf den Bayrischen Feldzug zurückkehren.

Der König griff an, wir mußten uns also vertheidigen. Es gehört große Geschicklichkeit dazu, dem entschlossenen Angriffe des Feindes eine solche Wendung durch bloße Vertheidigung zu geben, daß er selbst seinen Plan ändern muß.

Freylich lag unsre Armee in Böhmen hinter einem verschanzten Lager, und vermied das freye Feld. — Allein es war zweckmäßiger Plan, diese Kriegsart zu wählen. Wider den König ist sie die vorthellhafteste von unsrer Seite. Friedrich, gewohnt, und in eigentlichen Grunde fast gezwungen, seine Heere auf fremden Boden hinzupflanzen, um vom Fett der Feinde sie zu nähren und seinen Schatz dadurch zu khonen, erhält dadurch nie diesen seinen ersten Grundsatz, wenn er zu Felde zieht. Er wird in die unangenehme Lage versetzt aus dem Schooße seiner Länder seine Armeen zu verpflegen; der Transport, der, je länger er in solchenstellungen, ohne neues Feindesland zu betreten, stehen muß, immer beschwerlicher und kostspieliger wird, muß aus seinen eignen Provinzen gezogen werden, da er kein Land vorwärts in Kontributionen sehen kann; selbst die unangenehme, von allen Bedürfnissen fast entblößte Gegend, in welcher man ihn gleichsam mit seinem Heere einlud,



Einfluß, um es ohne Feldschlacht fast bis auf ein Drittel durch Marodiren zu schwächen, — alles dies wirkt zusammen, einen solchen Feldzug für die Armee sowohl als die Chatouille des Königs kostbarer zu machen, als ihm zwei verlorne Schlachten kaum seyn würden. Noch einmal, Freund, es war zweckmäßiger Plan, den König auf diese Art zu erwarten, und alle seine Versuche zu ermüden.

Es ist hier der Ort nicht, mich in die Analysis der Kriegskunst einzulassen, die beyde Heere in diesem Feldzuge angewandt haben, einander den Vorrang streitig zu machen. Nur so viel bitt' ich Sie zu überdenken, daß Ihre Armeen weder in Böhmen noch in unserm Antheile von Schlesien, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nirgends weiter vorrücken konnten, als es von den unsrigen gleichsam bezeichnet war. Man räumte alle Gränzen auf drey, vier und mehrere Meilen, ließ Sie ganz gemächlich, ohne ernsthaften Widerstand allenthalben eintücken; aber an unsrer Chaine mußten Sie Halt machen.

Nicht so aber wir. Der König concentrirte seine Armee innerhalb seinen Gränzen. Er stellte seine Völker in eine dreyfache Chaine an der Gränze, um das Innre seines Landes sicher zu decken. Und Wurmser' erleichte mitten im Winter, bey allen Beschränktheiten der Witterung das, was Ihre Armeen in der einladendsten



sten Sommerzeit nicht ausführen konnten, — es sprengte Ihre *Chaine*. — Hätte der Kaiser dieser kleinen Kriegsoperation mit seiner Armee Nachdruck geben dürfen, ich zweifle, ob wir den Winter so fruchtlos auf Ihrem Grund und Boden zugebracht haben würden, wie Sie den Sommer auf dem Anstigen.

So, Freund, müssen Sie diesen Feldzug betrachten. Man muß *Mayme* gegen *Mayme* abwägen, That gegen That aufstellen, und jedem seinen Antheil von Ehre geben. —

Achter Brief.

Entslossenheit war schon in der Jugend unsers Kaisers einer seiner Hauptzüge. Er zeigte sie auch, so klein die Gelegenheit dazu seyn mochte, in dem letzten Feldzuge. Wo Gefahr war, stand Joseph an der Seite der Seinen. Er beobachtete auf das strengste die Pflichten alle, die der Fürst als Feldherr beobachten muß. Was Ihr Friedrich in seinem Alter der Stärke und männlichen Jugend war, wenn er im Felde stand, das war Joseph im strengsten Verstande auch. Und ich getraue mich zu sagen, fast noch eifriger, rastloser, thätiger, als er, weil es in seinem Charakter liegt, alles selbst, alles genau zu schlichten.

Sie sehen, Freund, daß ich ohne Umschweife rede; daß ich die Augen nicht mit der Eule zudrücke, um nicht sehen zu dürfen, daß ich die großen, erhabnen, und oft unerreichbaren Verdienste Ihres Königs nicht verkenne; und Niemand von uns verkennt sie. Es ist Thierheit, wenn man zu Verleugnung des Selbstgefühls seine Zuflucht nehmen will, um auf die Trümer der mislaunten Größe des Einen, die Trophäen des Andern hinzupflanzen. Es können zween Rivalen seyn, beyde gleich groß, gleich bieder, wer wird es leugnen?

Ich habe mich in Berlin oft über die wenige Kenntniß gewundert, die Sie insgesamt von den edlen Thaten auswärtiger Fürsten besaßen. Friedrich war allein die Sonne, die Ihre Augen gegen alles übrige Verdienst blendete. Sie glaubten von dem Verdienste Ihres Königes eine Lorbeer zu entreißen, wenn Sie sagen sollten: auch dieser, auch jener ist ein großer Mann! — Als wenn Friedrich es befürchten müßte, in einem Zeitalter zu leben, wo die Vorsicht uns mehrere große, liebenswürdige Fürsten schenkte. Durch diese vorgefaßte Partheyllichkeit, — sie machte zwar Ihrer Vaterlandseliche Ehre, — machten Sie Ihrem Könige eben kein gar zu höfliches Compliment.

Noch niedriger aber kam mir die Begierde vor, mit der die meisten von Ihnen die gehäßigsten Farben auf jede der Handlungen unsers Fürsten zu legen strebten.



War aber dies nicht ein offenkundiges Geständniß, daß er wirklich eine Größe erkliegen habe, über die Sie eifersüchtig wurden? Selbst der kurzichtigste Thor wird einen Mann, der ihn nicht verdunkelt, nicht mit Verläumdungen anschwärzen.

Ob Sie das wirklich thaten? Ja, Freund! Unter vielen will ich nur einer dieser äußerst niedrigen Verläumdungen erwähnen. Allgemein pöbste man durchs ganze Land aus, Joseph sey einer der stärksten Säufer; — es half nichts, daß ich mich auf das Zeugniß aller Länder berief, wohin er immer reiste, die diese dummdreiste Lüge widerlegen konnten, — Joseph mußte doch ein Säufer bleiben, weil Sie es für gut fanden, diesem mißglückten Fürsten wenigstens diese Schwäche anzudeuten. Könnten diese Emissarien, welche diese und mehrere Verläumdungen recht geistigentlich im Lande ausgesaaten, könnten sie nur die Tafel unsers Monarchen sehen, sie würden über die Eingeschränktheit derselben erstaunen, und wahrlich keine Burgunder und Champagner Bouteillen für ihn auf dem Tische erblicken.

So geht es in der Welt. Fängt man an stolz auf sich selbst zu werden, so geißert die Dummheit, welche allemal die Mutter des Stolzes ist, auch die Tugend selbst an.



Wir sind zwar so unglücklich, in Ihren Augen noch sehr weit vom wahren Brennpunkte der Aufklärung entfernt zu seyn. Sie mögen auch in gewisser Rücksicht nicht Unrecht haben. Allein was uns an guten Rathspsen fehlt, fehlt uns nicht an guten Herzen. Wir bewundern, lieben, schätzen das Gute, wo wir es finden. Und daher kommt es auch, daß wir mit eben der Aufmerksamkeit großen Handlungen fremder Fürsten unsern lauten Beyfall zollen, wie unserm Fürsten selbst. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, daß wir so viel Vertrauen auf seine eigne Größe haben, daß wir gar nicht befürchten, durch den Glanz fremder Größe etwas zu verlieren.

Neunter Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie denken, man habe mehr für den Verstand als für das Herz des Kaisers in der Jugend Sorge getragen. Ich bin gezwungen, so sehr es izt auch schon aus der Reihe ist, diesem Verdachte vorzubeugen.

Vielleicht ist keine Fürsten Familie, wo für die Bildung des Herzens mehr Sorge getraaen ward, als bey unserm Hofe. Fast könnte man dem Erziehungsplane den Vorwurf machen, daß er zu sehr nach dem Katholizismus geschmecket haben würde, wenn er nach dem



Köpfe so manchen Katecheten's befolgt worden wäre. Aber glücklicherweise nahmen noch Köpfe daran Theil, die wahre Tugend von Bigotterie zu sondern wußten, und mehr das Herz als Augen und Lippen fromm zu machen strebten.

So gieng's unserm Kaiser auch. Man nahm eben so viel Rücksicht auf die Güte seines Herzens als seines Kopfes. Man bemühte sich jeden Keim der Leidenschaft, die in Auswüchse ausschießen könnte in seinem noch jungen Dusen zu ersticken.

Venspiele werden es aufklären!

Man sah seinen Eigensinn als eine gefährliche Erscheinung für seine künftigen Jahre an. Sogleich ward's in den Erziehungsplan mit eingestrichen: ihm nie seinen eignen Willen zu lassen. Auch die unschuldigste Handlung ward ihm untersagt, die gleichgültigste Bitte abgeschlagen, so bald man merkte, daß er mit einiger Hastigkeit darauf zu bestehen schien. Um ihm ja kein Mittel, durch angenommene Gleichgültigkeit seine Lehrer zu täuschen, übrig zu lassen, ward er ganz, auch in den kleinsten Geschäften, dem Willen seiner Lehrer unterworfen, die den Fingerzeig hatten, alles anzuwenden, daß sie ihm keine Nahrung für seinen Eigensinn gaben. Man verband beweisende Ursachen, warum man ihm dies oder jenes versagte, oder beföhlte, mit der Beharrlichkeit, die man zur Ausrottung des gefährlichen

Eigensinn des Prinzen wählte. Dadurch gelang es dem Lehrern diesen Eigensinn zu jener Standhaftigkeit, zu jener Entschlossenheit umzumodeln, die nachher seinen Fleiß sowohl, als jede seiner größern Handlungen bezeichnete.

Eben so verhielt man sich gegen sein damals noch flüchtiges Feuer. Man bemerkte, daß sein feuriges Temperament ihn einst zu großen Leidenschaften hinreißen würde, wenn man es nicht milderte, oder so zu erhalten suchte, daß es nur gegen würdige Gegenstände auflebte. Dies war die Ursache, warum man stets aufmerksam war, alle Gegenstände, auf welche er auch nur die geringste Neigung warf, ohne daß er es wahrnahm, von ihm zu entfernen. Man suchte ihn gegen das Allgemeine in Aufmerksamkeit zu erhalten, dabey aber zu verhüten, daß er sein Herz nicht einzelnen Unterhaltungen ersuete. Er mußte an allen Ergötzungen des Hofes Theil nehmen, — und bald wieder von solchen entfernt bleiben; er mußte izt diese Unterhaltung wählen, und bald darauf, aller Unterhaltung entbehren. Man verband aber immer die nützlichsten Bemerkungen mit dieser Strenge; man unterließ nicht, es ihm, — ohne es deutlich merken zu lassen, warum dies alles geschah, — selbst fühlbar zu machen, daß der weise Mann in jedem Orte, in jeder Beschäftigung wahres Vergnügen aufspüren könne. So gelang es, unserm Fürsten starkes Gefühl gegen alles Große und Edle beizubringen; sein



Herz der Freude des wahren Weisen zu öffnen, ohne daß es auszeichnende Anhänglichkeit gegen einen Gegenstand ins besondere auffaßte, ihn in den Stand zu setzen, in seinen Beschäftigungen selbst, sein Herz aufzuheitern; gegen alles gleichgültig zu seyn, sobald es größern Pflichten entgegen streitet; alles erbeugen zu lernen, was nicht vollen Bezug auf seine Bestimmung hat.

Eben so unterhielt man seinen ohnehin schon natürlichen Hang zur Keuschheit. Seine Mutter, sein Vater gaben ihm täglich die stärksten Beispiele davon. Er wurde angehalten, selbst gegen seine eignen Untergebenen Sanfmuth und Keuschheit auszuüben. Er mußte selbst die Neckereien, denen er auf Befehl seiner Eltern von diesen öfters ausgesetzt war, mit Nachgiebigkeit und verzeihlichem Herzen dulden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir jetzt an Joseph den allgerneinen sanftmüthigen Menschenfreund erblicken.

Ich könnte Ihnen hier allerley Anekdoten liefern, die hieher einen Bezug haben. Aber ich kann sie entbehren, da die Handlungen des erwachsenen Prinzen glänzend genug sind, um ihn als einen der edelsten Fürsten unsrer und voriger Zeiten zu bewandern.

Zehnter Brief.

Uebrigens, Freund, haben Sie Recht, wenn Sie unser Jahrhundert unter jene Epochen bewirkende zählen.

Die



Die Systeme fast aller Wissenschaften sind einer gewaltigen Reforme unterworfen gewesen. Der Philosoph stürzte gegen die Grundsätze seiner Vorgänger los, bahnte sich einen neuen Weg zu einem neuen System; der Naturkundige, misvergnügt über die Fabeleyen eines Plinius und seiner Nachbeter, betrat eine neue Bahn, und spähte nach Wahrheit; so der Pädagog, so der Politiker, so der Rechtsgelehrte, der Mediciner, der Historiker, selbst auch der Theolog. In allen diesen Wissenschaften herrschen jetzt Sätze — bis zur Evidenz erwiesene Grundsätze, über welchen man hundert Jahre früher Scheiterhaufen angezündet hätte.

Eben dieser Reformation waren auch die Kabinete unterworfen. Man hat Plane entworfen sehr, über die man in vorigen Zeiten wie über Herumnährchen gelacht haben würde. Man hat Maitressen aus den Kabinetern verbannt, und Männer dafür hüberufen; man hat Rosenkränze und Reliquien aus Rom nicht mehr — als das non plus ultra zum Lohn der feinen Politik angesehen; — man hat den Beichtvater zum Altar verwiesen, wenn der Fürst im Kabinete arbeitete. Man hat die geringfügigen Gegenstände, nach welchen Europens Fürsten im Kabinete wetteiferten, — hinausgeschleucht, und die Politik mit Vernunft und Edelmüthigkeit verbunden; man hat es versucht, mehr mit der Feder zu erobern als mit dem Schwerte, man hat



hunderterley Dinge mehr gethan, die ich nicht weiß, und nicht wissen darf.

Aber so viel weiß jeder, daß mit der Kabinettsreform in allen Ländern auch — das System zum dauerhaften Glücke der Nationen entworfen ward. Es traf sich, daß, so wie unser Jahrhundert in jedem andern Fache glücklicher weise große Genies hervorbrachte, — auch eben dasselbe die Höfe aller größern Mächte in Europa mit würdigen und einsichtsvollen Ministern versah. So viele Männer, — die nach geläuterten Grundsätzen arbeiteten, mußten stufenweise Aufklärung bald unter alle — Nationen verbreiten. —

Diese große Hauptepoche sehen wir vorzüglich in unsern Staaten seit dem Tode Franz I. nach und nach werden. Sie vergehen mir, ich weiß es, wenn ich von den einzelnen Handlungen unsers Monarchen vor seiner Regierung schweige. Sie sind jedermann bekannt, und würden mir die Zeit rauben, von seiner Regierung weitläufiger zu reden. —

Also — nachdem ich Ihnen die Druckstücke von Josepha Karakter voraus geschicket habe, — zu seiner Regierung.

Das, was bey Auswärtigen unserm Kaiser die größte Aufmerksamkeit zuzog, war der Krieg, der Rom und seiner Kleriken angekündigt ward. Joseph hatte durch eine sechszehnjährige Erfahrung Gelegenheit ge-

nug,

Aug. den Einfluß, den Papst und Bettelmönch in katholischen Staaten hat, kennen zu lernen; einsehn zu lernen, daß der Staat, der die Mißbräuche und schädlichen Vorrechte hender nicht in seine Gränzen zurück weist, — ewig nicht von geheimen Nebeln gereinigt werde, die um so gefährlicher sind, da sie die Religion zum Deckmantel hatten, und sich von Sien in die Weichstühle, und aus diesen in die Herzen der Bürger ausbreiteten.

Es war daher billig, daß er Kirchenzucht, und wahre Religion, — von Kirchenpolitik und Religions-schnörkel zu sondern suchte.

Er gieng mit raschen Schritten zu Werke. Ein Beweis, daß sein Plan lange vor seiner Regierung von ihm schon entworfen, durchdacht und festgesetzt war.

Sie werden das frohe, Verfall verkündigende Zuschnitzen österreichischer Patrioten gehört haben, aber auch gehört haben, mit welchen scheinheiligen Augenverrechnungen Mönch und Dummkopf unsrer Länder darüber seufzten. Es ist billig, daß ich unsern Kaiser Schritt vor Schritt in seinem Werke verfolge.

Unter den Haupthindernissen, welche der Aufklärung unsrer Völker entgegen gesetzt waren, stand die Tyranney der Censur. Sie war die eigentliche Inquisition unsrer Staaten, — ihr fehlte nichts als — Gefängnisse, Folter und Scheiterhaufen. Dem Menschen-

freunde blutete das Herz, wenn er sah, daß die aufblühendste Köpfe oft schnell durch die Ruthe des Censors von ihrer Bahn zurückgeschenkt wurden. Selbst der Censor erkannte die Härte und den Unfug, zu dem er besoldet war, — allein er mußte.

Es übersteigt fast alle Vorstellung der gesunden Vernunft, wie weit es heuchlerische, eben so dumme als scheinheilige Herren und Damen — denn alles half zu allem mit, wenns zur Unterdrückung der guten Sache abzwecte, — zu bringen im Stande waren. Es durfte nur vom schönen Busen des Mädchens die Rede seyn, nur vom unnützen Derwischfetz gesprochen werden, — und das Anathema ward wider den armen Autor und sein Buch gesprochen. Und warum? Um das Volk nicht zu verführen. Aber eben diese Damen scheuten sich doch nicht, ihren Busen wirklich zur Schan auszu legen, die Herren, den Busen dieser Damen schön zu finden, — ohne zu befürchten, daß durch ihre Galanterie ungleich mehr Verderbtheit der Sitten unter das Volk verbreitet würde, als — durch hundert Pucello d'Orleans. Ein wunderliches Wirtwarr verdrehter Köpfe. Und diese fanden doch Wege, durch die unzählbaren Hoskandale — sich bis zum Throne der Monarchin zu schleichen, und ihr Herz durch scheinheilige Mummerey zu gewinnen! —

Doch was nützt es uns izt über die Folgen der Strenge der Censur zu schwätzen. Der leichteste Kopf sieht sie selbst ein. Aber nicht jeder sieht es ein, daß alle die Besorgnisse, welche so manche der erweiterten Pressfreiheit und der gemilderten Censur wegen äußern, wahrlich weiter nichts als — Hirngespinnste, aus der Luft gegriffen seyn.

Die Religion wird untergraben, die Sitten werden verschlimmert, das sind die gewöhnlichen Censuren der Bigotterie, so oft von Censurfreiheit gesprochen wird. — Allein ausserdem, daß die Censur ebenhin die gemessensten Vorschriften hat, für beides zu wachen, — frage ich nur, ob die Religion schon untergraben werde, wenn man mehr schreiben darf, als Vitareven und Legenden, mehr lesen darf, als Zusehlamm, Jesuiteralfanzeren und Mönchsfabeln? Ob die Religion zu Grunde gehe, wenn man mit den Kenntnissen der übrigen Nationen sich bereichert? Ob sie auf so schwachen Pfeilern gegründet sey, daß das geringste Lüftchen sie schon erschüttern werde, das aus dem Reiche der Vernunft wider Vorurtheil und Schnörkelwerk wehet? — Und die Sitten, — o die Sitten, ein Steckensperdchen, auf dem sich jeder unsrer Zeloten herumtummelt, aber keinen Begriff von diesem Steckensperdchen hat. — Wenn Sitten verschlimmern soviel heißt, als — die Leute gehn izt weniger zu Bräuerkasserverlichkeiten, klaffen



flaffiren die Altdre nicht mehr so reichlich aus; geben dem Armen lieber als dem Wechler; lassen sich nicht mehr durch Lukaspsenninge und Marienbildchen, die sie verschlucken, kurtzen, wollen weniger von der Milch der Muttergottes mehr trinken, wollen sich die Kröpfe nicht mehr so allgemein durch Blasfäkerzen vertreiben lassen, wollen nicht mehr glauben, daß schwarze oder braune Kutten schon das Futteral lebendiger Heiligen sind, — und solche ähnliche Sachen mehr, — wenn dies Sitten verschlimmern heißt, so gebe ich zu, daß diese Verderbtheit der Sitten in einer sehr kurzen Zeit außerordentlich zugenommen hat; aber ich — und jeder Weidemann wünschten uns diese abscheuliche Sitten schon lange. Wollen auch fleißig arbeiten, daß unsre Sitten von dieser Seite, so Gott will, noch schlimmer werden.

Ueberdies möchte ich die Herren, die wider die Censur eifern, ganz ergebenst bitten, mir doch zu sagen, woher ihre und unsre wirklich est bis zum Greuel verderbte Sitten in den Zeiten entsprungen, wo die Censur noch in allen ihren — verderbenden, fürchterlichen Mächten da stand. Wir hatten Spitzbuben, Mordelinder, Betrüger, falsche Wechelschmiede und Spieler, Ehebrecher, Mädchenräuber, Religionslängner, Gottrelästerer so gut, und so viele, wie jedes andre Land, wo gar keine Censur besteht. Koketterie und Ausschweifung herrschte bey uns so gut, wie in diesen Ländern; und ich habe



habe es erlebt, daß sich die Herren Eiferer mehr betrübten, als die Mädchen auf dem Spittelberg verkotet wurden, als über den Verbot der besten Bücher. — Man kennt euch Herren! —

Danken wir vielmehr unserm Fürsten, daß er die Fesseln zertrümmerte, die uns dem Drucke und dem Elgendünkel mancher lautschreyender Narren aufsetzten, die mit Feuer und Stahl wider den Flug des Geistes und der gesunden Vernunft kämpften; die uns zwingen, im trüben Kreise der Finsterniß herumzutasteln; und Pech auf unsern Weg hingossen, damit wir ja nicht vom Rade könnten. Der Monarch erhält durch diese Verfügung aufgeklärte Nationen, die im Stande sind, das Gute, was er ihnen geleistet, und noch leisten wird, mit dankbarem Herzen zu erkennen. Er lezte einen armen Verweis ab, daß er über eben so freye Geister als freye Herzen herrschen wolle.

Elfter Brief.

Die Folgen der Censursfreyheit waren über alle Erwartung sichtbar. Alle Autorsfedern purgirten. — Eine Heerde klägelnder Aerzte fiel über unser Publikum her, und schrieb ihm für 7, 10, 17 Kreuzer Recepte, die wenigstens das Verdienst hatten, seine — — schwache abzugeben.

Aber



Aber so geringfügig auch die Produkte unsrer literarischen Quacksalber waren, so hatten sie doch ihren Nutzen. Durch schnurrige Titel und Titelwignetten ward der gemeine Mann zum Ankauf gelockt; — dieser wollte sein Geld nicht umsonst hingegeben haben, und las. So ward durch diese Kindercreyen — als Stubenmädchenprozesse, — Kasperlbahercreyen, — und dergleichen, — die Lust zum Lesen selbst unter dem Pöbel ausgebreitet. Der dicke Bürger lachte seinen Bauch voll, je schuakischer das Ding war. Und da in jeder dieser Brochüren der Leser wenigstens auf einige Vortheile, Misbräuche, Thorheiten und Gebrechen aufmerksam gemacht wurde, da doch in jeder ein oder zweien gute Gedanken waren, so sieht man, daß diese Skribler wirklich eben so viel zur Aufklärung des gemeinen Mannes beitrugen, als unsre großen Gelehrten zur Aufklärung des gebildeteren Theils. Von dieser Seite habe ich daher die größte Ehrfurcht vor alle Vuden, worin unsre Herren ihren Vorstand Seck für Stück für 10 Kreuzer anlegen.

Wenn Sie überdies bedenken, daß die Sammlung dieser zehn Kreuzerstücke beynahe schon auf 300 Gulden kommt, so können Sie auch leicht überdenken, daß man fast keinen Gegenstand vergessen hat, über den nicht geschrieben worden wäre. Selbst der Erzknoß der Metropolitankirche Seiner Eminenz des Herrn Kardinal
und

und Erzbischoffs — mußte sein Scharfsein darzu legen! —

Daß unter dem unüberschbaren Rufe wirklich viele gute Verchüren enthalten sind, werden Sie sich wohl von selbst vorstellen. Eibel, Sonnensels, Heinke, Benzur, Luralt, Lauber, Gmeiner, Watteroth, Effinger, Grossinger, Blumauer, Alxinger, Trenek, Ketzler, und einige von der mittlern Klasse, unter denen ich den Compiler und Athleten Kautensstrauch voran setze, — haben gute Stücke geliefert, die allenthalben mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden.

Der schnelle und große Ausbruch unsrer Antoren, führt mich hier von selbst auf eine Frage, die ich nicht unterdrücken kann. Kamen diese Leute erst nach der erweiterten Pressfreyheit ins Land, oder waren sie schon vorher da? — Ich müßte keinen Kopf haben, wenn ich das erstere behaupten wollte. — Also, sie waren schon da! — Und sie mußten schweigen, durften nicht laut sagen, was sie dachten! — Ey, ey! — Noch mehr! So geringfügig auch das meiste ist, was sie lieferten, so zeigt doch alles von einem Geiste, der nach Wahrheit und Aufklärung strebt. Nur der Druck unter dem sie lebten, machte sie unfähig, ungleich mehr zu leisten, als sie thaten. Es war also die alte strenge Censur die Ursache, daß diese Köpfe unter dem Mittelmäßigen blieben. Der Staat verlor also durch sie so
viele



viele tüchtige, brauchbare Männer, die sie alle hätten werden können, wenn diese Freiheit lange schon eingeführt worden wäre. — Wer sieht den Schaden nicht ein, den die alte Censur unserm Lande leistete? Verantwortung sey über den Köpfen derer, die durch Eskephantenstreiche und Sophisterei die gute menschenfreundliche Monarchin beschlichen, das durch die Strenge der Censur an der Aufklärung ihrer Völker wieder zu zerstören, was sie auf der andern Seite durch die großmüthigste Unterstützung den Wissenschaften geleistet hatte. —

Was für Begriffe sich selbst einige Große, von denen man sich doch eine richtigere Beurtheilungskraft in diesem Fache versprechen sollte, von der Censurfreyheit gemacht haben, können Sie, mein Vester, aus folgenden der Anekdote wahrnehmen.

Raynal ist eins der neuesten Opfer der Intoleranz seines Vaterlandes. Seine *Histoire philosophique* zog ihm mit der zweyten vermehrten Auflage derselben auch die Inquisition des Parlements oder — ich wills lieber zur Ehre Frankreichs glauben, — einiger seiner Feinde im Parlemeute auf den Hals. Herr von Segurier scheint es sich zum Verdienst anzurechnen, wider einen Greis zu Felde zu ziehen, der ihn an Einsicht und Beurtheilungskraft weit übertraf. Er rechnet ihm unter andern Verbrechen auch dieses an, daß er seinen Na-

men vor das Werk habe setzen lassen, da doch die andern gefährlichen Schriftsteller so behutsam waren, die andern zu verdecken. Weil er sich also selbst dazwischen bekennt, und nicht davon gelaufen ist, so bittet Segurier: sich seiner sogleich zu bemächtigen, um sowohl an ihm, als an allen denen, die zur Ausgabe dieses — Werkes beygetragen haben, ein Beyspiel der Schärfe zu zeigen.

Nur ein Mann wie Segurier kann diese Albernheit fordern; und nur offenbare Feinde Raynals können das Parlement zu diesem Schluß überlisten. — Da dieser Kreis sich selbst, und öffentlich zu seinem Werke bekannte, da er in Paris blieb, — was muß der menschenfreundliche Richter, der kein Ehichenkrämer ist, von seinem Buche denken? Muß ihm nicht das Gefühl sagen: Raynal muß wirklich so gedacht haben, wie er schrieb, muß überzeugt gewesen seyn von dem, was er vortrug, muß geglaubt haben, er schreibe die Wahrheit. Würde er sonst nicht im gegenseitigen Falle sich verborgen gehalten, und im Voraus entflohen seyn? Hat Raynal Irrthümer behauptet, so behauptete er sie, weil er keines bessern überzeugt war. Zu was nützt also das Zetergeschrey des Pigmäen Segurier? Er hätte wider den Kopf, nicht wider das Herz des Raynal zu ziehen sollen; er hätte ihn zu belehren, nicht zu verfolgen anrathen sollen. Kann das Buch des Verfassers
nicht



nicht verdammt werden, ohne daß der unglückliche Verfasser mit auf den Scheiterhaufen gelegt wird.

Indeß drang der Vielschreiber Segquier durch, Raynals *Histoire* ward verbrannt, er selbst aber zum Verhaft kondemniert, um im Arreste über sein Buch Rechenschaft zu geben. Heißt daß nicht, den Beklagten hängen, und wenn er schon am Galgen hängt, erst seinen Prozeß formiren?

Raynal flüchtete sich noch zu rechter Zeit, und rettete sich dadurch vielleicht von einer ewigen Gefangenschaft. — Der Kaiser besuchte ihn in Brüssel selbst, und unterhielt sich — nach seinem angebohrnen Karakter — sehr leutselig mit ihm. Die Censur, davon benachrichtiget, glaubte in Wien nunmehr Raynals *Histoire* erlauben zu dürfen, und — erlaubt sie. — Gott, was für ein Greuel war dies in den Augen so mancher Eiferer. Aufmerksam auf die kleinsten Versügungen der Censur lauerten diese Herren Tag und Nacht auf Gelegenheit, irgend etwas auszuführen, wodurch sie die Freyheit der Censoren begränzen könnten. Hier fanden sie eine. — Sie ließen sich die Rede des Schwägers Segquier aus Paris kommen, ließen sie ins Deutsche übersetzen, ließen sie drucken, und ohnentgeltlich in beyden Sprachen unsern Zeitungen beylegen. Sie hofften nichts weniger, als daß man den Schwefelregen von Sodom und Gomorra über die Censur werben fallen

fallen lassen, weil sie ein Buch erlaubte, 'das in Paris — verbrannt ward. — Die Herren betrogen sich. — Indess gieng die gemeine Sage in der Stadt, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal und Erzbischoff zu Wien der wohlthätige Menschenfreund selbst gewesen wären, der sich diese unnöthigen Unkosten und Mühe gemacht haben sollte, um den Kleinern zu sagen, daß Kaysers Buch ein Buch sey, das Verfolgungsgeist und einseitiges Staatsinteresse in Frankreich dem Henker in die Hände lieferten. —

Wenn die Herren Eifrer doch nur die Ueberlegung machten, daß oft in einem Lande bey aller Pressfreyheit ein Buch aus ganz verdeckten Staatsursachen unterdrückt werden müsse, — welches in allen übrigen gleichgültig angesehen wird. So verbot Clemens der XIII. den 14ten Junii 1761 die Exposition de la doctrine chrétienne durch ein eigenes Dekret, das noch bis diese Stunde in Frankreich allgemein gelesen wird. Von der Congregation des Index zu Rom wurden den 2ten May 1761 die Andachtsübungen zu dem Leiden Christi des Herrn, so wie die Abhandlung von Verbrechen und Strafen, nebst angehängten Lehrsätzen aus der Polizeywissenschaft, welche Joseph Edler von Montag den 5ten Julii 1767 zu Prag vertheidigte, den 19ten Julii 1768 unter die verbotenen gesetzt; und das Rehergericht verdamnte den 26ten



März 1767 das Buch; Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und dem Papste, was des Papstes ist; und den 26sten Junii 1767 Lochsteins Gründe sowohl für als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen, nebst unzähligen andern. Demohungeachtet ließ man diese — wie viele andre Schriften in Ländern, wo die Privatursachen den Staat zum Verbot nicht zwangen, — ungehindert von Hand zu Hand frey passiren. Hat man das gegen Rom gethan, — warum soll ein Pariser Cyclophant mehr Eindruck auf uns machen, — und wenn zehn Prozesse uns als Beylagen gratis zu den Zeitungen darüber geliefert würden. —

Allein freylich darf mans den Herrn nicht übel nehmen, wenn sie wünschen, diese schöne Ausfallt der ungeheutern Censurfreyheit in ihrem ersten Entstehen zu ersticken. Da der Monarch sich selbst von der Kritik nicht ausschloß, so fürchteten sich so manche a la Papa und Washingtonhüte, und enzen von mancherley Delinquitäten, daß der Jolius auch über sie herfahren, und ihnen im Angesichte der Welt Wahrheiten sagen möchte, für die sie vormals dem Freunde, der sie zu sagen gewagt haben würde, Versorgung im Zuchthause angewiesen hätten.



Zwölfter Brief.

Wever, ich, mein Vester, weiter in den Anstalten un-
 sers Monarchen vorrücke, so erlauben Sie mir einige
 flüchtige Blicke auf die Geschichte der Päpste zu werfen.
 Ohne diese scheinen die Schritte des Fürsten gewagt,
 und Eingriffe ins Heiligthum zu seyn. Also zuerst
 über den Anbruch der päpstlichen Macht, — dann über
 das Entstehn der ultramontanischen Kanzelregeln —
 etwas wenigens, und so zur Geschichte unsers Josepha
 zurück.

Bis auf Konstantins Zeiten war das Ansehn der
 Bischöffe von Rom ohne alle zeitliche Gewalt, bloß
 geistlich. Dieser Kaiser legte, durch die Annahme der
 Taufe und durch die Verpflanzung seiner Residenz von
 Rom nach Konstantinopel, den ersten Grund zu ihrem
 künftigen Ansehn. Er setzte sie den ersten seiner Mini-
 ster an die Seite, und überhäufte sie mit Reichthümern
 und Ehre, wovon sie vorher nichts wußten. Sie wa-
 ren freylich nur Kreaturen von ihm, wie alle andre Bi-
 schöffe; allein die folgenden Bischöffe von Rom wußten
 sich die oft wiederholten Einfälle der Feinde in Italien
 geschickt zu Nuzze zu machen. — Sie schickten von
 Jahr zu Jahr Treue und Gehorsam gegen ihre Ober-
 häupter, die Kaiser, immer mehr und mehr ab, und sie
 verstanden schon damals die Kunst, die Religion zu ih-



rem Brustschilde zu wählen, damit sie das Auge des gemeinen Mannes über ihre Reutereien blenden konnten.

Der Bilderschürmer Leo, von Bezarius aufgehebt, verbot die Verehrung der Bilder. Ohngeachtet des Widerstandes des Patriarchen zu Konstantinopel — German, drang Leo mit seinem Projecte doch durch. Papst Gregor II. bewies bey dieser Gelegenheit, wie wenig die Befehle des Kaisers in Italien mehr gälten. Es ist wahr, der Kaiser war ein Sektirer, und der Papst that wohl daran, daß er sich dieser eigenmächtigen Neuerung widersetzte. Aber die Art, der Troh, mit dem Gregor II. den Befehl des Kaisers über diesen Punkt verwarf, ließ es vermuthen, daß er wußte, wie sehr er sich auf das schon in Italien erlangte Ansehn, und seine eigne Macht verlassen könne. Er setzte den Drohungen des über seine Weigerung aufgebrachtten Kaisers Gegendrohungen entgegen: Ich darf mich nur 24 Stunden weit von Rom entfernen, so befinde ich mich schon ausser den Gränzen Eurer Staaten. Es wäre zwar rühmlich für die Wahrheit sein Leben aufzuopfern, allein ich finde mich bey diesen Umständen verbunden, dasselbe zum Besten der Abendländischen Katholiken zu erhalten, welche bereit sind, den im Orient den Bildern angethanenen Schimpf mit dem Schwerdt zu rächen. So schrieb Gregor seinem Kaiser zurück. Er schickte
sogar

sogar seine Emissarien aus, welche das Volk ermahnen mußten, diesem keiserlichen Fürsten keinen Tribut mehr abzuliefern, damit er dadurch ausser Stand gesetzt würde, seine Irthümer mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Das Volk ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, den Tribut zu verweigern; und die kaiserlichen Legionen, da sie deßhalb keinen Sold mehr erhielten, schlugen sich zum Papst, der Ansehn und Reichthümer genug besaß, sie zu unterhalten, neue Manern um Rom aufzuführen, und die Festungswerke fast aller Städte Italiens verbessern zu lassen.

Wenn man nun diesen unternehmenden Papst aber auf der andern Seite auch zugleich das Volk zur Ruhe, zum Gehorsam ermahnen hört, so kann man sich leicht vorstellen, daß er die Kunst, sich — wenn die Sache eine glückliche Wendung nähme, — unabhängig zu machen, vollkommen verstund. Er wußte das Volk so geschickt zum allgemeinen Mißvergnügen aufzureizen, daß er gar nichts befürchten durfte, wenn er auch wirklich das zu den Waffen gereizte Volk wieder zur Ruhe bereden wollte. Allein er starb, und Gregor III. mußte, als er 731 Papst ward, den Plan seines Vorgängers ausführen.

Dieser, eben so schlau als Gregor II., sumnte nicht, alle Umstände zu nützen, die wider das Ansehn des Kaisers abzuwecken; um dadurch das seinige desto fester zu gründen.

gründen. Die Longobarden mischten sich in den Bürgerstreit, und eroberten unter Anführung Luitprands einen großen Theil der kaiserlichen Städte, unter denen selbst Ravenna war.

Ueber diese schnellen Eroberungen aufmerksam gemacht, sah der Papst ein, daß alle Pläne zur Vergrößerung seiner eigenen Macht vereitelt oder doch erschwert würden, wenn Luitprand völlig den Meister in Italien spielen sollte. Die Macht eines entfernten Kaisers war ihm zu seinen Absichten vortheilhafter als Luitprand in der Nähe, ob er gleich diesen muthigen Krieger Anfangs gern sah, weil jeder Zwist, der auf seines Herrn, des Kaisers, Grund und Boden angezettelt ward, ihm immer neue Gelegenheiten darbot, sich unabhängiger zu machen.

Luitprand rückte wirklich vor die Mauern Roms, nachdem er auf Anstiften des Papsts, welcher den Ursin, Herzog von Venedig, dahin Lemweg, sich mit den geleichlichen Truppen des kaiserlichen Exarchen zu verbinden, aus Ravenna wieder getrieben worden. Luitprand, der es erfuhr, durch wessen Verrath diese schnelle Vereinigung der Venetianer und Griechen zu Stande gebracht worden, suchte sich an dem Urheber derselben — dem Papst zu rächen. Er belagerte also Rom. —

In der Angst schrieb Gregor an Karl Martell, und bat ihn mit seiner Armee den Römern zu Hülfe zu eilen. Er trug ihm zur Belohnung das römische Patriciat nebst der Würde eines Konsuls an. Man sieht aus diesem streichen Unternehmen, daß der Papst sich nicht scheute, offenbare Eingriffe in die Rechte seines Fürsten zu thun. Die Verwaltung, und die Würde eines Konsuls hing lediglich vom Kaiser ab, welcher noch Herr von Rom war. Wie konnte sie der Unterthan, — und das war doch der Papst noch, — an einen fremden Fürsten übertragen? Aber der Kaiser war nicht zugegen, sein Ansehen war schon durch die immerwährenden Einfälle, welche die Päpste so geschickt zu ihrem Vortheil zu lenken und anzuzetteln wußten, sehr geschwächt. Gregor III. selbst aber in einem Aufsehn beym Volke, daß das Ansehen des Papststuhls zu Rom schon weit überstieg: — er konnte und durfte daher diesen rebellischen Schritt wagen.

Positiv aber ist es, was für trüfliche Gründe Gregor III. in seinem Schreiben an Karl Martell vorlegte. Es ist zwar der heilige Peter, schrieb er, mächtig genug, sein Eigenthum selbst zu schützen, und sich an seinen Feinden den Longobarden zu rächen, allein dieser große Heiligthums vorzüglich die Zuneigung und den Eifer seiner Kinder auf die Probe zu stellen. Am Ende des Briefes beschwor



er Marteln: seine Ohren ja nicht vor seiner Bitts zu verschließen, wenn er nicht wolle, daß der heilige Peter ihm einstens die Pforten des Himmels ebenfalls verschließen solle. So miente der Papst alles, was er auffinden konnte, durch einander. Er nannte Rom Peters Eigenthum, und war albern genug zu glauben, daß Peter einem Fürsten den Himmel verschließen könne, der nicht bereitwillig genug wäre, sein Volk den räuberischen Absichten Gregors aufzuopfern.

Indeß brachte Martel es dahin, daß Luitprand wenigstens die Belagerung von Rom aufhob, und sich nach Pavia zurückzog.

Karl Martel, Kaiser Leo, und der Papst Gregor III. starben bald nach einander im Jahre 741.

Karl Martel hinterließ drey Söhne, unter welche er die französische Monarchie theilte. Pipin war bald der einzige, der die ganze Monarchie an sich brachte, denn Karlomann zog freiwillig die Krone an, und der unruhige Griffoh ward gezwungen sich nach Bayern zu flüchten. Pipin, der zwar die Macht, aber des noch lebenden Kronerben Childeric III. weger, nicht den Titel eines Königs besaß, schickte Abgeordnete an den Papst Zacharias, den Nachfolger Gregors III., um zu entscheiden, ob Pipin oder Childeric des königlichen Titels würdiger sey. Es war damals Sitte, den
Papst

Papst in welchen Angelegenheiten um Rath zu fragen, weil man ihn für den geschicktesten Kasuisten der Christenheit ansah.

Zacharias, welcher wohl wußte, daß er von Pipin ungleich mehr zu fürchten oder zu hoffen habe, als von Childeric, entschied zum Vortheil Pipins; dieser, um seiner Usurpation einigen Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, war also der erste Fürst, der sich durch geistliche Hände krönen ließ. Er bedachte nicht, daß durch diesen Verfall einst die Päpste das Recht erlangt zu haben glaubten würden, Könige und Kaiser wählen zu dürfen.

Zacharias fand überdies bald noch eine andre Gelegenheit seine Macht zu vergrößern. Luitprand griff von neuem zu den Waffen. Der Papst fürchtete diesen Krieger, und entschloß sich, selbst zu ihm zu gehn, und um Frieden zu bitten. Es gelang ihm, und er erhielt dadurch einen doppelten Vortheil. Einmal gewann er das Ansehn, sich für das Beste seines Monarchen interessiert zu haben, auf der andern Seite beförderte er aber auch sein eignes Interesse, ob wohl auf Unkosten seines Kaisers; denn er erhielt die vier kaiserlichen Städte, welche Luitprand erobert hatte, zum Geschenk für die Kirche. Zacharias starb bald darauf im Jahre 752. Auch folgte ihm Luitprand bald nach. —

Aistulph, den die Longobarden, misveranlagt über den Nachfolger Luitprands — Liobran-

den, zum Könige wählten, überfiel ihn abstmä-
 Ravenna, nahm es ein, und setzte seine Eroberungen
 unaufhaltsam fort. Stephan der II. damaliger Papst
 berichtete diesen Ueberfall freylich nach Konstantinopel,
 und bat um Hülfe beyin Kaiser. Aistulph forderte
 aber unterdessen Rom an, und drang bis ins römische
 Gebiet. Hier steckte er alles in Brand, selbst die Gäs-
 ter des Papstes, welche man damals schon die Gerichts-
 barkeit des heiligen Peters hieß.

Da keine Hülfe aus dem Orient kam, indem der
 Kaiser alle Hände voll mit den Sarazenen und Bul-
 garen zu thun hatte, entschloß sich der Papst, seine
 Zuflucht zu Pipin zu nehmen. Das Volk wollte zwar
 diesen Schritt ohne Einwilligung ihres Monarchen nicht
 billigen, allein Stephan II. fand Mittel, die Römer
 durch öffentliche Prozessionen und Predigten, die er hielt,
 zu gewinnen. Es wurden Abgesandte nach Frankreich
 geschickt, welche versichern mußten, daß alle diejenigen,
 welche die Waffen wider die Longobarden ergreifen
 würden, durch die Vorbitte des heiligen Peters, dessen
 Eigenthum sie schützten, vollkommene Vergebung aller
 ihrer Sünden zu hoffen hätten.

Daß doch die Päpste den heiligen Peter mit seinem
 Eigenthume immer als ihr Steckensperdchen bestiegen,
 um sich aus den Gefahren zu retten!

Dieser vertheilte Ablass machte Eindruck auf die Herzen der Großen. Pipin schickte also Abgesandte an Aistulph, ihn um Waffenstillstand zu ersuchen, und zu bereben, mit dem Papst in Pavia sich zu einem gütlichen Vergleich zu verstehen. Aistulph bewilligte zwar diese Zusammenkunft; da man aber darauf bestand, das ganze Exarchat wieder zurück zu geben, so zerfiel diese Unterhandlung, und der Papst war froh, daß er, wiewohl erst nach einiger Widerseßlichkeit des Aistulph, die Erlaubniß erhielt, mit den französischen Abgesandten zu Pipin reisen zu dürfen.

Pipin empfing den reisenden Papst mit aller Feierlichkeit. Stephan II., welcher die Absicht hatte, Pipin und das Reich ganz zu seinem Vortheil zu gewinnen, erschien in der lächerlichsten Maske. In einem Bussrock gekleidet, auf den Knien vor dem Throne des Königs, stahle er so lang im Verstand, bis man ihm solchen ernstlich versprach.

Pipin, der sich gern der erblichen Thronfolge für seinen Stamm versichern wollte, glaubte hier die glücklichste Gelegenheit zu haben, diesen Plan durch den Papst auszuführen. Stephan und Pipin verbanden sich in so weit mit einander, daß der Papst Pipins Söhne als Thronfolger krönen, — Pipin aber die Longobarden aus dem kaiserlichen Gebiete vertreiben sollte. Der Papst gieng noch weiter. Er sah, daß die
Kaiser



Kaiser im Orient, von innerlichen Unruhen abgehalten, ausser Stand waren, ihre Herrschaft im Occident aufrecht zu erhalten. Er glaubte daher eher ein Recht auf die Staaten seines Monarchen zu haben, ohngeachtet er nichts als Unterthan desselben war, — als zuzugeben, daß sie den Longobarden zu Theil würden. Er errichtete daher mit Pipin den Vertrag, daß, wenn dieser das Exarchat den Longobarden wieder abgenommen haben würde, Pipin solches dem Papst als Eigenthum überlassen sollte.

Es fehlte freylich nicht an künftlichen Religionspectakeln, die Stephan II. nach dem Geschmacke der Franzosen öffentlich hielt. Der Papst krönte den Pipin aufs neue, so auch seine Gemahlin und seine zwey Söhne, an eben dem Tage, an welchem er den Altar in der Abtey St. Denis einweihte. Er hatte durch seine Freymüthigkeitsamine schon so viel Ehrfurcht unter den Franzosen erlangt, daß er es wagen durfte, alle Franzosen zu excommuniciren, welche etwan nach Pipins Tode die Krone auf einen andern als Pipins Stamm übertragen wollten. Eine sonderbare Vermeessenheit! — Stephan war also der erste, der königliche Kronen austheilte — und wo? — in einem fremden Lande, wo er weniger zu befehlen hatte als jeder Minister des Hofes. —

Indeß wurden die Stände, welche Pipin zu Quercy versammeln ließ, einig, Aistulphen mit Krieg zu überziehen. Der Papst, der diesen Krieg gern sah, und
 seinen

seinen Vortheil davon hoffen konnte, — konnte aber doch nicht des' glücklichen Erfolges versichert seyn. Er überredete Pipinen daher, daß er noch drey Gesandtschaften an Aistulphen des Friedens und der Freundschaft wegen abschickte, um sich, falls Pipin nicht glücklich wäre, wenigstens bey seinem Hise das Verdienst zu erwerben, daß er alles für des Reiches Wohlfahrt gethan habe.

Aistulph blieb unbeweglich. Nun rückte endlich Pipin mit seiner Armee an, überwand alles, was sich ihm entgegen setzte, und griff Pavia an. Der Papst, weil er befürchtete, Pipins Glück möchte am Ende, ohn, geachtet aller Versicherungen, ihn doch verkleiten sein Versprechen nicht zu halten, suchte sich damit zu sichern, daß er sich zum Mittler anwarf, und es unter dem Vorwand, das Christenblut zu schenken, dahin brachte, daß Aistulph das Exarchat dem Pipin, die sogenannte Gerichtsbarkeit des heiligen Peters aber dem Papste abtrat. Vierzig Longobardische Geiseln wurden dem Pipin zur Versicherung dieses Vergleiches überliefert. — Der Papst kehrte nach diesem Geschäfte nach Rom, Pipin aber nach Frankreich zurück.

Aistulph konnte diesen ihm abgezwungenen Traktat nicht verschmerzen. Noch eh er dem Papste seine bedungenen Mäße räumte, sammelte er mitten im Winter seine Völker aufs neue, rückte vor Rom, forderte



den Papst von den Bürgern, und drohte alles zu ver-
wüsten, wenn sie sich dieser Auslieferung widersetzen wür-
den. Der Papst hatte aber schon ein zu großes Ansehen
erlangt; — die Bürger schlugen diese Auslieferung ab,
und wehrten sich drey ganzer Monate mit der größten
Standhaftigkeit. Der Papst schrieb Briefe über Briefe
an Pipin, — und da demohngeachtet keine Hülfe kam,
leg er in der Eil ein canonisches Sendschreiben zusam-
men, als wenn es der heilige Peter selbst an Pipin
und die Großen des Reichs abschickte. „Petrus von
Jesu Christo, dem Sohn des lebendigen Gottes
zum Apostelamt berufen. Ich beschwöre euch,
eure Truppen zur Hülfe der römischen Kirche so ge-
schwind als möglich vortücken zu lassen. Gestat-
tet nicht, daß meine Stadt Rom und mein Volk
der Plünderung der Longobarden angesetzt wer-
de, wenn ihr anders eure Seelen selig machen,
und eure Leiber von dem ewigen Feuer befreyen
wollt. Wenn ihr mir sogleich Folge leistet, so
werdet ihr über alle eure Feinde siegen, ihr werdet
lang leben, ihr werdet die Früchte der Erde
gerießen, und sodann zum ewigen Leben einge-
hen. Widrigensfalls erkläre ich euch im Namen
der allerheiligsten Dreysaltigkeit, und durch die
Gewalt meines Apostelamts, daß ihr an dem Him-
melreich keinen Antheil haben werdet.“

So hoch war die Unverschämtheit der Päpste schon gestiegen, daß sie solchen Unsinn schreiben durften: — aber so viel Unverstand herrschte auch damals noch, daß man solchen Unsinn glaubte. Pipin, um nicht verdammt zu werden, tanzte noch der Pfeife des Papstes. Er drang aufs neue in Italien ein, bestreute Rom, und zwang Aistulphen, der nach erlittener Niederlage sich in Pavia einschloß, durch eine harte Belagerung, alle Bedingungen, die er ihm vorlegte, einzugehen. Zwey und zwanzig Plätze des Exarchats und Pentapolis wurden Pipin eingehändigt, welche dieser der Kirche zu-eignete, und sich nichts als die Oberherrlichkeit der Provence Frankreich, ohngeachtet aller Protestation der kaiserlichen Gesandten, darüber vorbehielt. Aistulph starb bald nach diesem schimpflichen Frieden.

So mißbrauchte Stephan II sowohl die Religion, als die Politik zu seinem Privatinteresse. Es ist hier der Ort nicht, alle die Schleichwege aufzudecken, welche er, und seine zwey Vorfahren die Gregore, anwandten, sich dem kaiserlichen Gehorsam zu entziehen. Ihr Meicid, und ihre Meuterey — die man an jedem andern Heflinge mit dem Rade würde bestraft haben, ist offenbar. —

Nach dem Tode Aistulphs trachtete Desider nach der Krone. Die Longobardischen Großen des Reichs aber beredeten den Zachis, der sich zu Monte Cassino



in ein Kloster geflüchtet hatte, die Krone anzunehmen. Desider wandte sich an den Papst, und versprach ihm, alle Plätze des Exarchats, welche die Longobarden noch zurück behalten hätten, anzuliefern, wenn er ihm wider seinen Nebenbuhler den Nachis behülflich wäre. Der Papst jagte Nachis in sein Kloster wieder zurück, und Desider erhielt die Krone; aber der Papst nicht seine Städte. Paul, damaliger Papst, nahm mit eben den Ausdrücken wie sein Vorgänger zu Pipin seine Zuflucht. Ohngeachtet er aber des Himmelreiches Güte denen versprach, die wider Desiderium zu Felde zögen, und alle, die es unterließen, dem Teufel überlieferte, so blieb Pipin izt dennoch unthätig, und ließ den Papst mit dem Teufel drohen und dem Himmel locken, so viel er wollte, ohne sich zu regen. Pipin hatte seine Absichten erreicht. Er bedurfte der römischen Rabalen nicht mehr. Auch starb dieser Prinz bald darauf, und hinterließ die französische Monarchie seinen Söhnen, Karl und Karloman, unter denen sich das Staatssystem zwischen Frankreich und den Longobarden ganz umänderte. Die Mutter dieser zween Prinzen suchte durch eine wechselseitige Verbindung, die alte Freundschaft, welche unter Karl Marteln und Luitprand geherrscht hatte; wieder herzustellen. Der Papst Stephan III., welcher Paul I. nachfolgte, widersetzte sich dieser Verbindung aus allen Kräften, weil er einsah, daß er seine unumschränkte Gewalt

nur durch die Zerstörungen der Fürsten selbst aufrecht erhalten konnte. Auch er mischte den heiligen Peter mit ins Spiel, und drohte mit Bann und Verdammung. — Unterdessen wußte Desider, der eben so viele Kunstgriffe besaß als der Papst, sein Geschrey stummes zu machen. Der Papst starb, ohne zu seinem Zweck zu gelangen. Hadrian setzte ihm nach. Diesem bot das Ohngefähr eine Gelegenheit an, die Longobarden ins Verderben zu stürzen. Karl der Große erhielt durch den Tod seines Bruders die ganze französische Monarchie. Desider und Karl entzweyten sich bald, da Karl die Tochter des Desider wegen ihrer Unfruchtbarkeit verließ. Karl, aufgebracht durch Hadrian, der ihn jetzt wieder bat, die vom Aistulph zurückgehaltenen Plätze des Exarchats der Kirche zu verschaffen, überzog die Longobarden mit Krieg. Nach verschiedenen glücklich überwundenen Hindernissen gelang es Karln den Desider in Pavia — wie seinen Sohn Adalgisus mit Karlomans Wittve und Kindern in Verona einzuschließen. Adalgisus floh nach Konstantinopel, und Verona ergab sich an Karl. Dieser besuchte während der fortwährenden Belagerung zu Pavia den Papst. Endlich mußte sich Desider mit seiner Frau und Kindern an Karl ergeben. Die Herzöge und Großen unterwarfen sich ebenfalls diesem Erobrer, und so ward Karl als König dieser Nation öffentlich ge-



frönt. Der Papst erhielt zwar noch die Plätze, um welche man sich so lange gezanfet hatte — allein Karl sorgte dafür, daß die Päpste, ohngeachtet er ihre Macht und ihre Gewalt vergrößerte, keinen Mißbrauch davon machen konnten. Die Römer stunden ganz unter der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten des Karls, welche die Urtheile der Päpste über ihre Unterthanen untersuchten und verbesserten. Selbst die Päpste unterwarfen sich Karls Richteraussprüche. Der Keinigungseid, welchen er dem Papst Leo III. in Rom wider seine Ankläger auslegte, beweiset, daß er weit davon entfernt war, den Papst für unabhängig zu erklären. Karl ward wegen seiner Macht und Gerechtigkeitsliebe allgemein geliebt und gefürchtet. Die Römer ernannten ihn einmüthig zum Kaiser von Occident. Allein, kaum war er todt, so fingen auch die Päpste wieder an, neue Kabalen zu spielen, um sich ganz aller Oberherrschafft, der sie unterworfen waren, zu entziehen.

Aus diesem flüchtigen, nur obenhin entworfenen Auszuge der päpstlichen Geschichte dieser Zeiten, können Sie abnehmen, welche Kunstgriffe die Päpste anwandten, sich mächtig und furchtbar zu machen. Ein Völkers Sturm in Konstantinopel war die zufällige Veranlassung zu der Macht, die Heinrichen bey Canossa beschimpfen machte. Es war vielleicht noch nicht im Plane Gregors II., als er sich dem Kaiser widersetzte,

sein Vieethum bis zu dieser Höhe hinaufzuschwingen; er wollte nur zeigen, wie wenig er sich vor seiner weltlichen Obrigkeit schene. Gregor III. und alle seine Nachfolger versuchten nur, sich nach und nach mehrere Vorrechte und Vortheile zu erwerben, ohne an Souverainität zu denken; aber die Mittel, die sie dazu anwandten, verriethen zu deutlich ihren Eitel und ihre Habsucht. Das Ohngefähr, und die verschiedenen Zufälle halfen dem Päpsten eben soviel, sich ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu entziehen, als ihre Ränke selbst. —

So geht es immer, erst ein kleiner Versuch nach einem kleinen Vortheile. Gelingt er, so werden die Versuche wiederholt, und so hoch hinaufgespannt, daß man am Ende über die Dreistigkeit erstaunt, mit welcher diese kühnen Schritte unternommen werden.

*Am 12. Jan.
1711*

Dreyzehnter Brief.

Sie wundern sich, Freund, wie doch immer die Päpste schon in den ersten Zeiten von Eigenthum, von Gerichtsbarkeit des heiligen Petrus sprechen konnten. Ja, mein Vetter, ich selbst wundere mich darüber. Doch was kann man nicht alles von jenen Zeiten erwarten, wo jede Fabel, je abentheuerlicher sie war, — mit gierigem Herzen aufgenommen wurde.



Dieses Eigenthum, so wie ize das Ansehn des römischen Bischoffs — gründet sich lebhaft auf die Sage: daß Petrus sein Apostelamt in Rom geübet habe. : Geseht, daß dieses auch nun wirklich wahr wäre, so frage ich doch: Ob es nicht widersinnig sey, eine Stadt, ja eine ganze Provinz deshalb das Eigenthum eines Apostels zu nennen, weil er einige tausend römische Juden und Heiden bekehrte? Wie konnte Petrus Rom als sein Eigenthum ansehen, da er nicht einen Stein darin eigen besaß, kein Bürger war, ja nicht einmal werden konnte, weil man alle Christen unter dem Namen Juden begriff, welche vom römischen Bürgerrechte ausgeschlossen waren. Wer gab Petern das Recht auf eine Stadt, das seine eigne Kaiser hatte? — Wäre das nicht eben so viel, als wenn der Musti nach Rom käme, im Geheim einige römische Bettler zum Mahomedanischen Glauben beredete, und dann laut schreien wollte: Heiliger Vater! Rom und Roms Gebiet ist nun mein Eigenthum, weil ich darin einige Bettler und müßiges Gesindel bekehrt habe. — Würde man nicht des Musti als eines Phantasten lachen? — Und für was anders soll man die wunderliche Stille der Nachfolger Peters ansehen, wenn sie das Eigenthum Peters auf das Tapet bringen?

Offenherzig gesprochen, Freund, so haben die römischen Bischöffe diese Lüge nur in der Absicht ausgebreitet,

sprenge, um das Volk, welches gegen die Heiligen eine so überschwengliche Andacht äusserte, desto besser im Respekt behalten zu können, wenn sie Rom für das Eigenthum des heiligen Petrus ausgäben. Die Päpste tauschten Anfangs den Aberglauben des Volks, ohne im Sinne zu haben, diese lächerliche Prätension einst zu seiner Zeit als Verweis wider diejenigen zu gebrauchen, welche daran zweifeln wollten.

Doch, mein Vetter, ist es noch lange nicht erwiesen, was doch die Päpste als Grundlage ihrer Verrechte ansehen, daß nemlich Peter wirklich je in Rom war. Alle Wahrscheinlichkeit widerspricht dieser historischen Erfindung. Ich will so frey seyn, darüber meine Gedanken zu eröffnen.

Daß Peter in Rom war, und dort gestorben sey, wissen wir blos durch Tradition. Wahr ist es zwar, daß Eusebius von Jerusalem, Eusebius, Hieronymus, Irenaeus, Arnobius, Tertullianus und Justinus der Märtyrer den Satz allgemein in ihren Schriften angenommen haben, Petrus sey wirklich in Rom gewesen. Aber auch diese haben sich nicht auf die Schrift, und sichere untrügliche Quellen berufen können, sondern lediglich auf die Tradition. Niemand wird aber läugnen, daß der Tradition, sobald sie der Wahrheit der Geschichte widerspricht, weiter kein Gewicht beizulegen sey. Selbst die Päpste verwerten die Tra-



dition, wenn sie nicht wenigstens mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmt. — So verwarf Innocentius I. die — von Theodoretus, Hieronymus, Athanasius, Cyrillus von Jerusalem, Chrysostomus, Gregorius Magnus unterstützte Tradition, daß Paulus in Spanien das Evangelium gepredigt habe. — So wie nun Innocentius das Zeugniß der Kirchenväter wegen Pauls Reise nach Spanien verwerfen konnte, weil sie sich blos auf Tradition gründet, so können auch wir die Reise Peters nach Rom mit Recht bezweifeln, zumal, da Hieronymus und Cyrillus von Jerusalem, sowohl das eine als das andre behaupten. Oder soll man die Väter nur dort gelten lassen, wo sie dem Systeme des römischen Stuhls auspassen?

Daß aber Peters Reise nach Rom, und alles das, was man während seines dasigen Aufenthalts von ihm erzählt, wider die Geschichte und wider die Wahrscheinlichkeit streite, läßt sich sehr leicht einsehen. Ich weiß zwar, daß D. Pearson Biskopp von Chester, ungeachtet er ein Protestant war, diese Reise selbst sehr zu behaupten sucht. Allein worauf fällt nicht oft geheimer Eigensinn, und die Begierde, seine Belesenheit anzukramen.

Also — wider die Geschichte. — Paulus — und so soll auch Petrus in Kompanie im Jahr 46, 47, oder 48 — in diesen 3 Jahren aber gewiß den Mär.



Märtyrer Tod in Rom erlangt haben. Nun reicht aber die Apostelgeschichte bis an das ein und sechzigste Jahr unsrer Zeltrechnung, folglich über zwanzig Jahre weiter hinaus, als auf die Zeit, wo Peter nach der allgemeinen Berechnung, die ihn 24 Jahr 5 Monate und 10 Tage in Rom leben läßt, dahin gekommen wäre. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, hat also noch gelebt, da Petrus nach Rom hätte reisen sollen; es läßt sich aber diese Reise nach den Grundsätzen der Wahrheit nicht vermuthen, da Lukas in seiner Apostelgeschichte ihrer so ganz und gar nicht erwähnt. Da nun in der Apostelgeschichte sogar die kleinsten Handlungen Petri aufgezichnet sind, da er seiner so oft gedenket, wie? wird er wohl seine Reise nach Rom vergessen haben? Dieser Fall läßt sich nicht einmal mit gesunder Vernunft denken; um so weniger, da Lukas so umständlich und ausführlich die Reise Pauli nach Aegypten beschreibt. —

Auch wider die Wahrscheinlichkeit: — Petrus war der Apostel der Beschneidung. Ihm waren die Jüdenkinder zu Theil geworden. Die Apostel zerstreuten sich nicht in die Welt aufs Gerathewohl, oder nach ihrem Eigendünkel. Sie wählten in ihrer letzten Versammlung jeder die Gegend, wohin er reisen, und wo er seinen Hauptaufenthalt nehmen sollte. Nach dieser Theilung ward jeder Apostel in eine andre Gegend



versandt, und nirgends schlugen zween Apostel ihr Sitz zugleich auf. So kam Paulus nach Rom.

Daß vor Paulo noch kein Apostel, und folglich auch Petrus nicht in Rom das Evangelium geprediget habe, läßt sich aus der rohen Unwissenheit schließen, mit welcher die römischen Juden Paulum vom neuen Gesetze reden hörten. Es war ihnen eine ganz neue unbekannte Lehre. Würde das Evangelium aber den Juden wohl neu und unbekannt gewesen seyn, wenn schon vorher Petrus daselbst geprediget hätte.

Daß aber während des Aufenthaltes Pauli zu Rom Petrus nicht dahingekommen, wird bis zur Evidenz sichtbar, wenn man die Briefe Pauli nachschlägt, die er von Rom aus an verschiedene Gemeinden geschrieben hat. In diese Briefe, an die Philipper, Epheser, Colosser, den zweiten an den Timotheus und an den Philemon rückt er verschiedne Komplimente theils von seinen in Rom befindlichen Freunden, theils selbst auch von ihren Bekannten ein. Er rühmt sogar alle die namentlich, welche seine Bekehrungsgeschäfte mit ihm theilten. Aber eines Peters gedenket er nirgends. Selbst als er in dem Kerker war, — weiß Paulus von keinem Petrus. Und dieser Apostel sollte doch in Rom gewesen seyn? Wo war er? Warum ließ er sich bey seinem Mitapostel nicht sehn? —

Selbst

Selbst Petri Briefe bestätigen die Wichtigkeit dieser Tradition. War er wirklich in Rom gewesen, warum gedenket er in seinen Briefen der von ihm dort gestifteten Gemeinde mit keinem Worte. — Ja, kann man sagen, Petrus ist erst, nachdem er seine Briefe geschrieben, nach Rom gereiset. — Also nach seinen Briefen? Also nachdem Paulus schon in Rom war? Wie kann man nun sagen, daß er die Kirche gestiftet? Wird sie nicht vom Paulus gestiftet? Fällt auf diese Art das Nährchen von Peters heiligem Stuhle nicht von selbst weg, auf welchem er gesessen haben soll; wenn auch nach dem Zeugniß des Giacomo Bartolini und Luchesi nicht die zwölf Arbeiten des Herkules im Jahre 1662 darauf eingegraben gefunden worden wären?

Sie vergeben mir, Freund, daß ich mich mit dieser kleinsügigen Sache so lange abgegeben. Allein daraus werden Sie doch den Schluß ziehen können, daß es weiter nichts als bloßes Hörensagen der ersten Schriftsteller war, welche von Peters Reise nach Rom Meldung machen. Und man scheute sich nicht — auf diese so schwankende Tradition in den folgenden Jahrhunderten ein Gebäude der Oberherrschaft aufzuführen, das wie eine Seifenblase zusammen stürzen muß, sobald man auf die Urquelle zurück geht?

Ich will lieber mit dem Ouerus schließen:



An Petrus Romae fuerit, sub iudice lis est.
 Simonem Romae fuisse nemo negat.

Bierzehnter Brief.

Ich muß schon einige Briefe, mein Vester, noch voran schicken, bevor ich auf die Verfügungen unsers Monarchen zurückkomme.

Sie wissen, daß durch die Streizigkeiten der weltlichen Fürsten selbst die Bischöffe zu Rom sich emper geschwungen hatten. Warum es diesen Bischöffen besser geglückt ist, sich in dieses An'ehn, in diese Macht zu versehen, als allen übrigen, scheint mir sehr leicht zu ergründen zu seyn. Erstlich waren ihre Herren durch Meere von ihnen getrennet. Die Kaiser konnten von Konstantinopel aus, nicht so genau auf sie Acht haben. Die römischen Bischöffe waren sich also selbst überlassen. Zweitens war Rom der Sitz des Ueberflusses, der Pracht, des Reichthums. Sie konnten ihren Säckel besser füllen, als alle andern Bischöffe. Selbst ihre Nebenbuhler wurden mit denen der übrigen in keinem Verhältnisse. Theils also die weite Entfernung der Kaiser, theils ihr Reichthum machte sie in ihren Unternehmungen glücklich. Selbst da das Volk sah, daß sie und der Exarch die Geschäfte fast allein besorgten, — und die Päpste an Wissenschaft und Verschlagenheit, —
 eine

ohne nothwendige Folge der Kasuistik — den Erarschen weit übersehen, und der Pöbel überhaupt gegen große Priester mehr Ehrfurcht hegt, als gegen große Minister, — so darf man sich nicht wundern, daß die römischen Bischöffe so schnell empor wuchsen. Wären die Kaiser in Rom geblieben, unsre Päpste wären zu verläßlich noch nicht weiter als unsre Erzbischöffe, — aber vielleicht hätten wir ize zu Konstantinopel dafür den sichtbaren Statthalter Christi, zu dem sich irgend ein unternehmender Patriarch aufgeworfen hätte.

In meinem vorletzten Briefe hab ich Ihnen von dem Wachethume der Päpste einige Nachricht gegeben. Ich habe sie freylich nicht weiter verfolgt, als bis auf Karl. Ohngeachtet ihre Gewalt bis dahin schon kolossalisch angewachsen war, so waren sie doch noch immer Vasallen eines weltlichen Fürsten. Sie vertauschten nur ihre Herren, Sie verließen das orientalische Kaiserthum, und unterwarfen sich Karl dem Großen aus einer doppelten Ursache: einmal, weil sie von den orientalischen Kaisern überhaupt keinen Schutz zu hoffen hatten, oder dieser Schutz doch immer sehr geringfügig war; und dann — weil sie von Karl dem Großen sich mehr versprechen konnten. Man sieht, daß die Päpste ihre Vortheile sehr genau berechneten.

Von Karl dem Großen an, da vorher ihr Wunsch nur Vergrößerung war, lebte die Begierde in ihnen auf,

sich



sich zu Herren der Christenheit aufzuwerfen. Ob und wie weit es ihnen gelang, können Sie, Freund, aus dem Systeme der römischen Kanzleyregeln abnehmen. Diese Pest des reinen Christenthums führte alle die Unordnungen und Mißbräuche Roms in der übrigen Welt ein. Es ist der Mühe werth, bey diesem Gegenstand in etwas zu verweilen,

Ueber die Zeit des eigentlichen Ursprungs der römischen Kanzleyregeln sind die Schriftsteller nicht einig. Die meisten schweifen entweder in zu alte Zeiten hinüber, oder bleiben zu nahe an den unsrigen. Van Espen und Choiker behaupten, die Kanzley sey erst nach den Zeiten Innocenz III. entstanden. Allein schon Lucius III. gedenket ihrer. Polydorus Virgilius scheint weit richtiger zu muthmaßen, wenn er sagt, daß die römischen Bischöffe, so wie die übrigen einige Schreiber hatten, welche ihre Geschäfte besorgten. Du Lange bemerkt, daß diese Schreiber *Scrinarii* genannt wurden. Im neunten und zehnten Jahrhunderte hatten diese *Scrinarii* in Rom schon einen eigenen Vorgesetzten, der *Proto-scrinarius* hieß, und so viel Ansehn besaß, daß diese Stelle Leo VIII. zur besondern Empfehlung zur päpstlichen Würde diente. Dieser Name ward aber bald durch die Würde der Cancellarien verdrängt, welcher man nach dem Beispiele der Könige von Frankreich das größte Ansehn im ganzen Reiche beylegte.

mens II. war Kanzler bey Kaiser Heinrich dem Schwarzen, und ward 1046 Papst. Friedrich von Lothringen bekleidete, nach Panvini Verzeichniß der Cardinäle, zuerst die Würde eines Kanzlers und Cardinals zugleich unter Leo IX., und ward selbst unter dem Namen Stephan IX. Papst. Es scheint Clemens II. habe die Würde, welche er selbst am kaiserlichen Hofe besaß, auch in Rom eingeführt, wenigstens liest man von dieser Zeit an den Namen eines Protoſcrinarius nicht mehr. Diese Kanzlerwürde, welche nach Panvini Zeugniß fast ganzer 200 Jahre hindurch von Cardinälen besessen wurde, war in Rom in solchem Ansehen, daß der römische Kanzler wie Zabarella sagt: *Quasi pari cum Papa certabat.* Bonifacius VIII. fand es für gut, die Kanzlerwürde mit der päpstlichen zu vereinigen, und nur einen Vizekanzler zu bestellen, und auch diese übertrug er keinem Cardinale mehr, weil er sich vor ihrer Macht und ihrem Ansehen fürchtete. Clemens der V. verband sie aber wieder mit dem Cardinale, und seitdem ist der Kanzler allemal ein Glied des Cardinalkollegiums.

Bis in das vierzehnte Jahrhundert hatte die römische Kanzley keine bestimmte Regeln. Man sieng aber an, solche nach und nach fest zu setzen, wie Sie hier in der Folge hören werden.

Bis



Wie in das dreizehnte Jahrhundert maßte sich theil, net der Päpste das ausschließende Recht an, außer ihrem Kirchsprengel sich in die Wahlen der Bischöfe und Prölaten; und Verleihung der geistlichen Benefizien zu mischen. Beides waren Rechte der Fürsten, worüber ich bey einer andern Gelegenheit etwas mit Ihnen schwätzen werde.

Man fieng aber bald an, die Wahl der Prölaten den Fürsten abzunehmen, und der Geistlichkeit zu übertragen. Diese Veränderung wurde durch die sogenannten päpstliche Mandate verbreitet. Die Päpste empfahlen Anfangs oft einen Geistlichen, der sich um sie verdient gemacht hatte, irgend einem Bischöfe zur Beförderung. Diese Empfehlungsschreiben, oder — nach der römischen Kanzleysprache — Mandate waren freylich damals noch sehr höflich und submiss. Alexander III. schrieb an den Abt von St. Remis: *Devotionem vestram per apostolica scripta rogantes attentius, monentes, atque mandantes, quatenus eidem clerico divini amoris intuitu, et pro reverentia B. Petri et nostra in aliquo beneficio &c.* Aber diese Bitten wurden bald in despotische Befehle verwandelt. Innocenz III. und Honorius III. reden schon gebieterisch. Man dräng den Bischöffen die Empfohlenen mit Gewalt auf. Die Bischöffe beschwerten sich über dies Verfahren des römischen Hofes:



allein die Fürsten, nur beschäftigt Christenblut wider die Türken und Ketzer zu vergießen, konnten ihnen keine Genehmigung verschaffen.

Die Päpste, nicht zufrieden, sich das Recht angemacht zu haben, ihre Kreaturen alleenthalben, wo eine Lücke war, hineinzudrängen, wollten sich auch noch auf die möglichen Erledigungen der Benefizien sicher stellen. Sie erfanden die Expectativen; und man beobachtete bald so wenig Mäßigung in diesem Punkte, daß Alexander IV. es als eine Wohlthat ansah, als er verordnete, daß man eine Kirche mit nicht mehr als vier Mandaten beschweren dürfte.

Roms Schmeichler warfen den stolzen Grundsatz auf, daß der Papst despotischer Herr über alle Benefizien der Christenheit wäre. Da aber die Klagen darüber zu häufig wurden, so führten sie die Präventionen ein. Der zuerst die erledigten Benefizien besetzte, hatte das Recht darzu. Die Bischöffe machten sich dies zu Nuße, und kamen den Päpsten meistens zuvor. Dies veranlaßte diese auf Generalreservationen zu verfallen. Clemens der IV. war der Urheber derselben. Im Eingange seines Decrets sagt er ausdrücklich: daß die Verleihung aller Kirchenbenefizien dem Papste zustünde. Gregorius X., um dieses Decret zu mildern, damit es desto eher allgemein angenommen würde, setzte hinzu, daß, wenn der Papst in Zeit
von



von einem Monate die erledigte Stelle nicht besetzt, so falle das Recht für diesen Fall den ordentlichen Collatoren zu. Bonifacius VIII. sobald er wahrnahm, daß diese Reservation gemeiner zu werden anfing, dehnte sie noch weiter aus. Frankreich protestirte wider solche eigenmächtige Eingriffe in die Rechte ihres Fürsten allgemein. Clemens V. flüchtete sich nach Avignon. Zum Danke für die Gastfreundschaft des Königs von Frankreich maßte sich der Papst aller erledigten Bisthümer und Benefizien an. Die Großen des Reichs machten die ernstlichsten Vorstellungen bey ihrem Könige Philipp dem Schönen wider diese Mißbräuche. Philipp wußte Clemens V. soweit zu bereden, daß er, sobald er auf den päpstlichen Stuhl gelangte, die berühmte Bulle des Bonifacius VIII. unancti Sanctam widerrief. Clemens V. glaubte mit berechtiget zu seyn, die Reservationsdecrete noch zu erweitern. Vorher waren bloß die geistlichen Benefizien in den Reservationen begriffen, — dieser Papst aber schloß auch die Bischöffe, Erzbischöffe und Patriarchen mit ihren Aemtern durch seine Decrete mit ein.

Freylich zeigte sich Clemens V. Anfangs gegen Philipp den Schönen wechselseitig gefällig. Er ernannte die Personen zu den Benefizien, welche ihm der König vorschlug. Aber der Papst ward bald so kühn, die Maske ganz abzunehmen, und dem König über die Rechte

rechtmäßige Ausübung seiner Gewalt sogar Verweise zu geben. Es war Päßigkeit vom Könige, daß er diese Eingriffe gleich Anfangs duldete, und Frechheit vom Papste, daß er sie wagte. — Da der König nicht aufhörte bey jeder erledigten geistlichen Stelle dem Papste Subjecte vorzuschlagen, so schrieb endlich Clemens V. als jener 1309 das erledigte Bisthum Senes für den Bischoff von Cambrai vom Papst verlangte, an ihn folgender Gestalt: „Ob uns schon die Arten von Reservationen misfallen, so haben wir doch, weil wir kein ander Mittel fanden, Euch zufrieden zu stellen, für diesmal die Kirche von Senes nach Eurer Willkühr reservirt, bitten Euch aber, Euch hinfüro in solche Dinge nicht mehr ohne wichtige Ursachen einzulassen. Es geschah Philippen Recht, daß ihm Clemens V. diese Antwort gab. Warum bat er auch um ein Recht, das ihm von selbst zugehörte, und das er sich von dem Papste so leichtsinnig aus den Händen winden ließ?

Endlich kam Jacob d' Uffat Cardinal von Porto, nach dem Tode Clemens V. zum päpstlichen Stuhl. Das Conclave zu Lyon hatte es endlich diesem Cardinal überlassen, einen Papst zu wählen, und er war schlau genug, sich selbst vorzuschlagen. Er nahm den Namen Johannes XXII. an. Man erzählt von ihm die schwarzesten Schandthaten, bevor er Papst wurde.



So viel ist gewiß, daß er durch seine Lehre von dem Anschauen der Seele nach dem Tode große Streitigkeiten erregte, und sich in dem vernünftigen Prozeß mit den Bettelmönchen — das Brod der Bettelmönche insgesamt genannt, sehr grausam betrug., Der ganze Streit betraf die Frage: ob die Bettelmönche runde oder gespitzte Kapuzen tragen sollten. — Seine Prozesse mit Kaiser Ludwig sind nicht weniger ärgerlich. Doch hiervon ist die Rede nicht.

Johannes XXII. war der erste, der eine Sammlung der Reservationen seiner Vorgänger machte, und ein bestimmtes System daraus für die römische Kanzeley entwarf. Schon den fünften Tag nach seiner Krönung setzte er eine neue Generalreservation fest. Baluzius hat sie uns aufbehalten, und lautet also: Sanctissimus Pater et Dominus Ioannes XXII. Pontificatus sui anno primo reservavit suae et sedis apostolicae collationi omnia beneficia ecclesiastica, quae fuerunt, et quocunque nomine censeantur, ubicunque ea vacare contigerit per acceptionem alterius beneficii, praetextu gratiae ab eodem Domino Papa factae vel faciendae acceptati, mihiq[ue] Ianselmo Vice cancellario suo praecepit in praesentia magistri Petri Fabri, quod haec ad memoriam redigerem in scripturam.

Johannes Villani macht bey Gelegenheit der Reservation dieses Pappes eine auffallende Bemerkung; er spricht: Kraft dieser Reservation bestätigte er fast niemals die Wahl eines Prälaten, sondern er beförderte einen Bischoff zum Erzbischoff, einen geringern Bischoff zu einem bessern Bisthum, und es geschah oft, daß er bey Erledigung eines beträchtlichen Bisthumes, oder Erzbisthums, oder Patriarchats, sechs und noch mehrere Veränderungen machte; und so gieng es auch mit andern Benefizien. Hierdurch kam viel Geld in die Schatzkammer des Pappes.

Es erregt billiges Erstaunen, wenn man bedenkt, daß dieser Papst vom 2ten September 1316 bis ins Jahr 1319 — also in drey Jahren sich schon einen Schatz von 15 Millionen Goldgulden durch diese Reservationen bey Seite gelegt hatte. Gemeldeter Schatz, sagt Villani, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, wurde von dem Papse durch die Klugheit und den Fleiß gesammelt, den er auf die Reservation aller Collegiatbenefizien der ganzen Christenheit wandte. Wenn man aber zugleich bedenkt, daß — so glorig auch der römische Hof damals schon war, doch der nachher so allgemein gewordene Mißbrauch der Annaten noch nicht im Gebrauch gewesen, und Johann XXII. sich bloß auf drey Jahre die Nutznießung der erledig-



ten Benefizien — wovon er jedoch die Bisthümer und Abteyen namentlich ausnahm, — vorbehielt, — so wird man billig erstaunen müssen, wie doch immer die weltlichen Fürsten diesem Unfuge mit Gelassenheit haben zusehen können, ohne diesen Simonien des päpstlichen Hofes ernsthafteste Schranken zu setzen.

Johann XXII. hielt in seinen Reservationen keine Raas, er schloß die ganze Christenheit ein. Nicht nur die Collation aller Patriarchal. Erz. und Bisthöfflichen und Collegiatkirchen, Abteyen, Klöster, Priorate und aller anderer frommen Anstalten in der ganzen Christenheit, zu welcher Zeit, und an welchem Orte sie immer erlediget wurden, sondern auch alle Cathedral. und Metropolitankirchen, und alle Hauptwürden der Collegiatkirchen, welche über zehn Goldgulden eintrugen, reservirte er für sich. Freylich wurde durch Innocenz VIII. diese Regel nur auf solche Kirchen und Benefizien ausgedehnet, welche über 200 Goldgulden eintrugen. Allein daraus ersieht man doch den unersättlichen Geiz der Päpste, die bey ihren Kanzleyregeln lediglich auf das Geld, nicht auf das Verdienst der Personen Rücksicht nahmen. Muß sich der gesunde Menschenverstand nicht ärgern, wenn er die frechen Unternehmungen der Päpste übersieht? Sobald sie sich zu eignen Herren hinauf labarrt hatten, griffen sie nach den Rechten aller Kronen der Christenheit zugleich, und decretirten sich alles Geld



der Nationen zu ihrem Nutzen, um müßige Hospitiere zu nähren, sich Schätze zu sammeln, und — die Herren der Welt zu spielen,

Die folgenden Päpste, so viele Quellen der Bereicherung Johann XXII. ihnen auch hinterließ, säumten doch nicht, sich dieselben noch zu vervielfältigen: Benedict XII. und Clemens VI. sammelten noch viele Ueberbleibsel auf, die ihre Vorgänger vergessen hatten. Durch diese Reservationen der Päpste wuchs das Mißvergnügen der weltlichen Mächte zusehends. Es war mehr als grausam, es war — eigentliche Dummheit des römischen Hofes, daß er die Benefizien der Kirchen selbst zu besetzen sich anmaßte, die Glieder aber, welche er beförderte in Rom bleiben, und ihre Einkünfte aus fremden Ländern ziehen ließ.

England war das erste Land, wo man ernsthafte Gegenvorstellungen wider diese päpstliche Politik verfügte. König Eduard III. ward durch die wiederholten Vorstellungen der Parlamentarier zu dieser heilsamen Widerseßlichkeit gedrungen. Es fand sich bald eine Gelegenheit, den Papst fühlen zu lassen, daß Eduard seine Majestätsrechte nicht verkenne. Clemens VI. hatte zu zweien Kardinalen an seinem Hofe mit einigen erledigten Benefizien in England beschenkt. Die Kardinalen ließen durch ihre Bevollmächtigte Besitz davon nehmen, Eduard protestirte, und warf die Bevollmächtigten



tigten ihres unhöflichen Betragens wegen, ins Gefängniß; der Papst intercedirte, und bewies dem Könige, daß die ganze Christenheit zum Unterhalt der Cardinäle beitragen müßte, weil sie für die ganze Christenheit und die Kirche arbeiteten. Eduards Antwort auf diese sophistische Vorstellungen Clemens VI. verdient, daß ich sie Ihnen umständlicher hersehe. Es ist bekannt, sagte Eduard, daß gleich bey dem Anfange der Kirche die Könige unsre Vorgänger und die Großen dieses Reichs unsre Kirchen gestiftet, ihnen Güter und Privilegien gegeben, und würdige Diener zum Unterrichte des Volkes und zur Fortpflanzung des Glaubens verordnet haben. Es ist aber traurig, daß durch die Verfügungen von Rom diese Güter in die Hände unwürdiger Personen, und Ausländer kommen, die in ihren Benefizien nicht residiren, ihre Heerde nicht kennen, und nicht einmal ihre Sprache verstehen, die mit einem Worte nichts anders suchen, als ihren zeitlichen Gewinn. Auf diese Weise hat der Gottesdienst gelitten, die Seelsorge ist vernachlässiget worden, die Gassfreyheit hat aufgehört, das Recht der Kirchen ist geschmälert, und die heiligen Gebäude verderben. Indessen geben gelehrte und rechtschaffne Leute des Reichs, welche die Seelsorge übernehmen, und uns in unsern Katholikollegien dienen



blenen Königth, das Studiren auf, weil sie keine Hoffnung haben, Benefizien zu erhalten. Das Patronatrecht, das wir und unsre Unterthanen auf die Benefizien haben, wird vernichtet, und die Rechte unsrer Krone gehn zu Grunde. Die Reichthümer unsers Reichs kommen in die Hände der Fremden, oder gar unsrer Feinde, weil man vielleicht die geheime Absicht hat, unser Reich zu schwächen, wenn man die Beißlichkeit unterdrückt, und ihre Reichthümer verschlingt. Wir ersuchen Euch demnach, Euch nicht zu widersetzen, wenn wir in unsern Cathedral- und allen andern Kirchen die freye Wahl wieder einführen.

Henry, welcher diese merkwürdige Antwort Edwards III. uns aufbehalten hat, versichert, daß so gegründet auch die Klagen dieses Königs waren, Clemens VI. dennoch fortgefahren sey, von seinen Reservationen Gebrauch zu machen. Eduard, um diesen Eingriffen mit Einemmale ein Ende zu machen, zog alle Benefizien seines Reiches, welche römische Creaturen befaßen; an sich, und übertrug sie seinen Kronbedienten. Der Papst drohte mit Censuren, falls der König diesen Schritt nicht widerrufen würde; Clemens VI. starb aber, eh er seine Censuren ausfertigen konnte.

Innocentius VI. hatte Einsicht und Ehrbarkeit genug, den Schaden der Reservationen öffentlich dadurch gut



zu machen, daß er sie allzumal, sowohl in England als ganz Europa aufhob. Dieser Papst wurde wider die eingeschlichenen Mißbräuche noch ungleich stärker zu Felde gezogen seyn, wenn ihn nicht das Schicksal aller redlichen Päpste betroffen hätte, — er mußte bald sterben.

Urban V. gefiel es nicht in die Fußstapfen seines gerechten Vorgängers zu treten. Er erneuerte die von Innocentius VI. durchgängig abgeschafften Reservationen, und schmiedete noch neue dazu. Dies erregte heftige Gährungen in der Kirche; die bis dahin noch überdies am päpstlichen Hofe immer mehr und mehr über Hand nehmende Annaten machten dieses Mißvergnügen noch größer, denn Bonifacius hatte schon im Jahre 1298 diese Annaten für allgemein und beständig eingeführt. England schlug Alarm; die Parlementer machten eine Verordnung bekannt, Kraft welcher Niemand nach Rom mehr reisen durfte, um dort Benefizien zu suchen; jeden Uebertreter dieses Verbots erklärte diese Verordnung für einen Rebellen wider den König. Der Papst schrieb gewaltig über diese Verordnung; statt aller Antwort aber fertigte der König Richard eine zweyte aus, vermöge deren er alle seine am römischen Hofe befindlichen Unterthanen in einer gewissen Zeit-Frist nach England zurück berief, und die Zaudrer als Rebellen zu behandeln drohte. Die Engländer gehorchten ihrem Könige. Bonifacius schickte
einen

einen Legaten nach England, die Widerrufung dieses Edicts zu bewirken. Allein die Päpste hatten bisher den Fürsten zu arg mitgespielt, es war billig, daß Richard unerbittlich blieb. Ueberhaupt trug der Charakter dieses Papstes sehr viel bey, daß die Fürsten sich regen mußten. Er trieb die Simonie mit den geistlichen Benefizien so weit, daß man ihn als den irdentlichen Auktioneur derselben ansehen konnte. Er verkaufte öfters das nämliche Benefizium an mehrere Kompetenten unter dem nämlichen Datum: die meisten verschleuderten also ihr Geld, und wurden betrogen, sagt der Verfasser der Geschichte der römischen Kanzeleyregeln.

Durch die schlechte Aufführung der Päpste wurden die erleuchteten Kirchenhäupter dieser Zeit aufmerksam gemacht, und versammelten sich ausdrücklich in der Absicht zu Konstanz, um den Mißbräuchen, und dem daraus entspringenden allgemeinen Schisma der Kirche vorzubeugen. Was in diesem Koncilium vorgieng, ist allgemein bekannt. Martin V. der die 18 von den Vätern vor der Papstwahl aufgestellten Reformationsartikel eidlich beschwor, vergaß bald seinen Eid. Statt die Reservationen ganz abzuschaffen, wie es der zwente von den 18 beschwornen Artikeln forderte, vergrößerte er vielmehr dieselben. Wer konnte in diesen Zeiten noch auf Treu und Glauben etwas halten, da die heiligen

Statthalter Christi selbst mit Lug und Trug" umgiengen, und sich nicht scheuten öffentlich abgelegte Eide mit Füßen zu treten.

Indeß ließ Martin V. kurz vor seinem Tode ein anderes Scumenisches Concilium zusammen berufen. Sein Nachfolger Eugen IV. that in einer eigenen Bulle das nehmliche. Das Concilium nahm hierauf im Jahr 1431 zu Basel seinen Anfang. Da die Väter mit Gründlichkeit zu Werke giengen, und den Mißbräuchen bis auf die Wurzel nachspähten, verließ Eugen das Concilium, gieng nach Bologna, und wollte es ganz aufheben. Allein die Väter bewiesen ihre rechtmäßige Versammlung, welche durch zwei Bullen bestätigt ward; sie fuhren fort, die heilsamsten Verfügungen zu treffen. In der 23ten Sitzung hob man alle Reservationen gänzlich auf. Der Papst behielt keine übrig als die Veneizien des Kirchenstaats. Die Päpste, über den Eifer dieses Conciliums aufgebracht, erklärten es für unrechtmäßig und lasterhaft. — Als wenn die Bischöffe Roms das Recht gehabt hätten, Leute zu lästern und zu verläumdern, die mehrere Rechtshaffenheit und Ehrlichkeit besaßen, als sie selbst! — Eugen V. drang indeß doch durch; das Concilium gieng zu Grunde. Von dieser Zeit an wurden die Klagen und Protestationen wider die römischen Kanzeleyregeln allgemein, bis endlich durch die Wahl Nikolaus V. der Friede in der Kirche wieder



wieder hergestellt ward. Dieser setzte aber die päpstlichen Reservationen wieder in ihren vorigen Glanz, denn es lag den Päpsten zu viel daran, diese reichen verfliegende Goldader im vollen Flusse zu erhalten. Dieser Papst sammelte die nützlichsten Regeln und Reservationen seiner Vorgänger, setzte selbst verschiedene gerichtliche Regeln hinzu, und bildete die Kanzleiregeln ganz aus, die Rom mehr eintrugen, als Gregor IX. und Bonifacius VIII. durch alle ihre Decrete erwerben konnten. Seit Nikolaus V. Zeiten haben verschiedene Päpste noch einige Zusätze zu diesen Regeln gemacht, aber das Wesentliche, — das System derselben blieb unangestastet.

Hier haben Sie, bester Freund, im kürzesten Auszuge die Geschichte der Kanzleiregeln Roms. Sie werden daraus sehen, daß die Päpste Anfangs nur bloß weisete sich einige Benefizien für ihre treuen Hofslinge ausbaten; daß sie diese ihnen erwiesene Gefälligkeiten bald als ein ihnen zustehendes Recht ansahen, daß sie aus unersättlichem Geiz und Habsucht dieses vermeintliche Recht immer weiter ausdehnten; daß sie es dadurch endlich so zu karten wußten, daß ihre Günstlinge allenthalben durch ganz Europa verbreitet wurden. Dieser letzte Umstand verdient von den Fürsten genau erwogen zu werden. — Da die Päpste die einzigen waren, durch welche man einige Jahrhunderte hindurch ansehnliche Benefizien erhalten



halten konnte, so schmeigte sich jeder, der Benefizien suchte, den Grundsätzen und Absichten Roms an. In der geistliche Vorsteher sah in der Person des Papstes — einen Mann, in dessen Händen sein ferneres Glück beruhete. Sich dieses zu verschaffen, die Gunst der Päpste zu erhalten, schwuren die — in ganz Europa zerstreuten Kreaturen des römischen Stuhls — den pünktlichsten Gehorsam gegen ihn. So kam es, daß die Päpste in den entferntesten Ländern häufige Anhänger hatten, die jede ihrer Unternehmungen unterstützten, und jede Verfügung der Fürsten dagegen vereitelten. Ohne diese auf Unkosten fremder Nationen gesütterte Armee römischer Klienten wäre Rom nie so weit gekommen. Rom bereicherte seine Schmeichler, und diese liehen zur Gegenerkennlichkeit ihre Schultern her, um das mit wachsende Ansehen des Papstes allenthalben als ein Heiligthum aufzustellen.

Zum Schluß meines heutigen ziemlich langen Briefes will ich Ihnen, mein Vester, noch die Erklärung des vom Honorius III. nach England und Frankreich in Betref der Reservationen abgeschickten Legaten hersehen; Dieser Legat berief sich auf das Vergerniß der heiligen römischen Kirche, und auf den uralten Schandfleck derselben, das ist auf die Lust, welche die Wurzel alles Übels heißt, und die vornehmlich darinn besteht, daß niemand am römischen

schen

sehen Hof ein Geschäft ausmachen kann, es geschehe dann mit großem Geldaufwand und Anerbietung von Geschenken. Weil aber an diesem Aergerniß und Schimpf die römische Armut Schuld ist, so müssen natürlich die Söhne den Mangel ihrer Mutter erleichtern; denn wenn wir nicht von euch und andern ehrlichen Leuten Geschenke bekämen, so würde es uns am nöthigen Lebensunterhalt gebrechen, welches sich nicht für die römische Würde schickte.

Kann man offener als dieser eheliche Mann von einem Legaten sprechen?

Fünfzehnter Brief.

Sie irren sich, liebster Freund, wenn Sie glauben, daß man den Päpsten dieser Gewaltthätigkeiten wegen nie widersprochen habe. Selbst die wunderlichen Grimagien, die sie bey jedem neuen Schritte machten, beweisen schon, daß sie nicht mit so freyem Herzen zu Werke giengen, als sie es wohl gethan haben würden, wenn sie das Recht auf ihrer Seite gehabt hätten. — Die Geschichte ist voll von Beyspielen, die uns das Mißvergnügen der Nationen wider das Verfahren der Päpste deutlich genug aufdecken. Ich will daher davon abbre-



der die Wahrheit mit ungeheuchelter Eelrne so evident bewieß, daß Rom und alle seine Kanonisten nicht Einem gegründeten Einwurf dagegen aufbringen konnten.

Dieser Würdige ist Antonius Pereira von Sigüera. Sein Tractat von der Macht der Bischöffe ist bekannt, und mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Aber nicht so bekannt ist sein Tractat vom Rechte der Metropolitane über ihre Bischöffe, welchen er auf Befehl des Hofs zu Lissabon schreiben mußte. Ich will Ihnen daher nur die Kapitel und Sätze anzeigen, die Pereira in diesen Werken mit einer solchen Gründlichkeit ausführet, daß es jedem Leser zum wahren Vergnügen gereichen muß, ihn gelesen zu haben. Pereira beweist :

1. Das Recht der Metropolitane, die Bischöffe in ihrer Provinz zu bestätigen, ist ein Recht, das von den Zeiten der Apostel herrühret.

2. Das Recht der Metropolitane, die Wahlen der Bischöffe in ihrer Provinz zu bestätigen, das sie von den Zeiten der Apostel haben, wird durch viele Generalkoncilien vom ersten Nicaischen an bis auf das vierte lateranische Concillium bestätigt.

3. Viele alte Provinzialconcilien vom Orient, von Africa, Frankreich und Spanien bestätigten den Metropolitane eben dieses Recht.

4. So auch alle Päpste vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert.

5. Das neue Recht der Decretalen, das Papst Gregorius IX. im XII. Seculo kund machte, hebt die Rechte der Metropolitane nicht auf.

6. Auch im Sexto erhalten die Metropolitane das Recht, ihre Sufragane Bischöffe zu bestätigen.

7. Auch in den Clementinen- und Extravaganten wird den Metropolitane die Bestätigung der Bischöffe, ihrer Sufragane, vorbehalten.

8. Ueber 1200 Jahre waren die portugiesischen Bischöffe immer Sufragane von den Metropolitane des Reichs, und nicht vom Papst. Also war es nicht der Papst, der sie bestätigte und einweihen ließ, sondern die Metropolitane, denen sie untergeben waren.

9. Die Ordination der Metropolitane steht sowohl nach dem alten canonischen Recht, als nach den neuen Decretalen der Provincialsynode zu.

10. Sowohl nach dem alten Rechte, als nach dem neuen der Decretalen, bekommt ein Metropolitane seine Gerichtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern durch die Bestätigung der Synode.

11. Durch die neue Kanzleyregeln sinnen die Päpste an, zu reserviren; und reservirten sich endlich die Bestätigung der Bischöffe und Erzbischöffe auf immer.



12. Die päpstliche Reservationen haben andre Ursachen, als man vorwendet. Man gebraucht den Vorwand von der Beförderung der Ehre Gottes, und dem Nutzen der Kirche, die wahren Ursachen aber sind Ehr- und Geldgeiz.

13. Die vorgegebenen Beweggründe der Reservationen mögen gewesen seyn, welche sie wollen, so ist so viel gewiß, daß die Päpste eigenmächtig eine kirchliche Gewohnheit nicht abschaffen konnten, die sich 1200 Jahre über in der Kirche erhalten hat.

14. Die Duldung der Bischöffe und die Nachgiebigkeit der Könige haben den Reservationen aufgeholfen. Beyde können also wieder davon abgehn.

15. Beyspiele katholischer Könige, welche auch außer dem Falle eines verhinderten Recourses vorzugs die Ordination der Bischöffe in jeder Provinz selbst, ohne von apostolischen Briefen abzufragen, erlaube machen.

16. Ursachen und Beweggründe, die alte Ordnung wieder einzuführen.

Dies sind die Sätze, die der gelehrte und unparteiische Verfasser mit der pünktlichsten Genauigkeit erweist. Möchten doch unsre Metropolitane statt der Kabalenreuterei diese Sätze genau nach Pereira studiren! Der neunte und zehnte Satz verdiente vorzüglich ihre Aufmerksamkeit, damit sie doch einmal einsehen lernten, daß dem wahren aufgeklärten Katholiken der

Metropolitane

Metropolitan ohne rothen Hut eben so werth sey, als mit all seinem römischen Purpurgeschmeide, für das er das Land seines Fürsten, von welchem er aus Gnade den Unterhalt zieht, um so viele tausend Gulden ärmer, die Schatzkammer des Papstes aber um so viel reicher macht.

Sie können sich gar keinen Begriff machen, wie weit es Rom durch seine Künste gebracht hat, ungeheure Schümmen aus allen katholischen Provinzen an sich zu ziehen. Ich will hier nur Venedig zum beweisen. den Beispiele anführen.

Die Deputation ad pias Causas, welche auf Befehl der Republik alle Mängel der Kirchenzucht untersuchen, und den Befund derselben nebst den Vorschlägen, denselben abzuheffen dem großen Rathe einreichen mußte, gab den 19ten May 1769 folgende Summen an, welche in den letzten zehn Jahren nach Rom geschicket worden. —

1. Betrag der Benefizien, der außer Land an Geistliche versendet wird des Jahrs 39962 Scudi
Scudi, in zehn Jahren 399,620

2. Vermög eines besondern Verzeichnisses abermals Pensionen an geistliche Personen außer Land das Jahr 11000 Scudi . . . 110,000



3. Für 25 Bullen, welche von Rom den Patriarchat, Erzbischof und bischöflichen Kirchen Scudi im venetianischen Staate ertheilet werden . . . 78,087
4. Zwey und vierzig Bullen für Aebtey, Probsteien und Priorate . . . 7,717 1/2
5. Hundert und zehn Bullen wegen verschiedener Pensionen . . . 12,125
6. Zwey hundert fünf und zwanzig Bullen von Rom wegen Parochialkirchen . . . 20,087 1/2
7. Hundert sieben und zwanzig Bullen für Dignitäten, Canonikate und Collegiaten von Rom . . . 12,664
8. Für 150 Beneficia non resylentia . . . 1,942
9. Im Jahr 1768 sind allein 1130 Decrete, Rescripte, Indulgenzen, Privilegien, Bullen Altären und andre Classen in Rom gesucht und erhalten worden. Die Summe beträgt 6859 Scudi. Man kann auf zehn Jahre im Durchschnitte immer rechnen . . . 48,018 1/2

Hier macht die Deputation ad pias Causas die merkwürdige Anmerkung. Unter diesen verdienen ernstliche Ueberlegung die Dispensationen wegen Ordinationen und Privatordinationen, und die Diplome wegen des Grafen Titels, und andern Ehrentiteln, die man (venetianischen) Unterthanen giebt.

10. Fünf hundert neun und achtzig Dispensationen, die im Jahre 1768 allein zur Revision übergeben worden; welche 160,800 Scudi kosteten. Im Durchschnitte auf Scudi zehn Jahre 1,286,400
11. Die Summen unter dem Titel von Quindennien, Vigilien, Generalprefaturen, welche Rom bezahlet werden 30,690
12. Unter dem Namen der Visitationen, Taxen, zufälligen Messen einiger Regularorden . 30,220
- Diese einzelnen Summen betragen 2,760,164 Scudi, welche Rom binnen zehn Jahren durch seine Hofkanzley an sich zu locken wußte. Wenn man aber bedenket, daß auch der größte Fleiß nicht alle heimliche Schleichwege zu entdecken im Stande ist; da die Pilgerschaften nach den Heilighümern in Romagna, die Indulgenzen von Assisi, die Messen, welche von den Mönchen heimlich an ihre Superioren und Convente im Römischen abgeschickt werden, die Quoten für Canonisation der neuen Heiligen, die Geldbezahlungen de Compontella genannt, die man durch ein öffentliches Instrument mit dem St. Peters-Bau in Rom ausgleicht, dem man eine gewisse Summe Geldes giebt, damit er von einer weit größern andern schuldigen Summe losspreche, z. B. von der Schuld fremder Vermächtnisse, die man nicht erfüllet hat; da man das Geld, welches
- 3
- fremde



fremde Prediger aus dem römischen hinauskehren, die Taren für allerley Ehrentitel, für den Gebrauch der Wachskerzen und des Canonis, und für Kleider, die ihnen von den übrigen Geistlichen unterscheiden; — da man, sag ich, alle diese Summen, welche diese Kleinigkeiten jährlich nach Rom locken, nicht bestimmen kann, so läßt sich auf den Ausfluß des Geldes aus den Provinzen nach Rom demnach auf die noch unentdeckten ungeheuern Summen schließen. Und man sollte nicht das Recht haben, diese Ausflüsse zu stopfen? Hat Venedig, das wegen seiner ewigen Debatten mit Rom so bekannte und auf seine oberherrliche Gewalt auch in Kirchentisciplin so eifersüchtige Venedig noch so viele Geldauswanderungen nach Rom entdecken müssen, was wird die päpstliche Kammer nicht erst aus deutschen Provinzen gezogen haben, wo man sein Geld gern und mit Vergnügen für römische Worte, Papiere und Reliquien verschleuderte? —

Es ist erstaunend, durch welche Kleinigkeiten die Päpste oft die anschaulichsten Summen aus den Staaten katholischer Fürsten an sich locken können. Eben diese Deputation ad pias Causas erwähnt in dem unterm 12ten Junii 1767 dem Rath der Zehen, eingereichten Bericht von dem Schaden, den der allzu große Reichthum der Geistlichen und Klöster dem Staat verursacht — einer Wilderthat, welche 1740 errichtet worden,

worden, die 1796 schon 2000 Mitbrüder, und in zehn Jahren 315,687 Lire gesammelt hatte, von denen aber 144,398 Lire nach Rom geschicket worden. — Ist es nun einem Fürsten zu verdenken, wenn er über die Bruderschaften herfährt, oder die Bruderschaft selbst aufhebt? Welch ein Unsinn, wenn man den Bauchgürtel des heiligen Augustin als ein Miraculum wirkendes Fes zu eben der Zeit, in der das allerheiligste Altarsakrament zur Anbetung ausgesetzt ist, in der Kirche herumträgt? Warum, meine Herren, haben Sie doch noch keine Bruderschaft zum Sporn des Ritter St. Georgs errichtet? —

Sechszehnter Brief.

Sa wohl, mein Vester, sind der Schleichwege, durch welche Rom so unzählige Summen an sich zieht, unendlich viele. Einer der reichhaltigsten, den man aber nie ganz bestimmen kann, sind die Generale der Orden. Sie wissen, daß jeder Ordensgeneral über alle Glieder seines Ordens in der ganzen Christenheit der eigentliche Souverain ist. So wie jedes Kloster — ich will sagen, jeder Prior, Guardian, Abt, Prälat, von seinen Untergebenen jährlich die Renditeliste an den Provinzial seines Ordens einschicken muß, so muß auch jede Klosterobrigkeit dem Provinzial den Vermögensstand des Klosters



Klosters genau, und unter der Strafe der Exkommunikation anzeigen. Der Provinzial zieht aus den einzeln eingesendeten Vermögensanzeigen eine Totaltabelle seiner ganzen Provinz zusammen, und schickt sie nach Rom an seinen General. Dieser läßt dann aus den von den Provinzialen eingesendeten Tabellen eine Haupttabelle über den ganzen Orden, und dessen Vermögen zusammentragen. Er ist daher im Stande, mit einem Blick den Vermögensstand jeder ihm untergebenen Provinz zu übersehen.

Zu was diese Tabelle nützt? — Sehr viel, Freund; sehr viel. Hören Sie mir.

Jeder General hat in seiner Kanzley diese zuverlässige Tabelle. Der Papst, der alle Orden der Welt nur als seine Legionen anseht, die ihm alle mögliche militärische Dienste zu leisten verpflichtet sind, weiß den Vortath seiner Ordensgemeinden sehr geschickt zu benutzen. Sobald außerordentliche Ausgaben in Rom vorkommen; oder überhaupt, so oft es den Papst nach einigen Willküren gelüftet, ruft er die Generale zu sich. Er gewohnt sie durch Kleinigkeiten; durch Indulgenzen, Reliquien, Ehrentitel und durch tausend andre solche Säckelchen. Wenn er nun lange genug solche süße Kompimente gegen sie verschwendet hat, so rückt endlich der apostolische Vater mit seinem Vortrage hervor. Er entdeckt ihnen, daß die Kirche in Noth sey; daß sie der

Wills der geliebtesten Söhne seines Herzens bedürfe, u.
s. w. und bestimmt die Summe, die er braucht.

Die Ordensgenerale, wenn sie auch manchmal saure Gesichter machen, — sind doch gezwungen, in solchen Fällen sich als gehorsame Söhne des päpstlichen Stuhls zu beweisen. Die verlangte Summe wird von der römischen Kammer nach dem Vermögensstande der Orden vertheilt. Jeder Ordensgeneral erhält also die Summe bestimmt, welche er von seinem Orden einzutreiben hat. In Hause repartirt er diese Summe wieder nach dem verschiedenen Grade des Reichthums seiner Provinzen, und schickt den Provinzialen den Befehl zu, wie viel jeder aus seinen ihm untergebenen Klöstern einsammeln soll. Der Provinzial nimmt seine Provinztabelle zu Hülfe, und schreibt nach dem Vermögen seiner Klöster die Verpflegung aus. So wie die Repartition vom Papste bis auf die entferntesten Klöster der Christenheit von oben herab geschah, so geschieht nun die Ueberlieferung der Gelder stufenweis von unten hinauf. Von den Klöstern an die Provinziale, von den Provinzialen an ihre Generale, und von diesen in den zu sättigenden Säckel des Statthalters Christi.

Da auf diese Art das Vermögen aller Klöster der Welt in jedem Nothfalle dem Papste zu Befehl steht, so sehen Sie selbst ein, warum die Päpste so eifrig waren, die Orden so zahlreich und so mächtig zu machen. Ist



es aber nicht Beleidigung der Menschheit, daß die Katholiken, bloß weil sie Katholiken sind, mit ihrem Gelde die saulen Kömer mäßen sollen; die Kömer, die ihre Tage im Müßigange zubringen, von Eng und Trog gegen Fremde leben, und wer weiß was für herkulische Arbeiten verrichtet zu haben glauben, wecheln sie Kränze fassen, und Marienbilder schnitzen? —

Rom hat sich also, von allen Seiten Anhänger und Reichthümer verschafft. Durch die Reservationen streute es in der ganzen Welt die eifrigsten Vertheidiger seiner Lehrsätze und Usurpationen aus, — durch die Klöster öffnete es sich den Weg zum Schatz der ganzen Christenheit. Ich zweifle, ob je ein so fein — aber zugleich auch ~~ein~~ ⁱⁿ so hohem Grade ungerecht zusammengewebtes — System existirt habe, als das zu Rom bestehende.

Ihnen einen Begriff zu machen, wie viele Schätze auf irgend einen Fall der Noth für die Päpste in Bereitschaft liegen, will ich Ihnen nur den Vermögensstand der venetianischen Geistlichkeit hersehen, die doch bey weitem noch nicht die beträchtlichste ist.

In dem Berichte über die Schädlichkeit des Reichthümers der Geistlichkeit, welchen die Deputation ad pias Causas den 12ten Junii 1767 dem Rathe der Zehen überreichen mußte, findet man folgende Schätzung:



1. Der Werth der Güter nach der Summe der jährlich fallenden Steuern doppelt und jenseits des Mincio und in den See-	Dukaten
staaten	39,127,923.
2. Werth der geistlichen Feuerstätte .	37,100,869.
3. Werth der geistlichen Feuerstätte auf dem festen Lande	7,315,231.
4. Nach den klösterlichen Einkünften der Regulararmeniche berechnetes Kapital von .	8,657,290.
5. Die, öffentlichen Hinterlassungs-Anstalten wessen zu Gunsten der Geistlichkeit ein Vermögen aus von	26,716,249.
6. Aus den Schätzungen des festen Landes ergiebt sich noch eine Summe von . .	147,313.

Also in allem ein Vermögen von 119,264,875 Dukaten, welches die venetianische Geistlichkeit besitzt. Welch ungeheure Summe! Und doch ist diese Summe noch nicht ganz. Die Deputation hat noch viele Aufbristen hinzugefügt, welche ich hier auch anzuführen nöthig finde.

a) Almosen und erbetteltes Vermögen .	Dukaten
b) Für 3,750,337, jährliche Pflichtmessen nebst 320,350, Anniversarien . . .	4,858,984.
c) Für 7,177,695, zufällige Messen, die man von 4795 Pfarren, Bethäusern und Schulen ausständig machte . . .	26,492,766.
	9,813,331.



NB. Es fehlten noch 12933 Kirchen, welche die Eingabe der zufälligen Messen nach einem vorgeschriebenen Durchschnitt von 3 Jahren nicht eingereicht hatten.		Dukaten
Man kann also billig für sie rechnen		12,833,333
d) Für Messen der übrigen 1544 Priester	29,797,804	
e) Zu todtten Händen gelanget	2,401,234	
f) Von Testirenden gegen vorgeschriebene Bedingungen vermacht, aber erst bey Erfüllung derselben zu erheben	394,860	
g) Eine dergleichen Summe für ebenfalls noch nicht liquide Fälle in der Stadt Venedig selbst	617,812	
h) Vermächtniß des Hrn. Andreas Pisoni zu Gunsten der Geistlichkeit	160,600	
Diese Posten betragen ein Vermögen von 87,391,136 Dukaten, welches mit der vorigen Hauptsumme verbunden, uns die fast unglaubliche Summe von 206,656,011 Dukaten giebt, die die venetianische Geistlichkeit besitzt. Da die Anzahl der geistlichen Priester, Mönche und Nonnen im venetianischen Gebiete sich auf 45,777 Köpfe beläuft, so ergiebt sich, daß jedem Geistlichen ohngefähr 120 Dukaten im Durchschnitte jährliche Revenüen zugescheilet werden können, wenn man das Hauptvermögen zu 3 pro Cent jährlicher Nutzung berechnet. Da aber die Deputation selbst die Bemerkung macht, daß kaum die		

Die Hälfte ihrer Geistlichkeit den hinlänglichen, von der andern Hälfte nur einige einen überflüssigen, die andern aber fast kaum den nothwendigen Unterhalt haben, so sieht man daraus leicht, daß die Ungleichheit der Güter und des Vermögens unter der Geistlichkeit eben so herrscht, wie unter den Layen.

Dieser Entwurf vom Vermögensstande der venetianischen Geistlichkeit wird Sie, mein Vester, nun in den Stand setzen, ohngefähr einen Ueberschlag machen zu können, über wie viele Schätze der Christenheit der päpstliche Stuhl unter dem Deckmantel der Religion zu gebieten habe. Lassen Sie mich diesen Versuch zum Zeitvertreibe machen. Ich will die katholischen Länder nach dem Maasstabe der Venetianer in Pausch und Bogen ansehen.

Es soll also das Vermögen der Geistlichen in Venedig	Dukaten
„ „ „ „ „	206,656,011.
In Portugal, aber, dem Vermögen der Venetianer gleich seyn	206,656,011.
„ „ „ „ „	206,656,011.
Spanien zweymal reicher	413,312,022.
Frankreich mit den Venetianern gleich	206,656,011.
Ganz Deutschland noch einmal so reich	413,312,022.
Böhmen wie Venedig	206,656,011.
Die übrigen österreichischen Staaten	206,656,011.
Pohlen ebenfalls nur	206,656,011.

Ganz

Ganz Italien zweymal so viel als Venedig
 Venedig 413,312,000
 Asien, Afrika, Amerika ebenfalls so viel 413,312,000
 Macht also zusammen eine Summe von 2,892,184.154
 Dukaten, welche den Vermögensstand der katholischen
 Geistlichkeit ohngefähr ausmacht. Ich weiß zwar, daß
 diese ungeheure Summe kaum zur Hälfte hinreicht,
 wenn man das Vermögen derselben an allen Orten mit
 der Genauigkeit der Venediger berechnen wollte. Al-
 lein auch diese Summe ist schon hinlänglich, um zu be-
 weisen, daß kein Monarch in der Welt über so vieles
 Vermögen zu befehlen habe, als der Papst, der es in
 den vorigen Zeiten so geschickt zu karten wußte, daß gan-
 ze Heerden bekutteter Bettler sich zu seinen geheimen
 Schatzkammern in der ganzen Christenheit aufwarfen.

Sittern Sie nicht mit mir, Freund, vor einer
 Macht, zu deren Unterstützung diese uns gehörten Schät-
 ze bereit liegen? vor einer Macht, die vom Orient bis
 zum Occident auf dem ganzen Erdball ihre Commissarien
 und Anhänger hat? vor einer Macht, vor der, wenn
 sie, um mit Homer zu reden, nur mit den Augenwim-
 pern winket, der ganze Olymp schon zittert, die mit ihren
 papiernen Donnstrahlen ganze Nationen dem Teufel in
 Rachen werfen kann, die mit den feinsten Künsten der
 Intrigue wie ein Vater mit seiner Familie auf das In-
 nigste vertraut ist? — Gott gebe, daß unser Fürst

Einig.

Unmöglichkeit und Entschiedenheit auch in künftigen Jahrhunderten beseelet, wenn wir anders nicht befürchten sollen, daß unsre Enkel den Pantoffel der römischen Päpste für die einzige Glückseligkeit hier auf Erden ansehen müssen. Die Grundpfeiler zur geistlichen Universalmonarchie wurden mit der feinsten Politik in den vorigen Jahrhunderten gelegt: Man irrt sich, wenn man glaubt, diese Grundpfeiler entkräftet zu haben, weil man die kühnen Baumeister dieses Gebäudes hindert, die Kapitälchen darauf zu setzen. — Warum darf ich als Katholik jetzt nicht mehr sagen! Aber die Fürsten, die Fürsten könnten jetzt — viel thun.

Siebzehnter Brief.

Vorstellen konnte ich mir sie allerdings, die großen Augen, die Sie über meinen letzten Brief machen würden. Ja, freylich geht der Weltlauf wunderbarlich durch einander. Alles Querkurk! Wer Petern zu der Zeit, als der Gottmensch, unser Religionsstifter, auf einer Eselstiege zu Jerusalem seinen Einzug hielt, — wer's Petern damals gesagt hätte, in tausend Jahren werden die, welche sich seine Nachfolger nennen, und aus jeder seiner Handlungen und Worte — Statuten für sich abstrahiren, die Lehre Christi zu ihrem Pecu machen, ich glaube Peter hätte Christo diesen Menschen als einen

Mar.



Marren vorgeführt, und gebeten, sein Gehirt zu sein. Und doch brachten die Zeiten diese Metamorphose hervor. Christus ritt auf einer Eselin, und lebte in Armuth; es ist billig daß seine Statthalter drei Kronen tragen, — Millionen aufhäufen, und alle die hungern lassen, die nicht ihre Nepoten sind, und den Eseltritt vor den militärischen Stärken vor ihren Hauptthronen überlassen. —

Doch dauert jedes Plißtrum nur eine Zeit. So geht es auch mit den Usurpationen des römischen Hofes. Sobald die Vernunft anfängt, sich selbst zu leiten, ohne am Gängelwagen der Vorurtheile herum zu schaukeln, — so gewinnt jedes — sonst so fürchterliche Phantom — eine andre Gestalt. Es waren Zeiten, — und sie sind noch in einigen Gegenden, wo man sich für Sünde rechnen würde, den Papst für weniger als Gott auf Erden anzusehen. Man sehe nur des Pater Cyprianus Venetti Traktat de prima orbis Sedes deshalb nach. In solchen Gegenden, und in solchen Zeiten durfte es die Vernunft nicht wagen, hervor zu brechen.

Aber endlich hat mans erkannt, daß die Päpste eben nur Menschen sind, wie wir, man hat es sogar aus den Handlungen der Päpste selbst erkannt, daß sie nicht einmal immer die besten waren. Man trennte Papst und Religion, und sah ein, daß man den Eigendünkel verstorbener Päpste ganz süßlich vor bey Richter-

fluß

Kuß der strengsten Kritik ziehen dürfe, ohne deshalb die Achtung gegen Religion aus den Augen zu setzen. — Und so, Freund, bringt man izt durch so manches Pänzerhemd der Johanne XXII., der Sirte, der Gregöre und Alexander durch, das vormals profanen Händen zu berühren verboten war.

Sie gestehen endlich in Ihrem Briefe, mein Vester, daß Sie sich zelt her nie einen richtigen Begriff machen könnten; wenn wir Katholiken von dem Schaden der Klosterleute so laut schrien. — Aber nun werden Sie doch wohl die Ursache einsehen, warum man schreien mußte. Auch werden die Herren Mönche und Appen-dix nicht mehr die Ausflucht ergreifen können, als schreye der Laze, ohne zu wissen: warum? Zween tausend, acht hundert, drey und neunzig Millionen Dukaten, die Sie, meine Herren, nach dem geringsten Anschlage besitzen, und von denen Rom so überschwänglich viel an sich zieht, — sind wohl der Mühe werth, daß man schreyt! —

Dech lassen Sie mich, izt auf unsern Kaiser, und seine Verfügungen in Kirchensachen zurückkommen.

Joseph sah auf die Wurzel der eingeschlichenen Misbräuche. Er bemerkte, daß so lange der zu starke Nexus seiner Unterthanen mit Rom nicht aufgehoben würde, alle Reformation vergebens wäre. Er befahl daher, daß die Bischöffe in ihre alte Rechte wieder eintreten



treten sollten; befahl alle Dispensationen von dem Papste zu suchen, der sie nach seiner ihm von Gott erhaltenen geistlichen Macht nach eigenem Befinden der Sachen entscheiden sollte; befahl, alle Klöster, — exempt oder nicht, — der Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu unterwerfen. Er hob den Zusammenhang der Ordensprovinziale mit ihren Ordensgeneralen in Rom auf; unterzog die Verleihung der bischöflichen Benefizien seinen Majestätsrechten; ließ sich den Eid der Treue von den neuen Bischöfen ablegen; ließ für Religion und Staat unnütze Mönchs- und Nonnenklöster aufheben; verbot die Kundmachung aller päpstlichen Breven und Bullen, bevor sie nicht der landesfürstlichen Einsicht und dem Placito Regio vorgelegt würden; annullirte alle vorhergegangene Bullen und Breve, welche in einer gewissen Zeitfrist nicht eingereicht wurden, um das Placitum Regium zu erhalten; — anderer Vorkehrungen, die zwar eben so heilsam, aber weniger eingreifend in die vermeintlichen Rechte Roms waren, nicht zu gedenken.

Bei diesen kühnen Schritten staunte ganz Europa; und fast alle Unterthanen des Monarchen, die noch vom Mönchsgeiste leben, wurden bestürzt darüber. Lassen Sie mich versuchen, die Schritte Josephs so zu verfolgen, wie er sie that.

Er befahl, daß die Bischöffe in ihre alten Rechte wieder eintreten sollten. Es ist bereits schon bis zur Evidenz bewiesen, daß die Bischöffe nur durch ihre Nachlässigkeit und einen unglücklichen Nachgebungsgeist sich ihre Rechte, die ihnen die christliche Religion als Hirten der Kirche ertheilet, durch Roms Usurpationen haben aus den Händen winden lassen. Unter den mannichfaltigen Glitterursachen, wezwegen die Bischöffe, so sehr sie auch von den Bischöffen Roms mißhandelt wurden, dennoch schwiegen, war ohnstreitig die Verwegenheit der Päpste, mit der sie sich die Reservation der Benefizien zuigneten, eine der trübseligsten. Eine zweite, der Reichthum der unter dem Schutze des Papstes befindlichen Bischöffe, welche ihre Nachgiebigkeit dem römischen Stuhle theuer genug zu verkaufen wußten; die dritte, die Hoffnung, da nun der Papst die glänzendste Hauptrolle in der geistlichen Hierarchie spielte, von ihm im Gegentheile ungleich mehrere Vortheile ziehen zu können, als von den Nationen, denen sie vorstünden; eine nicht geringere Ursache endlich die Aussicht, durch den Eifer für das päpstliche Ansehn, die Tiara selbst zu erhaschen; und endlich der Kunstgriff, den Rom ersann, allerley Ornamente für seine Prälaten zu erfinden, und diesen Pappallen einen Werth und Rang beizulegen, der alles übrige, was man nur immer als Geistlicher von seinem Fürsten Glänzendes und Ehrenvolles erwartete



konnte, bey weitem übertreffen sollte. Pallien, rotze Hüte, — Erzbischofshümer von Ländern, wo kein Christ, ohne Gefahr gespießt zu werden, nur einen Fuß hinstehen darf, — und dergleichen mehr.

Was Bischöffe sind, was ihre Gewalt, ihre Gerichtsbarkeit ausmacht, haben Van Espen, Thomassinus, Rieger, Sebronius, Eibel und vorzüglich Pereira, nebst vielen andern, ausführlich genug bewiesen, und dargethan, daß es eine wahre Last für das katholische Christenthum sey, jeden kanonischen Fall — zu dessen Berichtigung die Bischöffe gleiche Macht mit dem Papste haben, — erst vor den Richterstuhl zu Rom zu bringen. —

Es wird Ihnen nicht misfallen, wenn ich Ihnen die Hauptpunkte vorlege; die Pereira in seinem Werke von der Macht der Bischöffe durch das Zeugniß der Schrift, der Concilien, der heiligen Väter, der Theologen und Kanonisten erwiesen hat. Nämlich:

Daß die bischöfliche Macht und Gerichtsbarkeit, in ihrer ersten Einsetzung betrachtet, so wie sie aus den Händen Jesu Christi hervorgieng, ihrer Natur nach vollkommen, und in Beziehung auf jeden Sprengel unumschränkt ist;

Daß sich die Bischöffe, viele Jahrhunderte durch in dem Besitze dieser vollkommenen und unumschränkten Gerichtsbarkeit und in der Macht behauptet haben, so

gar von den Verordnungen allgemeiner Concilien und der Päpste zu dispensiren, wenn es das Bedürfniß und der Nutzen der Gläubigen erforderte; dergestalt, daß, als die apostolischen Reserven sich nach und nach eingeschlichen, solches nicht ohne Widerspruch vieler großer und heiliger Bischöffe geschehen konnte;

Daß, als die Bischöffe endlich ihre Einwilligung zu diesen Reserven gaben, oder dieselben duldeten, solches nur unter der Bedingung geschah, daß, sobald der Recours nach Rom auf irgend eine Weise gehemmet oder gehindert würde, sie wieder in diese Gerichtsbarkeit und in die ursprüngliche Macht, die Jesus Christus mit ihrem Charakter verbunden hat, eintreten, so auch, daß der Papst sie nicht gänzlich und noch weniger auf immer dieser Macht und Gerichtsbarkeit berauben kann; indem auf der einen Seite der Papst gewiß nicht die Gewalt hat, den Bischöffen aus eigenem Triebe eine Macht zu nehmen, die ihnen Christus, die Apostel und die Kirche gegeben haben, und auf der andern Seite die Hirtenpflicht, die, Kraft göttlicher Einsetzung, den Bischöffen eigen ist, ihnen nicht gestattet, zum Nachtheile ihrer Herde sich einer Macht berauben zu lassen, die ihnen Christus nicht zu ihrem eigenen, sondern zum Vortheile ihrer Schäflein gegeben hat;

Daß in gegenwärtigen Umständen, wo der Recours an den heiligen Stuhl keine Statt findet, und zwar ohne



einige Schuld der Bischöffe, und wo in Portugal ein so großes und allgemeines Bedürfniß, besonders in Aufhebung der Dispensen in Ehefachen, obwaltet; die der Papst, ohne wichtige und dringende Noth nicht mehr, als die Bischöffe ertheilen kann; diese nemlichen Bischöffe sogar von den öffentlichen Ehehindernissen und von allen dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen lossprechen können, wenn diese Dispensen nicht ohne großes Ungemach, und ohne großen Nachtheil der Seelen unterbleiben können;

Daß der Papst weder übel aufnehmen kann noch darf, daß die Bischöffe, indem die Gläubigen ohne ihre Verschulden sich in dem Unvermögen befinden, an den obersten Hirten sich zu wenden; diesen Abgang sehen; da sie durch das göttliche Recht ihre ordentlichen Hirten sind; und daß sie durch Ertheilung der Dispensen, nichts als eine Macht und Gerichtsbarkeit ausüben, die ihnen Christus selbst gegeben hat, als er seine Apostel bildete, ihnen seine Sendung erteilte, und den bischöflichen Orden stiftete, um in der Person ihrer Nachfolger, höchste und unumschränkte Auspender der göttlichen Geheimnisse und bevollmächtigte Diener seiner Kirche zu errichten, damit sie in allem, und überall für die geistlichen Bedürfnisse ihrer Schäflein Sorge trügen, ohne daß der Primat des heiligen Petri dadurch beleidiget werden könne.



können; weil dieser Primat nichts weiter über die Bischöffe besitzt, als die Oberaufsicht über einen jeden derselben, jedoch ohne die Gerechtsame und die Vorrechte bei selben verletzen zu können;

Daß endlich die Bischöffe in allen katholischen Staaten, nach ihrer alten und ursprünglichen Macht, die Gewalt, die geistlichen Bedürfnisse zu besorgen, und überhaupt in allen Fällen einer dringenden Noth zu disponiren, wieder ergriffen haben, wenn die Gläubigen, durch Zufälle aller Gattungen in die Unvermögenheit versetzt worden, sich nach Rom zu wenden, und die Gnaden des obersten Hirten, welcher der Papst ist, zu empfangen. „Die Bischöffe, sagt der heilige Augustinus, indem er seine Rede an die Kirche wendet, „die Bischöffe sind an den Platz der Apostel gesetzt worden. Glaube also nicht, Kirche des Herrn, daß du eine Wittwe, und verlassen seiest, weil du weder Petrum noch Paulum siehst; weil du die nicht erblickest, die dich gelehrt haben. Selbst aus der Zahl deiner Kinder siehst du täglich neue Väter für dich aufstehen.“

Warum sträuben sich denn aber nun so manche Bischöffe wider diese für die Religion so heilsame Versügungen unsers Monarchen? Warum legten sie selbst so mannigfaltige Zweifel vor, durch die sie den Kaiser zu Widerrufung des Edicts, welches sie in ihre absonderlichen Rechte einsezt, zu berechnen suchten? Warum



wollen so manche, und unter den manchen — auch Männer die ins Konklave treten dürfen — ihre Hülfe dem Besten der Fürsten nicht leisten, um ihre eigenen Rechte wieder behaupten zu können? — Ist das Interesse des römischen Stuhls in ihren Augen wichtiger, als das Interesse des Landesfürsten, der sie aus dem Staube hervorzog, mit Gnaden und Reichthümern überhäufte, und — auf eine der heiligsten Stufen der Kirche setzte? — Verdient wohl die unzuverlässige Ansicht — vielleicht einst selbst in Rom zu residiren, so viel, daß Wahrheit und Recht unterdrückt wird? Oder soll es eine Art von Wichtigkeit anzeigen, wenn sich der Untertban des Fürsten, mag er hundertmal bepurpert seyn, seinen auf Recht und Billigkeit gegründeten Rathschlüssen entgegen setzt? — Wichtigkeit soll es anzeigen? Ha, ha, ha!!! —

Sonnenfels sagt in dem Briefe über die Ankunft des Papsts über diesen Punkt: wird der Papst wohl fortfahren können, die Wiedereinsetzung der Bischöffe in ihre ursprüngliche Rechte als eine Schmälerung des apostolischen Ansehens zu betrachten, wenn Joseph dem heiligen Vater das eigene Geständniß abnöthigen wird, daß diese Verwaltung der ältern Kirche übereinstimmig, daß es bey dem ungeheuern Zusammenflusse der Angelegenheiten in Rom unmöglich ist, den einzelnen Fällen die Zeit zu geben, die sie fordern; daß entweder Verzögerung

Herung oder Uebereilung, mit gleichem Nachtheile auf beiden Seiten, mit gleicher Gefahr einer unsichern Verhandlung, mit gleicher Gefahr der Seelen unvermeidlich sind; wird der allgemeine Vater der Gläubigen, um den Schatten eines Ansehens zu behaupten, aufstehn, die Hände zu einer Wiederherstellung zu bieten, die das Wohl der Kinder seines Herzens zur einzigen Absicht hat? und wird er die wenigen von Exemptionen und Befreiung der Pächter der Datarie entgehenden Taxen noch ferner als etwas betrachten, werauf er zu bestehen Grund habe, wenn er von dem geliebten Erstgebohrnen wird erinnert werden, daß die Exemptionen der apostolischen Kammer nie eine Quelle von Einkünften hätten seyn sollen, da sie nach der Verfügung des tridentinischen Conciliums nur selten, und stets in forma pauperis zu ertheilen waren; daß das Unerschwingliche der Datarietaxen den würdigsten, aber unermöglicheren Mitwerbern um das Apostolat des Bisstums stets eine Art von Ausschlüßung gegeben; daß überhaupt in allem, was immer auf die abgeleitete ehemaligen Geldynflüsse eine Beziehung hat, eben die billige Vorsorge, dem Staate sein zur Velebung der Emsigkeit nothwendiges Vermögen zu erhalten, zum Grunde liege, welche Pius selbst bewogen hat, die Ausföhrung der Antiken aus dem Kirchenstaate zu untersagen? — •

Allein so heil auch unsre guten Köpfe über diesen Punkt denken, so durchkreuzend sind doch die Begriffe, welche sich einige unsrer Bischöffe und ihr Klerus davon machen. Sie müssen es vermuthlich fühlen, daß die bischöfliche Würde, so wie sie der Kaiser für sie mit allen Rechten, Vorzügen, und allem Glanze bestimmt, — ihren Schultern zu schwer sey; fühlen, daß es ihnen weit gemächlicher war, an Roms thätige Arbeiter sich anzuschmiegen, diesen ihre Geschäfte und einen Theil ihrer Revenüen zu überlassen, und dafür die Freude zu Hause zu haben, in lärmenden Gesellschaften, am Spielische, und Gott weiß wo sonst noch ihre edle Zeit und ihr Geld zu verändeln. — Es giebt solcher Herren einige! —

Achtzehnter Brief.

Der Befehl, durch welchen die Bischöffe in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt wurden, und das Verbot, in keinem Falle nach Rom zu recurriren, sondern alles vors Konsistorium des bischöflichen Diöcesen zu bringen, hat — außer einigen weniger aufgeklärten Bischöfen selbst, — wenig Aufsehen unter uns erregt. Die Misbräuche bestunden, und der große Haufe des Volks wußte kaum etwas davon. Es interessirte ihn also auch nicht, wenn dieser Sauerteig ausgelegt wurd. Aber

Ungleich mehr Aufsehen verursachte das Verbot, welches den Nexum der Ordensprovinziale, Prioren und Conventuale mit ihren Ordensgeneralen aufhob. Es war natürlich, daß diese Herren sich wer weiß was für Bedrückungen ausgesetzt zu werden fürchteten. Der Anhang, den sich die Mönche aller christlichen Staaten in den Herzen der Einfältigen zu erwerben wissen, und die unter das Volk verbreiteten Euzjer über diese Verordnungen, war Ursache, daß ungleich mehr darüber raisonnirt ward. Auch wollte es ihnen gar nicht behagen, sich zu dem Gehorsam gegen ihre Diöcesanbischöffe zu verstehen. Man weiß aus der Geschichte aller Orden, der Mendicanten sowohl als der Regularen, was für Unruhen und Anstößen sie angedekelt, was für Geldsummen sie nach Korn verschwendeten, um von der Vertheilbarkeit der Güter exempt zu seyn. Dieses Geld, diese Mühe und Anstößen wollten die Herren nun nicht gern umsonst angewandt haben. — Es mußte sie schmerzen, dies alles mit Einemmale vereitelt zu sehn! Und daher kam das Klagggeschrey der Spitzkappen und ihrer Verheer.

Man war spitzfindig genug, dieses Verbot von der gehässigsten Seite vorzustellen. Man klagte über Unterdrückung der Geistlichkeit, man schrieb über Ungerechtigkeit, — und keiner dieser lauschschreyenden Lerner sagte uns, was hier Ungerechtigkeit, hier Unterdrückung der Religion und Geistlichkeit sey.



Wie diese Herren ihre Jeremiaden mit Betweilen unterstützen werden, will ich, Freund, indeß einen Blick auf die Vortheile werfen, welche der Staat durch diese Verordnungen erhält.

Ich habe Ihnen schon in einem der vorhergehenden Briefe von dem beyläufigen Vermögen der katholischen Geistlichkeit nach dem geringsten Anschlage, Nachricht gegeben. Da Venedig allein 206,626,011 Dukaten in den Händen der Geistlichkeit hat, so kann man für alle österreichische Staaten, als Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen, Mähren, Schlesien, ganz Oesterreich, Kroatien, die Besitzungen in Italien und den Niederlanden süglich dreymal so viel söglich 619,968,033 Dukaten rechnen. Ich habe Ihnen ferner schon gezeigt, durch welche Wege der Papst, nemlich durch die Generale der Ordens Herr über dieses Vermögen wird. Man kann sicher annehmen, daß Rom von diesem Vermögen durch die Ausschreibungen der Generale $\frac{1}{2}$ pro Cent jährlich im Durchschnitte an sich zieht; und söglich eine Summe von 3,049,840 Dukaten ein Jahr in das andere gerechnet durch diesen Nexum der Generale und ihrer Orden aus den österreichischen Staaten ohne zu wissen: wie? in seine Schatzkammer erhält.

Diese 3,049,840 Dukaten, welche jährlich nach der billigsten Voraussetzung durch die Ordensgenerale bloß für die Bedürfnisse des römischen Hofes den Ordenshäusern

fern

fern der österreichischen Länder abgezapfet wurden, sind nicht die einzige Ursache, warum theils der römische Hof selbst, theils auch die Ordensgenerale — ihre Untergebenen zu allen möglichen Protestationen aufmunterten, durch welche sie nur immer in irgend einiger entfernten Aussicht hoffen konnten, es zu bewirken, daß dieser Nexus wieder hergestellt werden möchte. Denn die Ordensgenerale ziehen eben sowohl, als die päpstliche Kammer ihr gutes Portiöchen von den Revenüen ihrer untergeordneten Klöster. —

Eben so verhält es sich mit dem realen Nutzen, welchen die Wiedereinsetzung der Bischöfe in ihre alten Rechte dem Staate leistet. — Ich habe Ihnen aus den Berichten der Deputation ad pias Causas zu Venedig schon den Auszug von den Revenüen gegeben, welche Rom innerhalb 10 Jahren für Pensionen, Dotationen, Beneficia non residentialia, Decrete, Rescripte, Indulgenzen, Privilegien, Ehedispensationen, Quindenien, Vigenien, Generalpresbiterien, Visitationen, Taxen, — und wie die Rubriken der römischen Kanzleyposteln immer heißen mögen, — an sich zu bringen wußte. Sie betrugen 2,760,164 Scudi. Durch das Verbot unsers Monarchen, wurden die ähnlichen Geldabzapsungen nach Rom mit einemmale verstopft. Venedig hat nach dem Berichte der Deputation 2,655,481 Seelen. Nach den genauesten Konseriptionstabellen

und



und andern Berechnungen hat Oesterreich in allen seinen Ländern — ohngefähr zehnmal so viel Einwohner. — Wenn man daher die Summe des von Venedig nach Rom in zehn Jahren abgelieferten Geldes nach der zehnmal stärkern Population unsrer Länder berechnet, und solche ohngefähr überhaupt auf 40 Regierungsjahre unsrer verstorbenen — uns immer theuern Monarchin auswirft, so ergiebt sich eine Summe von 110,404,560 Scudi, welche unsre Staaten während der Regierung Marien Theresens nach Rom bezahlen mußten. Wenn diese Summe unglaublich vorkommt, dem muß ichs gestehn, daß ich selbst davor erschreke, wenn ich bedenke, daß diese kostbare Summe für Papiere, die unsre Bischöffe eben so gut ausfertigen konnten, ja nach dem Gesetze unsers Allgloßpriesters auch allem ausfertigen sollten, den Römern in ihrebeutel gespielt ward. —

In den Memoires des Sr. Johann Martins, Reichvaters Philips IV. Königs in Spanien liest man, daß für bloße Versetzungen der Bischöffe, (also nicht einmal noch für ihre Wohl und Bestätigungsbullen) vom Jahr 1645 bis 1655 — über 400,000 Gulden aus Spanien nach Rom gezahlet werden mußten.

Wer sieht also hier noch nicht ein, wie nothwendig es war, diesen unnützen Geldaustrawanderungen durch die ernsthaftesten Vorkehrungen vorzubeugen? Schon bloß

das Interesse des Staates erforderte sie, und zu wünschen wäre es, man hätte sie eher getroffen! — Euch Posannnenbläser aber, die ihr den Todtengesang des Bürgengels anstimmen wollt, weil ihr zu kurzfristig seyd, in das Innere zu sehen, — euch bitt ich, legt eure Posannen bey Seite. Oder fühlt ihr euch wirklich dazu berufen, sie fortzublasen, gut, so blaset, so lang ihr wollt, meiner wegen auch mir in den — — doch nein, blaset, wohin es euch beliebt.

Neunzehnter Brief.

Daß Joseph die Verleihung der bischöflichen Benefizien — vorzüglich in der österreichischen Lombardie seinen Majestätsrechten wieder einverleibte, erregte nirgends Sturm als in Rom. Je stiller man bey uns war, je heftiger protestirte das römische Kabinet. Es war aber freylich auch ein kühner Gedanke von unserm Monarchen, so wenig Hoffnng zu setzen, daß er so gerade zu, Rom alle Gelderpressungen in unsern Ländern mit nichts, die nichts, abschneidet, und es für unanständig fand, einem fremden Fürsten — denn als solchen muß man doch dem römischen Hof allemal betrachten, — das Recht zu überlassen, in seinem eignen Lande Unterthanen in Würden einzusetzen, deren Verleihung nur ihm und seiner Nationalkirche zusteht; — wahrlich Joseph

macht



machte da einen zu gewaltigen Querstrich in die Rechnung der Datarie, daß er — wenn er auch das Recht, die Bischöffe selbst zu wählen und einsetzen zu lassen, für sich behalten wollte, nicht doch wenigstens die Taxen und Annaten an die Datarie in Zukunft, wie ehemals bezahlen läßt. Gegen diese wichtige Sportelschmälerung mußte Rom protestiren. Aber ein Glück für uns, daß nun solche Zeiten und Fürsten sind, welche sich durch Protestationen des römischen Hofes nicht mehr von der Behauptung ihrer gerechten Ansprüche abschrecken lassen.

Der schmachhafte Census der Annaten von erledigten Benefizien war für die Datarie zu angenehm, und auch zu ergiebig, als daß sie so ganz ohne allen Gegenversuch sich hätte diese reichhaltige Quelle ihrer Einkünfte verstopfen lassen sollen. — Unser Fürst blieb aber unerschüttert, und folgte ganz dem Beispiele des — von der Kirche selbst kanonisirten Heiligen Ludwigs Königs von Frankreich. Dieser, schon zu seiner Zeit über die Gelderpressungen des römischen Hofes misvergnügt und von der Bedrückung seiner Unterthanen gerührt, suchte kein ander Mittel diesem Unfuge zu steuern, als seine berühmte pragmatische Sanction, die er im Jahr 1362 entwarf. Er verordnete durch dieselbe:

1. Daß die Prälaten, alle Kirchenvorsteher und Col-
latoren der geistlichen Benefizien in Ansehung ihrer ei-
genthümlichen Gerechtsame, alle ihre Gerichtsbarkeit und
Rechte beybehalten,

2. Den Kathedralkirchen als auch allen übrigen seines
Reiches, freye Wahl und deren Bestätigung vorbehalten
werden solle.

3. Sollten alle Promotionen, Collationen, Previ-
sionen und Dispensationen der Prälaten, und aller geist-
lichen Würden und Pfründen in seinem ganzen Reiche
genau nach den Erklärungen, Verordnungen, und der
Bestimmung sowol des allgemeinen Rechts und der Kon-
cilien, als auch nach den alten Institutionen der heiligi-
gen Kirchenväter beobachtet werden. Und endlich

4. verbot er auf das strengste, daß die durch die rö-
mische Kanzley den Kirchen seines Reiches aufgebürdete
Steuern und beschwerliche Gelderpressungen, durch wel-
che das Land bis an den Rand der äuffersten Armuth
gestürzt würde, — wie auch jene, welche in Zukunft
denselben aufgebürdet werden möchten, unter keinerlei
Vorwand weder erhoben, noch bezahlet werden sollten,
es wäre denn, daß es durch einen eigenen und freywil-
ligen Consens von ihm und der Kirche seines Reiches in
billigen, gerechten und dringenden Ursachen, oder un-
vermeidlicher Nothwendigkeit erlaubt würde.



Wenn wir diese Sanction des Heiligen Ludwigs, die er in seinem ganzen Reich publiciren, und genau befolgen ließ, mit den Anstalten unsers Monarchen vergleichen, so finden wir, daß unser Kaiser ohnmöglich die Rechte der Kirche durch seine Verfügungen kränken könnte, weil er gerade nur so viel that, als Ludwig in dieser Sanction verordnet. Und diese kann doch unmöglich schismatisch seyn, — die Kirche hätte sonst den Urheber derselben gewiß nicht in die Zahl der Heiligen setzen können.

Sie sehen, mein Freund, daß man schon in jenen Zeiten, wo man es doch am wenigsten vermuthen sollte, und von Männern, die man für die respectvollsten gegen Rom ansehen muß, — die mit der Maske der Religion verkappten Geldverpressungen der Päpste zu hemmen suchte. Und unser Kaiser sollte nicht auch einmal zu verbieten anfangen, uns nicht freywillig den — nach und nach unsre Schwäche und Ohnmacht bewirkten, den Überlassen der römischen Curialisten auszusuchen? — Da überdies fast jedes Concilium, vorzüglich das zu Konstanz, Basel und Trident, wider die Annaten und usurpirten Reservationen der Päpste, als wider Mißbräuche, die an die Simonie gränzten, leiferten und sie verwarfen; da die größten und berühmtesten Kanonisten so wie die Kirchenväter selbst diese Reservationen verstritten; da endlich das Evangelium und die erste Kirchenzucht

Man sucht nichts davon weiß, sondern gerade das Gegentheil beweiset; — wie? sollten die Fürsten noch länger sich blauen Dunst vor die Augen mahlen lassen, ohne durch selbst bringen zu wollen? —

Zwanzigster Brief.

Ich hab Ihnen schon einige von den Ursachen entdeckt, warum die Bischöffe, wenigstens viele in den vorfliehenden Jahrhunderten sich so slavisch an den römischen Stuhl anschließen ließen. Da nun dieses Joch, das sie zeitlich tragen mußten, Ihnen ist fast zur Natur geworden, da dieses Joch überdies durch die Duldung der Fürsten gleichsam den Schein einigen Rechtes erhielt, dürfen Sie sich noch wundern, daß es in unsern Zeiten noch Bischöffe gebe, die, weil sie vielleicht mehr — *beten als studiren*; — es für wirkliche Eingriffe in die Rechte der Kirche ansehen, wenn der Monarch es zu verhindern sucht, daß seine Unterthanen nicht von der Erhaltung der römischen Kurialisten abhängen sollen?

Der Kaiser, der dies voraus sah, war also gezwungen, die neuen Bischöffe inbesondrer in Eid und Pflicht zu nehmen. Es war unschicklich, daß diese Kirchenshäupter nur dem Papste, nicht aber dem Fürsten und Staate, vom dem sie doch lebten und für dessen Wohlfarth sie wachen sollten, ihren Eid ablegten.



Eben so verhält es sich mit den bereits schon ~~fragen~~ genen, als wie mit den in der Zukunft erst zu ergehenden päpstlichen Bullen, Breven und Indulgenzen, — welche der Fürst vor deren Kundmachung erst seiner Einsicht vorzulegen befohl. Nur einen flüchtigen Blick auf das Innere dieser Verfügung, und man wird das Willge darinnen hell und deutlich entdecken.

Ersilich, man mag sich drehen und wenden wie man will, so sind diese Bullen und Breven und Indulgenzen. — doch nichts anders als Befehle. — Nun betrachte man, wer sie giebt, und wem sie gegeben werden. Rom giebt sie fremden Unterthanen. Also — ein fremder Fürst — dem Volke eines andern Fürsten. Läßt das im strengsten Verstande nicht: als wenn der König von Preussen uns befehlen wollte, wer bey unsrer Armee General werden, wie viel er ihm für dieses Decret bezahlen, — welcher von den Subalternoffizieren von der Subordination gegen seinen Regimentskommandanten eximirt werden solle, und dergleichen mehr? —

Ich weiß es wohl, man wird einwenden: der Papst ist das Oberhaupt der Kirche, er muß für die Einigkeit, die Reinigkeit, und Heiligkeit derselben wachen. — Ganz recht, er ist das Haupt der Kirche; aber nur um Schismata in derselben zu hindern, auf die Erörter der Grundsätze des Evangeliums ein wachsames Auge zu haben, und die Bischöffe der Christenheit, welche



che in dieser Wachsamkeit allensfalls lau würden, wie
zu ihrer großen Pflicht zurück zu lenken. — Aber
abgesehen hat er nie das Recht uns zu befehlen,
s ihm beliebt. —

Man hat es in vorigen Jahrhunderten gesehen, daß
Päpste mit dem Rechte ihrer Schlüssel allerley Unfug
gezerrt haben. Peters Schlüssel öffneten die Pforten
zu den größten Uebeln. Rom — mit den Schlüs-
seln in der Hand, ward der fürchterlichste Pfortner. Ich
wisse, ob die Zeitgenossen des Voids — ihren Cha-
rakter so sehr gefürchtet haben, als die Christen des mitt-
lern Alters die Himmelschlüssel der Päpste. Der
Spruch: was ihr auf Erden binden werdet ic.
ward zur Büchse der Pandora, aus der die größten Ue-
bel in der christlichen Geschichte sich über den ganzen Erd-
kreis verbreiteten. Die theologischen Rabulisten fanden
all Gelegenheit, ihn anzuwenden und geltend zu
machen.

Ich leugne zwar nicht, daß päpstliche Bullen und
Verordnungen oft viel Nützliches enthalten, welches zum Be-
nutzen der Nationen beitragen kann. Aber ich gestehe
auch weniger, daß ich es für eine der weisesten Vorsichts-
maßregeln jedes Monarchen ansehe, wenn er zu verhindern
sucht, damit nicht neben einigen guten Verfügungen
auch — unendlich zahlreichere Kleinsügigkeiten ins
Land gebracht werden. Rom kann unmöglich die Ver-



fassung, die Lage, den Zustand jedes Landes, seine Rechte, seine Freyheiten, seine Erwerbungswege, seine Gesetze so genau kennen. Rom — von den ungestümen Bitten der Supplikanten oft hintergangen, jeders ~~ist~~ aber in der Nothwendigkeit, um seine Einkünfte nicht zu schmälern, die äußerste Bereitwilligkeit gegen alle Arten von Gesuch zu bezeigen — Rom kann — auch ganz ohne seine Absicht — durch solche Bullen und Breven oft mit Einemmale die ganze Ruhe und Ordnung eines Landes umstürzen. Daß sich solche Fälle ereignet haben, beweiset die Geschichte.

Es ist also äußerst nothwendig, die richterliche Einsicht über dergleichen Verfügungen Roms, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, — ohne Ausnahme zu fordern und auch wirklich zu nehmen. Einmal, um zu verhüten, daß nicht Unordnungen im Staate entstehen, und dann, um die Ausübung der obersten Majestätsrechte ungekränkt zu erhalten, welche doch allemal nur das allgemeine Beste des Staats zum Entzwecke haben.

Es gefällt den Herren Eigenthümern solcher Decrete, Breven und Bullen freylich nicht, daß sie sogar die in vorigen Jahrhunderten erhaltenen — zur Revolution reichen müssen, wenn sie solche nicht ganz verliessen wollen. Man muß aber diese Herren bemitleiden, daß sie den Nutzen dieser Verfügung nicht einsehen. Der Staat



er erhält erstlich eine genaue Kenntniß der Verfassungen aller seiner geistlichen Unterthanen; er greift in den Stand gesetzt, die Widersprüche, durch die Länge der Zeit, theils die Bullen mit Vull selbst, theils mit den Gesetzen des Staates erregen, abzudecken; er dringt endlich in die geheimsten Ecken ein, in welchen sich so viele und unzählige Wünsche verkrochen zu haben scheinen. Nur ein Thoroffenbarer Feind seines Vaterlandes wird sich seine Hände zur Verichtigung dieses wichtigen Geschäftes zu reichen.

Ein und zwanzigster Brief.

Daß unsre ganze Nation, Mönche, Weltgeistliche, Aebte, Bischöffe, — Minister, Generale, Fürsten, Damen, Mademoisellen und Fräulein, ja die Küchenbuben — am meisten interessirte, auch in ganz Europa so zu sagen am meisten aufmerksamen und Aufsehen erregte, — war Josephs Entschluß, einige Mönchs- und Nonnenklöster aufzuheben.

Lassen Sie mich über diesen Entschluß ein Wort zum Voraus plandern. — Wer die Verfassung katholischer Länder kennt, weiß auch, daß der Pöbel



aus allen Klassen, vom Mönchsstande ganz beherrscht wird. Die Ursachen, warum der Bettelmönch diesen abergläubischen Despotismus über die Herzen der Schwachen theils zu erhalten, theils auszubreiten, und zum Wesentlichen der Religion zu machen wußte und strebte, sind bekannt. Man hielt eine Nonne für eine Creatur, die lauter Heiligkeit athme, — einen Mönch für einen Menschen? — nein, für einen Engel, der mit Strick und Kutte, Bart und Sandalien in den Himmel einfahren müsse. Dies nur zu bezweifeln, war schon Sünde. Die Lehre, daß der Priester im Weichstuhle an Gottes Statt da sitze, — wurde so weit ausgedehnt, daß man seine Heiligkeit, seine Macht im Weichstuhle, mit der Macht, mit der Heiligkeit Gottes selbst vermengte; und diese Idee wurde nach und nach so herrschend, daß man auch ausser dem Weichstuhle keinen Mönch sehen konnte, ohne sich nicht dabey den Begriff zu denken: das ist der Mann, der dir an Gottes Statt alle deine Sünden vergeben kann. Er ist der Verweser des Himmelreichs für deine Seele.

So war es denn nun natürlich, daß man alles, was nur von der entferntesten Seite einen Bezug auf die Klöster und ihre Kirchen hatte, für Heiligthum ansah; daß man jede Handlung der Mönche, die ohnehin geschickt genug waren, alles mit der Religion zu übersetzen; — für Religionshandlung hielt. Wehe dem,

der es getraugt haben würde, sich es nur merken zu lassen, daß er den hochwürdigen Herrn Kapuziner oder Minoriten nicht für einen lebendigen Heiligen schon auf dieser Erde ansehe. Ich rede aus Erfahrung. Ich war 1772 in Prag der Gefahr ausgesetzt, todt geschlagen zu werden, bloß weil ich in einer Gesellschaft die Bemerkung machte, daß es unbillig sey, die Mönche in Städten zu füttern, wo rote ohnehin Eeelsorger genug hätten, die Dörfer aber oft ohne dieselben zu lassen, die man doch für das, was die Mönche vom Staate für ihr Chorsingen zögen, — dahin verpflanzen könnte. —

Zu dieser Anhänglichkeit des Volkes an die Bettelmönche gesellen Sie noch, Freund, die Verurtheile des Aberglaubens und die wenig vernünftige Aufklärung in Religionslehren; setzen Sie diesem noch die Schwärmerien hinzu, mit der — durch allerhand listige Kunstgriffe, so manche Mönche ihre Kirchen, ihre Heiligen, ihre Tauchgürtel, ihre Bilder, ihre Andachten, und Gott weiß was sonst noch — als die einzigen, oder doch als die vortheilhaftesten zur ewigen Eeeligkeit des Volks hinzuposamen konnten, — und Sie werden mit mir gestehen müssen, daß in einem solchen Lande Mönchsklöster ansehn gleich mehr Entschlossenheit, mehr Muth und Unererschrockenheit fordert, — als an die Spitze seiner Heere hinzutreten, und Schlachten zu liefern. — Das Volk, das sich — vielleicht mit einer



Thräne im Auge — seine Wohnungen ansplündern läßt, aber den Muth nicht verliert, sich wieder neue zu bauen, — eben dieses Volk schreit mit trostlosem Achzen, laut über Antichrist und Verlust seiner Gesellschaft, wenn ihm ein Bethaus entrissen wird, das es doch so lang es da stand kaum sein ganzes Leben durch Einmal besuchte. —

So gieng es auch bey uns. Das Volk zitterte vor der Zukunft, fürchtete nun um alle seine Heiligen und Schutzpatrone zu kommen, fürchtete, nun ohne Trost, ohne geistliche Hülfe dahin sterben zu müssen, wenn diese Klöster verschwänden; die — ein gleiches Schicksal befürchtenden Mönche andrer Orden liefen unter dem Schwarm ihrer Anhänger herum, drehen die Augen gegen den Himmel, wehnten, baten das Volk in der Stille, Gott um eine glückliche Wendung des Schicksals der katholischen Kirche anzusehen, jammerten, heulten und zähnelapperten, daß es erbärmlich anzusehn war für die, die ihre ganze Seele in die Kapuze irgend eines Mönchs zum sichern Transport in den Himmel eingepackt hatten, — aber ärgerlich zu hören für die Ohren derer, die unpartheiß die Gründe für und wider abzumessen im Stande waren.

Ja, Freund, — jeder andere Fürst, — als Joseph, — würde mit wenigerem Glücke diese wichtige Reduction haben unternehmen können. Allein man kannte

kannte ihn. Die Vernünftigeren sahen in ihm den weisen Monarchen, der sich ganz für sein Volk aufopfert, — und der Aberglaube — seufzte nur in der Stille, ohne den Muth zu haben, wider die durch den letzten Verfall ganz Europens öffentlich gerechtfertigte Erschließung des Kaisers aufzutreten. Aber desto gefährlicher hätte auch das heimliche Misvergnügen so vieler tausend Enthusiasten, die alle sich den Himmel zu erörren geglaubt hätten, wenn sie in dieser Sache — als einer Sache der Religion — für das Christenthum ihr Leben aufopfert, — desto gefährlicher sage ich hätte dies Misvergnügen, das wie ein innerlicher Brand in den Eingeweiden des Staates herumwühlte, werden können, wenn nicht die Vorsicht des Monarchen jedem Ausbruche desselben vorzubeugen gewußt hätte.

Die stille und bescheidne Verfahrungsart der Publication der Aufhebung dieser Klöster, und der dem Volke vergelegte Plan trug viel dazu bey, daß keine Ausschweifungen vorfielen. Joseph hatte nur die Polizeiwache, wie Papst Pius VI. die Trabanten bey Aufhebung des Klosters zu Spoleto, gebrauchen dürfen, und das Signal zum Ausbruche der Unruhen wäre wie in Spoleto selbst gegeben worden. Da aber keinem Individuum dieser Klöster Zwang angeleget ward, da die, welche in die Welt aus freyem Willen treten wollten, ihre hinlängliche Versorgung erhielten, so gegen die in

L 1

Spoleto



Spoleto vom Papste aufgehobene Nonnen, welcher jeder in die Welt zurücktretenden Nonne nur 89 Gulden jährlich auswarf, — reichlich versorgt wurden, so mußte selbst der dummdreiste Bigot es endlich einsehen, daß es für die Religion gleichviel sey, ob diese Leute in diesem oder jenem Orden, oder ganz und gar in der Welt lebten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Diese vermeintlichen Eingriffe in die Rechte des Papstes fanden unter unserm Pöbel allenthalben Tadel und Widersacher. Selbst Seine Eminenz der Herr Cardinal Erzbischoff, von dem man doch mit allem Rechte eine genaue Kenntniß der Grenzlinie päpstlichen fürstlichen und päpstlicher Gewalt voraussetzen und erwarten durfte, signalisirte sich durch seine Vorstellung an den Kaiser wider die aufgehobenen Exemtionen. Man erstaunt, so ganz und gar nichts wissen zu wollen, was die Concilien, die Kirchenväter, die Kanonisten, und das gemeine Recht so deutlich bestimmen. Denn daß Seine Eminenz es nicht wissen sollten, wird ich nimmermehr glauben können. Doch über diesen Herrn hoff ich Sie, mein Vetter, in einem eigenen Briefe zu unterhalten. Es ist billig, daß man auf jeden Schritt solcher Männer das wachsamste Auge heftet. —

Indeß schrien die Zeloten öffentlich über Unterdrückung des Papstes und der Religion. Man hat fast jederzeit die Person des Papstes zur Sache der Religion gemacht, ohne zu bedenken, daß beides ganz verschiedene Gegenstände sind. Man kann die größte Ehrfurcht gegen die Religion haben, ohne eben gezwungen zu seyn, den Papst zu ehren, wenns sein moralischer Charakter nicht von uns fordert. Wahr ist es, da es einmal so weit gekommen ist, daß man in der Person des Papstes den Beschützer der Religion — und den Fürsten auf dem Throne zugleich erblicket, — daß zwar der Katholik in jedem Lande ihn als Primas der Kirche erkennen muß; aber nur seine eignen Unterthanen sind verpflichtet, ihn als ihren Regenten anzusehn. Kein Unterthan eines andern Monarchen hat ihm nicht Gehorsam, nicht Ehrfurcht zu erweisen, als er im allgemeinen Verstande jedem andern Fürsten, der ihm so, wie der Papst nichts zu befehlen hat, schuldig ist. Der Papst hat zwar eine doppelte Macht, die geistliche und die zeitliche. Die zeitliche, selbst in Kirchendisciplin, erstreckt sich nur über seine eignen Unterthanen als Regent. Die geistliche hingegen ist ihm nur dann auch ausser seinem Gebiete erlaubt, wenn er erblicket, daß durch die Launigkeit der Bischöfe offenbare Religionswidrige Schismen eingeführt werden. Was nicht im eigentlichsten Verstande lautes Wort Gottes ist, oder um deutlicher zu seyn, was
nicht



nicht wirklich Grundsätze des allgemeinen katholischen Katechismus sind, ist von seinen Forum ausgeschlossen, weil alles übrige nur Disciplinachen sind, welche die Fürsten mit ihren Bischöffen nach Befund der Sachen, der Zeit, der Umstände, der Lage ihrer Völker, selbst zu reguliren haben.

Christus hat uns entweder die Lehre, und Grundsätze zu unsrer ewigen Glückseligkeit, — folglich seine Religion deutlich vorgetragen, oder nicht; hat er sie deutlich vorgetragen, so brauchen wir keinen Richter, der uns Zusätze aufdringt; wir brauchen nur einen allgemeinen Richter, der darauf sieht, daß diese Grundsätze unverfälscht erhalten werden. Hat Christus die Religion nicht deutlich vorgetragen, — so ist das Kennium, welches entscheiden muß, — also solltet ihr kein einzelner Nachspruch. — Alles übrige, was nach unserm Religionsystem nicht zur Seeligkeit unumgänglich nothwendige Religionswahrheiten und Glaubensartikel enthält, gehört zur Entscheidung der Nationalkirchen, und der Jurisdiction ihrer Bischöffe. Das kanonische Recht ist also ganz und gar überflüssig. Was der Katholik glauben und thun soll in der ganzen Welt, hat Christus befohlen, — und sonst gehört nichts zum Wesentlichen der Religion. Man hat blos durch Aushülftereyen, Verdrehungen und spitzfindige Folgerungen den Sinn des neuen Bundes zum falschen Wärfel machen

klächen geduldet, mit dem die Kanonisten, wie es die Umstände forberten, paschen konnten, wie sie wollten. Das sogenannte päpstliche Recht ist ein Hirngespinnst feiler Skribenten, die unverkämmt genug waren, die zeitliche und geistliche Gewalt des Papstes zu vermengen, oder vielmehr die geistliche mißbrauchten, um dem heiligen Vater die zeitliche — unumschränkt zu verschaffen. Die Päpste gefielen sich mit dem Schwerte in der Hand oft besser, als mit ihren Schlüsseln; sie schickten daher Decretalen und Anathemen die Menge in die Welt, den Hirngespinnsten ihrer schwärmerischen Schmeichler, Ansehn, Stärke und Unschlbarkeit zu erkämpfen.

Wich wundert, daß die Kanonisten des römischen Stes ihre Verwegenheit in vorigen Zeiten nicht so weit getrieben haben uns zu befehlen, daß wir glauben sollen, die Päpste wären wie Christus, von ihren Müttern bloß durch Ueberschattung des heiligen Geistes empfangen worden; alle Päpste wären Gott-Menschen, wären zu Müttern des Menschengeschlechtes bestellt u. d. g. wie Christus selbst, da sie doch sonst alle Handlungen, alle Reden, die nur Christus als Gottmensch thun durfte und reden konnte, als Handlungen und Reden annehmen, die auf die Macht der Päpste anwendbar sind. Haben die Kanonisten nicht wirklich durch Sophismen den Spruch: Ihm (Christo) ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden, — auch auf die
Macht



Macht des Papstes anwendbar zu machen gesucht, ohne zu bedenken, daß zwischen Papst und Christus ein solcher Unterschied ist, der alle Vergleichung unmöglich macht? Wenn die Päpste alles thun sollen und dürfen, was Christus gethan hat, warum geben sie nicht dem Kaiser was des Kaisers ist? Hatte Christus Kronen? Statt des stolzen Zelters ritt er auf einer Eselin.

Die Kirchenrechte und Vorzüge der Päpste sind usurpirte Rechte und Vorzüge. Schmeichler unterstützten diese Usurpationen mit theologischen Deductionen, mit denen die päpstliche Kreaturen, sobald irgend einem derselben in Sinn kam, eine noch nie in der Kirche gebräuchliche Verfügung zu treffen, immer in Bereitschaft standen. Den Päpsten gefiel es, so wohlfeil zu Ansehn und Macht zu gelangen, und sie unterließen nichts, ihre Emisſarien als Kirchenlehrer zu erklären. Es ist betrübt, daß man dem päpstlichen Rechte keine dauerhaften Schranken gesetzt hat. Durch heilige Reliquien, Annulrete, Ablässe, Konfirmation der Bischöffe, Pallien und Hüte wußten sie das Volk wirksamer an sich zu locken, als die besten Regenten durch alle weisen Anstalten. Man hat es freylich oft gewagt, diesem Unwesen zu steuern. Allein die Päpste wußten sich so geschickt zu widersehen, daß die Fürsten nie ganz durchdringen konnten. Sie gaben sie, auch den besten Einrichtungen der Monarchen, Schär, weil ihre Revenüen dadurch ge-

schm.

Minister wurden, ohne welche sie nicht mehr im Stande waren, Bischöffe und Cardinäle, und Prälaten durch Belohnungen, oder doch durch Aussichten auf selbe in ihr Interesse zu verflechten. Alle Widersprüche der Päpste, mögen sie noch so sehr mit Religion verbrämt scheinen, sussen sich nur auf die Erhaltung ihrer Ehre, Macht und Einkünfte. Begierde nach Schätzen und Ehre leuchtet in jedem Satze ihrer gesammelten Kanonen hervor.

Die meisten der Päpste sind vom niedrigsten Pöbel auf Peters Stuhl gestiegen. Die Höhe war zu schwindlich für sie; sie waren der Macht, zu der sie gelangten, ungewohnt; es schmachtete aber ihrem Ehrgeize, und man weiß, wie übermüthig sich fast allemal der gemeine Mann betragt, wenn er volle Gewalt bekommt, nach seinem Eigendünkel zu handeln, was er will. — Unersahrenheit, Hochmuth und Kabalengeist (denn nur durch diesen gelangen die meisten zur dreysachen Krone) rissen sie zu Handlungen und Forderungen hin, über die ich mich als Katholik im Namen der meisten Päpste schäme. Nur wenige machen eine Ausnahme von dieser Bemerkung.

Der übertriebene Prunk des römischen Hofes, seine Pensionen an seine Anhänger und Pappawristen, und der Nepotismus zwangen sie, ihre Revenüen auch aus fremdem Ländern zu ziehen. Ganz Europa mußte ih-



nen ihre Prälaten, Bischöffe und Kardinäle mästen, ihre Bürger bereichern, ihre Schatzkammern füllen, Vatikaue bauen, und Leibgarden und Regimenter auf die Beine stellen helfen. Allein soll Europa dieses noch?

Die Religion Christi ist einfach, und gerade so, daß sie allen Regierungsformen und dem Glücke der Nationen anpaßt. Ein Vorzug, den keine andre hat. — Bellarmins Satz: daß der Fürst seine Regierungsart ändern müsse, wenn ein geistlicher Nutzen verhindert werde, ist daher falsch, weil die christliche Religion eben den Vorzug unter allen übrigen hat, auf alle Regierungsarten, wenn sie nur sonst nach Recht und Billigkeit gehandhabet werden, zu passen. So weit war der Christen-Christen Religion entfernt, sie mit politischen Präensionen zu durchflechten. Und seine Statthalter wollen es? —

Keine Religion in der Welt, mag sie von Schrodmethen oder Betrügern gestiftet seyn, hat die zeitliche Obergewalt über die, welche sie annahmen, den Lehrern derselben unterworfen. Und die christliche sollte diesen Fehler an sich haben?

Wenn der Fürst ein Gesetz giebt, so verbindet es nur, so weit seine Gränzen gehen. Und der Papst will, daß seine Gesetze den ganzen Erdball umfassen sollen? Religiionsgesetze sind jedem Christen heilig, — aber kann der Papst Gesetze geben, die nicht in denselben gegründet sind?

Sind

Eind sie es, so sind sie nicht von ihm, sondern Gott gab sie schon vor ihm. Sind sie nicht gegründet, warum giebt er sie, da er der pünktlichste Beobachter des Willens desjenigen seyn soll, dessen erster Diener er seyn will? Ist es nicht widersinnig, unter dem Deckmantel der Religion zu fordern, daß alle Nationen, zum Schaden ihrer eigenen Gesetze und ihrer durch dieselbe bestehenden Glückseligkeit, sich dem Statthalter Christi als Lämmer hinopfern sollen, von denen zwar der Stifter der Religion zu Petern und den Jüngern sagte, weidet sie, aber nicht scheeret sie. Wenn ich ein guter Christ bin, so kann kein Papst mir den Himmel durch keinen Dammstral verschließen; und bin ich ein Schurke, so helfen mir alle seine Indulgenzen und Auflösungen nichts. — Die blanken Dukaten des Staates helfen mir auf alle Fälle mehr.

Allen auswärtigen Handel kann der Fürst untersagen; er muß es aber auch zugleich, wenn die Produkte im Lande selbst erzielt werden, oder erzielt werden können. Rom trieb mit seinen Benefizien, Dispensationen &c. ein Monopol, das für katholische Nationen um so schädlicher ist, weil es unter der Maske der Religion zum Nachtheil derselben getrieben ward. Wie Frankreich uns Roden lieferte, um unser Geld zu haschen, so erkaufen wir Korn Pallien, und rothe Hüte &c. um das Geld aller Nationen an sich zu locken.



Verzeihen Sie mir, mein Vester, diese einzelnen hingeworfenen Rhapsodien über das verige Betragen der Päpste. Ich weiß, daß sie nicht systematisch geordnet sind. Dafür will ich Sie aber auch mit einer Stelle aus des Pereira Macht der Metropolitane über ihre Bischöffe schadloß halten.

Wie sonderbar! sagt er. Vor Gregorii VII. Zeiten waren die Kaiser Herren der Päpste. Sie machten sie, richteten sie, und strafte sie, wie Onuphrius Panvini im Leben dieses Papstes selbst erkannte. Gregor der Große schämte sich nicht, den Mauritius seinen Herrn zu nennen, und sich als seinen Unterthan zu erkennen, wie wir in vielen Briefen von ihm lesen. — Leo III. schämte sich nicht zu bekennen, daß er dem Gesetze und den Tribunalen Ludwig des Frommen unterworfen sey, wie wir es finden bey Gratian Cap. de Capitulis und in einem andern, das anfängt: *Nosli incompetenter. &c.* Andre Päpste schämten sich nicht, den Nachfolgern Karls des Großen Gehorsam und Treue zu schwören, wie Baluzius in seinen Anmerkungen über den h. Agobard p. 122 bemerkt. Wenn die Päpste an den Kaiser schrieben, so setzten sie ihre eignen Namen dem kaiserlichen nach, und gaben ihnen folgende Titel: *Domino piissimo et serenissimo victori et triumphatori filio amatori Dei et Domini nostri Iesu Christi* — Augustlo — Episco-

— *plus Servus Servorum Dei* — wie aus dem alten *Rituale* oder dem *Libro diurno* erhellet, das Garnet herausgab. Aber eben dies mag eine von den Ursachen gewesen seyn, warum Rom die erste Auflage unterdrückte, die *Lukas Holzstenius* davon machen wollte, und die er bey nahe schon geendiget hatte. Damals pflegten auch die Päpste noch in ihren *Decreten* diese Zeitbestimmung zu gebrauchen: *Imperante Carolo Domino nostro*, wie *Guicciardini* in seiner Abhandlung *de Origine potestatis Saecularis in Romana Ecclesia* bey *Goldast T. III.* bemerkt. Nach *Gregor VII.* aber wollen die Päpste Herren über die Kaiser seyn, diese sollen jenen, als Vasallen ihren Herrn, den Leheneid leisten, und das Reich als ein Lehen des apostolischen Stuhls erkennen. Ja *Adrian VI.* war von dieser Eitelkeit so sehr eingenommen, daß er es als einen unerträglichen Stolz schalt, als *Friedrich I.* in dem Briefen an den Papst seinen eigenen Namen zuerst setzte, und bey einer öffentlichen Feierlichkeit sich nicht dem rechten, sondern linken Steigbügel näherte, als der Papst zu Pferde stieg. *

„Das *Cap. Solitae de major. et obed.* ist ein langer Discours, in welchem *Innocentius* die Erhabenheit des Priesterthums vor der weltlichen Macht zu erweisen sich bemühet. Er schließt daraus, dem Papste steht zu, zu befehlen, dem Kaiser, zu gehorchen.



Dies ist gerade das Gegentheil von dem, was uns Christus einschärfte, wenn er sagt, die weltlichen Könige herrschen, ihr aber nicht also. Innocentius führt aus dem ersten Buch Moses den Text an, Gott habe zwey Lichter gemacht, und daraus schließt er, so wie der Mond seinen Schein von der Sonne hat, so komme auch alle Macht der weltlichen Fürsten vom Papste her. Wenigstens gründete Bonifacius VIII. auf diese Allegorie des Innocentius, seine Rechte auf das Reich und auf alle Fürstenthümer der Erde, und seine Gewalt die Königreiche zu nehmen, wem und wann es ihm beliebe. —

Wenn das nicht Charlatanerien behaupten heißt, so gestehe ich, daß ich die größten Narheiten noch als Thaten der Weisen erkennen mußte. —

Drey und zwanzigster Brief.

Nach diesen vorausgeschickten Nachrichten, mein schätzbarster Freund, lassen Sie mich einen beplaudigten Versuch wagen, wie viel Rom durch die neuen Einrichtungen unsers Kaisers verliert, mithin, wie viel jährlich am Gelde mehr im Lande zum Kreislaufe zurückbleibt.

Durch die Einsetzung der Bischöffe in ihre alten Rechte hören also alle Recourse nach Rom auf. Sie haben schon aus einem meiner vorhergehenden Briefe gesehen, wie viel Venedig an Rom bezahlt hatte. Alle
die.

diese Rubelken unter welchen die Datarie Geld zu empfangen wüßte, hören also auf. In zehn Jahren zahlte Venedig 2,760,164 Scudi, also fürs Jahr 276,016 Scudi. Unfre Population ist zehnmal stärker als die Population von Venedig; es ist billig, daß wir also diese Summe auch zehnmal erhöhen, welche 2,760,164 Scudi oder 6,762,633 Gulden betragen wird.

Wenn wir zu dieser Summe noch die durch den Nexum der Orden mit ihren Ordensgeneralen, bereits in einem der vorhergehenden Briefe bestimmte Summe von 3,049.840 Dukaten oder zu 4 fl. 18 *r. 12,114,312 Gulden, welche igt Rom ebenfalls entbehren muß, hinzu setzen, so beträgt die Totalsumme jährlich 18,876,947 Gulden. Ich glaube daß schon dieses Quantum erheblich genug ist, zu bekennen, der Kaiser habe die für das innre Wohl seines Landes schicklichste Vorkehrung auch dadurch getroffen, daß er so viele Millionen in seinem Staate zurück zu halten sucht.

Da aber noch überdies die Majestätsrechte in diesem Punkte, durch Concilien und Kirchenväter nicht nur gesichert, sondern selbst nach dem Erforderniß seiner Länder zu diesen Schritten aufgefördert werden, — sollen wir ihm unsern vollen Beyfall wohl versagen können? Nur scheinheilige Phariseer werden darüber Trauerlieder anstimmen.



So beträchtlich auch diese Summe an und für sich schon ist, so ist es doch ausgemacht, daß sie noch ungleich höher anwachsen würde, wenn man alle Posten, die nach Rom gehen, specificiren könnte. Denn Sie sehen, Freund, daß ich hier noch nicht einmal die Annaten der lombardischen Bischöffe in Anschlag gebracht habe; anderer Gegenstände noch zu schweigen. —

Rom kann solche erhebliche Verluste freylich nicht ohne Gegenversuche ertragen. Daher kommen auch die römischen Protestationen. So sehr diese Veränderungen lange schon zu wünschen waren, so ist es doch zu bedauern, daß diese Epoche nicht einen Sixtus, Gregor oder Alexander — sondern eben einen der edelsten Päpste Pius VI. getroffen hat. Doch einmal muß der Anfang gemacht werden.

Dieser Papst, wirklich einer der verehrungswürdigsten, die auf Peters Stuhl saßen, verdient, daß ich Ihnen einen kurzen Abriss seines Lebens gebe. —

In dem langwierigen Konclave nach Ganganellis Tode ward er den 14ten Februar 1775 zum Papst erwählt. — Seine vorhergehenden Lebensumstände sind ganz einfach. Den 27sten December 1717 ward er in Cesena von einer alten und edlen Familie der Braschi geboren. Er studirte in Rom, und schon im Jahre 1753 nahm ihn der Cardinal Thomas Ruffo als Auditor zu sich; bald darauf ward er geheimer Kämmerling

Benedicts XIV. Da seine bestimmte Brant plötzlich starb, widmete er sich ganz dem geistlichen Stande. Benedict XIV. verlieh ihm darauf ein Kanonikat bey der Peterskirche, Clemens XIII. das Auditoriat und die Protection über die Kirche der römischen Gastwirthe. Im Jahre 1766 erhielt er unter Clemens XIV. die Schatzmeisterstelle der apostolischen Kammer. Als Schatzmeister war er unermüdet und fleißig, den Nutzen der apostolischen Kammer durch kluge Oekonomie zu befördern. Er wurde endlich den 26sten April 1773 Cardinal, und drey Tage darauf erhielt er den rothen Hut und den Priestertitel St. Cypriani, welchem bald die — obwohl mittelmäßige Abtey Subiaco zum Geschenke von Clemens XIV. nachfolgte. Von dieser Zeit an kam er fast niemol mehr zum Papst Clemens XIV. Er mußte sogar von ihm im Consistorio das verdrüssliche Compliment verschlucken: *Voglio fatti, non paralo*, Thaten will ich, keine Worte. Der Herzog von Toscana hat sich am meisten bey den bourbonischen Höfen für Braschi während des Konklave verwendet.

Braschi ward Papst. Er schien es vorher zu sehen, daß seine Regierung mit Kummer und Verdrüsslichkeiten durchweht seyn würde. Er sagte zu den Cardinälen: *Ihre Versammlung ist also geendiget? Aber Welch eine unglückliche Endigung für mich!* —



Die ersten Verdrüsslichkeiten, welche den edlen Braschi mit den politischen Höfen in Zwistigkeiten verwickelten, entstanden aus der bis izt noch zu sichtbaren — Anhänglichkeit an die Jesuiten. Ich kann mich nicht enthalten über diesen Orden einige Bemerkungen herzusetzen.

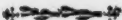
Die Ursache, warum die Jesuiten endlich mit Strunk und Stiel aus so vielen gut und ächt katholischen Staaten verbannet wurden, bin ich zu kurzfristig einzusehen. — Kabalen aber, und bloßer Verfolgungsgeist, wie die Jesuiten und ihre Anhänger noch izt behaupten, können doch unmöglich an den weltlichen Höfen ihren Umsturz allein bewirkt haben. Man hat es aus der Geschichte ihres Ordens gesehn, daß sie durch Kabalen und Verfolgungsgränze allenthalben das Uebergewicht erfochten hatten. Es müssen also wesentliche Ursachen daliegen, welche die Zernichtung der Jesuiten nach sich zogen.

Ich schicke gleich hier die Bemerkung voraus, daß ich nie den einzelnen Jesuiten für den räufevollen Mann erkläre, sondern die Gesellschaft im Ganzen. Die wenigsten waren in die innersten Geheimnisse ihres Ordens recipirt. Alle übrigen wurden durch tausenderley Kunstgriffe als Räder einer einzigen Maschine gebraucht, ohne daß sie wußten: warum sie eben so und nicht anders handeln durften. Sie glichen einer Armee,

an deren Spitze der kommandirende General Plane entwirft und ausführt, ohne daß der gemeine Soldat dieselben einseht.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Klagen, welche fast ganz Europa, unterstützt von den einsichtsvollesten Ministern, öffentlichen Staatskollegien und Universitäten, über sie ausstieß, nur aus der Lust gegriffen seyn sollten. Möchten doch die bourbonischen Höfe die über die Jesuiten aufgestellten gerichtlichen Akten der Welt mittheilen, um doch einmal der Jesuiten-Finesse ein Ende zu machen, mit der sie ihre ganze Aushebungs geschichte — blos dem Verfolgungsgeiste dieser Höfe zuschreiben!

Wahr ist es, wenn man einige ihrer Schriftsteller zur Hand nimmt, so geräth man auf die Vermuthung, daß ihre schädlichen Grundsätze, die sie in manchem Lande vortrugen, nicht wenig zu ihrem Sturze beygetragen haben. Salermo ein Jesuit schreibt: „Alle Macht, welche die Priester des alten Bundes nur figurlich hatten, ruht izt viel kräftiger auf den Priestern des neuen Testaments, und erstreckt sich über die Person und Güter der Könige. Izkann der Bischoff zu Rom als Nachfolger des heiligen Peters zum Vesteu seiner Heerde, wenn er keine andern Mittel in seinen Händen hat, durch ein Wort ihnen das Leben nehmen lassen, wenn er nur nicht selbst Hand
W 1 anlegt.



änlegt. Er kann sogar mit Ketzern und Irrgläubigen Krieg führen, und sie durch katholische Fürsten tödten lassen; — “

„In weltlichen Dingen hat Gott nur dem heiligen Peter und dessen Nachfolgern ein mittelbares Eigenthumsrecht gegeben, über alle weltliche Königreiche und Herrschaften der Welt, vermöge welches Rechts der Papst, wenn es der Ruhm Christi und der Nutzen der Kirche erforderte, dieselben verändern, umtauschen und veräußern könnte.“

Die kühnen Sätze Bellarmins, welche — nur unter einer überzuckerten Wendung — eben dasselbe behaupten; hat unter vielen andern auch Barclai schon im vorigen Jahrhunderte standhaft und gründlich widerlegt.

Eben so kühn raisonnirt Molina. „Der Papst kann, wenn es der übernatürliche Zweck fordert, die Könige absetzen, und sie ihres Reiches entsetzen. Er kann auch richten über die Streitigkeiten, welche sie unter sich über weltliche Handel haben, ihre Gesetze und ihre Verordnungen nichtig machen.“ — „Der Papst hat ein thätliches und zwingendes Recht über die Könige, ihnen sogar die Krone zu entreißen, wenn er eine Ursache darzu findet.“ — Die Gewalt des Papsts erstreckt sich dahin, die Könige sogar durch zeitliche Strafen, und durch die Absetzung zu zwingen, wenn es nöthig ist: c. Ja, diese

Diese Gewalt der Kirche ist nothwendiger in Betracht der Könige, als ihrer Unterthanen; — der Papst kann sogar die Unterthanen von dem Eide der Treue losprechen. — Es ist einem Privatmann erlaubt einen Tyrannen zu tödten, unter dem Titel der Vertheidigung. Denn wenn gleich der Staat dies nicht befiehlt, so soll man doch voraussetzen, er verlange es, daß jeder Bürger insbesondere, und auch ein Fremder ihn vertheidige. Wenn daher der Staat nicht anders vertheidiget werden kann, als durch den Tod des Tyrannen, so ist es dem ersten, dem besten erlaubt, ihn zu ermorden. — Jacob Element begieng eine wahrhaftig edle bewundernswürdige, merkwürdige That. — (NB. er brachte den König um.) — Jeder Privatmann hat dasselbe Recht wie Jacob Element, wer nur Muth genug hat, es zu unternehmen. * —

„Wer schaudert nicht zurück bey solchen satanischen Grundsätzen? * sagt Maier hierüber. Sollte man es glauben, daß sie die Frechheit haben konnten, dergleichen öffentlich zu lehren? Den Mord nach Erstemen rechtfertigen, ist ärger als Morden. Der Meuchelmörder bewafnet nur Einen Arm, derjenige aber, der solche Sätze prediget, bewafnet die Fanatiker aller Nationen.

Solche Sätze, und die von den Gerichtsstellen so vieler Nationen wider sie aufgefundenen Zeugnisse muß, von natürlicherwelse Haß und Abscheu gegen sie erregen.

Man



Man kann kaum, auch bey dem größten Phlegma, ihre Geschichte durchlesen, ohne auf das äußerste ausgebracht zu werden. Es ist wahr, nur wenige des Ordens wußten um die innere Geheimnisse, — allein beweist dies wider die Schädlichkeit des Ganzen deshalb weniger? — Bey Aufhebung des Ordens war nicht von der Strafbarkeit, von den Verbrechen einzelner Glieder desselben die Rede, die Rede war blos von der erwiesenen Nothwendigkeit die Verbrechen des Ganzen zu zerstören.

Maier, der doch selbst Jesuit war, brachte einige Hauptverbrechen in Anzug; vielleicht thu ich Ihnen einen Gefallen, wenn ich sie Ihnen mittheile.

Im Jahr 1547 wurde der Jesuit Bobadilla aus Deutschland verjagt, weil er gegen den Staat geschrieben hatte.

1560 wurde Gonzales Silveira in Monemotapa als portugiesischer und jesuitischer Spion gehängt.

1578 wurden alle Jesuiten aus Antwerpen verbannt, weil sie sich den Friedens-Unterhandlungen widersetzen.

1581 wurden Campian, Ekerwin und Briant zum Tode verurtheilt, weil sie einen Aufruhr gegen die Königin Elisabeth von England erregt hatten. Während der Regierung dieser Königin hat man fünf Verschwörungen der Jesuiten gegen ihr Leben entdeckt.

1588 heften sie die Ligue gegen Heinrich den Dritten in Frankreich auf.

1593, bewog der Jesuit Barode den Barriere den Dolsch gegen den besten König zu suchen.

1594 jagte man die Jesuiten aus Frankreich, weil sie Theil an Jehann Chateaus meuchelmörderischen Unternehmungen hatten.

1595 redete der Jesult Guignard in seinen Schriften der Ermordung Heinrich IV. das Wort, wurde aber gefangen, und zum Richtplatz geführt.

1597 hielt man die Congregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu rathschlagen, bey welcher Gelegenheit ihnen Clemens VIII. öffentlich vorwarf, daß sie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598 bestochen sie einen Bösewicht, reichten ihm mit einer Hand das Sakrament, und mit der andern den Dolsch, und reichten ihn, den Prinzen Moritz von Nassau umzubringen, worauf sie aus Holland vertrieben wurden.

1604 hatten sie es der Huld des Kardinals Friedrich Baromeus zu danken, daß sie nur aus dem Collegium de Braida versagt, und nicht zum Scheiterhaufen verdammt wurden.

1605 wurden Olbecorn und Garnet als Anstifter der Pulververschwörung in England hingerichtet; auch zwangen sie den Staat von Venedig, sie als Rebellen aus Stadt und Land zu versagen.



1610 ermordete Navailles Heinrich IV. in Frankreich. Man hatte die Jesuiten in Verdacht, seine Hand bey dieser Schandthat geleitet zu haben. Um diesen Verdacht zu bestärken, ließ Mariana noch in demselben Jahre seine Meynung über Entsetzung der Fürsten, und Lob des Königsmordes, drucken.

1618 wurden die Jesuiten aus Böhmen vertrieben, weil sie Störer der öffentlichen Ruhe waren, das Volk gegen die Obrigkeit empörten, die Welt mit ihrer gefährlichen Lehre von Unfehlbarkeit und unumschränkten Gewalt des Papstes ansteckten, — und endlich auf allerley Wegen den Saamen der Zwietracht unter die Glieder des Staats austreueten.

1619 schaffte man sie aus gleichen Ursachen aus Mähren weg.

1631 empörten sie durch ihre Rabalen Japan, und goßen Ströme Bluts über das ganze Reich her.

1641 erregten sie in Europa den elenden Zank über den Jansenismus, der so viele ehrliche Fanatiker Ruhe und Glück gekostet hat.

1643 verbannte man sie, ihrer Laster und Habsucht wegen, aus Malta.

1646 spielten sie in Sevilla einen Dankerott, der viele Familien ins Elend stürzte; solche Kunststückchen haben sie oft wiederholt.

1709 zerstörte ihre niederträchtige Eifersucht Port-Royal, Todte wurden aufgefunden, Mauern niedergeworfen.

1713 wirkten sie sich in Rom jene Bulle Unigenitus aus, die ihnen zum Vorwand gedienet hat, so viel Unglück zu stiften, wehin billig 80000 lettres de cachet zu rechnen sind, welche sie in Frankreich, während der gelindesten Regierung, gegen die redlichsten Leute ausgewirkt haben. — In eben dem Jahre wagte es der Jesuit Januery in einer Geschichte seines Ordens die Königsmörder unter die Märtyrer zu zählen.

1723 weiß Peter der Große für seine Person und die Ruhe seiner Staaten keine bessere Sicherheit zu finden, als daß er die Jesuiten verbannt.

1728 verwandelte Vertinier die Geschichtsbücher Moskau in einen Roman, und läßt die Patriarchen die größten Fabeln reden.

1730 sagt der schändliche Tournemine in Caen öffentlich, in einer christlichen Kirche auf der Kanzel: er halte die Bibel nicht für Gottes Wort. Um dieselbe Zeit sangt auch Harduin an, seinen lächerlichen und gottlosen Scepticismus zu lehren.

1731 entzieht man durch Ansehen und Geld den verurtheilten Betrüger Girard der wohlverdienten Strafe.

1743 gründete der schamlose Benzy in Italien die Secte der Mamillaren.



1745 lästert Pion die Sakramente der Buße und des Abendmals, und wirft das heilige Brod den Hunden vor.

1755 führten die Jesuiten in Paraguay die Einwohner dieses Landes zu einer Schlacht gegen ihren rechtmäßigen Herrn an.

1757 wagt ein Bösewicht einen Angriff auf das Leben Ludwig des XV. Dieser Mensch war bey den Jesuiten aufgezogen, wurde von ihnen geschützt, und in ihren Geschäften gebraucht. In demselben Jahre wird einer ihrer Schriftsteller, welcher dem Königsmorde das Wort redet, neu aufgelegt, folglich beobachten sie diese Aufführung wie im Jahr 1610, auch bey dieser Gelegenheit.

1758. geschah der Meuchelmord des Königs von Portugal, unter Anführung der Jesuiten Malagrida, Mathes und Alexander.

1759 wurden sie alle aus Portugal vertrieben.

1761 war die Epoche in Frankreich, wo, nachdem die Jesuiten den Handel von Martinique an sich gezogen, und so viel Leute unglücklich gemacht hatten, der große Bankrott, und des Pfaffen La Valette Aufführung ihre Verbannung aus Frankreich beschleunigte.“

So ärgerlich auch diese Jesuiterhandlungen sind, und so sehr man auch zur Ehre der Menschheit wünschen möchte, daß sie nur Erdichtungen wären, so muß ich

Sie doch versichern, Freund, daß diese und noch ungleich nachtheiliger. Brandmale die Existenz des Ordens schänden, die man alle längst schon durch gerichtliche Urkunden erwiesen hat. Glauben Sie aber nicht, daß die Jesuiten die einzigen waren, deren Köpfe zu solchen Unternehmungen fähig waren. Jeder andre Orden, hätte er nur Gelegenheit dazu gehabt, würde eben dasselbe gethan haben. Warum es die Jesuiten darinn am weitesten brachten, war die Verfassung ihres innern Ordens selbst — Ursache. Einzeln betrachtet, bemitleide ich jedes rechtschaffne Mitglied desselben, — den Orden selbst aber? — Anathema sey ihm.

Clemens XIV. durch die zu laut gewordene Klagen aller weltlichen Höfe aufgesordert, hob also ihren Orden auf. Man sollte gedacht haben, daß diese Gesellschaft den pünktlichsten Gehorsam gegen die Befehle des Papstes leisten würde. Allein sie bewies auch hier ihre alte Maxime. Befahl der Fürst ihnen was, so stunden sie unter Papst und Bischoff, befahl ihnen der Bischoff, so hatte nur der Papst zu entscheiden, und befahl ihm dieser was, so waren sie Unterthanen, die unter weltlichen Fürsten stunden. So wußten sie sich nach Zeit und Umständen der Verbindlichkeit jedes Befehles zu entziehen.

Eben dies beobachteten sie auch bey ihrer Aufhebung. Zwar in den bekannten Provinzen Europens leisteten sie



Sicherlich, oder vielmehr, mußten ihn leisten. Die Fürsten selbst drängen darauf. Allein sie wollten doch die Hoffnung, in Zukunft wieder einmal neu anzuleben, nicht ganz aufgeben. Sie wählten sich Gegenden, die dem aufmerksamen Auge des Philosophen so zu sagen entrückt sind. Sie ließen sich herab, dem Kaiser in Peking Hofnarren und Speichellecker abzugeben, nur, um seinen Schutz zu erhalten. Selbst in Polog und Mohilow wußten sie den Bischoff so zu gewinnen, daß er es bey der russischen Kaiserin dahin brachte, daß die Jesuiten nicht nur allein schon fünf Collegien, sondern auch ihr Noviziat und ihren Provinzial ganz nach ihren alten Instituten erhalten haben. Dieser Provinzial stellt ihr General vor. Man bemerkt sie um so weniger, da diese Gegend wenig besucht, und bekannt ist. Man sieht, daß sie den Plan zu ihrer Fortdauer sehr geschickt angelegt haben.

Woher ich diese Nachricht habe, fragen Sie mich? — Herr Konsistorialrath Bäsching in Berlin zeigte mir selbst einige Briefe, die er aus Rußland über diesen Punkt erhalten hatte. Auch in Wien schloß ich einigen Jesuiten durch mein Bedauern über ihre Aufhebung den Mund zum Bekenntniß dieses Geheimnisses auf. —

Freilich, Freund, muß sich der Katholik ärgern, wenn er sieht, wie doch des römischen Stuhls erste —

fast abgöttischsten Verehrer gerade diejenigen sind, die sich in ihren Handlungen am wenigsten gehorsam gegen ihn bezeugen. Der Papst hob mit Einverständniß und auf das dringendste Verlangen aller katholischen Höfe dies gefährliche Institut auf; er excommunicirte jene sogar, welche dieser Aufhebung ohngeachtet den Orden beibehielten. — Allein in der Bulle steht, die Bischöfe sollen diese Bulle mit Einverständniß der weltlichen Fürsten publiciren. Daraus ziehen die Herren Jesuiten den Schluß, wo der Fürst uns nicht entlassen will, sind wir nicht aufgehoben. Wir sind Unterthanen des Fürsten, wir müssen also nur ihm in diesem Punkt gehorchen. — Sehr spitzfindig. Müssen sie dem Fürsten gehorchen, warum stützten sie sich denn bey jeder Gelegenheit auf die Breven der Päpste, denen sie Gehorsam schuldig zu seyn behaupteten, wenn der Fürst Verfügungen mit ihnen treffen wollte? — Es ist bekannt, daß Clemens XIV. durch diesen Zusatz nur die Majestätsrechte der Höfe in Sicherheit setzen wollte; daß die Bischöfe deshalb mit Einverständniß der weltlichen Fürsten bey der Aufhebung zu Werke gehn sollten, weil jeder Fürst das Recht hatte, mit dem aufgehobenen Orden, den Gütern, Kirchen und Gliedern desselben eine Verfügung zu treffen, welche er seinem Lande am zuträglichsten hielt. Es wäre tollbreist gewesen in Rom eine Gesellschaft zu annulliren, bevor die Fürsten Ver-



Lehrungen getroffen haben würden, was sie mit den
 Erbkönigen machen wollten. Nur niederträchtiger Eopli-
 stengeist kann in dieser Clausel die Ausnahme finden,
 welche die Jesuiten berechtigen soll, dem Befehle des
 Papstes nicht gehorchen zu dürfen. Wären ihre In-
 stitute ehrlich und gottesfürchtig, so würden die, welche
 sie bekennen haben, die Fürsten selbst gebeten haben, ih-
 nen zu erlauben, daß sie sich als gehorsame Kinder der
 Kirche bezeigen dürften, auch in jenen Gegenden, wo
 unkatholische Fürsten sie aus Privatabsichten bezu-
 halten, entschlossen waren. — Aber so thaten sie ge-
 rade das Gegentheil, und bewiesen, daß das Institut
 den Mänkegeist noch nicht aufgegeben habe. — O
 Fürsten! die ihr sie jetzt noch — als Gesellschaft unter-
 stützt, laßt euch doch durch die Geschichte dieses Ordens,
 der Königsmörder nährte, den Königsmord bockte, und
 eine halbe Welt mit Graus überschüttet hat, —
 laßt euch warnen, nicht neue Mattern in dem Schooße
 eurer Staaten aufzuziehen? Doch, Freund, ich hoffe
 über dieses Kapitel bey einer künftigen Veranlassung —
 ausführlicher, als es in meinen Briefen seyn kann, zu
 handeln.

Vier und zwanzigster Brief.

Pius VI. ließ gleich bey dem Antritt seiner Regierung
 sehr viel Gefälligkeit gegen die Jesuiten blicken. Der
 größte



größte Theil des Kardinalkollegiums war für dieselben; er war also gezwungen mehr Nachsicht gegen sie als sein ewig unvergeßlicher Vorgänger zu zeigen. Die verigen Kardinäle wurden von der Untersuchung ihrer Angelegenheiten unter dem Verwande der Partheylichkeit eingesetzt, und neue dafür gewählt; allein man nahm bey dieser Wahl vorzüglich dahin Rücksicht, daß diese neuen Richter — die erklärtesten, und anhänglichsten Feinde der Jesuiten waren. Die Kardinäle der auswärtigen Höfe, Migazzi, Lanze, Solja und Bernis wurden zwar ebenfalls zur Kongregation über ihre Angelegenheiten gezogen; denn Pius wollte dadurch den Verdacht der Partheylichkeit vermeiden, da er diesen Ministern Gelegenheit gab, sich von der wahren Lage der Sachen selbst zu unterrichten; allein, da diese Kardinäle, Bernis ausgenommen, bald nach ihren Höfen zurückkehren mußten, so sieht man die Binsen wohl ein. Der Criminalrichter Bartholomäus Andreotti mußte dem Papst einen Bericht über die Jesuiten absetzen, — allein dieser Bericht war ihnen nicht günstig, Pius VI. hing demohngeachtet an, sie besser zu behandeln. Da er sie selbst erhalten mußte, so stand ihm dies allemal frey. Aber Rezzonico — ihr Bufenfreund, von welchem der Abt Berni öffentlich in die Zeitung setzen ließ, daß er Clemens XIV. wegen Aufhebung der Jesuiten vergiftet habe, — hätte nicht die



Oberaufsicht über diese Untersuchung erhalten sollten. Die ganze Sache war nun in den Händen der Cardinäle Correggiani und Rezzonico. Man sieht die vortreffliche Parthenlichkeit für die Jesuiten aus diesen Anstalten zu deutlich. Aber er zog sich auch dadurch Verdrüsslichkeiten auf den Hals, die er hätte vermeiden können. Die Bourbonischen Höfe machten ernstliche Vorstellungen, drohten das Einverständniß mit Rom ganz aufzuheben, wenn Pius VI. das Suppressionsbrevé der Jesuiten nicht bestätigte. Der Schritt, den Vetter des Vizegeneral Ricci — den Cardinal Correggiani zugleich zum Oberaufseher in der Sache der Jesuiten zu ernennen, — war allerdings sehr auffallend. Nach manchen Vorangeschritten für sie günstigen Vorboten, ließ Pius VI. den 23ten Januar 1778 ein päpstliches Mandat ergehen, worinn verboten ward, wegen Aufhebung der Jesuiten etwas zu schreiben. Es ist sonderbar, daß man so viele Umstände mit einem Instante machte, das wegen des schon erwiesenen Schadens aufgehoben war. — Man soll nicht wider das Instante schreiben, aber die Verleumder desselben haben freye Hand, ihre Verleumdungen auszustreuen, sich Anhänger zu sammeln, und in den entferntesten Weltgegenden ihren Orden ungehindert fortzusetzen?

Die von der Engelsburg endlich losgelassenen Jesuitenträpplenden, mußten den Eid abschwören: Sich

allen



den Befehlen des heiligen Stuhls ohne Widersteh
zu unterwerfen; und unter diesen das clementi
sche Aufhebungsbreve ausdrücklich, als das un
tersprechlichste Kirchengesetz anzunehmen; zu
obeyn; nichts zu sprechen; zu schreiben, zu ra
thn, zu unternehmen, das diesem Gehorsam zur
der wäre, und alles zu misbilligen und zu ver
messen; was durch sie selbst bisher dawider ge
thun seyn möchte; zu bekennen, daß der Orden
wie alle Würden desselben völlig verfallen sey,
und daß sie nie den Namen oder die Verurtheilung
eines Abkennigten desselben tragen wollten. —
So hat selbst Pius VI. ohngeachtet er der Jesuiten er
ster Freund war; ohngeachtet er alles versuchte, sie zu
erhalten, ohngeachtet er den Proceß, so zu sagen, unter
seinen Augen erneuern — aber duldender einleiten
lassen mußte, daß das Institut gefährlich und
schädlich war. Würde er sonst diesen Eid den Abkennigten
erfordern haben? — Auch der König von Preussen
erlangte endlich seine Einwilligung zur Aufhebung der Jesu
iten in seinen Landen. Den 20. Februar 1776 wurde ihnen
öffentlich diese königliche Willensmeinung angedeutet;
am 1ten September 1779 kündigte der König vol
kommen seinen Entschluß an, die preussischen Jesuiten,
erklärte, daß er ihr Institut ganz aufrecht gehalten
wolle. Glücklicher für sie war der Entschluß der
russischen

rußischen Kaiserin zu Anfang des Jahres 1777, die durch den Gouverneur Grafen von Czernischew, dem Vater Rector des Kollegiums zu Polocz, P. Czernikowiz die Versicherung geben ließ, das Institut bezubehalten. Hierüber hab ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe etwas weitläufige geschrieben.

Lächerlich aber sind die Lügen des Jesuiten P. Bourgeois, der in Peking beym Kaiser Kinn-Long in so großem Ansehn stehn soll. Bourgeois will uns weismachen, der Kaiser habe ihm und seinen übrigen Collegen die Erlaubniß ertheilt, das Christenthum öffentlich zu predigen und jeden, ausser den Kindern der Mandarinen, taufen zu dürfen. Was doch die Jesuiten für Albernheiten in die Welt streuen! Würde man nicht laut auslachen müssen, wenn man sagen hörte, der König von Spanien habe kürzlich einem schizistischen Rutzkuss des großen Lama in Madrid die Erlaubniß ertheilet, den Gottesdienst das Lama öffentlich zu lehren, um seine Religiösen allen — den Kindern der Grands d'Espagne ausgenommen — aufzudringen? — Und doch war dies Märchen um kein Haar abentheuerlicher als die Lüge des P. Bourgeois et Consorten.

Theils durch so viele neue Entdeckungen, welche Pius VI. von den Jesuiten machte, theils durch das wachsame Auge, welches die bourbonischen Höfe auf die Exjesuiten warfen, ward endlich der Papst gezwun-

gen,

elster Neigung gegen sie einige Schranken zu setzen.
 der Himmel Rußland und Preussen ließen sich
 den scheinbaren Vorwand der Kindererziehung zu
 wünschen, damit in der Folge ihre Nachkommen
 Ursache hätten, diese Unterstützung zu bereuen.
 Ich gesteh's Ihnen offenherzig, Freund, ich kannte
 Jesuitismus nicht ansehn. Ich habe viele
 Hassne, brave Jesuiten kennen gelernt; die ich
 und verehrte, — aber sie waren doch nicht ei-
 che Jesuiten. Zweck, geheime Absicht, Maschi-
 ng des ganzen Uhrwerks war ihnen verborgen; nicht
 eprüfstein wurden zu diesen Mysterien zugelass-
 — aber sobald sie auch zu diesen Mysterien zuge-
 waren, so verschwand — der ehrliche Mann
 ganz. — Es ist also Thorheit, wenn man die-
 en mit dem Jesuitismus verwechselt. Es ist eben-
 nöthig, daß die Glieder dieser Gesellschaft Verbre-
 waren, — Thum: daß ihr Institut ein Verbrechen
 war. Man konnte das Institut aufheben, ohne
 in Recht zu haben die Glieder desselben zu strafen;
 enlasten haben gesündigt.

Der Midakmäßige Professor in Augsburg, der
 Jesuiten aufgeführte Geschichte des Processes über-
 drucken ließ, weiß wahrhaftig nicht, was ihm die-
 ten zum Drucke überschicket hatten. Er würde
 den Ricci nicht als einen Märtyrer, und den



Ganganelli nicht als einen. — dreisten Tyrann gesteht
 dert haben. — Hat denn das kurzichtige Professorthen,
 dessen Namen ich nicht nennen will, um ihn nicht einmal
 der Unsterblichkeit eines Herosirats zu würdigen, —
 hat denn dieses Männchen vergessen, zu überlegen, daß
 die Gerichtsstellen der klageführenden Höfe durch ihre ei-
 gene Akten die Prozesse wider die Jesuiten oder ihren
 Orden vielmehr lange vorher schon beurkundet haben?
 Glaubt er denn, daß alle Leute auch nur Eiter im Hirn
 haben, und nicht wissen sollten, daß der Orden aufgehoben
 werden konnte, ohne Prozesse in Rom wider sie zu
 führen? Die bösen Handlungen des Ordens, und die Bey-
 weggänge, warum die Höfe auf dessen Aufhebung
 drangen, wurden vorgelegt, und da sie — evident be-
 wiesen waren, so waren sie hinlänglich den Orden aufzu-
 heben. — Nun hätte bey dieser Aufhebung eben kein
 einziger Jesuit besonders inquirirt werden dürfen;
 wenn nicht das große Nisi dabey gewesen wäre, daß
 noch viele von ihnen existirten, welche Theil an diesen
 oder jenen Unordnungen hatten, weswegen man sie auf-
 hob. Clemens der XIV. mußte diese also arretiren
 lassen; aber sie wurden nicht arretirt, um zu untersuchen,
 ob der Orden aufgehoben werden sollte. Darüber war
 das übereinstimmige Begehren von ganz Europa ent-
 scheidend genug. Die Patres, die Assistenten und
 Ricci, der tollste, dreiste und oft auch der unver-
 schäm-

Schämteste aller Jesuitengenerale, wurden auf die Engelsburg gesperrt, um zu untersuchen, ob die Verbrechen, die man ihnen insbesondere zur Last legte, gegründet wären, und dann nach Befund der besondern Straffälligkeit — sie auch besonders zu bestrafen. Die Aufhebung ihres Ordens war für diese Männer nicht als Strafe anzusehen, — die nach ihrer Aufhebung über sie bestellte Kongregation sollte erst bestimmen, welche Strafe sie besonders verdienet hätten. Diese Sache verhält sich ohngefähr so. Der König von Preussen hob den Orden der Advokaten in seinen Staaten auf, weil er durch Erfahrung und Berichte seiner Minister überführt wurde, daß die Advokaturen — der Justizpflege seiner Länder wirklich schädlich sind. Er lies aber manchen der Exadvokaten nachher scharf inquiren, weil Besondere Klagen wider diesen oder jenen vorgebracht wurden. Müßte man den Mann nicht einen Narren nennen, welcher man sagen wollte, der König hätte diese Prozesse wider die Advokaten vorher veranstalten sollen, weil es die offenbareste Ungerechtigkeit sey, einen ganzen Orden vorher zu strafen, und nach der ausgesprochenen Strafe, die Verbrechen desselben erst untersuchen zu lassen? Eben dies Verhältniß hat es mit dem Augsburger Professor. In der That, Freund, lebte dieser Mann in den Zeiten der Hyperborcer, sie würden ihn dem Apoll opfern; denn diese opferten, wie man

aus dem Pindar und Kallimachus ersieht kann: ~~den~~
 Apoll allemal eine Zekatombe von — Eseln!
 Ich kann mich ohnmöglich überwinden, Ihnen,
 mein Vester, zum Schluß dieses Kapitels einige Frag-
 mente aus der von dem Cardinal Cavalchini 1767 im
 päpstlichen Konsistorium und in Beyseyn Clemens XIII.
 vor den Jesuitenorden den 7ten Jänner 1765 bestätigten,
 gehaltenen Rede mittheilen.

Schon seit zwey hundert Jahren wird die Gesell-
 schaft von so vielen Städten, Provinzen und Republi-
 ken durch ein ununterbrochenes Gekreyn bey dem heiligen
 Stuhle verklaget, und der heilige Stuhl hat immer ge-
 schwiegen. Ihre Lehre ist öfters von der französischen
 Geistlichkeit beschuldigt, und durch die Edikte der Fürsten
 verbannt worden; und der heilige Stuhl hat geschwie-
 gen. Man hat sie wegen ihrer Missionen angeklagt,
 und diese Klagen sind von so vielen Völkern, Monar-
 chen, Bischöffen, apostolischen Legaten dem heil. Stuhle
 vorgetragen worden; aber der heilige Stuhl hat ge-
 schwiegen. Endlich, da sich die ganze christliche Repu-
 blik unsers Jahrhunderts vereinigt, die Gesellschaft an-
 zuklagen, und sich wegen ihrer Betrügereyen, Nachstel-
 lungen und Falschheiten einmüthig zu beschweren, wird
 uns da noch das Stillschweigen des heiligen Stuhls ver-
 theilhaft zu seyn scheinen, und wird man da noch glau-
 ben, daß nichts anders zu urtheilen, und zu beschließen

sch, als was mit den gefährlichen Grundsätzen der Gesell-
sch. und mit ihren Wünschen übereinstimmt? Da einer
oder der andre der Humiliatorum einem Cardinal nach
dem Leben trachtete, glaubte man, dieses Verbrechen
könne nicht anders, als durch die Unterdrückung des gan-
zen Ordens gebüßet werden; und uns sollte so wenig an
dem Leben christlicher Fürsten liegen, daß wir die blut-
gierigen Jesuiten, sogar, wie bisher geschehen, mit un-
serm Schutze beehren? Sie sind aus dem Königreiche
Portugall, das vor diesem der römischen Kirche am ge-
treuesten war, als Königsräder verbannt worden, und
Rom sieht nicht allein die Gefahr des Lebens eines so
Durchlauchtigen Sohnes der Kirche mit gleichgültigen
Augen an, sondern trägt auch kein Bedenken, die Ver-
theidigung des Hochverraths zu übernehmen; — so,
Rom hat zu eben der Zeit auf eine sehr ungereimte Art
die Einrichtung der Gesellschaft von Neuem bestätigt,
und mit Lobsprüchen überhäuft, die größer sind, als sie
sogar von ihren eignen Schülern ausgedacht werden könn-
ten. Nachdem man die Constitutiones und Privilegien
der Gesellschaft in Frankreich sorgfältig untersucht, so hat
man gefunden, daß sie sowohl der Sicherheit des Kö-
nigs, als dem Frieden der Kirche und der öffentlichen
Ruhe entgegen sind, daher man auch die Abkündigung
dieses Ordens für nothwendig gehalten hat; uns aber
kommt indessen nicht einmal der Verdacht ins Gemüthe,
diese



diese Constitutiones zu untersuchen, ja, wir sehen sogar andre übermäßige Privilegien und Freyheiten zu den erstern hinzun. Heute wird dem heiligen Stuhle ein neues und abscheuliches Verbrechen derselben vorgetragen, nämlich die böshafteste Nachstellung gegen das Leben des Königs von Spanien. — — Eine lange Reihe von ungeheuern Verbrechen, als die Usurpation der Reiche, die Empörung ganzer Völker, die Mißbräuche des Gottesdienstes und der Sacramente, beweisen, daß die Gesellschaft schuldig ist; aber was geht uns das an? Werden unsre Verathschlagungen noch immer von ihrer Billkühn abhängen? und werden wir die Grundsätze, die nichts als Rache und Mord athmen, noch immer durch unsre Gewalt schützen? Mit welchem Rechte dieses geschehen könne, sehe ich nicht ein; man müsse denn deutlich zeigen, daß der heilige Stuhl die Mutter der Jesuiten wäre, u. s. w. — —

„Sie rühmen sich, die Pfeiler und Stützen des apostolischen Stuhls zu seyn; aber wir wollen ohne alle Vorurtheile untersuchen, mit welchem Rechte sie sich dieser glänzenden Benennung anmaßen. Wir wollen zum Grunde sehen, daß wir unter dem Namen des heiligen Stuhls den Primat der Kirche verstehen, vermöge dessen der Papst der allgemeine und untrügliche Vater und Hirte, der Verwahrer des Glaubens, der Beschützer des rechtgläubigen Lehrbegriffs, der Aufseher der Sitten,



und der Statthalter Jesu Christi ist. Ich weiß nicht, ob er hieltan von den Jesuiten unterstützt, oder nicht vielmehr durch Hinterlist gehindert worden? Sie haben durch den gefährlichen Probabilismus und durch böse Lehresätze die Unschuld der Eliten verderbet, — — und welche Vortheile sind denn durch ihre Visionen der Kirche erwachsen? — und was können wir in denselben weiter bewundern, als daß sie eine weltliche Regierungsform errichtet, und sich Unterthanen und Völker nach dem Gesetze der Natur gezogen haben, welche zwar ein ruhiges Leben führen; allein ob ihre Art zu leben nach der Vorschrift des Evangelii und der Nüchternheit des Glaubens eingerichtet sey, unterseich ich mich nicht zu behaupten, u. s. w. "

„Ich frage, was für einen Begriff wir uns von der Freyheit der Kirche machen? — Die Gesellschaft wird des Hochverraths beschuldigt, ein Verbrechen, dessen Erkenntniß der König von Portugal seinem Richtersthule übergiebt, wodurch die Freyheit der Kirche verletz wird; und da der König von Spanien selbige vor unsern Richterstuhl stellt, so sagen wir gleichfalls, die Freyheit der Kirche werde dadurch verletzt. Daß die Jesuiten als solche, die nach zeitlichen Gütern streben, und dem guten Namen, dem Leben, wie auch den Seelen nachstellen, vertrieben werden sollen, wie es das Rechte der Natur fordert, ist fast eine einhellige Stimme



Einmüthe aller Völker. Wir glauben hingegen, daß es der Freiheit der Kirche gemäß sey, ihnen zu schmeicheln ihnen zu den geheimen Berathschlaungen Zutritt zu verschaffen, und uns nach ihrem Gutachten zu richten, u. s. w. *

So sprach der würdige Cardinal Cavalchini: Freylich werden die Jesuiten, so wie alle, die wider ihre Bosheiten aufstreten, auch ihn unter die Pasquillanten setzen. Ich erinnere nur noch, wenn ihr Institut wirklich nicht gefährlich war, warum wurden sie denn nach und nach allenthalben wo sie sich einnisteten, wieder vertrieben? — Kein einziger geistlicher Orden steht so oft in den Akten der Blutrichter, als der Orden des hl. Ignatius. —

Fünf und zwanzigster Brief.

Ich denke, ich habe Sie lange genug mit Präliminarien unterhalten. Lassen Sie mich daher nun zur Reife Papst Pius VI. eilen. Die merkwürdigste Handlung dieses Jahrhunderts war sie gewiß; merkwürdig für die Geschichte, weil in dieser Situation, in dieser Absicht, und mit diesem Betragen noch nie ein Papst gereiset ist; weil sie alle, die Roms Verfassung, und die alten usurpationen des Vatikans kennen, — auch die Veranlassung derselben — unter die Wahrheiten gezählt hatten,

hatten, ob sie — Pius VI. wirklich in unsern Mauern
säßen.

Wie sich die Zeiten ändern! Ich will Sie, mein
Vater, durch die Recapitulation all' der sonderbaren
Weisandlungen, die in vorigen Zeiten weltliche Regenten
vom römischen Stuhle stillschweigend ertragen mußten,
nicht zum Gähnen bringen. Das sind Dinge die heut
zu Tage jeder Schulknabe weiß. Die Exkommuni-
kationsbulle Clemens XIII. gegen den Herzog von Para-
ma war der letzte Donnerkeil, der irgend einem Papste
entfahren ist; er war unglücklicher für die Tiara, als
für Parma; er beschleunigte das Unternehmen der Für-
sten, dem römischen Vulkane seine Waffenschmiede zu
zerstören, und — non plus ultra mit großen Buch-
staben an dessen Thüre zu schreiben.

Ganz Europa staunte über die Neuigkeit, daß
Pius VI. in seinem hohen Alter zu einem deutschen
Kaiser — in seinen eignen Angelegenheiten zu wan-
deln entschlossen sey. Aber die Gesinnungen und Ge-
fühle der Nationen waren bey dieser Nachricht sehr von
einander unterschieden. Die Orthodoxen freuten sich
desh, und die Heterodoxen machten verdrüssliche Gesich-
ter. Allein beyde hatten Unrecht, sich zu freuen, oder
verdrüsslich zu seyn. Joseph und Pius VI. kannten
beyde ihre wechselseitigen Rechte, und behaupteten sie auf
eine Art, die jedem Ehre machte.



Zum Erkennen wars, was alles über die Ankunft des heiligen Vaters geschrieben ward. Libel, sobald es bestimmt war, daß Pius wirklich kommen werde, schrieb seine Brochüre: was ist der Papsi? Sie machte Lärm, ward von den Vernünftigen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, von den Bigotten verachtet; von dummen Kontroversisten beschimpft; — man nannte Libeln einen Ketzer, und freuzigte sich vor ihm, wie vor dem Beelzebub. — Wahr ist es, Libel sagte nichts neues; seine Sätze lagen in den bessern Kanonen als erwiesen da; der Aufgeklärte wußte das ohne hin, was Libel hier sagte. Aber wußte auch der ungeheure Schwarm von Pöbel in allen Ständen, was er von Papsi und Papsismacht glauben sollte? Sah man nicht deutlich, daß der ungleich größere Haufe ihr wirklich für ein Mittelding zwischen Gott und Menschen hielt? — Libel hat also sehr viel Verdienst, daß er mit dieser Frage eben zu dieser Zeit erschien; ihm hat man es zu danken, daß nun 20000 Wiener mehr zur Fahne der geläuterten Vernunft in diesem Punkte schwuren. Verdienst genug für Libeln!

Auch Sonnenfels rückte mit seinem Fragments über die Ankunft Papsi Pius VI. heraus. Ein Meisterstück, wie man es von so einem Manne nur immer erwarten konnte. Er machte dem edlen Bratschl sein tiefes, ehrfurchtvolles Compliment, nimmt sodann
den

den Hut unter den Arm, und perorirt mit einem Feuer, das dem Feuer des katilinarischen Anklägers gleicht, wobei die — eben nicht gar zu erbaulichen Handlungen so mancher Verfahrener des Pius, — und wendet sich dann wieder zu diesem großen einsichtsvollen Papste, und besteht, daß man vergleichen Spectakel von dem erhabenen Charakter unsers jetzigen Statthalters Christi nicht zu erwarten habe. — Aber seine Reise verursache nichts destoweniger Aufsehn, und wird der Stoff zu mancherley Glossen und Besorgnissen. Er räumt diese Besorgnisse, diese Glossen weg; er versichert, daß unsre Versammlung so vorsichtig eingeleitet wäre, daß selbst der Gedanke auf Weiteren, auf Mißbrauch der Gasistreyheit zernichtet werden könne. Warum Sonnenfels diese Punkte so meisterhaft ausführte, läßt sich leicht begreifen. Endlich kommt er auf die Verfügungen des Kaisers. Der Weg der freundschaftlichen Unterhandlungen bleibt also für Rom allein übrig, sagt er. Aber er setzt auch in demselben Augenblicke alle die Rechtfertigungen hinzu, die unserm Kaiser das Recht erteilten, diese Verfügungen zu treffen. — Ich sag es Ihnen noch einmal, es ist ein Meisterstück von einer Rede, mit der Sonnenfels mehr als Einen Entzweck erreichte. Freylich ist der Eingang, und der in demselben auf Libeln gewagte Klopfflechterstoß — eines Sonnenfels nicht würdig. Das wußten wir so gut, als der Hr. Hof-

P 2

rath,



rath, daß Van Espen, Thomasinus, de Marka, u. a. m. die Eiblischen Sätze vorgetragen haben; vielleicht ist der Herr Hofrath eben nur durch Eibels Werkchen von den Grundsätzen dieser Männer unterrichtet worden; denn Eibel stützte sich bey jedem gewagten scheinenden Satze seiner Brochüre auf diese Kanonisten. Aber ich zweifle, ob der verdienstvolle Lehrer der politischen Wissenschaften eben so viele Kenntniß in den kanonischen habe, daß man es ihm glauben dürfte. Eibels Begriffe vom Papste wären Gemeinplätze, über die man gar nicht mehr streite. Gerade das Gegentheil verräth der Eifer, mit dem der größte Theil Eibeln verkehrte. Also war es doch nicht — auch in unsern Zeiten — ganz ohne Nutzen, so was zu schreiben. Doch Sie kennen Sonnenfelsen; — bey all seinen großen Talenten hat er doch die Schwachheit, daß er nie einem seiner verdienstvollen Freunde ein Kompliment machen kann, ohne dabey einem andern verdienstvollen Manne auf die Füße zu treten. Und es ist aus der langen Note zu sichtbar, daß er den Eingang blos deshalb hinsetzte, um von dem würdigen Kieger sagen zu können, daß er ein würdiger Mann war. —

Kautenstrach, ein Mann, der überall mithinken muß, war auch nicht faul, uns zu fragen: Warum kommt der Papst nach Wien? — Schmidts Geschichte der Deutschen wird geplündert, dann einige

Viel

Vielleicht vorgelacht, und die wahre Ursache: warum kommt Pius, mit einem Duzend Strichelnchen —

— aufgelöst. Ich gesteh's, daß ich nicht so geschickt bin, wie Leibnitz des Konfucius Strichelpheosophie zu entziffern. Auch mag's Kautenstrauch selbst nicht gar weit darinn gebracht haben.

Man schreib und schwatze allerley über die Ursache der päpstlichen Reise. Die lächerlichste Meinung war wohl diese, daß Pius VI. käme, seinen heiligen Bergen über das, was der Kaiser in Kirchensachen vornahm, zu ertheilen. Wenn man auch annehmen könnte, daß Pius VI. so groß, so edel und menschenfreundlich er auch immer denkt, die Schmälerung seiner jährlichen Revenüen von ehugesehr 18 Millionen Gulden, welche er durch diese Verfügungen verliert, — großmüthig erdulden wolle, — so ist es doch gewiß unwahrscheinlich, daß er bloß deshalb die Reise unternommen habe, um dem Kaiser darüber noch oben drein sein Kompliment zu machen. — Nicht viel besser ist Sonnensels Vermuthung selbst — die Absicht des Papstes sey, durch gütliche Unterhandlung den Kaiser zum Wiederruf zu bewegen. Wie? der einsichtsvolle Pius VI. der einsieht, daß unser Fürst nach seinen ihm gebührenden Rechten zu Werke geht, — der auf seine bei jeder Gelegenheit gemachte Verstellungen die gründlichsten



Antworten erhielt; dem der Kaiser auf seine Eröffnung nach Wien zu kommen, um von Angesicht zu Angesicht diese Angelegenheiten zu schlichten, die — einem Fürsten anständige Versicherung ertheilte, daß er als Freund willkommen sey, aber sich gar keine Hoffnung machen solle, den Kaiser zum Widerruf bewegen zu können, weil er nicht nach Eigendünkel, nicht aus Uebereilung, sondern mit reifer Ueberlegung und Abwägung des Rechts dabey zu Werke gegangen sey, — Pius VI. soll dem ohngeachtet bey dem Vorsatz geblieben seyn, zu versuchen, den Monarchen durch wörtliche Ueberrredung so zu sagen, umzulenken, zu überlißen? Pius sollte das im Sinne gehabt haben, da er wußte, wie leicht die Ehre unsers Monarchen bey dem geringsten wesentlichen Widerruf auf das Spiel gesetzt würde? — Niemermehr! Pius war zu sehr überzeugt, daß Joseph die geltendsten Rechte, und die weisesten Absichten bey seinem Plane zum Grunde legte; war überzeugt, daß ein Fürst von dem, was er einmal ausgeführt hat, nicht mehr zurückgebracht werden kann, wenn er nach solchen Grundsätzen handelt, wie Joseph II.

Aber Pius VI. muß doch eine Absicht gehabt haben, warum er diese Reise unternahm? — Allerdings hatte er sie. Ich will so frey seyn, in die Seele des heiligen Vaters zu denken. Der Papst, den die ersten raschen Schritte des Kaisers besorgen ließen, er würde in Zukunft

Pünkt für Rom noch weit verdrüßlichere machen, bet alle seine Scharfsichtigkeit auf, um das ganze System, nach welchem hier verfahren werden sollte, zu entdecken. Allein die Zeiten sind vorbei, wo die Geheimnisse der Fürsten in den Busen ihrer Lieblinge ausgeschüttet, und von diesen unter die Emissarien fremder Höfe versteigert werden. Der undurchdringliche Vorhang, der über den ganzen noch zurückgehaltenen Reformatiionsplan gezogen war, machte Rom mehr für die Zukunft bange, als es über das schon Geschehene ward. Der Papst war außer Stand Gegenvorkehrungen zu treffen, weil er nicht erfahren konnte: was der Dinge Ende seyn sollte? Ueberdies bewies ihm die Geschichte, daß Deutschland seine Unternehmungen allemal — nach reifer Überlegung — aber dann auch hartnäckig hinausführt; noch mehr zeigte ihm die Verfassung dieses Landes, daß selbst so viele geistliche Souveraine hat, die ihre Rechte nach dem Beyspiel ihres allgemeinen Reichsoberhauptes gegen Rom geltend machen könnten, — daß er in dieser Revolution mit der größten Herablassung zu Werke gehen müßte. Allein, wie konnte er sich auf die künftigen Vorfälle bereiten, da er außer Stand war, in die Geheimnisse unsres Cabinets zu dringen? Wahrhaftig ein verdrüßlicher Umstand und eine Lage, die Rom mehr ängstigen mußte, als wenn es mit Gewißheit die schrecklichsten Schicksale zu erwarten gehabt hätte. —



Pius VI. führte also den Entschluß aus, selbst zu sehn und selbst zu hören. Es lag ihm ungleich mehr daran, die noch zurückbehaltenen Entschlüsse des Kaisers zu erfahren, als ihn von den schon bekanntgemachten abzulenkten. Er konnte sich's schmeicheln, daß er durch freundschaftliches Betragen, und durch seine Ueberebungsgabe dem Kaiser die Geheimnisse ablocken würde, die Rom izt so zittern machten; er konnte sich's um so eher schmeicheln, da die Offenherzigkeit des Kaisers unter die Charakterzüge seines Herzens gehöret. — Man sieht leicht, daß Pius VI. hauptsächlich deshalb nach Wien kam, um mit dem Kaiser, da er auf keine andre Weise hinter den Plan zu kommen Hoffnung hatte, — selbst zu Rathe zu gehn, ihm seine noch vorzunehmenden Entschlüsse abzulocken, und es dahin zu bringen, daß er als Papst doch auch einigen Antheil an künftigen Kirchenverbesserungen nehmen könnte. Ich zweifle nicht, daß der Kaiser, der den Papst wirklich als seinen ältern Freund liebte und ehrte, — ihm in diesem Stücke willfährig war. Es kann auch dem Monarchen um so angenehmer seyn, da er sieht, daß der römische Stuhl selbst, ohngeachtet er im Grunde wirklich zeitlichen Schaden leidet, seine Vorkehrungen billiget, gut heißt, ja selbst die Hand dazn bietet.

So, Freund, denke ich mir die Verwegungsgründe zur päpstlichen Reise. Ich will zwar nicht läugnen, daß

Pius

Pius VI. noch manche Nebenabsichten haben konnte; daß er vielleicht, zum Beispiel, hoffte, seine persönliche Erscheinung würde die wider die Usurpation des römischen Hofes arbeitende Minister in ihrem Diensteifer erkalten machen; sein Ansehen, seine allgemein bekannte Frömmigkeit, seine Herablassung, seine Freundlichkeit, seine — auch ohne päpstliche Würde, — sich auszeichnenden Vorzüge und große Eigenschaften würden in dem Kabinete, unter den Landesstellen, und unter dem Vele, der Dataria neue Proselyten erwerben; daß er vielleicht glaubte, die Nation auf eine Art an sich zu fesseln, daß der Fürst gezwungen seyn würde; die Schritte, die er vorwärts that, wieder zurück thun zu müssen. — Alles dies, und noch ungleich mehrere Hoffnungen können gegründet seyn. Allein, ich wag es nicht sie für solche auszugeben. Es ist nur das einzelne Raisonnement so manchen Köpfes, der nichts klügers zu thun hat.

Aber nun einen Blick auf unsern Kaiser. Seine Lage war allerdings in diesem Falle nicht die angenehme. Wer sich so ganz in die Situation hineinendenken kann, in welche Joseph II. bey dem Besuche des Papstes nothwendig versetzt werden mußte, der wird acsehn müssen, daß sie von mehr als einer Seite kritisch war. Erstlich — ganz Europa staunte mit Aufmerksamkeit und noch ungleich größerer Erwartung, auf jeden seiner Schritte; — er handelte öffentlich, er handelte mit

D 1

Entschlossen

Entschlossenheit; — alles was er that, gründete sich auf — von seinen zu gefälligen Vorgängern oft miskannte — Rechte; — er suchte sie wieder an sich zu bringen, und dies Unternehmen durfte er als eine Vergeltung fordern für die Rechte, die er der leidenden Menschheit seiner eignen Unterthanen verschafft hatte; — und mitten auf dieser ruhmvollen Bahn, noch eh seine Verfechtungen die dauerhafte Reife erlangt hatten, — noch eh sich die frommen Besorgnisse so vieler durch Pfaffen- und Schrey überstimmt Schwächlinge gelehrt hatten, — erscheint ein Papst in Wien, den mehr als $\frac{2}{3}$ des Volks für das lebendige Heiligthum der Religion ansieht, und den $\frac{1}{3}$ des Volks gewiß als die einzige und wichtigste Mittelperson zwischen sich und Gott betrachtet, der ihnen mit einem Einzigen Segen den Himmel öffnet und alle Seligkeiten der Cherubimen und Seraphimen, sobald er nur will, über sie ausgießen kann. Nun diesen Papst, — mit aller Pracht, mit allem die Sinnlichkeit der Nichtdenker noch mehr erheitzenden Pompe und Feyerlichkeiten und öffentlichen Religionsceremonien, — mitten unter diesem Volke herumwandeln sehn? sehn, wie er ohne Aufhören seinen väterlichen Gruss ertheilet, den das Volk schon allein für so kräftig hält, daß — falls irgend einer in demselben Augenblicke stürbe, er im Nu in den Himmel einführe, — dies sehn, und zugleich sich die Erinnerung hinzudenken, dieser heilige, fromme

fromme Vater der Kirche, der der Seligkeiten Schlüssel in seiner Gewalt hat, ist hier, den Kaiser zu bewegen, daß er von seinen Kränkungen der Kirche ablasse, denn so hatten die Herren Schwarzköcke die Güte, die Verfügungen des Kaisers zu nehmen, — und man muß gestehn, daß diese Epoche für Staat und Kaiser — die kritischste Wendung hätte nehmen können, wenn diese Scene nur um zehn Jahre früher vorgefallen wäre. —

Auch besorgten viele Vierterley. Allein ich muß hier meinen Landeleuten das ungeheuchelte Compliment machen, daß vielleicht keine Nation in der Welt bessere Herzen hat, als sie. Die Baiern hätten ihre Minister todt geschlagen, wenn eben dieselbe Veranlassung gewesen wäre. — Die Wiener begnügten sich, den Papst fleißig zu begnaden. Nergierde ist ein Charakterzug der Wiener. Bey geringern Veranlassungen wird schon das Volk groß und klein zusammengeleckt; sollt es nicht bey einer so wichtigen Scene auch geleckt werden? Ich erinnere mich als der türkische Gesandte i. J. 1774 nach Wien kam, daß alle Strassen, durch die ganze weite Strecke bis hinter Elmering, so zu sagen mit Volk besetzt waren. Tausende von Müßiggängern stunden den ganzen Tag vor seinem Quartiere, und gahen nach den Fenstern; und seine Essendischafft durften nur ihren Ort am Fenster zeigen, so schrien schon tausend begierige Zuschauer



schauer aus vollem Halse ihr Oh! — Und Türken hatten die Wiener doch immer um sich.

So giengs auch mit dem Papst; freylich noch ungestümer, noch neugieriger, — denn einen Papst hatten sie noch nie gesehn. — Pius selbst erstaunte über die Menge von Menschen, die ihm entgegen kam, und schon bey seiner Ankunft sich versammelt hatte. Der heilige Vater hat wohl nie so viel Volk auf Einmal gesehn. Indesß ist das gelassne und ruhige Betragen, bey dem ersten Anblicke des Papstes — an unsern Wienern sehr zu loben. Jedes andre Volk würde vielleicht laut auf jubiliert haben, — wir nicht. Wir wollten den Statthalter Christi nur sehn, und begnügten uns, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu erblicken, den der Kaiser mit so vieler Freundschaft empfing. Freylich mochte sich der Papst wohl eben keinen gar zu vortheilhaften Begriff in dem Augenblicke von uns machen. Denn, um sich an Seiner Heiligkeit recht satt zu sehn, gab's Leute genug, die neben dem Wagen herliefen, und so lang sie's aushalten konnten, dreist durchs Fenster hineinguckten. Daß wir über dem Sehen vergessen hatten auf die Kniee zu fallen, wie's wohl die Italiäner zu machen gewohnt seyn mögen, wird uns Niemand übel nehmen; und daß wir die Juden, die sich mit unter die Zuschauer drängten, nicht gescheiniget haben, wird hoffentlich zum sichersten Verweise dienen können, wie weit wir



wir vor allen übrigen Nationen in der Toleranz vorge-
rückt sind, wenn wir auch weniger davon schreiben.

Vor der Ankunft des Papstes soll sich der Cardinal
erkundiget haben: ob man dem Papste die Glocken läu-
ten dürfe? Der Kaiser gab ihm zur Antwort: Mich
wundert, daß Sie mich darum fragen; die Glocken
sind ja Ihre Artillerie. —

So wie Pius VI. vor dem Menschengewühl vor-
bey fuhr, so lief auch alles wie ein Ameisenhaufen, den
man zerstört, — in seine tausend besondre Winkeln
nach Hause. Es war auch kein Wunder, daß sie so lie-
fen. Die meisten hatten von neun Uhr Morgens bis
Nachmittag nach dreß Uhr gewartet, ohne etwas ge-
nossen zu haben. Die Damen hätten vor Hunger und
Durst verstmachten mögen. Ich werde Zeitlichens
an den Papst denken — war die allgemeine Sprache;
aber ein recht hübscher, freundlicher Herr, die all-
gemeine Antwort darauf, — und so schlenderte alles
nach Hause.

Von den Kirchengängen des Papstes, den Segen
und dergleichen, will ich schweigen. Das Volk lief ihm
überall nach, wo er gieng; und es geihte so stark nach
ihm, daß es sich mit Freuden erdrücken ließ. — Ei-
nigen kostete der päpstliche Segen das Leben. — Aber
Sie irren sich, wenn Sie mehr Andacht als Neugierde
bey diesen Zudringlichen vermuten. — Damen und
Chapcens



Chapeaux drängten sich hin, um auch gesehen zu haben — nicht nur den Papst, sondern so allerley Nebenkleinigkeiten, die bey solchen Volksversammlungen zu sehn und zu hören sind, — und um alles, was sonst noch dabey vorkommen könnte, auf der Stelle zu benutzen. — Niemand freute sich auf die Stunden, wo der Papst den Segen gab, mehr, als die guten Kinderchen, denen izt die Köpfe geschoren werden, denn da hatten sie Gelegenheit voll auf, ihre Netzen auszuwerfen; und niemand war im Gegentheil über die Anwesenheit des Papsts überhaupt mürrischer, als die Herrn Zehnkreuzerantoren — denn die durften nichts schreien, so lang er da war.

Die feyerlichste Handlung war ohnstreitig das Hochamt zu St. Stephan, und der Segen auf dem Hbste. Beyde Functionen sind Ihnen vielleicht schon aus den Etichen des Löschenhohls bekannt. Der Mann besitzt das Verdienst mit ungemeiner Dreistigkeit uns Wiener durch solche Kupfer bey den Ausländern für Dummköpfe zu verschreyen. Denn für was anders sollen sie uns halten, wenn sie dergleichen Schmierereyen, bemahlt und beklebt, wie Kreuzerbildchen, von Löschenhohlen zu Gesicht bekommen, von dem sie doch vorher gehört hatten, daß wir ihn unter unsre guten Künstler zählen? Sollte der Mann nicht auf seine und unsre Ehre mehr sehen, als auf seinenbeutel? — Die Stücke,

worinn

werinn er wirklich als geschickter Künstler erscheint, durch die er uns unsern Beyfall, unser öffentliches Lob abgeloctet hat, sind im Auslande nicht so allgemein bekannt. — Welche Gruppierungen aber, die bey solchen Gelegenheiten entworfen werden, streuen sich allenthalben aus; — und gerade die, von denen er zuversichtlich erwarten kann, daß sie den Ausländern bekannt werden, — gerade diese verhunzt er? gerade diese liefert er nicht wie Kupferstiche eines Künstlers, sondern wie Holzschnitte eines flüchtigen Stümpers? — Ich weiß wohl, was er einwenden kann. — „Ich habe nicht Zeit genug dazu gehabt.“ — Gut, so hätte er sie nehmen sollen. Wer befahl ihm denn, so eilig bey der Hecke damit zu seyn? Einem Meisterwerke hätten wir nie zu lange entgegengegnen, zumal wenn er es uns angelündigt hätte; — wir hätten gewartet, hätten ihm besser bezahlt, aber dann auch was Bessers von ihm erhalten. — Aber würd' er auch so viel verkauft haben? — Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! Aber er hätte die Ehre eines Künstlers behauptet! — Und ist dies nicht Gewinn genug für den Künstler, der nicht blos Handwerksmann seyn will? — Wenn doch die Männer von Kopf solche Puppenwerke und Naritäten den Bilderkrämern überlassen möchten.

Doch, wie versteig ich mich da herab auf Lösschen Kohl, da ich vom großen Segen auf dem Hofe reden wollte. — Also am Oftertage gleng diese Handlung



vor sich. — Durch öffentliche Anschlagzettel wurde dem Volk beydes kund gemacht. Schnurrig war es allerdings, wie es selber immer um die Kirchthüren so schnurrig zu gehn pflegt, da so vielerley Zettel drauf und nebenher angepappt zu schauen sind, — wenn man an so mancher Kirchthüre diese wichtige Nachricht, und gleich darneben die Avertissements von Galanteriehändlerinnen — zum Beyspiel von der Madam Baudi berühmten neuen Handpomade — angeschlagen fand. Eine würdige Nachbarschaft! — Päpstlicher Segen und Handpomaden!

Man wußte sich in Wien so wenig in die Pontificalceremonien, die an diesem Tage beobachtet werden, zu schicken, daß Tags vorher, oder wann es war, das hab ich schon vergessen, nach Anleitung des päpstlichen Ceremonienmeisters eine Generalprobe vom Hochamte gehalten werden mußte. Das Buch, wo die Sachen alle darinn stehn, soll einen ansehnlichen Dickwammst von Hoslanthen ausmachen. Nimmt mich wahrhaftig Wunder, wie man doch bey dem heiligsten Geschehnisse, im Angesichte und in körperlicher Gegenwart Gottes, wo bloß tiefe Verehrung, zerknirschende Andacht, heilige Anbetung herrschen sollten, — wo aller Unterschied aufhört, — wo Papst und Cardinal und Bischoff und jeder, der da steht, als Sünder es kaum wagen sollte, aus Neue und Andacht die Augen aufzuschlagen; wie
man

man da mehr Gesehe für Ceremonie beobachten soll, als Gesehe unsre ganze Religion hat! Soll ich offenherzig seyn, so gesteh'ich, ich seh so einem Spectakel in meinem Leben nicht wieder zu. Ich habe mich geärgert, statt, daß ich mich erbauet hätte. — Gott auf dem Altar, Gott, vor dem wie doch alle Nichts sind, — und der, der das Geheimnis des Altars celebrirte hoch auf einem Thron vor seinem und unserm Gott, nicht anders, als wöllt er ihm das Leben ertheilen; — und dann die Cardinäle und Bischöffe, geschäftig und ängstlich, ja alle Punkte der Ceremonien genau zu beobachten; mehr auf die Reverenzen und taktmäßigen Schritte gegen den Papst aufmerksam, als auf das unblutige Opfer selbst; mit einer Ängstlichkeit, die es zu deutlich bezeugete, daß bey diesem heiligen Amte ihre ganze Seele mit allen ihren Gedanken nur an den Papst und den ihm zu bezeugenden Respekt gerichtet sey; — wen soll solch eine prunkmäßige, übertriebene, auf Nichts hinauslaufende Religionscene wohl zur Andacht führen können? Ich frage alle die auf ihr Gewissen, welche an diesem Tage am Altar dienten, ob sie wohl, aus lauter Angst, nichts von den vorgeschriebenen Ceremonien zu vergessen, einen einzigen wahren zu Gott gerichteten andächtigen Gedanken gehabt haben? — Gott wird vergessen, und das Ceremonienbuch — an dessen Stelle gesetzt. Solche Auftritte sind wenig fähig, wahre Andacht zu verbreiten; man staunt sie an, wie



ein Spectakel, das wegen der Neuheit reizet. Auch das Volk hatte an diesem Tage kein Auge für das Geheimnis des Altars; — es mußte ja den Papst und seine Diener am Altar beobachten!!! —

Der große Segen auf dem Hof erregte eben so viel Aufsehn. Der ganze geräumige Platz war von Menschen vollgepfropft; alle Dächer überdies noch mit Menschen besetzt. Ob aber alle der Andacht wegen da waren, — ist ein großer Zweifel. Wenigstens zeigten die vielen grossen und kleinen Perspective, und besonders der Tubus in dem gerade dem Balcon gegen überstehenden Banquierhause zu deutlich, daß eben so viel Portion Neugierde, als Andacht das Volk zusammen geleckt habe. — Beschreiben kann ich's Ihnen nicht, Freund, was für ein Gewühl von Menschen besammelt war. Indes wurden doch an diesem Tage die frommen Wünsche so manchen Enthusiastens erfüllt. Viele glaubten, sobald sie den großen päpstlichen Segen hätten, und stürben, so kämen sie auch spornstreichs in den Himmel. Nun, von diesen Andächtigen wurden einige gedrückt und gequetscht, daß sie bald darauf starben. Ihr Wunsch war also erfüllt. — Denen aber die Nelke zertreten, die Rippen zerstoßen, die Kinder im Mutterleibe erdrückt — die Kleider zerrissen, ihre Uhren und Geldbeutel gestohlen wurden, denen wird es wohl nach der Hand eingeleuchtet haben, daß — selbst der Segen



des frommsten Papstes — nicht alles Uebel vertreiben kann. — Indes war es allemal ein feyerlicher Anblick, den Papst mit der dreyfachen Krone, begleitet von seinen Kardinalen, öffentlich zu erblicken, wie er dem Volke die Gnade des Ewigen wünscht. Nur möchte ich gern wissen, worinn der Unterschied zwischen Ablass und päpstlichem Segen besteht, und was beyde wieder eigentlich seyn. — Ich weiß wohl, Ablass — Nachlass der in der alten Kirche bestimmten Kirchenstrafen; — päpstlicher Segen nach allen Graden, — herzlichster Glückwunsch aus Volk, — aber damit wollen die Herren Theologen nicht zufrieden seyn; — sie wollen gar Vielesley damit verknüpfen.

Der Kaiser war bey beyden Handlungen wegen seiner Augenkrankheit nicht zugegen. Er bedauerte es, daß er diesem feyerlichen Akte nicht beywohnen konnte. Ich aber war dessen herzlich froh. Ich kann mir nun nicht helfen; ich bin ein Katholik so gut als es jeder andre ist; — aber ich traue in solchen Gelegenheiten keinem Menschen in der Welt. Man weiß, warum der Papst in Wien war; man kennt die Feinheit des römischen Kabinets. Fürsten in vorigen Jahrhunderten haben oft blos durch eine kleine Unvorsichtigkeit, mit der sie das Ceremoniel gegen Päpste nachließen — zu großen Forderungen derselben Anlaß gegeben. Der Kaiser ist Regent in seinem Lande, — der Papst war nur



Gast bey ihm. Wie hätte sich der Kaiser öffentlich bey dieser Gelegenheit, wo der Papst als Papst erschien, folglich sich Vortrechte über ihn hätte anmaßen können, wie hätte er sich da betragen sollen, ohne seinen Rechten, seinem Ansehn etwas zu vergeben, und ohne die Tiara zu kränken? Roms Schmeichler würden auf jeden Schritt des Kaisers bey dieser Handlung aufmerksam gewesen seyn, und, wo sie nur immer gekonnt hätten, aus diesem Betragen das stillschweigende Anerkennen des Vorzugs der geistlichen Macht vor der weltlichen — heraus deducirt haben.

Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, mit welchem Rechte ein Papst in fremden Landen Pontificalhandlungen begehren dürfe. Seine Gerichtsbarkeit ist in Rom. Dort kann er machen, was er will; aber auch dort, wo er nur Gast ist? Zudem hat nicht Pius VI. vor seiner Abreise selbst die Bulle ubi Papa ibi Roma aufgehoben? Und doch exercirt er in Wien alle seine — ihm als Papst zustehende Handlungen, wie in Rom? — Läßt das nicht, als wenn der Kaiser — in Rom seinen Reichsfürsten öffentlich Lehen erteilen, öffentlich Gericht halten, öffentlich kund machen lassen wollte, wer zu ihm käme, und ihm die Hand küßte, sollte frey von bürgerlichen Strafen seyn? — Doch das sind Streligkeiten. Mögen andre davon denken was sie wollen, ich weiß was ich zu denken habe. —

Nur noch ein Wörtchen über den Pantoffel unsers Papstes. Ob es schicklich ist, daß ein Mensch sich die Füße küssen lasse, kann unter die Fragen über Hofetikette gezählet werden. Aber gar schicklich ist es eben nicht, wenn man mit dem Fußfuß einen Ablass verbindet. Ich kann nun nicht dafür; ich küsse lieber ein Partikelchen des heiligen Krenzes, wenn ich nach Ablass dürste, — aber den Pantoffel? — — Und doch drängten sich die Damen hin, um küssen zu dürfen? Müßten wohl gar viel auf Mannepantoffel halten. Noch mehr! Sogar fränkliche Kavaliere boten sich das unschätzbare Glück von Seiner Heiligkeit aus, daß ihnen sein Pantoffel ins Haus geschicket werden möchte, um ihm ihren Respekt bezeigen zu können. Seine päpstliche Heiligkeit willfahrten dem sonderbaren Ansinnen, lachten aber über die Albernheit dieser Herren und Damen, die so was fordern konnten. — Ach, wie der Pantoffel auf goldenen Tassen, unter Vortragung aller Hauslivereyen, mit Fackeln begleitet, von Zimmer zu Zimmer herumtransportirt, beküßt, beleckt, — und Gott weiß was alles ward! Das war eine glückliche Stunde für diese Häuser! Ich weiß es zuversichtlich, daß der Sekretair diese Anekdote in das Hausarchiv zum ewigen Andenken für die spätern Enkel hat eintragen müssen; denn das ist eine Ehre für ihre Familie, die ihres gleichen nicht hat.



Sechß und zwanzigster Brief.

Was der Papst ausgerichtet habe, wollen Sie wissen? Ja, Freund, das bin ich nicht im Stande zu bestimmen. Freundschaftlich lebten zwar Papst und Kaiser mit einander; freundschaftlich trennten sie sich auch; — aber was im Innern des Kabinetts vorfiel, — darüber ist der dichteste Vorhang gezogen. So viel ist gewiß, daß Pius VI. einsichtsvoll und edelmüthig genug war, um einzusehen, daß der Kaiser nicht nur das Recht zu seinen Forderungen, sondern auch Genügsamkeit und Willigkeit besaß, darinnen Nicht zu weit zu gehn. Und ich zweifle nicht, daß Pius VI. nicht die geringste Gegenüberstellung gemacht haben würde, wenn er allein hätte handeln dürfen. — Aber der Schwarm von Kardinälen, die den eigentlichen Schaden bey solchen vermeintlichen Eingriffen leiden, — übertäubt das gerechtgesinnteste Herz der Päpste; — hier die Forderung der Regenten, hier die Forderungen der Kardinäle, — man begreift leicht, auf welche Seite ein Papst sich schlagen muß. —

Zum Beweise, wie aufgeklärt Pius VI. über die dem Monarchen zukommenden Rechte denke, kann das Beispiel des Bischofs von Bööz dienen. Dieser Mann war so schwach, theils den Befehlen des Hofes nicht nachzuleben, theils gar Versuche wider die Verfügungen desselben

selben zu machen. Es ist merkwürdig, daß er eben zu der Zeit nach Wien zur Verantwortung gezogen ward, als der Papst in Görz anlangte; und noch auffallender war es, daß er eben einen Tag vor der Ankunft des Papstes in Wien, den verdienten Verweis erhielt, und sogleich wieder in seine Diöces zurück reisen mußte. Pius VI. fragte in Görz nach dem Bischoff. Auf die Nachricht, daß er zur Verantwortung nach Wien berufen worden, sprach er: der Bischoff hat übel gethan, denn dem Fürsten ist man Gehorsam schuldig. Selbst in Wien, als dieser Bischoff bey dem Papst um Audienz bat, ließ ihm dieser sagen, er habe mit ungehorsamen Untertanen des Kaisers nichts zu sprechen. Der Bischoff mußte also abreisen, ohne einmal den zu sehen, auf dessen Gegenwart er vielleicht wegen seinen Weigerungen gerechnet hatte. —

Es ist sehr edel gedacht von dem würdigen Bräsehe, daß er diese Gesinnungen äusserte, und sehr weise gehandelt von unserm Monarchen, daß er sich in der Ausübung seiner Majestätsrechte selbst durch die Gegenwart des Papstes nicht hindern ließ. Sie haben z. B. schon erfahren, daß Joseph II. befohl, alle päpstliche Breven seiner Einsicht vorzulegen, um das landesfürstliche Exequatur zu erhalten. Auch hier zeigte der Kaiser, daß es ihm Ernst damit sey. Die Michaeler hatten einen neuen Hochaltar in ihrer Kirche bauen lassen. Er ward



eben noch in der Zeit der Anwesenheit des Papstes fertig. Der Provinzial hat Gelegenheit den Papst um Indulgenzen und Benefizien für den Altar zu bitten. Der Papst fertigt darüber ein eigenhändiges Breve aus; der Provinzial schickt die Abschrift in die Druckerey; die Druckerey schickt es in die Censur, um das imprimatur zu erlangen; die Censur vermißt das kaiserliche Exequatur, sie fragt also an, was sie in dieser Falle zu thun habe. Der Kaiser befehlt, es soll nach der schon bestehenden Verordnung vorgeschritten werden. Es mußte also das Breve, welches der Papst in Wien selbst ausfertigte, so wie alle andern — dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt werden. Was Braschi als Papst über diese Behandlung gedacht haben mag, läßt sich leicht vermuthen. Ich aber als Unterthan des Kaisers frage hier noch einmal: hatte denn der Papst, da er als Gast in Wien war, da er die Bulle ubi Papa ibi Roma vor seiner Abreise in Rom aufhob, hatte er das Recht dergleichen Breven zu ertheilen, zumal, da nach den Bestimmungen der Concilien, — und den dormaligen des Kaisers — die Metropolitane das Recht in ihren Diöcesen allein darzu haben? —

Verzeihn Sie mir, Freund, wenn ich Ihnen zu partheiisch wider den Papst scheine. Pius als Mensch, als edler, weiser Mensch, — ist mir schätzbar, und jede seiner Handlungen als Mensch haben das Gepräge des
auf

erklärtesten, besten Herzens an sich. Aber als Papst
 he und handelt er nicht allein; kann und darf es
 t einmal; als Papst erscheint er nicht in seinem na-
 ichen Karakter; sondern als Verfechter der Datarie,
 Kanzelenregeln, der isidorischen Grundsätze. Ich
 ß es, er würde dieses Joch gern abschütteln, — aber
 n er? — Ich und jedermann haben also das Recht,
 n seiner Schlitte, den er als Papst thut, so zu be-
 heilen, wie er nach den geheimen Triebfedern veran-
 t wird, ohne der Achtung auf der andern Seite zu
 e zu treten, die seine wirklich grossen Tugenden von
 s fordern. Ich will Ihnen ein Beispiel geben.
 een Feldherren stehn an der Spitze ihrer Heere geaen-
 ander, bereit und geschäftig alle Vortheile zu gebrau-
 n, den andern zu zernichten. Sie können die größte
 htung verdienen; — aber soll man deshalb, weil sie
 Menschen Verdienste besitzen, den Finger auf den
 und legen, und nicht von den Fehlern oder Ueberl-
 ngen ihrer Kriegsoperationen reden dürfen? —

So ist es auch mit dem Papste. Wenn sich die
 efbote, durch welche die Geheimnisse der Nunciatur in
 dien an unsern Hof berichtet worden seyn sollen, bestäti-
 t, so sieht man zu deutlich, daß Braschi ganz eine
 bre Denkungsart habe, sobald er als Papst handeln
 d sprechen muß. Man will versichern, daß man le-
 glich dieser glücklichen Entdeckung es zu danken habe,



wenn die feinen Gewebe des römischen Hofes, die zur Durchföhrung seiner Absichten gesponnen worden, und die der Papst in Wien selbst auswerfen wollte, zernichtet worden sind. Doch man sagt, und versichert vielerley! Nicht alles halt die genaue Prüfung aus! —

Daß aber Pius VI. über die Verfügungen des Hofes wirklich äusserst entrüstet war, daß er es mit mißvergnügten Augen ansah, wenn Männer aufstundcn, und unser Volk aufklärten, sollen Ihnen zween Briefe des Papstes selbst beweisen.

Die Eiblichen Brechüren konnten den römischen Kanonisten unmöglich behagen. Merz, dieser theologische Klopffechter, ein Mann, der darzu verdammt zu seyn scheint, durch seine ganze Lebenszeit Etseligen zu schreiden und zu schwachen, — geiserte in Schriften und Predigten den würdigen Eibel an. Merz schickte seine Klässerengen dem Papste nach Wien. Der Eubische Mann! Betsteht denn Pius VI. deutsch? — Schon aus dieser Unbesonnenheit sieht man, daß ihm der Kopf verrückt seyn muß. Indes ließ sich Pius VI. den Inhalt erklären, und freute sich, daß ein deutscher Wittschmeister zu Gunsten des römischen Stuhls in die Streittrompete stieß. Er schrieb dem theologischen Quacksalber wie folget:

Papst

Papst Pius der Sechste
dem vielgeliebten Sohn,

Priester Aloisius Merz

Heil und apostolischen Segen.

Mit besonderm Vergnügen haben wir Deinen Be-
such den Streitreuen, die Du uns in deutscher Sprache
überschicket hast, empfangen. Es thut uns in der That
leid, daß wir Deine Sprache nicht verstehen, und sie
also auch nicht lesen können, ohnegachtet wir übrigens
überzeuget sind, daß sie zierlich und gründlich geschrieben
seyen. Schon seit langer Zeit sind wir durch wahrhafte
Gerüchte, und durch glaubwürdige Zeugen von Deiner
besondern Gelerthsamkeit in heiligen und geistlichen Din-
gen, und von dem Eifer benachrichtiget, den Du zur
Aufrechthaltung der Religion, und zur Vertheidigung
der Kirche anwendest. Unterdessen wünschen wir eifrig,
daß Du von der heilsamen Gewohnheit, Streitreuen zu
halten, keineswegs abstehest, sondern vielmehr standhaft,
mit dem nämlichen Muth und der nämlichen Geler-
thsamkeit fortfahren mögest. Dies wird nicht allein Dir
selbst sehr rühmlich, sondern auch Uns sehr erfreulich seyn,
und Du wirst überdies eine reiche Belohnung im Him-
mel davon tragen. Wohlau also, mein Sohn, fasse
neuen Muth, verachte großmüthig die boshaften Ver-
läumder, die Deine Augen vom Licht der Wahrheit ab-
wenden, und die sich nicht schämen ihre eigne Feinde zu
wer-



werden, dadurch daß sie in Finsterniß wandeln. Von unsrer väterlichen Zuneigung und Gewogenheit kannst Du auch unsers Veystandes in allem was Dir dienlich seyn kann, gewiß seyn. Zur Versicherung dessen wir Dir izt unsern apostolischen Segen ertheilen. Wien, den 4ten April 1782. Unsers Papstthums im achten Jahr.

Dominikus Nardini

päpstl. Geheimschreiber der latein. Briefe.

Dignum et iustum est, daß ich dieses Schreiben ein Bischen vor den Richterstuhl der Kritik ziehe. Hat man's bey den Briefen des großen Clemens XIV. thun dürfen, warum nicht auch bey den Briefen des Pius VI. zumal da sie in einer Zeit, und in einem Tone geschrieben sind, der Aufmerksamkeit erregt.

Was waren das für Streitreden, die Merz dem Papste überschickte? — Seine vermeintlichen Widerlegungen der Eiblischen Aufsätze, was ist der Papst? und dergleichen. Alle vernünftige und unpartheiischdenkende Köpfe haben schon lange so gedacht, und Eibels Meynungen als die Echte der achten Wahrheit anerkannt. Nicht aber so der Priester -- Merz. Wer Merzen gegen Eibeln hält, wird von selbst gestehen, daß ersterer nur mit der Stange im Nebel herumficht; und wie der Dremsenritter in der Fernewelt Polus Polus spielt. —

Dieser

Dieser Eingang ist nöthig, um den Sinn des Briefes ganz zu fassen.

„Schon seit langer Zeit sind wir — von dem Eifer benachrichtiget, den du — zur Vertheidigung der Kirche anwendest.“

Eifer? Ja wohl! Merz hat Eifer, das muß ihm sein ärgster Feind zugestehn. Aber auch Vernunft? — Ich zweifle; er würde sonst auf würdigere Gegenstände verfallen. — „Vertheidigung der Kirche?“ — Verstehn Sie, Freund, Pius VI. nennt die Grundsätze, welche Merz aus dem Isidor, aus den albernen Kanonisten — als Pichler, Sagnani, u. d. m. stillschweigend annimmt, Aufrechterhaltung der Religion; — nennt den Ideenträum, den Merz über das Ansehn, die Macht und Untrüglichkeit des Papstes nach dem schwärmerischen Vater Mamachi, Daminik Almscadam, Benetti und solcher Marktschreyer, ob er sie gleich nicht nennt, vorträgt, Vertheidigung der Kirche. Als ob die Kirche Christl auf Tiara, Reservationen, Breven und Indulgenzen, — und nicht auf einen unerschütterlichen Felsen gebauet wäre. — Wenn die Kirche keine andern Vertheidiger als — Merzen hat, ich gesteh's öffentlich, — von jedem Dummkopf würde sie überwunden werden können, denn der ist ein gar schlechter Vertheidiger.



„Unterdeſſen wünſchen wir, daß du von der heilsamen Gewohnheit, ^a Streitreden zu halten, keiuewegs abſteheſt.“

Also heilsame Gewohnheit war es, Streitigkeiten zu unterhalten? Wir haben dieſe Gewohnheit immer für heilloſ angeſehn. Wenigſtens hat uns d. e Erfahrung gelehret, daß bey allen Streitigkeiten allemal mehr Unſinn als Verſtand geprediget werde; daß die gute Sache allemal mehr darunter leide als gewinne; daß die Erbitterung, der Haß, der Verfolgungsgeiſt, die Nichttoleranz — und alle Uebel, welche daraus entſpringen, und die der wahre Menſchenfreund verabscheuet, — durch ſolche Streitigkeiten genähret, angeblaſen, ausgebreitet und unterhalten werden. — Und Pius VI. kann ſagen, daß er dieſe Streitreden wünſche? Von dem Zeloten Merz wünſche? Sehr be-
trübt! Was für Begriffe muß man ſich von dem ſonſt ſo menſchenliebenden Braschi machen? — Clemens XIV., dieſer wahre Menſchenfreund, dieſer wahrer Philoſoph würde Merzen zwar für ſeinen Eifer gedanket haben, weil er ihn nicht aus Boſheit, ſondern aus Dummheit blicken ließ; — aber er würde ihn auch väterlich ermahnet haben, ſein Biſchen Talent zu edleren Beſchäftigungen anzuwenden; würde ihm gerathen haben ſeine Streitsfeder wegzuwerfen, weil am Ende doch nur Schwachheiten hervorwüchſen, die weder der Kirche noch

nach der Messianen Ehre bringen; würde gewünscht haben, daß man diese läbliche Verwahrheit unterdrückte, weil, je höher die blinden Panegyristen Roms zu Werke gehn, ihre Gegner immer mehr nachgrübeln, immer mehr Stoff zur Rechtfertigung ihrer antirömischen Grundsätze auffinden, und so nach und nach alle Ehre und Ansehen der Päpste gar verschwinden möchten. — Aber streplich scheint Pius VI. anders zu denken. Er wünscht, und wünscht es als eine Sache, die ihm sehr erfreulich ist, für die er Merzen die reichste Belohnung im Himmel zusichert, daß dieser Vater mit seinem Aepffschlechter gesöhren durchdringen, und den päpstlichen Stuhl in all' die usurpirten Rechte, in all' das erlistete Ansehen der Zeiten der Alexander zurücksetzen möchte. Denn was heißt es anders, wenn man einen Mann wie Merz ist zu Streitreden aufmuntert, ihn ermahnet, nicht davon abzulassen; wenn man ihm sagt, daß solche Raubbalgereyen uns erfreulich sind, — was heißt dies anders als alle Grundsätze eines Merz gutheissen und billigen, die aber, wider welche er zu Felde zieht, als Menschen ansehen, die keine Belohnung im Himmel davon tragen werden? Und wenn man die Grundsätze beider Partheyen genau gegen einander abwägt, und dann bemerkt, auf welche Seite sich Pius schlägt, — wie? muß man nicht gestehn, auch Pius gehe nach der geistlichen Universalmonarchie, wie seine Vorgänger,

und



und lege sein Herz, das über solche Streitreben erfreut ist, mit der Vorstellung: es giebt doch noch Leute, die mich für mehr als einen bloßen Menschen ansehen.

Ich bin zu verdrüsslich, diesen Brief weiter zu baskrideln. Jedes Wort böte mir reichen Stoff dar, zu beweisen, was Pius VI. — mag er auch noch so freundlich herumgeblüet haben, — im Herzen dachte. Die Aufmunterung, welche Mertz hier vom Papst erhielt, hat mehr üble Folgen als man glaubt. Mertz ist nicht zu scheuen. Diesen theologischen Gasconier kennt man ja. Aber so viele einheimische Schwarzröcke, — auch Purpurröcke, die dem Papste auch Freude machen wollen, wurden durch die Worte: „Wohlan dann, mein Sohn, fasse neuen Muth!“ zc. — aufgesordert, auch mit Werzen mitzulassen! — Und diese Kläffert wenn sie auch weiter nichts können, als von Haus zu Haus herumzuschleichen, und Klaglieder anzustimmen, — diese Kläffert sind um so gefährlicher, weil man sie wegen — auf Schrauben künstlich gefetzter Worte, — nicht so rasch der Ahndung unterwerfen kann, als sie es verdienen.

Doch genug von diesem Briefe. Nun ein zweyter an den Bischoff in Brünn, Grafen Kozinsky.

„Deine Briefe vom 2ten März und 2ten April haben wir großes Leid verursacht. Es ist an sich schon

be-

bedauerndwerth, daß einige Klöster aufgehoben, und Mönche und Nonnen aus den Klöstern geschafft werden. Aber überdies hast du dich sehr übereilet mit deiner Erklärung, vermög' welcher du die Cartheuser in deinem Kirchsprengel sogleich von ihren Gelübden und Statuten losgesprochen hast, damit sie den weltgeistlichen Stand sogleich antreten können und mögen. Denn diese Erklärung scheint uns gefahrvoll. Die größte Sorge ist dahin zu verwenden, daß jeder in seinen Gelübden verbleibe. Sie müssen daher trachten, in andre Klöster des andern — oder auch eines gelindern Instituts aufgenommen zu werden, allwo sie die feyerlichen Gelübde, mit denen sie ihr Leben Gott geweiht haben, reumüthig erfüllen können. Man muß sich um keine irdische Ursache, so wie du sie in Betref der Mönche gehabt zu haben schreibest, bekümmern, sondern blos auf Gewissen, und künftiges Heil zurücksehen. Sag dieses in meinem Namen jenen, die es angehet, und bestärke darin die, welche von ihrem Entschluß abweichen wollen. "

" Sollte es aber jemanden geschehen, daß er in kein anderes Kloster aufgenommen würde, dann lassen wir nur in jenem Unglücksfalle zu, daß er in dem weltgeistlichen Stande so lange leben könne, als ihn bloße Noth darzu zwinget. Aber jeder muß in dieser Welt seines Berufs eingedenk, strenge Zucht halten, und die feyerlichen Gelübde, welche stets fest und unauslöschlich verblei-



ben, fleißig bewahren und erfüllen. Gewiß, es würde Gottesraub seyn, etwas der Keuschheit, die man geschworen, zu entziehen. Auch soll sich jeder, so viel es sein neuer Stand zuläßt, der Armut befließen, damit sein Geist von der Begierde nach dem schönen Genuß der irdischen Reichthümer stets frey bleibe. — Sie sollen ferner ihrem Bischoff gehorsam seyn, und selbst unter dem Kleide ein Zeichen ihres vorigen Ordens tragen, damit man sehe, sie seyen nicht freywillig aus den Klöstern gegangen, sondern mit Gewalt daraus geschaffet und vertrieben worden. Dies ist nur meine Willensmeinung, nach der du all' deine fernern Rathschlüsse einrichten sollst. Du wirst leicht daraus erschen, daß ich jenen am wenigsten bestimme, welche die Loszählung von Gelübden begehren, damit sie Priester, und Testamentsfähig werden können. Hüte dich daher wohl, eine solche Losprechung, die den Glanz des Hauses des Herrn verdunkeln würde, von dir hören zu lassen. Vermög dem ordinairn geistlichen Rechte kannst du, wie du ganz richtig bemerkst, selbige weder ertheilen, noch haben Wir dir darzu die Macht eingeräumt. Erinne dich also stets deiner Priesterschaft; sey übrigens gutes Muths, und trachte durch inbrünstiges Gebet zu Gott ihm und Uns gefällig zu werden. In dieser zuversichtlichen Hoffnung ertheilen Wir dir, und

den

den deiner Obhut vertrauten Schäflein, den apostolischen
Segen. Wien, den 12ten April 1782 im 2ten Jahre
unser's Papstthums. *

Wenn Sie bedenken, Freund, daß dieser Brief an
einen kaiserlichen Bischoff, im kaiserlichen Gebiete
selbst geschrieben worden, zu einer Zeit geschrieben wor-
den, wo Pius VI. des Kaisers Gast war, wo er die ka-
thegerische Antwort schon erhalten hatte, daß der Kaiser
bey seinen Entschlüssen beharre, — müssen Sie sich
nicht mit mir über den Ton dieses Briefes wundern?
Warum soll der Bischoff in seinem Sprengel das Recht
nicht besitzen, Gelübde von Orden aufzuheben, die selbst
aufgehoben wurden? — Weil der Papst ihm
noch nicht die Macht dazu erteilet hat; sagt Pius VI.
Gut! Ist es denn schon aus dem ordinairn geistlichen
Rechte erwiesen, daß der Papst das ausschließende
Recht in der ganzen Christenheit dazu habe? — Zeigt
nicht die gallikanische Kirche gerade das Gegentheil? —
Auch soll der Bischoff nicht auf irdische Ursachen,
sondern blos auf Gewissen und künftiges Heil se-
hen. — Ganz recht, und zu wünschen wär's, daß
alle Bischöffe und alle Päpste diese weise Regel befolget
hätten. Aber leider, mischt sich nur zu oft das Irdis-
che in die Handlungen der Kirchenhäupter. Selbst
Pius VI. beruft sich in seinem Schreiben vom 12ten
Christmonats 1781 an den Kaiser auf seinen Vorgänger

Benedict XIV.: sein Name würde bey den Nachfolgern und bey der Nachkommenschaft verhaßt seyn, wenn er mit einem einzigen Federzuge, wie er sich ausdrückt, dieses päpstliche Recht (die Beneficien in der Lombardie) vergeben blüete. Diese Bemerkung ist doch wahrlich nicht bloße Rücksicht auf Gewissen und künftiges Heil — wohl aber auf irdischen Ruhm und Ehre!!! — Die Erbsärthener sollen ein Zeichen ihres Ordens unter ihren Kleidern tragen; damit man sehe, daß sie mit Gewalt aus ihren Ämtern vertrieben worden. Heißt das nicht, den aufgehobenen Vätern anbeschulen, stets öffentlich herumzuschleichen, und Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen? Ein beständiges Zeichen tragen, um anzudeuten, daß man gewaltsam behandelt worden; heißt im Zeichen der ewigen Rache am Busen tragen, und alle aufmuntern, gemeinschaftliche Sache zu machen. Und Pius VI. konnte dies befehlen? — Der Bischoff soll übrigens gutes Mutha seyn; — das wird er seyn, wenn er ein guter Christ, und guter Bürger des Staats ist; und daß er es ist, bewiesen seine Handlung, über die Pius VI. so großes Verzeleid empfunden hat; — er soll ferner trachten: Gott und dem Papst gefällig zu werden. — Wie der Papst zum Gegensatz von Gott komme begreife ich nicht. Wie? Der Unterthan eines fremden Fürsten soll sterben, nur

Gott

Gott und dem Papst gefällig zu werden? Ich dächte, es klinge anständiger, wenn es hieße, Gott und seinem Kaiser gefällig; denn Gott kann kein Unterthan gefällig seyn, wenn er's nicht auch seinem tugendhaften Fürsten ist. Aber dem Papst kann mancher Abschoß unangenehm, und doch Gott noch immer ein angesehener und gefälliger Diener seyn! Auch klingt es so ziemlich nach dem Kanzelsteine Alexanders VII. — Wenn ein peregrinirender Papst den Bischöffen in fremden Ländern befiehlt — ihm gefällig zu seyn, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Gefälligkeit mit ihren Pflichten gegen den Staat und den Fürsten bestehen werde oder nicht. —

Sie sehen aus beiden Briefen, die doch gewiß noch mit aller möglichen Dehnsamkeit geschrieben sind, welche Gesinnungen Pius VI. eigentlich über die gegenwärtige Verfassung unsrer Staaten hegt. Dürfte er — er würde gewiß!!!

Sieben und zwanzigster Brief.

Ueber Merzen lachen Sie? O Freund! wir hier in Wien lachen des Hantewursten auch. Was für ein histriemäßiger Gedanke doch das war, dem Papste seine deutsche Schmierereien — zu überschicken!!! —
 Ribels Brechuren hatten mehr Glück. Sie wurden



ins lateinische übersezt, — und so hatte doch Pius VI. das Vergnügen sie lesen zu können. Warum Eibel, den der Papst lesen konnte, keinen so verbindlichen Brief wie Merz, den der Papst doch nicht lesen konnte, erhielt, können wir uns leicht in's Ohr raunen. —

Warum ich mich so wenig mit der Geschichte von der Anwesenheit des Papstes hier abgebe, fragen Sie mich? — Ich bin kein Zeitungsschreiber! — ich will nur einige Bemerkungen über das, was merkwürdig ist, Ihnen mittheilen. Wenn Sie mehr erwartet haben, so haben Sie zu viel von mir erwartet. —

Die letzte merkwürdige öffentliche Pontificalhandlung war das vom Pius VI. in Wien gehaltene Consistorium, worin der Primas von Ungarn, und der Erzbischoff von Samberg die Kardinalshüte vom Papst erhielten. Ich gesteh's Ihnen, Freund, offenherzig, daß ich die rethen Hüte in unsrer Kirche gar nicht wohl verdauen kann. Einmal kostet so ein Hütchen auf dem Kopfe mehr, als manches ziemlich einträgliche Landgut; denn 40000 Scudi, die ordentliche Taxe für ein Stückchen Silb, ist doch wahrlich keine Kleinigkeit; zweitens scheinen mir die Vorzüge, welche man mit dem Kardinalshute verbindet die Rechte der bischöflichen Würde zu sehr zu trüben. Die Stufen der Religionsdiener hat Christus seinen Aposteln selbst bestimmt. Aus seinem Gesetze lernen wir, daß es Priester, Bischöffe, Metro-

politane

Pöbstliche und Patriarchen geben soll; — aber von Cardinälen nicht ein Wörtchen. Diese geistliche Kinde ist also nur Eine Geburt des Vatikans. Und nun sehen Sie, wie geschieht der Vatikan es zu karten wußte, daß man die von Menschenhänden aufgerichteten Kirchenwürden, weit über die von Gott selbst eingesetzten erhob. — Leider geht es bey uns allenthalben so. Religionsgesetz, das vom Religionsrister selbst gegeben worden, scheint in den Augen der Canonisten wenig Aufmerksamkeit zu verdienen; — aber Kirchengesetz, — darüber hinken und streiten sie, als wenn die Religion selbst darauf gegründet wäre. Wenigstens sind immer hundert gegen zweien von der Inquisition ihrem Blutgericht aufgeopfert worden, welche nur Uebertreter oder Verstöße der Kirchengesetze waren. Diese slavische Anhänglichkeit an diese Gesetze erstreckt sich bis in den Delictstuhl. Der reumüthige Sünder mag durch alle zehn Gebote Gottes sich als Schuldiger anklagen, die meisten Priester werden den Delictenden mit einer kleinen Ermahnung durchzuweisen lassen. Aber die Hölle wird ihm gewiß heiß gemacht, sobald er sich dazu bekennet, daß er am Freytag Fleisch gegessen, oder in der Fasten einen Steyrischen getantz hat. Da das Volk immer selbst von der Kanzel herab weit stärker wider die Uebertreter der Kirchengesetze losdonnern hört; da der größte Sünder wider Gott nur unter dem wenig mehr abschreckenden



Namen des Lasterhaften geschildert, der Fleischesser, und die übrigen seines Gleichen aber mit dem fürchterlichen Gluthnamen des **Rebers** aufgeschreckt wird, — ist es wohl da ein Wunder, wenn sich der gemeine Christ ungleich mehr Skrupel macht: eine Messe am Sonntage zu versäumen, als die ganze Woche durch wider Gott zu sündigen? —

So kleinfügig diese Bemerkung scheint, so großen Einfluß hatte sie doch in vorigen Jahrhunderten auf die Ehrfurcht des Volkes gegen alles, was Kirchlich war. Daher entstand auch die unbegränzte Ehrfurcht gegen Kirchenwürden, die lediglich vom Menschengesetz ihre Existenz erhielten. Unter diese gehört die Kardinalswürde auch. Sie sind Geschöpfe der Päpste; anfangs weiter nichts als ihre Konsistorialrätthe. So wie die Päpste wuchsen, wuchs auch das Ansehn ihrer Konsistorialrätthe, bis es endlich dahin kam, daß, da die Päpste den Vorrang vor allen weltlichen Fürsten forderten, die Kardinäle den Vorrang vor allen Prinzen vom Geblüt sich anmaßten. Die Päpste fanden ihren Vortheil dabey, ihre Konsistorialrätthe zu unterstützen, und sie wider die Statuten unsers göttlichen Religionsstifters zu den ersten Kirchenhäuptern in der geistlichen Hierarchie zu erheben. Selbst die weltlichen Fürsten ließen sich so weit herab, daß sie oft für ihre eigenen Prinzen die Kardinalswürde als das non plus ultra der geistlichen Dignität

ten mit großen Unkosten, Erniedrigungen und Beschränkung ihrer Majestätsrechte vom Vatikan suchten.

Driftens ist dieser Kardinalshut das fast stärkste Band, wodurch die — nach den Grundgesetzen der Religion weit über alle Kardinäle — erhabene Bischöffe an Rom und Roms Interesse geknüpft werden. Das Uebel ist nun einmal zu sehr eingewurzelt. Die Bischöffe würden diese Kränkung gern bey Seite räumen; allein, da sie's nun nicht können, so ist's ihnen nicht zu verdenken, wenn sie aus dem schon bestehenden Uebel den größten Vortheil für sich zu ziehen suchen. Sie sehen, daß — ein rother Hut auf dem Kopfe, — alle Infuln zur ehrfurchtsvollsten Verbeugung zwingt. Es ist daher kein Wunder, wenn es so viele giebt, die mit Begierde ihre Infuln mit dem Purpurchute zu vertauschen streben. Sie können aber selten dazzu gelangen, ohne sich dem römischen Stuhle gefällig zu bezeigen; und man weiß wie gefährlich diese Gefälligkeiten dem Staate oft werden können. Fein ausgedacht war auf alle Fälle dieser Kunstgriff der Päpste, den Bischöffen den Eifer einzuslössen, sich nach dem Interesse des Vatikans zu bequemen, um nur das Vergnügen zu haben, einen rothen Hut zu tragen. Zwar mir ist es einerley ob er roth oder grün ist, — aber das kann mir und keinem Rechtschaffenen einerley seyn, welche Begriffe von Ehre und Ansehn man mit diesem Hute verbindet.



Doch genug davon. Ich werde die rothen Hüte nicht reformiren. Grüne Kappen hat Sonnensfels wohl stürzen können, — aber was für ein Unterschied ist auch zwischen grün und roth! —

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber noch einmal die Frage wiederholen: hat denn der Papst wirklich das Recht, allemhalben, wo er hinkommt, seine Pontificalrechte auszuüben? Das Recht, rothe Hüte aufzusetzen, — ist das einzige, welches in Kirchencereemonien — dem Papste als Papste nicht bestritten werden kann. Mag es auch zu tausenderley Mißverständnissen Anlaß gegeben haben, — es ist doch sein Eigenthum. Der Kardinalsorden ist — ein zeitlicher Orden, wie jeder andere Ritterorden der Fürsten. — Gleichwie nun der König von England wohl schwerlich das Recht hat, sein blaues Hofenband in Rom zu vertheilen, eben so wenig dünkt mich, hat es der Papst, Ritter von rothen Hüten zu schlagen, wo er nicht zu Hause ist; und dies um so weniger, da bei diesem feyerlichen Akte seiner zwendeltige Eid in seine Hände gelegt werden muß, der schon zu so manchen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, und den die römischen Kanonisten, auch wenn er nicht abgelegt wird, schon als eine nothwendige Klausul für verbindlich halten.

Ueberhaupt ist es mit den Reisen der Päpste eine zu kritische Sache. Jeder Fürst, sobald er über seine Gränze kommt, hört auf Fürst zu seyn; er muß sich Wi

Befegen des Landes unterwerfen, in welches er kommt.
 Nur die Päpste finden diese Gränze nirgends für sich ge-
 zogen. Allenthalben wo sie hinkommen, finden sie Le-
 gibnen ihrer Unterthanen; — wenigstens glauben es
 die Herren in den Klöstern und die Päpste so; — al-
 leenthalben treten sie als Päpste ein, allenthalben ererch-
 ren sie ihre Pontificalhandlungen, allenthalben ihre päpstli-
 che Jurisdiction. — Und die Fürsten dürften so was
 nicht verbieten? — Sie erlauben es sogar? — Hat
 man irgend in einem einzigen Reiche, wohin unser Kai-
 ser nur immer kam, es ihm gestattet, Gericht zu halten,
 kaiserliche Verordnungen zu publiciren, Audienzen zu er-
 theilen, worinn er Recht über die kaauführenden Unter-
 thanen fremder Fürsten spräche; den Ministern der Höfe
 im befehlenden Tone zuzuschreiben, kurz ganz als regier-
 ender Kaiser zu erscheinen? — Sie sehn daraus,
 daß, wenn die reisenden Päpste auch weiter nichts erreb-
 chen konnten, so waren sie doch allemal so glücklich, die
 volle Autorität ihrer Gerichtsbarkeit in jeder Gegend,
 wohin sie kamen, zu zeigen; so glücklich ihre dreyfache
 Krone, das Sinnbild der Obergewalt über alle
 weltlichen Fürsten öffentlich zu tragen, da die reisenden
 Fürsten nicht einmal das Recht haben, in fremden
 Staaten, mit ihrer einzigen — aber rechtmäßigen
 Krone und der damit verknüpften Gewalt zu erschei-
 nen. — Man weiß, wie geschickt die römischen Hof-
 rabulisten



rabulisten sind; aus solchen könn'nen kennstest Umständen, die verworrensten Deductionen zu Gunsten ihres Hoffes zu ziehen. — Zu viele Vorsicht schadet nie; — zu wenige — hat Reiche umgestürzt! —

Indeß, Freund, freu ich mich herzlich, daß, Pius VI. mag nun von seinen Entzwecken was oder nichts erreicht haben, das Betragen unser's Kaisers — selbst den Verfall desjenigen erhielt, der in diesem Augenblicke gewiß der am Wenigsten — erkaufte — Lobredner Josephs II. ist. Die Rede des Papsts, die er am Ende des Konsistoriums, in welchem er die zweeh Kardinalshüte theilte, in Gegenwart einer unglaublichen Anzahl von Zuschauern hielt, ist zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen, mein Vetter, nicht mittheilen sollte. Hier ist sie.

„Vorer Wir die Handlung dieses Konsistoriums schließen, wollen Wir das, was allen bekannt seyn soll, hier nicht mit Stillschweigen übergehen; denn es war uns so angenehm, so erfreulich, des Kaisers Majestät, die Wir jederzeit so hoch geschätzt haben, wirklich zu sehen, und dem Kaiser selbst unsere besondre Liebe zu bezeugen. Wir haben ihn vermöge unsres Amtes öfters gesprochen, und waren gezwungen, sowohl seine unbegranzte Leutseligkeit, vermög welcher Er uns in seine kaiserliche Wohnung mit allen Ehrenbezeugungen aufzunehmen, und täglich auf die herrlichste Art bewirthet,

als seine besond're Gottesfurcht, seine auſſerordentliche Geistesgaben, und seinen unbeschreiblichen Glanz in Geschäften zu bewundern. Eben so groß war der Trost, der Unser väterliches Herz anstichete, als Wir gefunden, daß sich die Frömmigkeit und Religion nicht nur in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern bey allen den Völkern der kaiserlichen Staaten, die Uns auf Unserer Herreise entgegen kamen, unverletzt und ungekränkt erhalten. Daher werden Wir niemals aufhören, dieselbe sowohl anzurühmen, als durch Unser inständiges Gebet zu unterstützen. Ja, Wir bitten den allmächtigen Gott, auf das dringendste, daß er, der keinen verläßt, welcher zu ihm zu kommen trachtet, sie in Ihrem heiligen Vorhaben bestätige, und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütte. *

Dieses Zeugniß von unserm Kaiser ist das Zeugniß der Aufrichtigkeit, der Wahrheit. Denn Pius VI. hatte am wenigsten Ursache, der Schmeichler unsers Fürsten zu seyn. Wirklich muß ich's auch bekennen, daß es traurig war, wenigstens für die Edlen des Volks, den liebenswürdigen Braschi wieder zu verlieren. Alles was das Herz Großes und Edles, — der Geist des Menschen Einsichtsvolles und Erhabenes besitzen kann, besitzt Braschi wirklich. Selbst der erlauchtste Feind wahrer Größe könnte ihm Frömmigkeit, Keuschheit, allgemein



allgemeine Menschenliebe, und wahre Größe seines Charakters nicht absprechen. Und Sie würden mich wahrlich unrecht verstanden haben, wenn Sie glaubten, weil ich, so oft ich von Pius VI. als Papst, und als Verfechter des päpstlichen Ansehns sprach, seine Handlungen freymüthig untersuchte, — daß ich auch den edlen Braschi verkannte. Ich hab Ihnen schon einmal gesagt, sobald der Papst als Papst erscheint, muß sein eignes Herz, seine eigne Einsicht, sein eigner Wille schweigen; er muß oft, fast allemal wider das bessere Gefühl seines Willens, seiner Einsicht, seines Herzens handeln, wenn er als Papst aufzutreten gezwungen ist. Der Tadel, den der Kritiker bey solchen Gelegenheiten anbringt, trifft daher nicht den Braschi, sondern die Hierarchen, welche das päpstliche System regieren. Wehe dem Papste, dem es gelüsten sollte, diesen Köpfen entgegen zu arbeiten! Die Reise zu seinen Vätern würde sehr beschleuniget werden. Beispiele lehren dies! —

Acht und zwanzigster Brief.

Wenn Sie den Charakter der Wiener genau kennen, Sie würden über die wunderlichen Wendungen erstaunen, welche die fast nie zu befriedigende Neugierde; je nachdem ihr ein Gegenstand aufsteht, zu nehmen pflegt.

pflügt. — So lang Pius VI. in Wien war, sah man nichts anders, sprach von nichts anderm als von ihm. Das Gewühl von Menschen, ihn zu sehen, oft, unaufhörlich zu sehen, war jeden Tag gleich. Man besah ihn, mahlte ihn, stach ihn in Kupfer, goss ihn in Gips, kaufte ihn, wo man seines Bildes habhaft werden konnte; schwastete von ihm, wo man ging und stand, — und kaum war Pius VI. acht Tage von Wien weg, — so schien es, als wär' er nie da gewesen. Man zankte sich noch einige Tage über das beste Portrait des Papsts, — man wünschte ihm Glück auf die Rückreise, — und der Lärm war verby. Die Wiener, liessen nun fast eben so häufig zu der großen Kiezin, die bald nachher kam, besahen eben so neugierig die Marionetten in den Buden, und schickte Kinder, regten mehr. In der That, wenn Arctia und L. Schenkohl den Papst nicht noch vor ihren Gewölbern in verschiedenen Figuren hängen hätten, das Volk schwastete ist wohl gar nicht mehr von ihm. So schnell sattelt die Hengierde meiner Landesleute um!!!

Dech ich werde wohl Gelegenheit haben, darüber noch manches zu bemerken. Lassen Sie mich izt auf Ihre Fragen kommen, die Sie mir in Ihrem Briefe vorlegen.

Ob der Papst seinen Endzweck erreicht hat? Ich, und Niemand weiß es. Aber daran zu zweifeln



zweifeln habe ich alle Gründe. Auch war es sehr betrübt, wenn Joseph II. aus Freundschaft für den edlen Braschi mehr gethan hätte, als ein deutscher Kaiser gegen den Papst thun sollte. — So viel aber muß ich Sie versichern, daß die Geschäfte des Kaisers durch die Uneinigkeit der Bischöffe selbst, von denen so manche der Data-rie noch so sehr ergeben sind, sehr erschweret wurden. Man nennt diesen und jenen, der Wunder wer weiß was gethan zu haben glaubt, daß er dem Monarchen Hindernisse in den Weg gelegt hat. — Es ist traurig, solche Unterthanen zu haben, denen fremde Vorthelle mehr am Herzen liegen, als die Vorthelle des Staates, der sie erhält.

Ich bin so frey Ihnen einen Kirchenbleten zu nennen, den man deshalb im Verdachte hat. Seine Eminenz der Herr Kardinalerzbischoff von Wien steht an der Spitze derjenigen, die das allgemeine Gerücht unter die Anhänger der ultramontanischen Grundsätze zählt; und vox populi vox Dei, ein altes Sprichwort.

Ich bin heute eben in der Verfassung, das Abschreiben handwerk zu versuchen. Ich will Ihnen das Leben dieses Kardinals so, wie es in der Lebensgeschichte aller Cardinale im vierten Bande, Seite 120 steht, mittheilen.

• Christoph

• Christoph von Migazzi ward den 23ten November 1714 geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und ward Domherr zu Brixen und Trident. Im Jahr 1745 ward er vom Kaiser Franz I. bey seiner Krönung zu Frankfurt zum Auditor Rotae, und im folgenden Jahre zum kaiserlichen Minister zu Rom ernennet, da er denn die Nominacion zur Cardinalswürde vor die Kaiserin als Königin von Ungarn und Böhmen auswürkte. Im Jahr 1751 ward er zum Erzbischoff von Carthago und Coadjutor des Erzstifts Mecheln ernennet, und den 10ten October zu Rom in der Kirche St. Apollinaris darzu geweiht. •

• Er kam hierauf nach Wien, wo er zum wirklichen geheimen Rath erkläret, und als kaiserlicher Gesandter nach Madrid abgeschicket wurde, um den Grafen Esterhazy daselbst abzulösen. Den 7ten Februar 1751 reiste er von Wien ab, gieng über Paris, und langte im April zu Madrid an. Den 18ten dieses, hatte er bey Hofe Audienz. Er half hierauf den Tractat zu Stande bringen, der zu Erhaltung der Ruhe zwischen der Kaiserin, als Königin von Ungarn, und den Königen von Spanien und Sardinien den 1ten Junii 1752 zu Aranjuez unterzeichnet wurde. Im Februar 1756 ward er zurück berufen, seine Abreise verzögerte sich aber bis den 28ten September, da er die Stadt Madrid verließ, nachdem er bey seiner Abschiedsaudienz von dem Könige



mit seinem Bildnisse, reich mit Diamanten besetzt, beschenkt worden. *

Als er nach Wien zurückgekommen, erhielt er das Bisthum Waizen in Ungarn, und als der Cardinal von Trautson den 10ten März 1757 starb, ernannte ihn die Kaiserin Königin aus besonderm Vertrauen, welches sie auf dessen Tugenden, Gelehrsamkeit, und andre herrliche Eigenschaften setzte, den 17ten März zum Erzbischoff zu Wien. Er resignirte zwar hierauf das Bisthum Waizen, bekam aber dasselbe den 15ten November 1761 wieder vom Neuen. Und in eben diesem Menathe, nemlich den 23ten November erhielt er auch auf Nomination des Kaisers vom Clemens XIII. die Cardinalswürde. Der Prälat Montica überbrachte ihm das Viret nach Wien, wo es ihm den 1ten März 1762 in der kaiserlichen Hofkirche aufgesetzt wurde. Er that darauf eine Reise nach Ungarn, und nahm von dem neuerhaltenen Bisthume Waizen Besitz. Er hat sich um solches sehr verdient gemacht, da er nicht nur zur Erziehung der Jugend ein ewiges Denkmahl daselbst gestiftet, sondern auch die Stadt selbst durch seine sorgfältigen Anstalten verschönert. *

Im Jahr 1765 hieß es, er würde das damals erledigte Erzbisthum zu Gran erhalten, das seinen Sitz zu Pressburg hat. Es ist mit selbem das Primat von Ungarn, und die reichsfürstliche Würde verknüpft, und

soll jährlich 350000 Gulden eintragen. Jedoch es ist solches nicht erfolgt, ob er gleich bey dem letztern Reichstage das ungarische Indigenat bekam. "

„Im Jahr 1767 lag die verwittvete Kaiserin an den Blattern tödtlich krank darnieder, welches Stadt und Hof mit Wehmuth und Schrecken erfüllte. Als den 2ten Junii alle Hoffnung der Genesung verschwand, mußte der Kardinal als Erzbischoff zu Wien die traurige Verrihtung über sich nehmen, und sie Abends mit allen Sakramenten versehen. Er hatte aber auch hernach den 22ten Julii das Vergnügen, dem prächtigen Dankfeste in der Metropolitankirche beizuwohnen, das ihrer Genesung halber gefeyert wurde, woben er zur Bezeugung seiner innigsten Freude selbst den Predigtstuhl bestieg, und das häufig versammelte Volk aufs beweglichste ermahnete, ihr Dankgebet mit der Kaiserin ihrem zu vereynigen. "

„Im Februar 1769 ward er nach Absterben des Papstes zum Conclave eingeladen, worinn ihm das Loos die 49ste Zelle zwischen den Kardinalen Pozzobonelli und Veromeo zugetheilet hatte. Der kaiserliche Hof stellte es ihm frey, ob er nach Rom reisen wollte oder nicht. Da er nun merkte, daß er die geheime Instruction des Hofes nicht erhalten würde, entschloß er sich, zu Hause zu bleiben. Er ließ daher die Kardinalé wählen, wenn sie wollten, und da er hörte, daß den Kardinal Ganga-



nelly das Glück betroffen hatte, bezeugte er eine große Zufriedenheit darüber. *

Von seinen Schriften, die im Druck erschienen, hat man folgendes bekannt gemacht.

1. Eine Lobrede auf den großen Blutzengen der Kirche, Johann von Nepomuck, 1760.

2. Drey Predigten, die im Gotteshause, Maria Hülz genannt, bey dem jährlichen Wittgange nach selbigem, um einen glücklichen Fortgang der Wassen zu erhalten, in Gegenwart beyder kaiserlichen Majestäten gehalten worden 1760 und 1761.

3. Drey Predigten, die zu den Armen gehalten worden, als sie in die Domkirche zum heiligen Stephan ihren jährlichen Wittgang thaten. 1760 — 1761.

4. Unterricht von der Verehrung der Bilder 1761.

5. Rede von Verehrung der heiligen Diener Gottes.

6. Eine Dankrede auf das Treffen bey Landshut 1760.

7. Der römische Katechismus in die lateinische Sprache übersetzt, dem ein Hirtenbrief an die Geistlichkeit beygedruckt worden. 1760. *

Man trifft in diesen Schriften eine große theologische Gelehrsamkeit und eine männliche und einnehmende Beredsamkeit, jedoch nach dem Geschmack der römisch-katholischen Kirche, an. Er ziehet daher allemal, wenn

er die Kanzel bestieg, eine unzählige Menge Zuhörer herbey.

So weit gehn die Nachrichten, die man vom Cardinal Migazzi in diesem Werke findet. Ich bin bemüßiget, noch eine merkwürdige Epoche dieses Cardinals anzuführen. Als Clemens XIV. starb, und das Conclave beschäftigt war, diesen Verlust zu ersetzen, fiel ihm die 1ste Zelle zwischen dem Cardinal Carl Rezzonico und Serbelloni zu. Migazzi reiste den 21sten October, sobald er versichert ward, daß er das kaiserliche Secret erhalten würde, von Wien ab, lies sich eine prächtige Gallivree machen, kam den 13ten November zu Florenz an, erhielt den 14ten Audienz beym Großherzog Leopold, und betrat endlich den 23sten November das Conclave. Vernis hatte durch die Gegenparthey der Zelanten sein Ansehn in diesem Conclave sehr verlohren. Migazzi mußte also das Haupt der Hosparthey vorstellen. Die Forderungen der bourbonischen Höfe waren 1.) eine förmliche Wiederrufung des Breve wider Parma. 2.) Eine Bestätigungsbulle der Aufhebung des Jesuitenordens. 3.) Die Bekanntmachung der Maßregeln wider die gefangenen Jesuiten auf der Engelsburg. 4.) Die Aufhebung der Bulle in coena Domini. 5.) Ein Breve, daß die Bischöffe andrer Reiche nicht mehr vom römischen Hofe abhängen sollten und in allen Fällen Dispensationen verleihen könnten.



Die Vertwölgerungen im Conclave wurden allgemein. Die Cardinäle der Hosparthey unterstützten Malvezzi, Negroni, Marefoschi, Sersale und Pallavicini; die Albanische Parthey den Cardinal Boromeo und Visconti; die Rezzonichische aber Boschi, Braschi, und Buffolini. Man überließ endlich das Geschäft der Papstwahl dem Cardinal Migazzi allein. Am 17ten December war Braschi durch Vermittelung der Zelanten beynahe schon zum Papst gewählt worden, wenn nicht Corsini im Namen seines Hofes die exclusivam wider diesen Cardinal verzeigelt hätte. Allein endlich wurde ihm doch, als Migazzi das Directorium der Hosparthey allein übernahm, und den Corsini und Zelada zu seinen Gehülften wählte, den 24ten Februar auf Vermittelung der Rezzonichi, Torreggiani und vorzüglich des Generalvikarius Colonna, die päpstliche Würde zu Theil. Migazzi, der die ganze Zeit sich zu keiner Parthey geschlagen hatte, und auf dessen Ausspruch es am Ende doch ankam, sah es ein, daß Braschi gerade der Cardinal war, wider den, bey den durchkreuzenden Planen des Conclave — die Höfe am wenigsten einwenden konnten. Bald nach der Krönung des Braschi als Papst Pius VI. erwählte dieser Papst zur genauern Untersuchung des Jesuitenprocesses noch vier neue Assessoren, und zwar, die Cardinäle Bernis, Lanze, Salis und Migazzi, damit sie, da sie von der Hof-



Hosparthey waren, völliges Licht in dieser kistlichen Sache erhielten. Allein Magazzi reiste in der Mitte des Merz nach Neapel, kam zwar den 1ten April wieder in Rom an, lehrte aber nach einigen Wochen wieder nach Wien zurück. --

In allen seinen Handlungen werden Sie den aufmerksamen Kopf, und den Mann finden, der mit vieler Geschicklichkeit die Geschäfte des Hofes verrichtete. Nun muß ich Ihnen noch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß wir in unsern Staaten vorzüglich ihm die Aufklärung in der Theologie und das bessere Jus canonicum zu danken haben. Nicht als ob er bessere Traktate über beides selbst geschrieben, sondern er munterte jene Köpfe auf, von denen er Aufklärung vermuthen konnte. Durch seine Vermittelung, und durch seinen Vertrieh wurden Priesterhäuser errichtet, worum man geflissentlich darauf sah, das theologische Studium von allem isidorischen Schutte zu reinigen. Alle unsre Theologen, welche von der Orthodoxie eines Dusenbaums und Scoti sich entfernten, wagten dies Unternehmen nur auf seinen Wink. Selbst die bey den Protestanten bloß nach dem Aufse mehr geschätzte, als von uns und allen die sie launten — gebilligten Jesuitenstudien fanden an ihm einen mächtigen Reformator, so wie er überhaupt nie ein blinder Anhänger der Jesuiten war. Alle Geschäfte, welche er bis zum Anfange des Jahres 1776 vom Hofe in Kirchensachen erhielt,



hielt, setzte er mit Einsicht, mit Eifer für die Majestät, rechte der Monarchin selbst bey dem sichtbaren Nichtbeyhagen des römischen Hofes durch. — Allein seit dieser Zeit, bemerkt man an ihm von Jahr zu Jahr die sichtbarste Abweichung von seinen ehemaligen Grundsätzen. Er fing an, die strenmüthigen Männer, welche er so zu sagen, selbst gezogen hatte, zu inquiren; denen, welche die Grundsätze des Fleury beybehielten, sein Antrauen, seine Unterstützung zu entziehen; in einem mehr mit dem ultramontanischen Geschmacke übereinstimmenden Tone im Kabinete der Fürstin zu sprechen; die Jesuiten unter seinen Schutz zu nehmen, und überhaupt, wie's diese Eschaulöcher an mehreren Orten zu bewirken im Stande waren, sich so von ihnen bestricken zu lassen, daß der Einfluß der aufgehobenen Gesellschaft in seinen Handlungen zu sichtbar ward.

Sie werden sich freylich über diese Metamorphose des Kardinals wundern. Allein ich wundre mich darüber gar nicht. Ich glaube sogar die Ursachen, die sie bewirkten, deutlich angeben zu können. Ehre und Be-
 lohnung sind — mag man sich auch noch so uneigennützig stellen, als man will, bey allen Menschenkindern der wahre Sporn zu großen Handlungen. So lange man noch diese zu erringen hoffen kann, so lang ist kein Hinderniß so kräftig, das den Eifer des arbeitsamen Mannes erkalten machen könnte. In der geistlichen
 Die.

Hierarchie sind nur zweien Wege, diesen Endzweck zu erreichen. Den einen geht der Klerus der Hofparthey, den andern der Anhang des päpstlichen Stuhls. Da das Interesse dieser zwei Partheyen stets einander entgegen streitet, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn uns die Geschichte so wenig Köpfe aufweist, die ihr Glück dauerhaft zu gründen wußten, indem sie beyden Partheyen dienen wollten. Der Mann, der auf der ersten untersten Stufe der geistlichen Würde steht, und höher steigen will, berechnet nun die Vortheile, welche er von der einen oder der andern Parthey erringen kann. Wohin sich nach einer wahrscheinlichen Berechnung die Waagschale schlägt, dahin schlägt sich auch sein Dienstleister; und so geschieht es, daß einheimische Kirchenhirten sich eher unter die Fahnen des Hofes stellen, weil es wahrscheinlicher ist, aus den Händen des Fürsten, dem sie treu dienen, größere Belohnungen zu erhalten, als von Rom. —

Ich schicke dieses voraus, um es auf unsern Cardinal anzuwenden. Er stieg schnell empor, und die Güte der Monarchin setzte ihn bald in den Stand, alles erwarten zu dürfen. Im Jahr 1765 hatte er die Aussicht, die reichste Pfründe in unsern Ländern — das Primat von Ungarn zu erhalten. Man verzog aber mit der Befetzung desselben, weil der Hof bey jedesmaliger Erledigung das Recht hat die Revenüen von



240000 Gulden 3 Jahre selbst zu genießen. So lange also der Hof dieses Primat selbst benutzte, hatte der Kardinal doch immer noch Hoffnung, sobald es besetzt werden würde, — dazu erwählt zu werden. Den ersten Jänner 1776 aber bekam, wider Vermuthen des Migazzi, Bathiany, diese reiche Pfründe. Die Aussicht, Kardinal und Erzbischoff von Wien, Bischoff von Baien, und Primas von Ungarn zugleich zu seyn, verschwand, — und wenn man auf die Umschmelzung der Gesinnungen des Kardinals gehau merkei, — so wird man wahrnehmen, so wie die Aussicht mehr noch zu erlangen aufhörte, — hörte auch sein ehemals so glücklicher Hofseifer auf. Er berechnete, daß da von der Hofpartey keine weitere Belohnungen für ihn mehr zu erhoffen wären, er doch noch Ansehn und Ehre bey den Zelanten erringen könnte, wenn er zu ihnen überträte, zum Verfechter der römischen Grundsätze als Haupt mitten in unserm Staate sich aufwürfe, und dort, wo er nicht Macht hat, durchzubringen, doch Hindernisse entgegen thürmte, und die Plane seines Hofes durch Widersprüche ins Strecken brächte. —

Es ist leider die Schwachheit aller Menschen, daß sie, sobald sie den Gipfel, auf welchen sie steigen können, erstiegen haben, sich auch gelüsten lassen, nach der falschen Ehre zu greifen, und zu versuchen, wie weit sie es durch Oppositionsplane bringen können. Eben dies
gilt



gite vom Kardinal Migazzi. So wie die Hoffnung auf fernere Belohnungen verschwand; so wie er sah, daß der Hof selbst weniger seiner Dienste sich gebrachte, so erwachte auch bey ihm die Idee, sich nicht unnütz zu machen. Durch das Hospanier, dem er züther folgte, gelangte er zu Ansehn, zur ersten Stufe der geistlichen Hierarchie, die in unsern Staaten existiret. Von dieser Stufe konnte man ihn nicht mehr zurückstoßen. Von dieser Seite hatte er also Sicherheit. Aber er wollte in wichtigen Geschäften nicht ganz unbemerkt übergangen werden. Man bemerkte ihn aber doch nicht mehr so genau wie vormals; — was konnte er anders thun, als dort zu klaffen, wo er sonst, als das Primat noch unbefetzt war, mit großen Väcklingen seine Ergebenheit gegen Hof und Hofinzeresse bezeugte? Glauben Sie mir, Freund, diese Sinnesänderung unsers Kardinals ist eben keine so große Seltenheit. Diesen Umstand haben fast alle Höfe erfahren, die ihre Höflinge zu Jährlings mit Reichthümern und Ansehn überschütteten. —

Edit dem letzten Conclave, dem der Kardinal bewohnte, ward diese Metamorphose vorbereitet, — das Primat von Ungarn, die vom Hofe gegen den würdigen Kardinal Heczan verwendete Güte, vorzüglich die 45000 Cindlen, welche für Heczan wegen seiner Kardinalswürde nach Rom geschickt wurden, dann die 60000 Gul.



Gulden zur Bestreitung seiner darauf erfolgten Rückreise nach Wien, die 30000 Gulden jährlicher Einkünfte, und die wichtige kaiserliche Stelle eines Ministers am römischen Hofe, welche Heczan erhielt, den Migazzi also natürlich als den einzigen Rival sowohl im Laufe des Glücks, als auf der Bahne der Ehre anzusehen berechtigt war, trugen viel dazu bey, daß Migazzi in seinem Eifer erkalte. Ueberdies alles war Migazzi im vollen Glanze in allgemeiner Achtung das Haupt des Conclave. Die Schmeicheleyen der Rezzonichi, Torreggiani, und der übrigen Cardinäle gegen ihn, mochten freylich schon dazumal den Wunsch in ihm erregt haben, daß er weniger höfisch gesinnt gewesen seyn möchte; er würde vielleicht die Krone selbst davon getragen haben. Aber der Himmel wolle uns vor einem Papst Migazzi behüten, der schon als Cardinal, der der Gnade des Hofes so lange lebte, als er ihn brauchte, mit Einemmale aber umfattelte, sobald er von ihm nichts mehr zu hoffen hatte! — der Himmel wolle uns und die Christenheit vor so einem Manne als Papst bewahren, der sich schon izt so wenig scheut den besten Absichten des Kaisers entgegen zu streiten.

Verstehn Sie mich aber recht, Freund. Migazzi kann demohngeachtet ein gutes, großes Herz haben. Kann demohngeachtet glauben, daß er nach Recht und Billigkeit handle. Man kennt die Verführungsgabe

des römischen Hofes. Gott weiß durch welche geheime Anordnungen desselben dieser sonst für Oesterreich so würdige Kirchenhirt in das Labyrinth verflochten wurde, aus dem er sich izt nicht mehr zu winden weiß. Es kann wohl seyn, daß der Glanz, der Vorzug der römischgesinnten Cardinäle ein starkes Gewicht bey Magazzi erhielt; kann fern, daß da er keine höfischen Belohnungen mehr erhalten kann, vielleicht mit der Hoffnung von Rom ausgetauscht ward, der Primas von allen österreichischen Erbländern zu werden. Rom verspricht oft Seifenblasen, um große Endzwecke zu erreichen.

Doch, was nützt es, zu untersuchen, wie, und warum ein würdiger Mann seine Rolle geändert hat? Die Antwort ist's, daß man weiß, er hat sie geändert; genug, daß man weiß, schlaue Jesuiten haben ihn zu diesen Schritten verleitet, die er sonst nie gewaget haben würde, wenn Jesuitismus — bey mir immer so viel, als Cartonschismus — nicht sein Spielchen dabey gehabt hätte. Verwünscht sey das Andenken dieses Verräthers, das selbst noch bey seiner Zerstückung die würdigsten, erhabensten Männer zu begeistern streckenung ist.

Unter mehreren andern kleinen Präparaten, die Inquisition unter der Anführung unsers Cardinals in unsern Ländern einzuführen, diene der verschrieene Proceß, den die Jesuiten (kann ich mich doch dieses Inquisitions



tuts nie anders, als des Abschaums aller Ränke erinnern) — durch den Cardinal wider Eibeln führten. Seine Lehrsähe, die der Welt öffentlich vor Augen liegen, die gerade nach dem vormaligen System des Cardinals gemodelt sind, wurden verkehrt. Eibel war selbst Jesuit; er verließ den Orden; es war eine Regel, alle die zu verlassen, die den Orden verließen. Darf man sich wundern, daß die Herren Eibeln auf den Scheiterhaufen transportiren wollten? — Eibels Rede, welche er dem Paulaner Vater Kaltner machte, die dieser auch wirklich hielt, blies den Zunder noch mehr an. Der Cardinal setzte eine fast unüberschbare Anzahl von Reherzen auf, die Eibel in dieser Rede gelchret haben sollte; sie wurd der Monarchin vorgelegt; sie erschreck, einem solchen Erzketzer den theologischen Unterricht der Jugend anvertraut zu haben. Eibel kam in Inquisition. Das herzhafte Betragen des damaligen Hofraths Martini — der im Namen der ganzen Universität der Monarchin die Versicherung gab, daß keine der Beschuldigungen wider Eibeln gegründet wäre, daß, um sie davon zu überzeugen, Eibel gegen Migazzi wörtlich abgehört werden, dieser seine Einwürfe, ferner seine Rechtfertigung wörtlich vorbringen sollte, — dieses herzhafte Betragen des würdigen Martini wirkte endlich so viel, daß Migazzi, um der Verlegenheit, seine wider Eibeln gemachte Verleumdungen



zu beweißen, entgehen zu können, nach Walsen reiste. Die Kaiserin, um dem Streite ein Ende zu machen, nahm Wipeln die Professur, und schickte ihn als Landrath nach Linz.

Die Geschichte mit dem Berliner Priesterhause ist bekannt. Pater Plazer, der das eigentliche Opfer dieses Processus seyn sollte, war so zu sagen, ein Zögling des Migazzi. Der Cardinal ermunterte ihn selbst in vorigen Zeiten, das orthedore System zu verlassen, und Fleury's Grundsätze genau zu studiren. Plazer's jetziges System, ist das alte System des Cardinals. Und doch verfolgte er ihn? Und doch läßt er ihn noch izt (den 1ten September 1781) nicht seine Bestimmung, das Priesterhaus in Wien einzurichten, — nach dem Wink des Monarchen erfüllen? Der Cardinal liest nicht einmal seine Rechtfertigungen: warum Plazer keine Messe liest, — sondern läßt, ohne selbst eigene Untersuchung der eingereichten Rechtfertigung, in seinem Konsistorium die vota condemnationis sammeln, und freut sich vielleicht, daß er vota majora auf seiner Seite hat?

Freylich würde sich Migazzi dessen höchlich wundern, wenn man ihn deshalb zur Rede stellen wollte. Plazer ist nur ein gemeiner Priester, zu dem der Cardinal Er sagen kann, da unser Kaiser zu jedem Priester Sie
[agt.

sagt. Aber ein Kardinal darf auch gröber reden, als ein Kaiser. —

Ob der Kardinal meine Vermuthungen in diesem Punkte durch seine gegenwärtigen Handlungen rechtfertige, mag Kautenstrauch in seiner Brochüre über das Betragen der Bischöffe beantworten. So wenig der Mann nach seiner Gewohnheit auch sagt, so wahr find ich doch alles, was er haben will, daß man vom Mizgayi sagt. —

Nun nur noch eine Frage, und ich schlicke für heute. Was ist Mizgayi? — Ist er Erzbischoff von Wien? oder Bischoff von Waizen? — Ich frage nicht umsonst. Ist er Erzbischoff von Wien und Bischoff von Waizen zugleich, so nimme mich's Wunder, wie Ein Bischoff zwei Diöcesen zugleich besitzen kann? Ich will nicht erst untersuchen, ob es nach Kirchengesetzen erlaubt ist, zwei Bischöfthümer, jedes mit besondern Rechten zu besitzen. Nur so viel will ich bemerken: Ist er Erzbischoff, oder Metropolitan von Wien, so stehen die übrigen Bischöffe der Metropolitan-diöcese unter ihm. Er ist also gleichsam das Oberhaupt aller österreichischen Bischöffe. — Was ist aber Waizen? Ein Suffraganbisthum, das unter dem Primat vom Graner Bisthum steht. Also muß der Wiener Erzbischoff und Kardinal als Suffraganbischoff von Waizen unter dem Primat von Ungarn stehen.

Das

Das wird aber Migazzi nie zugeben wollen; er kann es auch nicht. Was folgt daraus? — Daß die Metropolitankirche des Cardinals Bathiany als Primas zerstückt, gekränkt und gehemmet werden; daß die Kirchenzucht in Waitzen dadurch ohnmöglich aufrecht erhalten werden kann, weil sich der Erzbischoff von Wien dem Primas von Ungarn nimmermehr in der Waitzner Diöcese unterwerfen wird. — Daß diese doppelte Verhöhnung zweyer Bischümer wirklich zur Abnahme der Kirchenzucht diene, sieht jedermann ein, der die Sache mit unbefangnem Auge ansieht. Es mögen die, welche diese Sache besser verstehen, darüber weiter nachgrübeln; — nur so viel ist gewiß, eine dieser zwei Diöcesen muß verwahrloset werden!

Ob Migazzi mit den Veranstaltungen des Kaisers zufrieden ist, können Sie sich aus dem Vorhergehenden beantworten. — Die Censur bekam den erklärtesten Feind an ihm. Das Stückchen mit des Herrn Seguiers Rede ist Ihnen schon bekannt. Die Pochlinaden und Fassladen haben ihre Existenz, und die Kurzweil, die sie uns Wienern machten, wenn sie mit ihrer Hofnarrenpreische in der Luft herum hieben, — vorzüglich dem, freylich verstöhltem, Winke seiner Eminenz zu danken. Die Schnellerische Rede, die er wider seine eigne bessere Ueberzeugung vom Ablass auf Befehl des Cardinals halten mußte, zeigt zu deutlich: was



Geistes Kinder die jetzigen Gefinnungen des Cardinals
 mit. Es war der Papst da, es ist billig, daß man
 sucht, dem Volke weis zu machen, dieser Kirchenhirt,
 daß nur mit der Hand segnen, und sagen: wir ertheilen
 auch vollkommenen Ablass; so komme der, der ihn em-
 pfängt vom Mund auf in den Schoos Abrahams. Ges-
 sings, solche Schnurren allgemein zu verbreiten, so ge-
 winnt das römische Ansehen, und dafür streitet ja Mi-
 gazzi ist. Zu bedauern ist es, daß wir seine Abhand-
 lung über den Popsi nicht erhalten haben. Es muß
 gar viel darin liegen, seine jetzigen Plane deutlicher zu
 bestimmen; viel Nichtiges mag sie indessen wohl nicht
 enthalten, weil der Kaiser, dem sie der Cardinal zur Be-
 urtheilung vorlegte, sie mit dem Bescheide wieder zurück
 gab: *Digna Illustri Mercatoris probles, et in illis
 ducas in tentationem.* —

Doch, genug für heute! Bedauern Sie aber nicht
 mit mir, daß wir im eigentlichsten Verstande einen der
 würdigsten Kirchenprälaten verloren haben? Denn
 Migazzi ist für unsern Staat so viel, als wär er nicht
 da. —

Neun und zwanzigster Brief.

Lassen Sie mich einmal von verdrähtlichen Gegenständen
 wegeilen! Habe lang genug von Papst und Papsta-
 ange

Angelegenheiten abschwaft; lang genug über Dinge ge-
plaudert, die jedem bekannt sind, oder doch wenigstens
bekannt seyn sollten. Es ist undankbare Arbeit, so
mit jeden Schritte durch Legionen Antagonisten durch-
zuschlagen, die, wenn man sie auch zu Boden stürzte,
und ihnen den Hals zuschnürte, daß sie nicht mehr freis-
ichen könnten, — doch nicht ein Quentchen ihres from-
men Eigensinnes hingeben würden, um sich zu retten.
Was will man mit diesen Eulengesichtern machen? —
Das Beste ist, man läßt sie uhuen so viel sie wollen;
und die Augen bey jedem Sonnenstrale fest zuschließ-
sen! —

Ich bin froh, daß ich mit diesen Herrn nicht mehr
zusammentreffen werde. Das, was ich Ihnen in Zu-
kunft berichten will, sind Dinge, woran die Zeloten we-
nig Antheil nehmen; worüber sie sich weder betrüben, —
weil ihrem Heutel nichts dabey entgeht, — worüber
sie sich aber auch nicht freuen, ohngeachtet es der
Menschheit immer Ehre macht, sich der Wohlthaten, die
unsre Nebenbürger um uns her genießen, mit lautem
Danke zu freuen!

Unter diesen Wohlthaten steht die Verfügung des
Kaisers, durch die er die Leibeigenschaft in allen sei-
nen Ländern aufhob, ohnstreitig oben an. — Diese
Handlung macht seinem gefühlvollen Herzen zu viel E-
hre, wird zu deutlich mit dem allgemeinen Danke aller

Nationen belohnt, als daß ich es erst nöthig finden sollte; hierzu noch Zusätze zu machen. Nur einige flüchtige Betrachtungen erlauben Sie mir, mein Vetter! —

Leibeigenschaft, so wie sie von einigen Ermächten in Ansehung der Negern eingeführt worden, mit denen man bey ihnen wie bey uns mit Ochsen handelt, — ist allerdings ein Schicksal menschlicher Erfindungen. Montesquieu, nach ihm Linguet nach beyden Beccaria haben dagegen gecliffert; — aber hat ihre Eifer auch was gesucht? — Leidet ist der Privatmann gegen die lauteſte Stimme der Menschlichkeit fast allemal taub! —

Nicht so entehrend, nicht mit ſo vielen drückenden Laſten verbunden, — aber doch immer noch drückend genug — iſt jene Leibeigenschaft, welche in manchen Ländern den Unterthan — zum Eigenthum des Unſerherrens einſetzte, mit all' den Rechten einſetzte, die er nur immer über ſeine väterliche Habe, über ſeine Aecker, Schafſtälle, Pferde und Laſthiere durch Erbrecht erhalten konnte. Der Menſch ſtand da in der Reihe — der Kuppelhunde! — Seine Hochgräflichen Gnaden wollten heute bey Sturm und Regen jagen, wollte nun einſür allemal der Hochgräflichen Lanne ſo beliebte, — und die Hunde müſſen jagen, und die Unterthanen müſſen — was die Hochgräflichen Hunde müſſen, Und ſo weiter. —

Drückend

Drückend war so eine Lage für den arbeitsamen Landmann immer. Ich könnte hier sehr leicht einige Ketten von Beweisen anreihen, daß durch diese Verfassung der Fleiß, die Ordnung, das Gedeihen der Familien gehemmt, — verflüchtet; die Population geschwächt, der Acker des Landes selbst untergraben werde: wenn es nicht schon so evident erwiesen, nicht schon von hundert andern vor mir gesagt, nicht selbst durch den Alltagschein bestätigt worden wäre. — Also nichts von alle dem; — sondern dafür eine Frage, die Sie allerdings bestreiden wird: — Liebt auch der vorher Leibeigenen gewesene Unterthan nun einen Tuzen, da er ihr aufhört es zu seyn?

Ich seh es aus Ihren Mienen, mein Vetter, daß Sie diese Frage bestreiden. Aber noch mehr wüß Sie meine Antwort bestreiden, wenn ich Ihnen Nein drauf antworte! — wenn ich sogar sage, der jetzige Landmann leidet Schaden durch seine erhaltene Freyheit. — Wie das möglich wäre?

Sie sollen es hören.

Der Bauer war in den leibeigenen Provinzen — wesentliche Waare, die dem Gutsherrn zu allem nur möglichen Gebrauch als eigen zugehörte. Sein Pferd, sein Ochse, sein Hund, sein Bauer waren so gut Elgenthumsachen, wie sein Stiefel, den er am Fuße trug. Es war natürlich, daß er dies alles so lange, so vielfältig



te, als es Zeit und Umstände, und oft auch seine Tanne
forderten. Es war aber auch natürlich, daß der Gutsherr,
wollte er anders sein Eigenthum so erhalten, und
auch in der Folge Nutzen davon zu ziehen; seinem
Pferd, seinem Ochsen, seinem Hunde, seinem Bauer z.
sobald sie wesentlicher Aushülfe bedurften, eben so gut
durch Unterstützung aus seinem Socke nachhalf; wie er
seinen Stiefel wieder frisch versohlen ließ, um länger da-
mit herumzuschlendern. Sie werden daraus sehen, daß
der Leibeigne in unzähligen Fällen auf die Unterstützung
seines Herrn rechnen konnte. — Ein Donner schlägt
in die — schon elende Strohhütte, und verbrennt
sie; — der Bauer mit seiner Hütte ist Eigenthum des
Herrn (Grasen); will dieser nun nicht eine Familie mit
all dem, Mangel, den sie ihm abwirft, verlohren; so
läßt er sie wieder aufbauen. — Regenwürste über-
schwemmen die Felder; die Aussaat geht verlohren; die
Körnde verschwindet; — die Familie die es trifft, muß
verhungern, muß sich sogar des Trostes beraubt sein,
sich künftiges Jahr des Schadens zu erholen, da sie we-
der Körner noch Geld, sich solche auf die künftige Zeit
der Aussaat anzuschaffen, besitzt; — dem Leibeignen
wird der Gutsherr selbst seine Scheunen öffnen, und Nah-
rung fürs gegenwärtige, und Aussaat fürs zukünftige
Jahr vorschießen. Krankheiten, Diebstähle, Gelbes-
einbrüche rauben dem Leibeignen alles, was er besaß.

Wie will er sich wieder aufheben? Er bedarf Vorsehung zu seiner Erhaltung; er bedarf Nachsicht zur Zeit der öffentlichen Abgaben; wer wird ihm diesen Vorsehung leisten; wer wird ihm diese Nachsicht gönnen, da er nichts als den Willen wieder zu bezahlen besitzt? — Der Guts Herr wird es; und kann es; er muß es sogar. — Er wird es; oder er müßte schwach genug seyn, seinen eignen Vortheil nicht zu fühlen; — er kann es; da ihn die Leibeigenschaft des Bauers sicher stellt; und er muß es, weil er ohne diese Nachsicht, ohne diesen Vorsehung das Mark seiner eignen Heerden anzuweiden würde. Hundert solcher Beispiele könnt ich Ihnen beibringen, wo sich die Bedürfnisse des Leibeigern häufen, und durch den Guts Herrn gesteuert werden. — Alle diese Hülfe, alle diese Unterstützung in dringender Noth verliert der Leibeigere in der Zeit, wo er aufhört es zu seyn. Kein besonderes Interesse verbindet den Herrn mehr, ihm solche häßliche Hand darzubieten. Der Freygewordene geniest nun das selbst, was vorher sein Herr genoss; er muß sich also auch in jedem Falle selbst eignen Missethats auch in den gefährlichsten Augenblicken seyn. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie die Lage ganz überdenken, in die der Leibeigere durch seine Freyheit gesetzt wird, so werden Sie gestehen müssen: er habe verloren. Keine Hülfe in Unglücksfällen, keine Unterstützung, kein Vorsehung, keine Nachsicht, — wie? kann

C 4



kann der, der dieses gewohnt war, ist wohl glücklichster seyn? —

„Doch verstehen Sie mich recht. Ich rede immer vom Gegenwärtigen, also auch nur von solchen, die die Fesseln der Leibeigenschaft selbst süßten, und ist die Freyheit bekamen; dem freygebornen Enkel wird diese Last nicht mehr drücken. Aber der jetzige erhielt den prächtigen Namen Freyheit, — und hundert Kummernisse zugleich, die er vorher nicht kannte. Ich will mich deutlicher darüber erklären. Der Leibeigne, weil er wußte, daß er das Lastthier seiner Herrschaft war, bekümmerte sich selten darum, ob er viel oder wenig besäße; er arbeitete gerade so viel, als er zum dürftigen Unterhalt nöthig zu haben glaubte. Da seine meiste Zeit dem Gutsherrn angehörte, so kommt er nicht einmal dem Gedanken: Vorrath zu sammeln, — Kaupen geben. „Bin ich, mein Weib und Kind heute satt, — der Morgen kümmert mich nicht, — mein Herr, der obwehln von meinem Blute lebt, muß dann Rath schaffen.“ So dacht er sich, legte seine Hände in den Schooß, statt daß er sie dem Fleiße gelehnet hätte, und ward, so drückend auch sein Stand oft war, — der vornehmste Müßiggänger. Er war der Bedrückungen schon gewohnt; er troßte mit eiserner Stirne jedem Ungenach; und schlemmte da in einem Tage den Verdienst

den Monaten durch, ohne doch zu denken: wovon wird ich meine Familie die Folgezeit ernähren?

Diese Denkungsart, und dieses Betragen sind Charakterzüge der Leibeigenschaft. — Und der, der in dieser Denkungsart groß geworden, wird sie nie ablegen; er ist des unmordentlichen Lebens, des Unsißigseins, und der sichern Rechnung auf fremden Verstand zu sehr gewohnt; — es gehören Jahre dazu, bis sich sein Charakter wieder ins Gleis einlenket. So lange dies aber nicht wirklich geschieht, so lange lebt auch der Freigelassene Leibeigene auf dem alten Fuß fort, und fühlt diese Wohlthat als eben so drückend, ja oft noch drückender, als vorher seine Sklaverei.

Darauf müssen Sie, mein Vetter! meine Frage reduciren. Aber alle diese Hindernisse, welche sich dem völligen Gedeihen dieser in der That menschenfreundlichen Verfügung des Kaisers in unsern Tagen noch entgegenstellen, verschwinden bei dem künftigen — Freygebohrnen. Dieser von Jugend auf zum Fleiß angehalten, weil er nur von ihm leben zu können hoffen darf, tritt in die Fußtapfen seiner Nachbarn, und macht alle die augenblicklichen Unterstützungen, auf welche sein Vater rechnen konnte, durch Mäßigkeit, sorgsame Haushaltung, Fleiß und Industrie entbehrlich. Erst der Enkel genießet die Wohlthat ganz, die der gute Fürst seinem Großvater erwies. So legt der Menschenfreund



den Keim zum dankhaften Glück der Nationen, und genügt sich mit dem Gedanken: einst wird dieser Keim aufstossen, und Früchte bringen, und die noch beglücken, die erst werden sollen.

Sie sehen Freund, daß es eben nicht aus der Eile gegriffne Besorgnisse der leibeigenen Provinzen waren, wenn sie nicht so ganz das Vergnügen über ihre Freiheit fühlten, als es ihre Kinder einst fühlen werden. Es ist nicht das Werk eines Menschen; Gottes Werk ist es, mit den Wohlthaten auch zugleich Aufklärung zu ertheilen. Letztere folgt erst langsam hinternach; und Jahre müssen sie zur Reife bringen.

Nast eben die Verwandniß hat es mit den Freyhellen, welche den Juden ertheilt wurden. Es ist billig, daß ich mich darüber etwas ausführlicher ausspreche.

Was die Juden in alten Zeiten waren, was sie nach und nach geworden, und warum sie's geworden, ist bekannt. Der Ind' ist Mensch, und jeder Mensch; wenn er nach wohlthätigen Gesetzen regiert wird, macht der Menschheit Ehre; man lege den Druck auf ihn, — und er sinkt zum umthätigen Sklaven herab. Das war der Fall der Juden. Man hat in den Zeiten ihres Glors Helden, Gelehrte, — große Genies, Patrioten, Staatsmänner; Künstler in allen Fächern, — so viele arbeitssame, geschickte Bürger des Staats in allen Ständen unter ihnen gesehn. Es ist ein vorgefaßter

Wahrs,

Bahn, wenn man denkt, sie wären von ihrer Entstehung an weiter nichts als — Mäccler gewesen. Sie genossen noch unter den Römern Ansehn und Ehre; und sie handelten auch als Männer von Ehre und Ansehen. Aber wie sich das Christenthum verbreitete, so verbreitete sich auch der Haß gegen die Enkel der Nation, deren Väter unsern Religionslehrer mordeten, ohne daß die Schwächlinge damaliger Zeit beobachteten, daß die Juden durch diesen Mord dem Menschengeschlechte wirklich eine Wohlthat erzeugten, indem Jesus denselben das Werk der Menschenrettung nicht hätte vollbracht werden können. Und man haßte die Hände, durch deren mörderisches Unternehmen nach den Verhissungen der Propheten, nach dem Rathschlusse des Ewigen — ganz allein die größte der Wohlthaten zur Wirklichkeit gebracht werden mußte? Man haßte sie, weil sie das thaten, was unser Heil beförderte? was sie thun mußten? was in den Plan der Regierung Gottes vom Tage des Menschenfalles her hineingeweb: war? — Sehr sonderbar!

Indeß war dieser Haß nicht ohne traurige Folgen. Je ungerechter er war, je hartnäckiger überließ man sich demselben. Die Juden, nicht das Judenthum, wurden beschadet. Man rief sie aus der bürgerlichen Gesellschaft, und ließ sie doch allenthalben sich verbreiten. Man würdigte diese Nation zum Ausfah der Menschheit herab,

herab, und zwang sie, — Schleichwege zu suchen, da ihnen allenthalben die geraden Wege der Ehre verhauden waren. Jahrhunderte, die sie in solchem Drucke durchleben mußten, — waren hinlänglich, sie endlich wirklich zur niedrigsten Denkungsart herabzustimmen. Wenn der Jud' allenthalben als ein Mensch betrachtet und behandelt ward, den man, ohne in den Gesetzen der Billigkeit Meszessprüche zu befürchten, ohne sich Vorwürfe darüber machen zu dürfen, — als erklärten Betrüger necken und strafen konnte, wie und wozu man wollte, — Ist es wohl ein Wunder, wenn er endlich zu sich selbst sprach: ich mag ein ehrlicher Mann seyn, oder nicht, — man hält mich in beyden Fällen für einen Betrüger. Ich will also lieber einer seyn, und Vortheile davon ziehen. Diese Denkungsart macht nicht dem Juden, sie macht uns Vorwürfe, die wir ihn zwangen diese Schandmoral zu wählen. Natürlich war es, daß bey den Vorurtheilen, welche Pöbel gegen Pöbel ausserte, — Nationalhaß in beyden Theilen tief wurzelte; daß Fanatiker in beyden Religionen ausschweiften, und ihr Andenken mit grauenvollen Schandthaten brandmarkten. Allein, wieder die Frage: war der Jud' an diesem Misszuge schuld, der oft von ihm ausgeübet wurde, oder der Christ, der ihn durch seine so gar sichtbare Nichtachtung so zu sagen dazzu aufforderte?

Doch, berichtet sind Sie und jeder Vernünftige mit mir einig! Und unser allgemeiner Wunsch war lange schon, daß die Fürsten doch einmal aufwachen, und so viele Tausende, die in ihren Staaten leben, in diejenigen Rechte einsetzen möchten, welche sie fähig machen könnten, wie jeder andre Bürger zum Besten des Staats das ihrige beizutragen, ohne größeren Bedrückungen ausgesetzt zu seyn. Dieser Wunsch wurde erhört. Josephs Verordnungen in Betref der Juden zeigen nicht nur von einem großen Herzen, das den Menschen, weil er ein Mensch ist, liebt; sondern auch von einem Geiste, der sich über verjährte Vorurtheile hinauszusehen weiß, und das Gute, das Nützliche dort aussucht, wo es ist.

Bestehn muß ich's zwar, daß nicht der zehnte Theil der guten Absichten dabey erreicht werde, die Joseph zum Grunde legte. Die Denkungsart der jüdischen Nation ist verstimmt. Es gehören Generationen dazu, bis sie ihren vorigen Schwung wieder erhält; bis sie sich in den würdigen Genuß ihrer Rechte, ihrer dargebotenen Freyheiten zu fügen weiß; bis sie einerley Entzweck, Absicht und Mittel dazu mit allen übrigen Bürgern des Staats ergreift; und sich so ganz zu den nützlichen Gliedern der Nation bildet, unter die sie aufgenommen worden. Joseph sah auf den Grund der Verstimmtheit der Juden, wenn ich mich so ausdrücken darf;



darf; er sah ein! sollte der Jude der brauchbare Bürger werden, der er einst war und izt noch werden kann, so müsse er richtiger denken lernen, und civilisirt gemacht werden. Daher vergaß der Kaiser auch nicht, die Erziehung der Judenkinder als ein vorzügliches Mittel zu ihrer künftigen Vesserung seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Izit worden freylich die Juden, — noch gefühllos gegen wahre Ehre, — lediglich nach allen Gelegenheiten greifen, ihren Handel, ihre Wäckeleyen zu vervielfältigen; — aber wenn einst ihre Denkungsart — freylich wird es erst spät geschehen, — geläutert seyn wird, so bin ich versichert, sie werden ihre Talente auch auf nutzbarere Gegenstände verbreiten. Diese Versuchung des Kaisers steht also auch in der Reihe jener Wohlthaten, welche dem Menschengeschlechte, nicht bloß seinen Zeitgenossen dargeboten wurden.

Aber nun lassen Sie mich die Frage beantworten: ist es denn wirklich dem Staate vortheilhaft, daß er die Juden begünstige? — Ich kann diese Frage bejahen und verneinen. — Verneinen für einen Staat, wo die Juden noch nicht aufgenommen sind. Es ist allemal vortheilhaft für den Staat, die größtmöglichste Einfachheit seiner Einwohner zu erhalten. Je gleichförmiger die Geseze sind, je weniger braucht er derselben. Einerley Bürger, einerley Geseze; und einerley Geseze, einerley Wohlfarth des Staats. Frey-

willig

stlich die Verschiedenheit der Nationalrechte einführen,
eist freiwillig die Wohlthat desselben auf verschiedene
Zwecke hinkulen, vertheilen. Dies allein ist schon
hinlänglich, daß der Staat, wo die Juden noch nicht
aufgenommen sind, sie auch nicht aufnehmen soll. Je-
der Emigrant, mag er eine Religion haben, welche er
will, sucht er zu uns, sey uns willkommen: aber nicht
so der Jud' in dem Land, wo er seiner Brüder nicht
schon mehrere findet. Ich will Ihnen noch eine Ursa-
che harschen.

Jeder Ankömmling unterwirft sich ganz den herge-
brachten, eingeführten Gesetzen des Landes, in dem er
sich ansiedelt. Der Staat hat nicht nöthig für ihn neue
zu machen. — Von den Juden ist es umgekehrt. Er
kann, er darf nicht in der bürgerlichen Gemeinschaft mit
fremden Nationen leben, ohne seine eigenen Gesetze zu
haben. Die Gesetze nicht blos der Religion, auch die
seiner Politik, durchkreuzen sich geradesweges mit den
Grundgesetzen des Landes. Will der Fürst die Juden
aufnehmen, so muß er Ausnahmen in seinem Gesetzs-
buche machen. Und jede Ausnahme schwächt die Stärs-
ke, das Ansehn, den Nutzen des Gesetzes selbst.

Also — wo kein Jude im Lande ist, würd' ich
auch keinen aufnehmen; oder um auf meine Frage zu
antworten: wo die Juden noch nicht aufgenommen wa-
ren, bringt es dem Staate gar keine Vortheile, sie erst



zu begünstigen; weil sie Fremdlinge sind, die ihre eigenen Gesetze mitbringen, welche den Gesetzen des Landes entgegenstreiten.

Aber Ländern, wo sie schon existiren, gereicht es zum wahren Vortheil, wenn man sie begünstiget. Ich weiß, daß dies manchem paradox scheinen wird. Allein es kommt alles auf die richtige Bestimmung des Begriffes an, was unter Begünstigung verstanden werde. — Begünstigung soll — nicht Vorzug — nur Genusse eben der Rechte und Freiheiten des Staates seyn, deren sich die übrigen Bürger erfreuen. — Begünstigung der schon existirenden Juden ist also lediglich Einschüßung in die Rechte, die jedem Bürger als Bürger des Staats gebühren. Da die Juden einmal im Lande und folglich auch Bürger waren; Bürgerpflichten hatten; Bürgerbekwerden trugen, so war es nicht nur billig, sondern auch nothwendig, daß sie Bürgernutzen und Bürgerfreiheiten genossen; daß zwischen Jüd' und Christ, bloß weil er Jüd' und Christ ist, kein anderer Unterschied zugelassen würde, als, den die größere Nutzbarkeit des einen oder des andern von selbst bestimmt; daß der Staat so viel als möglich eine Herde — abgewandelter Vagabunden — zu nützlichen Gliedern seines Körpers machte, ihr Interesse näher an das allgemeine des Staates knüpfte, und die Tausende, die auf Schleichen kriechende Unglückliche einst — als reichschaffene, würdige

erbige Männer — wie jeder andre Unterthan der Nation, — ihr Eherstein zum wahren Glücke des Staates beynagen lehrte. —

Sie wissen, mein Vetter, daß ich den rechtschaffnen Mann, er mag Moses oder Johann heißen, gleich schätze. Sie werden mir also nicht nebensätzliche Absichten zuschreiben, wenn ich hier noch einige Anmerkungen beynüge.

Der Staat, wo gar keine Juden sind, ist in meinen Augen allemal besser daran, als der, wo sie sind. Aber wenn sie einmal da, so würd' es Grausamkeit heißen, sie sich zu stoßen; — und Saumseligkeit, Nichtachtung des allgemeinen Besten würd' es auch auf der andern Seite seyn, wenn man nicht streben wollte, dieses Volk so viel wie möglich zu einem wahren Gute umzuwandeln. Man kann daher einem Volke, das so viele Unglücksfälle, so vieles Elend erlebt, nie genug Aufmerksamkeit widmen, wenn man es nicht nur selbst glücklich, sondern auch die Nation, bey der es aufgenommen ist, durch dasselbe nicht unglücklich machen will. Und ich habe, der Weg, diesem verachteten Volke das Gefühl der Ehre und Rechtschaffenheit nicht nur allgemeiner, sondern auch ausschließungsweise vor allen übrigen Völkern — anlockend zu machen, ist der erste, der wichtigste Schritt, dieses Volk wieder zu reformiren.



Noch eh der Kaiser seine Verordnung über die Juden kund machte, ward verschiedentlich über sie geschrieben. Die Prager waren die ersten, die in unsern Zeiten dieses Volk vertraten, — aber auch wieder hinterher an den Galgen sophistisirten. Bey den herrschenden Vorurtheilen der Böhmen wider die Juden war es allerdings ein Wagemuth, daß Hofmann, ein junger hoffnungsvoller Kopf unsrer Nation — ihr Vertreter ward. Man sieht sogleich, daß er nur für Agnosen und Deuten und ihnen ähnliche — Dämonen schrieb, — aber immer Verdienst genug, daß er dieses that. Zu eben der Zeit, als Dohm in Berlin an seinem Werkchen über die bürgerliche Verbesserung der Juden arbeitete, trat Keppler in Wien mit einer Brochüre zum Vortheile der Juden hervor, die eben die Grundsätze enthält, welche Dohm vertrat. Dohm und Keppler kannten einander wahrlich nicht; und es freut mich, daß ein junger angehender Schriftsteller in Wien eben so über diesen Gegenstand dachte, wie unser Freund Dohm in Berlin. Dohm hat zwar den unendlichen Vorzug, daß seine Sätze mit vieler Philosophie, vieler Staats- und Geschichtskunde — kurz mit vieler am rechten Orte angebrachten Gilehtsamkeit ausgeschmückt sind; aber die Sätze selbst — sind doch keine andrer, als die des Wiener.

Noch haben manche, — zum Beispiel, auch Kamm-
brauch — ihr Scheitern bey diesen Austritten ab-
fert; aber es sind Kleinigkeiten, die kaum der Mühe
werth, gelesen zu werden. — Alle aber zusammen,
die Dohm nicht ausgenommen, haben uns weiter
nicht erwiesen, als daß es unbillig sey, die Juden dort
wo man sie aufgenommen hat, zu drücken. Den wah-
ren Gesichtspunkt, wie der Staat mit ihnen — auch
von der politischen Seite verfahren sollte, hat keiner be-
achtet, so sehr sie sich auch auf ihrem moralischen Stecken-
pferd müde getummelt haben. — Sie werden
daher erlauben, daß ich es versuche, darüber —
wenigstens einen Wink zu geben.

Der Jud' und seine Angehörigen darf nach seinem
Rechte keine Verbindungen oder vielmehr Vermischung
mit fremden Nationen eingehen. Seine Töchter, seine
Söhne sind allein, unter denen sie statt haben können.
Die Gesellschaft der Juden mache also eine im Staate
von der übrigen Gesellschaft abgesonderte Masse von
aus, die ihre eigenen Gesetze hat, und genau
beachtet. Es ist also ein kleinerer Staat in einem
größern, der aber — welches eben seine Schädlichkeit
verhelfen kann, — im ganzen größern Staate
theilet ist. Nun lassen Sie mich einen Blick auf
das Eigenthum des Juden werfen. Das Geld, welches
der Jud' erhält, ist von der Stunde, da es in seinen



Kreis kommt, — dem Kreislaufe im Staate entzissen; es wandert von Judenhand zu Judenhand fort, ohne daß es durch Verbindungen, durch Erbschaften, oder andre Erwerbe wieder in die Hände des größern Staates zurückfließt. Dieses Geld (ich verstehe darunter den reinen Gewinn des Juden, den er als Verrath bey Seite legt) ist in allem Betracht, — in Beziehung des ganzen Staates — ein todtes Kapital, weil ein der Staat, sondern nur ein einzelner Stand desselben, — nur der Jude dessen Daseyn genießen kann. Es verhält sich mit dem Gelde, welches der Judengemeine gehört, gerade so wie mit dem Gelde jedes einzelnen Mönchsordens. Wahr ist es, die Masse des Geldes bleibt immer im Staate, mag es der Orden oder tausend einzelne Bürger besitzen. Aber der Staat? In diese Masse, wenn sie im gehörigen Kreislaufe erhalten würde, dem Staate selbst und jedem seiner Bürger ins besondere wieder verschaffen könnte, ist nicht so ergiebig; weil die Schätze an den Orten, wo nur vom Staate genommen, nie aber ihm im gleichen Maße wieder gegeben wird, — fruchtlos für das Ganze gehäufet sind. — So ist's auch mit den Juden. Da ihre Gesetze sie verbinden eine abgesonderte Gesellschaft vorzustellen, so empfängt der Jude vom Staate durch jeden Gewinn, aber er giebt diesen Gewinn nie dem Staate zurück, er giebt ihn der Gesellschaft zu der er gehört.

Ja, wird man sagen, der Jud' ist ein Glied des Staats, und es ist einerley ob der rechte oder linke Fuß den Schuß trägt. Das sag ich auch, wenn nur beide Füße gemeinschaftlich den Körper tragen. — Hier aber dreht sich der Fall um. Es ist nicht vom Ackerer tragen selbst die Meße; die Meße ist, ob das Geld des Staats in den Händen einer abgesonderten Classe steht eben den Nutzen stiftet, als in den Händen der allgemeinen Gesellschaft, worin keiner von dem Antheile ausgeschlossen ist, den er erwerben kann? So wie der Mönchsreichtum blos deshalb dem Lande schädlich ist, — weil der Mönchsstand ein sich von der übrigen Gesellschaft anschießender Stand ist, so ist auch mit dem Judenreichtum, weil die Judengemeinden auch eine abgesonderte Gesellschaft vorstellen.

Setzen Sie den Fall, daß 30000 Juden im Staate sind, welche blos unter sich allein Verbindungen zulassen können; setzen Sie, daß jeder derselben nur 200 Gulden realen Vermögens besitzt. Dies macht eine Summe von Sechs Millionen, welche stets nur unter ihnen cirkuliren, und nie zu dem Staat, in dem sie leben, zurückkehren wird. — Böhmen hat diese Anzahl Juden nach der geringsten Berechnung; es hat aber auch 2,500000 Einwohner dagegen, welche den Umlauf dieser sechs Millionen vermissen. Ich weiß nicht, ob man noch ansehen kann, zu bekennen, daß das Geld — so-



bald es in die Judengemeinde eintritt, — so gut für den Staat todt daliegt, als wenn es in die Hände unsrer Ehrwürdigen Herren mit Kutt und Kapuze fällt.

Aber worzu diese Bemerkung? — Das sollen Sie gleich hören.

Der Staat hat also darauf zu sehen, daß dieses dem Juden zugefallene Vermögen so viel als möglich — zum allgemeinen Besten wieder verwendet werde. Nie ist es gut, wenn der Jud' viel baares Geld hat; es ist besser für den Staat, wenn er viel Geldeswerths besitzt; er wird daher zu Pachtungen, zu Manufakturen, Fabriken und dergleichen, aufgemuntert, wird angelockt werden müssen, das Geld in Häuser, Güter, Grundstücke zu verwenden. Dadurch kommt das Geld aus todtten Händen wieder in den Umlauf zurück, und dem Staat kann es gleich viel seyn, ob der Jud' oder der Christ diesen Pallast, oder diesen Garten bewohnt.

Eben so aufmerksam wird der Staat auf ihre Heyrathen seyn. Er wird es nicht zulassen, daß sich ein Mädchen auswärts verheyrathe, so wenig als er's dem Judenjünglinge selbst erlaubt. Die Ursache liegt am Tage. Um arme Mädchen reist kein Hamburger Jude nach Prag; und die reichen — können unsre Juden selbst heyrathen, da sie die armen auch versorgen müssen.

Die Vorsicht, das Geld im Staate zu erhalten, wird den Staat gleichfalls verbinden jede Emigration einzelner Juden, oder ganzer Familien auf das schärfste zu verbieten. Es ist undankbar gegen den Staat gehandelt, Reichthümer, die man hier gesammelt, bey Fremden dann in Ruhe zu verzehren. Hat der Staat den Fleiß mit Ueberfluß belohnet, so wird er auch diesem Ueberfluß einen ruhigen Genuß in seinem Schooße gönnen. Was will der Emigrant weiter?

Es ist daher billig, daß der Jud' eben so gut passivirt, eben so gut konfribirt wird, wie der Christ. Er muß ohne alle Ausnahme ganz den über beydes bestehenden Gesetzen wie jeder Unterthan unterworfen seyn. Es ist unbillig, daß der kleinere Theil der Einwohner von Verbindlichkeiten befreit seyn soll, die den andern verbinden. Die Judenkontributen, außerdem, daß man die zu Kriegsdiensten taugliche kennen lernt, welche so wie Bürgertröhne der Christen, einzeln unter die Regimenter vertheilt werden können, um nach und nach diese furchtsame Nation wieder mit Herzhaftigkeit zu befehlen, — dient auch dazu ein genaues Register über die Eingebornen zu halten, und zu verhüten, daß sich nicht jeder Judenfremdling ohne Konsens des Fürsten in der Gemeinde niederläßt. Es ist nicht vortheilhaft, fremde Juden ohne Unterscheid anzuknechten, und aufzunehmen; wenn es gleich vortheilhaft ist, die schon aufge-

nomme-



nehmen zu schüben. — Die Faktioniryna hingegen wird den Staat in den Stand setzen, Uebersicht über das Vermögen der Juden nehmen und dasselbe so lenken zu können, wie es der Privatungen der Juden, vereinbart mit dem allgemeinen des Staates, zu fordern scheint. —

Doch hab ich heute schon so viel von den Juden geschwätzt. Verzeihn Sie mir's, bester Freund! Will auch kein Wörtchen mehr davon erwähnen.

Dreßsigster Brief.

Das Toleranzpatent für die Nichtkatholiken war lange schon der Wunsch der aufgellätterten Vernunft; allein es waren einst Zeiten, worinn die Eminenzen mit aller nur möglichen Eselphantasie wider diese so billige Verfügung zu münzen wußten. Zwar wenn Luther und Kalvin diese Herren hätten fragen sollen: meine Lieben, warum seht ihr Feuer und Flammen wider uns? — Ich verwerthe alles darauf, sie hätten keine Ursache aufzufinden geruht. — Ist es nicht wirklich betrübt, daß blinder Religionshaß — die brüderliche Liebe des Menschengeschlechts so oft zerstörte, und uns zu Ungerechtigkeiten hinriß, über die — der Menschenfreund erröthen muß.

Doch

Doch irren Sie sich in Ihrem Urtheile nicht. Glauben Sie nicht, daß wir Den verfolgten, der das Pater Noster anders betete, als wir. Unsere Aufführung und unsere Denkungsart waren sehr unterschieden. — Unsere Kontroversisten und unsere Widersache, so wie fast alles, was nur die Consur hatte, sah es als eine wichtige theologische These an, zu beweisen, daß Niemand als der Katholik ins Himmelreich einrücken könne, die ganze übrige Menschheit aber ein wohlgeschaffener Braten für den Luzifer und Kollegen sey. Diese Wahrheit wurde aber nicht bloß auf unsern Universitäten — sie wurde auch auf den protestantischen gelehrt. Thaten dies Ihre Herren Theologen aus Ueberzeugung, oder thaten sie es, um Wurst wieder Wurst zu spielen? Daß man bey Ihnen noch vor sehr kurzer Zeit darüber zweifelhaft war, beweiset die lernende Fehde, in welche der vortrefliche Eberhard durch seine Apologie des Sokrates — das Meisterstück des letzten Viertheils uners Jahrhunderts verwickelt ward. Götz — der Papst Hammoniens — wie Lessing ihn nennt, — dieser Mann, der auf seinem Hamburger Drappfuß sich mit Gewalt zum Bürgengel der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes, wie Merz in Augsburg — und die Patrizier in der bischöflichen Ruhr in Wien aufwarf, — Götz strich seinen Waus, langte um seinen Krügen, und donnerte wider die armen Heiden los, die



wahrlich ehrlichere Kerls waren, als er; denn sie aßen und tranken, und schliefen, und zeugten Kinder wie der Herr Hauptpastor Götz, aber sie überließen es dem ewigen Richter dort oben, zu entscheiden, welche er aufnehmen wolle, oder nicht.

Sie würden uns wahrlich unrecht thun, wenn Sie dächten — wir, als Volk betrachtet, hätten wirklich — Intolerantismus geathmet. — Bedauert haben wir zwar den Protestant, daß er verdammt werden sollte, — aber wir ließen ihn ruhig unter uns leben, liebten ihn, wie unsers Gleichen; und kein Protestant wird sagen können, — daß wir ihn mißhandelten, so lang er nur den Katholik in seinen Religionsceremonien unbewirzeln ließ. Freylich gab es viele von Ihnen, die, wer weiß was für Weisheit auszukramen dachten, wenn sie über irgend ein Lorettackappel, oder einen Bauchgürtel eines Heiligen spötteln konnten; es kann aber auch unserm Volke zu keinem Vernutse reichen, wenn es dann über solche Spötter mit geballter Faust herfuhr. War, um schwelgen sie nicht, und arbeiteten, und schmauschten dafür wie wir!

Ueberhaupt kann ich Sie versichern, so wenig wir auch über Toleranz schrieben, so wenig wir selbst das Wort — Kannten, — so stark übten wir sie doch wirklich aus. Die Versuche, welche der Hof zur Bekehrung seiner eigenen abgefesselten Unterthanen anwandte,

Wände, und die Gesehe, welche den Nichtkatholiken von gewissen Aemtern ausschlossen, waren Versuche und Gesehe, die man solchen Zeiten, wie diese waren, nicht verübeln kann. — Ungerechtigkeiten, einige widerliche Ausstritte in Ungarn ausgenommen, wo Bigotterie noch bis diese Stunde mit aller ihrer Gewaltthätigkeit herrscht, und wohin sie sich geflüchtet zu haben scheint, nachdem sie aus allen unsern Provinzen verschreckt worden, — wurden nie ausgeübt. Man freute sich zwar herzlich, wenn irgend ein Protestant zu uns flüchtete, und den lieben Doctor Luther verankündete; auch trug der Handel mit diesem Ehrenmanne manchem listigen Kopfe — Vermögen, Ansehn, und — reichliche Versorgung ein. — Aber der, der ihn nicht verschleizern wollte, konnte ihn ganz ruhig unter seinen Heckenstecken lassen. Heute zu Tage aber, ich bin es versichert, ist sein Werth bey uns schon so sehr aus der Mode gekommen, daß man kaum zwei Flaschen Wein dem Besitzer desselben gäbe, wenn er ihn wegwürfe. Die Zeiten werden immer ökonomischer!

Geleirnt, geschrieben ward freylich über das Toleranzpatent. Die ungarischen Komitate zeichneten sich vorzüglich mit ihrem Rabulistengeiste aus. — Alle unsere Provinzen, wo die Protestanten nie gesetzmäßig tolerirt waren, sahen die Nutzbarkeit dieser Verordnung ein, — nur allein Ungarn, wo sie nach den Landesgesetzen,
nach



nach den besonders errichteten Landespaten nicht geduldet, — nein, mit allen Rechten der übrigen Bürger aufgenommen, bestätigt, — so zu sagen dem ganzen Körper eingearbeitet waren, — nur Ungarn macht Gott weis was für Deduktionen, wodurch es sich dieser heilsamen Verordnung widersetzt. Es ist betrübt, wenn eine Nation, wie die ungarische, die sonst so viele eigene Vorzüge hat, gerade jetzt Unverstand — mit aller nur möglichen Sophisterei zu behaupten sucht, wo das innere Gefühl ihr sagen muß: wir haben durch Haß und Verfolgungsgeist die den Protestanten von der ganzen Nation ausverkauften Rechte — entziffen; es ist billig, daß wir sie ihnen wieder zurück geben.

Voltaire hat bey Gelegenheit des Wortes des *Catalis* — Europa zuerst in unsern Zeiten auf den Nutzen der Toleranz aufmerksam gemacht. Auch haben Becher in seinem Werke über die Toleranz, Meich in seinen Briefen über den Religionszustand in den preussischen Staaten, Tellet in seinem Wörterbuche — und so viele andre den Nutzen derselben deutlich genug bewiesen. In Wien selbst strifelte man vielerley darüber. Wieland, Hülchenbach — forderten mit Wärme ihre Glaubensgenossen zum Danke für diese der Menschheit zugestandene Gerechtigkeit auf. Watteroth analysirte das Toleranzsystem so ziemlich weisläufig — für eine Zeitbrochüre. Auch Franz Expedt Edler
von

von Schönfeld der freyen Künste und Weltweis-
 heit Doktor, einst an der hohen Schule zu Prag
 öffentlicher und ordentlicher Lehrer der Aesthetik;
 der K. K. Bücherzensurkommission Beysitzer, des
 vermischten Jaches Censor; der malen bey dem
 uralten Riste zu Biben Dobnherr und des allzeit
 katholischen Sprengels zu Reichstadt Dechant lies
 bey Johann Ferdinand Erlen von Schönfeld (bey
 Gelegenheit muß ich, um diese Edlen nicht mit dem
 einst Hebräer genannten Edlen von Schönfeld zu
 verwechseln, erinnern, daß es in der Zeitung schon hin-
 länglich ausgesagt worden, daß diese Erlen Familie aus
 uralten Zeiten, von Rudolphen glaub ich gar, her-
 stamme) — nun dieser Edle Expedir lies bey dem
 Edlen Ferdinand auch eine Rede drucken, die er in
 Böhmen über die Telegraphen hielt. Es ist loblich,
 daß der Herr Doktor, Domherr und Dechant die gläu-
 bige Gemeinde selbst von der Kanzel herab ihre Pflichten
 in diesem Punkte lehrt; aber — so wichtig und neu
 seine Lehren für die allzeit katholischen Zuhörer in Reichs-
 Stadt seyn mochten, so finde ich im ganzen gar keine Ur-
 sache, warum sie gedruckt worden; es müßte denn seyn,
 daß der Edle Expedir gleich auf dem schmattigen Tüfel
 habe zu wissen machen wollen: was er einst war, und
 dermalen ist? Solche Schnörkelen sind kindisch,
 und läßt es eben so lächerlich, als wenn uns der Edle Herr
 von



von Schönsfeld auch zu wissen gemacht hätte, daß er einst Prozetus in der dritten, und Diktator in der vierten Schule, u. s. w. gewesen sey.

Ich bin heute aufgelegt noch ein Wörtchen über Toleranz überhaupt zu schwagen. Toleranz, soll sie wahrheit Nutzen bringen, muß auch ihre gehörige Stränzen haben. Der Staat dulde alle Religionen, welche schon im Schwange sind, aber er wache, daß keine neue entstehe. Ich habe über diesen Satz schon an einem andern Orte, noch eh das Toleranzpatent publizirt wurde, meine Gedanken eröffnet. Es wird mir erlaubt seyn, mich selbst abzuschreiben.

„Das Wohl des Staates fodert es vom Fürsten, daß
 „er jedem, der sich in seinen Schutz begiebt, vollkommene
 „Gewissensfreyheit gewähre. Der Mensch kennt nichts
 „seligere, als diese Freyheit; und der größte Menschen-
 „freund wird in seinen Augen ein Tyrant, vor dem er
 „flieht, wenn er ihn in dieser Freyheit zu stören sucht; und
 „der Fürst, der noch so wenige Vorzüge hat, wird von
 „ihnen allen geliebt, wenn er ihre Religionsübung unan-
 „getastet läßt. Man hat kleine Staaten zu hunderts
 „tausenden bevölkern gesehn, weil ihre Nachbarn ihre
 „besten Bürger der Religion wegen auf das Rad floch-
 „ten. Warum eifert man so stark wider eine lutherische
 „Kirche in einer katholischen Stadt, und eßt auch umge-
 „kehrt wider eine katholische in einer lutherischen Stadt,

da man doch den Juden Synagogen bauen läßt? Wie?
 die unsern Religionsstifter an das Kreuz schlugen, sel-
 len den Vorzug vor jenem haben, die alle an den Ge-
 kreuzigten glauben? Ich verwerfe die Synagogen der
 Juden nicht, selbst die Moscheen der Türken würd ich
 nicht verwerfen, wenn es deren in christlichen Ländern
 gäbe. — Aber ich kann meine Verwunderung nicht
 bergen, daß man Christen bey Christen nicht eben den
 Vorzug gestattet. Kein Einwurf besieht mit Gründen
 den man dawider machen kann. Eht in jene Länder,
 wo diese Duldung eingeführet ist; — es sind Bürger
 darhın so rechtschaffen, Christen, so fromm, wie immer
 in einem Lande, wo man nur einerley Gottesdienst
 öffentlich erlaubt.

Aber diese Toleranz hat ihre Schranken. Man
 gestatte nicht, daß eine Seite von der andern Prosely-
 ten mache, so wenig es mit der Politik übereinstimmt,
 daß man in seinem Staate neue Religionen aufkeimen
 lasse. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann ich
 die Nerone, die Diokletiane, und alle römische Verfolger
 der christlichen Religion nicht verdammen, weil sie zu
 verhindern suchten, daß durch die Einführung dieser
 neuen Religion keine Unordnung in ihrem Reiche ent-
 stehen möge. — Daß Huss, Luther, Calvin und
 ihre Anhänger von katholischen Fürsten verfolgt wurden,
 daß man sie zu unterdrücken bemühet war, war in den

„Zeiten, wo nur eine christliche Religion herrschte nach
 „den Grundsätzen der Politik recht, war so gar nothwen-
 „dig, so wie man heut zu Tage in jedem christlichen
 „Staate, von welcher Konfession er auch seyn mag,
 „jeden neuen Reformaten, der eine der üblischen ganz
 „entgegen gesetzte Religion lehren wollte, mit Recht
 „als einen Tollkreischen, zwar nicht verbrennen, aber
 „doch gewiß, in das Zuchthaus sperren würde. Die To-
 „leranz muß nur dem Bürger seine Religion frey zu üben
 „erlauben, aber keinem neuen Sektiere Verschub leisten.
 „Watum? — Jede Religionsveränderung hat trau-
 „rige Folgen nach sich gezogen; Zertrümmerung der Staa-
 „ten, bürgerliche Kriege, und Auswanderungen. Ist
 „es also unbillig, daß der Fürst mit aller Gewalt diesen
 „Uebeln vorkommt, da es durch die Erfahrung bestätigt
 „ist, daß das lüderliche Gesindel, Leute, die dem Müßig-
 „gange nachgeben, und Mißvergünzte, die zu allen Un-
 „ternimmungen Bereit sind, sich zuerst an die Religions-
 „stifter hängen, und Ausstweifungen begiengen, die
 „ohne Schaudern kaum gedacht werden können? — •

Wo diese schönen Säckelchen von mir stehn fragen
 Sie mich? — Freund, aufrichtig, in einem Dänd-
 chen Makulatur, werinn — wenig — Besseres, als
 dieses hier steht. — Ich will also lieber ganz davon
 schweigen.

Ein und dreyßigster Brief.

Vorüber viele aus unserm Haufen den gewaltigsten
arm anstimmen, sind die grossen Reduktionen der Staats-
renten und Pensionen. —

Ich will das Geschrey dererjenigen, die es betraf, hier
wiederholen. Sie können sich solches von selbst vor-
stellen, wenn Sie bedenken, daß es jedem hart falle, die
Einkünfte, von welchen er zeither lebte, mit einem male
verlieren. — Ich will dafür lieber meine Gedanken
an die Nothwendigkeit dieser Reduktionen hersehen.

Die verstorbene Kaiserin konnte unmöglich — selbst
den dreistesten Supplikanten etwas versagen. Sie
wünschte, alle glücklich zu machen, — und that es.
Sie hatte die Anzahl der Disasterianten bey jeder Stelle
möglichst in der Absicht vermehret, um recht vielen Ver-
sorgung geben zu können. Mit Vergnügen ergrif sie
jede Gelegenheit, sogar ganz neue Stellen aufzurichten;
das großmüthiges Herz fühlte darinn die größte Wollust,
Voraus zu berechnen, wie vielen sie dadurch Hülfen
thun könnte. Sie verdient auf alle Fälle für diese Güte
des Herzens den lebhaftesten Dank ihrer und unsrer
Mitgenossen. Allein es wird dem Patriot wohl nicht
an Hochverrathe angerechnet werden, wenn er öffentlich
sagt, daß diese Güte zwar ihrem menschenfreundlichen



Herzen Ehre, dem Staate aber wirklichen Schaden brachte. Die zuverleitende Güte der Monarchin — die so bekannt war, diente so manchem Dreistigen zur Aufmunterung, sie zu überlaufen, und Wohlthaten von ihr zu erschleichen. Es war nicht anders möglich, als daß bey solchen Wohlthaten der Dreisterei sehr oft dem Wollüstigeren den Vorrang abließ. Die Monarchin wollte das Talent allein belohnen, und belohnte oft nur die Maske desselben. Es wurden denn nun die Kanzleyen oft mit Mämmerchen und Püppchen besetzt, die zwar allen Hofschärzen zu hofen wußten, vom Gange der Geschäfte aber nicht das geringste verstünden. — Die Menge der unbrauchbaren Mitglieder solcher Männer, die die Geschäfte öffentlicher Stellen versehen sollten, war also der erste Schaden.

Der zweyte, der verbreitete Müßiggang, der sich in so viele Kanzleyen einschlich. Die Geschäfte, die vormals von der Halscheid der Hände pünktlich und genau berichtet wurden, — waren izt unter so viel mehrere vertheilet. Es war die natürlichste Folge, daß, je gemächlicher man dem einzelnen Geschäftsträger seine Arbeit machte, er dadurch immer noch gemächlicher wurde, und nun aus Liebe zum Müßiggang gar nichts thun wollte, auch gar nichts thun konnte, weil der Titel nicht auch die Geschicklichkeit zum Amte zu gewähren pflegt.

Der dritte wesentliche Schaden war, daß die Verdienstvolleren selbst endlich läßig wurden, weil sie sahen, daß jedes Würschchen — mit oder ohne Kopf, wenn es nur Unverschämtheit genug besaß, sich von der untersten Thürhüterin des Hofes bis zu irgend einer geheimen Hofvorleserin durch tausenderley Kunstgriffe hinauf zu schmeicheln, — ihnen vor die Nase hin gepflanzt ward.

Durch die Menge der — wirklich unnöthigen Diskasserianten, durch die Menge der Stellen selbst — und da es unmöglich ist, ein so grosses Personale, nur durch Würdige, der Sache Kundige zu besetzen, — auch durch die Unkenntniß der Geschäfte — ward die Monarchin für ihre Güte, und ihre wohlthätige Absicht dadurch sehr undankbar belohnet, daß — die meisten Geschäfte wenigstens, — wie in einem Meerstrudel herumgeworfen, und nur sehr schneckenartig geendigt wurden. —

Rechnet man zu allen diesen Schädlichkeiten noch die fast um die Hälfte vermehrte Staatsausgaben für Kanzleypbediente hinzu, die so ganz ohne allen Nutzen hingepostet worden, wer wird sodann noch läugnen können, daß die vorgenommene Reduktion, und auch die künftige — nicht höchst nothwendig für den Staat sey? Unter dem Kaiser Karl, da Oesterreich noch so viele Länder mehr besaß, waren sechzig Hofrätthe, — ist da wie



um so viel weniger haben, — zählen wir über dreihundert in unsern Ländern. — Das ist auf alle Fälle Verschwendung.

Aber es thut doch denen weh, welche das Loos der Abdankung trift. — Ich glaub es. Allein, ich frage: sind unter diesen Abdanzirten viele, die wirkliche Verdienste besaßen? Versah! der Kaiser nicht, die tauglichen Subjekte unterzubringen, bezubehalten? — Und der Unwürdige, den weiter nichts als sein Titel kennbar macht, — genoß er nicht schon bis hieher von Staats Wohlthaten, die er nicht verdiente? War seine zeitherige Versorgung nicht schon wirklicher — Gewinn? Was will er mehr? Warum ließ er sich seine Berufsgeschäfte nicht angelegen seyn? Warum fand er auch an Redouten, an Komödien, an Vöchanalien mehr Vergnügen, als an seinen Geschäften? Und dieser Schwächling sträubt sich noch, aus dem Kreise der Würdigeren abzutreten, die dem Staate dienten, da er nur seinem Unterleibe gedient hatte? —

Mit den Pensionen scheint es wenig anders zu seyn. Wahr ist es, der Kammerbeutel der Monarchin unterstützte manchen Würdigen. — Aber verlor die wahre Würdige diese Unterstützung? — Freylich war nicht jeder Name, der auf der Liste der Pensionisten stand — nur der Name irgend eines Bürgers, der dem Staate wirkliche Dienste geleistet hatte. Es ist das Loos der

der gütigsten Regenten, daß sie am meisten durch Heuchler überlistet werden. — Auch die Monarchin ward es. Leute, die weiter kein Verdienst hatten, als daß ihre Schwester bey irgend einem Hoffröulein Kammerjungfer war; oder irgend um ein Stubenmädchen aus der Frauenburg liebten; oder einige Tage in der Schloßkapelle die Frühmesse unter allerley Tartüfgeſichtern anhörten; oder sonst eine glückliche Stunde abwarteten, worinn sie der Monarchin Thränen vorlügen konnten, um sie zu Gnadengehalten zu bewegen, weil sie nicht arbeiten wollten; oder das wichtige Verdienst hatten, daß sie auch nur weitschichtige Vettern, oder Nichten von Hofonkeln und Hofantanten waren, — und solcher Leute mehrere, hatten das Glück in der Reihe solcher Männer dazustehn, die ihr Leben dem Staate ganz aufgeopfert hatten. Dies war der Schwarm der Unwürdigen, die jeden Pfennig Pension nicht anders als mit Gewissensbissen verzehren konnten. Aber fühlten sie auch Gewissensbisse? — O! diese Schurken schlenderten, froh ihres unverdienten Schutzes, von Vordell zu Vordell herum, und ließen sich wechschmecken, wenn tausend Dürstige neben ihnen vor Hunger verschmachteten.

Nun ist noch die Klasse der reichen, der begüterten Pensionisten. — Ich werde über diese nichts zu sagen haben, da sie's selbst nach der Hand bekannnten, daß sie diese Gnade nur darum annahmen, um die Monarchin



durch Ablehnung derselben nicht zu kränken, wenn sie ihnen solche antrug. Es war zum Erstaunen, manche *Exzellenz* — Dame oder Herr gleichviel, — die selbst 20, 30, und mehrere tausend Gulden jährlicher Revenüen von ihren Gütern zog, noch 5, 6, 10, und mehrere tausende an Pension ziehen zu sehn. Wahr ist, sie hatten dem Staate doch — meistens — vorher Dienste geleistet. — Aber wurden sie nicht auch dafür besoldet? Wenn nun der Adel — nur des Geldes, — nicht vorzüglich der Ehre wegen sich dem Dienste des Staates widmet, welchen Unterschied giebt's denn zwischen dem reichen adelichen und dürftigen Bürgersohn? — Wird der Kavalier in diesem Falle nicht auch zum Miethling, wie jeder andre, der nur des Lohnes wegen — zur Arbeit greift? —

Ueberrechnet man aber alle die Summen, welche das überflüssige Personale, und der ungeheure Anwuchs der Pensionen foderte, wie? wird man es wohl verschweigen können, daß es heilsam war, beiden Schranken zu setzen? Unfre Länder tragen dem Fürsten ungeheure Summen; es ist wahr. Aber warum war unser Schatz immer erschöpft? warum unser Staat immer mit Schulden belastet? Unter vielen andern Zufälligkeiten waren diese beyde Quellen gewiß mit die ergiebigsten, durch welche der Schatz des Fürsten verschlungen, die Staatsschulden gehäufet, wenigstens nicht so schnell getilget

hilget wurden, als sie es hätten werden können. Man setzt dem einzelnen Cavalier einen Sequester, wenn er mehr verthut als einnimmt, sey es auch, daß er alles bloß an Dürftige verschenkt. Und der Fürst sollte nicht das Recht haben, der Sequester seines eigenen Staates zu seyn, um die so nöthige Bilanz der Einnahme und Ausgabe wieder herzustellen? Sollte nicht das Recht haben, einiger wenigen Vorgen, die allethals dabei leiden könnten, — dem Ganzen auszuweichen? — Es ist freylich für den großen Menschenfreund betrübt, wenn er seine Pläne in Zeiten ausführen muß, die unmittelbar auf solche folgen, wo nicht belohnt — sondern verschenkt ward.

Ihr mürrischen Köpfe, die ihr darüber Murren zieht, seht in andre Länder, und ihr werdet keine Ursache mehr zu murren haben. Ueberall sind der Distasteranten weniger, überall werden diese wenigern auch noch schlechter besoldet, überall sind der Pensionsfälle weniger als bey uns; und doch arbeiten diese wenigern mit rastlosem Eifer; und doch sammeln sie sich ihres geringern Gehaltes ungeachtet einen Verrath auf die Zukunft. Glicket ihr der Amsise, die im Sommer sammelt, damit sie im Winter zu leben habe, so wäret ihr der traurigen Lage entrissen, im Alter ohne Pension zu verhungern. Aber eben die Hoffnung auf die Ausflüsse des Sommerbeutels machte euch schwelgen; verleitete euch, für die Zukunft nicht zu sorgen, — und



statt, daß diese Hoffnung euren Fleiß hätte ermuntern sollen, riß sie euch vielmehr zu einer Gleichgültigkeit hin, die euch der Ahndung würdig macht. — Wie viele ließen sich nicht in der Blüthe ihrer Jahre in den Pensionsstand versetzen, weil sie Gelegenheit fanden, durch einen unterthänigen Handkuß, den sie irgend einer bedeutenden Hofzose machten, — die zu gütige Monarchin darzu zu bereben. Habt ihr, da ihr arbeiten konntet, lieber müßig gehn wollen; — so hungert ihr; denn eure Verdienste langen in diesem Falle nicht weiter. —

Es geht es, Freund, sobald der Undankbare, das Nichtverdienst — eine Wohlthat erhält, sobald glaubt es sich auch schon berechtigt, solche fordern zu dürfen, und lärmte, wenn sie ihm versagt wird. Allein es berechnet nie, daß tausend würdigere da sind, für die eigentlich der Genuß der Wohlthaten vom Staate bestimmt ist. Der Fürst, so gerecht, so menschenliebend seine Absichten bey solchen Verfügungen auch immer sind, muß in solchen Fällen auf den Dank seiner Nation Verzicht thun, und es den Enkeln seiner Zeitgenossen überlassen den ganzen Plan — mit dankbarem Herzen zu segnen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Wir gehören nicht zu den Franzosen, die im Enthusiasmus ihre Könige anbeten und — ermorden. Wir haben

haben Phlegma genug, unsern Weg fortzutragen, ohne viel in Hitze zu gerathen. Und hierin liegt wohl auch der Grund, warum wir bey allem was geschieht, wenn es nur unserm Vortheile den Krieg nicht ankündigt, so ziemlich gelassen sind. Wir sind wahre Vergone wie sie Bellesart schilderte. Daher kommt es auch, daß wir selten das Große unter uns selbstem aussuchen, bewundern, und ihm nachzustreben trachten. Soll ich's Ihnen gestehen, so ist dies gerade der Fall mit unserm Kaiser. Wir wissen zwar, daß er ein guter Fürst, ein Menschenfreund ist, der gern das ganze Menschengeschlecht dauerhaft glücklich machen wollte, — wir lieben ihn auch, schätzen ihn, — aber wir überlassen das Aufstaunen, das Bewundern seiner Größe, seiner Vorzüge unsern Nachbarn. — Allein sehen Sie nur die wunderliche Mischung unsers Charakters. — So gleichgültig wir auch dem Fremden zu seyn scheinen, so selten wir auch unser Kaiser! im Munde führen; — versuch es einmal der Brandenburger, der außer seinem Könige sonst nichts Großes in der Welt zu finden glaubt, er versuch es einmal diese anscheinende Gleichgültigkeit gegen unsern Fürsten zu prüfen, und er wird erstaunen, wie lebhaft der Wiener ihm unter das Gesicht treten, und seine Lektion herablesen wird.

Es ist gemelniglich das Schicksal wahrer Größe, daß sie mehr bey der Nachwelt glänzet, als bey den Zeit-



genossen selbst. Wahrer Größe sage ich. Der Glitter glänzt gleich, sobald man ihn aushängt, aber die Bitterung überlebt ihn auch bald mit Noth. So wird der Erhebter bey seinem ersten Schritte sogleich mit lauten Pöänen empfangen, über den vielleicht die Nachwelt — nur Thränen vergießet; so wird der Menschenfreund, dessen Herz von Wohlwollen, von Güte überströmt, — von ganzen Nationen gepriesen; und oft segnet die Nachwelt nur sein Herz, und wünscht, daß es doch auch wahre Stärke besessen hätte, das Gute für diese Nationen dauerhaft zu machen.

Unser Kaiser befindet sich gerade in dem Falle. — In sich selbst zurückgezogen überläßt er sich ganz dem einzigen großen Gedanken: sein Volk glücklich zu machen. Schwächlinge, die das Glück des Volkes nach den Millionen berechnen, welche der Regent verschenkt oder verpraßt, oder sonst aufs Gerathewohl — igt dem Fleiße, igt dem Müßiggange — zum Lehne hinwirft, solche Schwächlinge werden freylich die Nase immer zu rümpfen wissen; aber sie sind auch nicht die Köpfe, auf deren Urtheil es ankömmt.

Es giebt der Wege zweene, auf denen der Regent sein Volk zum Tempel des Glückes führen kann; — aber unter diesen zweenen, ist's nur Einer, der dem Volke dauerhaftes Glück gewähret. — Sie erlauben
mir

nie doch, mein Vester, daß ich Ihnen darüber meine
Grillen mittheile? —

Der Fürst, liebt er sein Volk, — und welcher
sollt' es nicht, da es ihm selbst so viele Liebe bezeuget, —
wird kein Mittel versäumen, dasselbe glücklich zu ma-
chen. Aber in dem Begriffe, was das Glück des Volks
eigentlich sey, kann er sich erst erüben, und ihm statt des
wahren — nur Glitterglück darbieten. Wenn der
Fürst die Seinen schon glücklich gemacht zu haben glaube,
wenn nur Heiterkeit und Wohleben in ihrem Kreise
herrschen, wenn Ueberfluß und Reichthümer jeden seg-
nen, — so greift er nach einer Seifenblase, die zwar
mit schönen Farben spielt, aber von dem gelindesten Han-
de jedes Zephirs zerstört wird. Soll dies wahres
Glück der Nationen seyn, so gesteh ich, — niemand
hat es je in vollerm Maße genossen, als — die Si-
bariten. — Allein mit dem ächten, dauerhaften
Glücke der Nationen verhält es sich eben so, wie mit dem
Glücke des einzelnen Privatmannes. Wir wissen den
Streit, den die Akademien der Griechen über den Be-
griff des Glückes Jahrhunderte hindurch führten. Hät-
te derselbe auch sonst weiter nichts genühet, so bewirkte
er doch wenigstens so viel, daß man einsehen lernte, das
wahre Glück beruhe nicht blos auf dem äußerlichen
Schimmer, sondern auf Gütern, die durch keinen Un-
fall — der Seele entrissen werden können, auf Tugend
Recht.

Rechtschaffenheit, Mäßigung, Fleiß, Thätigkeit und Industrie. Ein Fürst also, der seinem Volke Industrie, Thätigkeit, Fleiß, Mäßigung, Rechtschaffenheit und Tugend einimpfet, der ist ein Menschenfreund, der mit Schöpferhänden das wahre Glück seines Volkes gründet. Der Sauf und Branz, in welchem so manche des Volkes unter — blos freygebigen Regierungen — dahin leben, ist lange noch kein Merkmal des wahren Glückes des ganzen Volk. Wahr ist es, tausend Städter, an Fortunens Busen zu ihren Lieblingen aufgedrückt, — jubiliren; — aber jubilirt auch die große Menge, die blos vom Schweiß ihres Angesichts lebet? — Man hat es in den Geschichtsbüchern voriger Jahrhunderte gefunden, daß diejenigen Nationen immer am schlimmsten dran waren, bey denen das Jubelgeschrey einiger Schwelger das Aechzen des gemeinen Mannes überstimmte.

Unser Kaiser sah dies ein. Sein Entschluß war, das Volk in sich selbst glücklich zu machen. Er trat daher an die Spitze desselben, und lehrte durch sein eigen Beispiel all' die — von vorigen Zeiten oft nur als Zaubermysterien angestaunten — Hülfsmittel, sich dieses Glückes zu versichern. Denn wirklich, Freund, — selbst Oesterreichs geschwornster Feind muß es dem Kaiser zugestehen, daß er im strengsten Verstande der tugendhafteste ohne Kleinfügigkeit, — der arbeitsamste, thätigste

tigste und mächtigste seines ganzen Volkes ist. Aber was
 jedem die vollste Ehrfurcht gegen diesen Monarchen ab-
 zwinget, ist die seltne Eigenschaft, daß er das Gute blos
 des Guten wegen — und nicht in Hinsicht auf Ehre,
 auf Dankbarkeit der Nationen liebt. So manche, fast
 sogar alle Schritte unsers Monarchen werden öffentlich
 und in der Stille von politischen Wurmköpfen, denen es
 so wohl behagte, ohne des Tages Last zu fühlen, doch
 des Tages Freuden zu genießen, — beklagt, bekriddelt,
 beschwärt, — und zum Finale mit Jeremiaden über
 schlechte Zeiten begleitet. — Dies hören, dies wis-
 sen, — denn glauben Sie mir, Joseph erfährt al-
 les, — und doch fortfahren, sein Volk zu lieben, und
 weil er's liebt, aus seiner Blindheit zu reißen, um es
 aufmerksam auf das, was wahres Glück beschränket, zu
 machen, — wie? Freund, gehört dazu nicht das erha-
 benste Herz, die größte Seele, — ein Herz, eine Seele,
 die sich beyde selbst verläugnen, sich nur mit dem Gedan-
 ken: du hast deine Pflicht gethan, — beschäftigen; und
 den Segen, selbst in den Augenblicken aufs neue aus-
 spenden, — in welchen der Blödsichtige über, wer weiß,
 was für fürchterliche Aussichten auf die Zukunft, mit
 Wiedervergnügen schreiet. Menschenliebe gegen Dankba-
 re — ist Alltagswerk auch mittelmäßiger Köpfe; aber
 selbst Undankbaren seine Wohlthaten zuwenden, sie
 zu zwingen, daß sie sich aus dem Abgrunde herauswin-
 den,



den, — ist das Werk eines Gottes; und dieser sendet nur selten seine Gesalbten mit solchen Herzen unter die Menschen. Joseph gleicht einem Arzte, der den brandigen Theil des Körpers ablöst, um den Kranken zu retten, mag er auch noch so sehr dawider schreien und sich winden. Der Kranke geneset, und nun fängt er an, einzusehen, daß der Arzt, der ihm vorher ein Schrecken war, sein Wohlthäter, sein Erretter gewesen. — So wird auch unser Volk, wenn es die Sibaritischen Tage, in welchen es sich von Sinnlichkeit zu Sinnlichkeit hingängelte, vergessen, wenn es sich Fleiß, Mäßigung und Tugend — zum Haupteigenthume gemacht haben wird, — einst das Andenken Josephs segnen, und laut anrufen: er war mehr als Vater!

Doch, liebster Freund, lassen Sie mich von diesem Punkte abbrechen. Es ist zu undankbar sich mit den Vorurtheilen des Eigennuzes herumzubalgen. Jede Meinung war dem Tadel unterworfen; und diese allein, die dem Mäßiggänger zuruft; arbeite — diese sollte keinen Tadel zu befürchten haben? Das war das größte Wunderwerk, das ich kenne. Wir wollen dafür ruhig abwarten, bis der ganze Plan des menschenfreundlichen Josephs bis auf die kleinste Züge ausgeführt ist, — und dann wollen wir hintreten zu den Heulenden und Zähnklopperern, und sie fragen: nun, Freunde, wo ist
das

das fürchterliche Phantom, das euch so vielen Kummer verursachte? —

Drey und dreyßigster Brief.

Nicht haben Sie allerdings, wenn Sie mir gestehen, daß Ihnen unser Publikum — das widersprechendste von der Welt zu seyn scheint. — Aber auch nur scheint, mein Freund! Im Grunde ist es wahrhaft gut, und bieder. —

Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, einzelne Charakterzüge meiner Landsleute anzusammeln, und fand fast allezeit, daß sie vor den Augen des Unpartheiligen ohne Schaamröthe bestehen können. Sie werden aus der Folge meiner Briefe sehen, daß diese Bemerkung nicht bloßes Kompliment war. —

Ob wir einen eigenen Charakter haben? — Mein Freund, daran zweifle ich sehr. Die Menge der Fremden, die bey uns wohnen, oder uns besucht — aus allen Weltgegenden besucht, ist, so wie die Anzahl unsrer Eingebornen, die so gern im Auslande einige Jahre herumflattern, zu groß, als daß wir — wie die Spanier nur unsre Sitten, unsre Denkungsart unverändert beybehalten sollten. Leider sind die Deutschen — die gelehrigsten Europäischen Affen aller Nationen! — Und wir stehn unter den Deutschen eben an. Jeder Fremde.



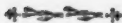
Fremdling darf sicher darauf rechnen, von hundert Schwachköpfen nachgeäffet zu werden, wenn ihn auch Tausend andere belachen sollten. Der Fremde war lange, bloß weil er ein Fremder war, für uns ein Mann, der nichts als Schönheiten und kostbare Raritäten mit sich brachte. — Sein Gang, sein Kleid, seine Manieren waren neu; — Empfehlung genug, dies alles schön zu finden, und als Schönheit nachzukünsteln. — So entstand nach und nach ein Wischmasch von Originalität und Kopie! Bey keiner Nation ist man mehr verlegen diese Linie zwischen beyden zu ziehen, als eben bey unsrer.

Indeß ist Güte des Herzens — der originaleste Zug unsrer Einwohner. Freylich ist's mehr Temperamentsgüte, als Güte nach Grundsätzen. Aber ich liebe den Mann ungleich mehr, den schon angebohrne Güte beherrscht, als den, der erst nach Grundsätzen haschen muß, um gütig zu seyn. Der letztere hinkt oft mit seiner Güte hinten nach, wenn der erstere schon lange am Ziele ist!

Ich weiß zwar, daß nicht alle Fremde diesen Charakterzug bey uns wahrnehmen! Wir kommen ihnen zu steif, zu gesüllos vor. Und warum? weil wir nicht alle Augenblicke vor Empfinden und Seelendrang zu zerfließen scheinen. — Lassen Sie mich dies etwas auseinander setzen. Ihre Landleute; die

Each.

Sachsen; weiter hinauf ins Hannövr'sche, und in diesem Zirkel herum, wo sie ihre Seele mit Sonnenstrahlen speisen; weil sie der Leckerbissen für den Magen weniger haben; — sind es von Jugend auf gewohnt, sobald von der Wotgentröthe gesprochen; das Wörtchen Menschenliebe erwähnt; eine Rose, ein Veilchen gepflückt wird, — in emphatisches Entzücken auszubrechen; sind es gewohnt, über jedes Grashälmdchen, jedes Säufeln des Zephirs in Wohne zu zerfließen; Götterlust im kühlen Mondscheine zu athmen; in kleinen Gesellschaften sich oft halbe Nächte über die Dufenschleife irgend eines lieben Mädchens zu begeistern; — überall aber, mit dem stärksten Ausbruche von lauschallenden Worten zu schreien, das entzückt uns, das ist selbe Empfindung glücklicher Seelen! u. s. w. Ich weiß nicht, ob das nicht fast allezeit Affectation ist; mir wenigstens behagten diese lustigen Seelenpickeniks sehr wenig, weil ich nicht Natur darin fand, sondern in jedem dieser Empfindler und Empfindlerinnen zu deutlich lesen konnte, daß sie sich dazu zwängen, weil es Mode ist, feines — rosenfarbenes Gefühl zu haben; weil es zu den Attributen der feinern Welt gehörte, über alles in Freudenthränen zu zerfließen. — Sagen Sie mir aufrichtig, Freund, was soll ich von dem Herzen, noch mehr von dem Kopfe denken, der schon vor Wehmuth schwindlicht wird, wenn der Sturm nur eine Rose zerknickt; oder sein



Liebschen eine Stecknadel verliert? — Lohnt es sich der Mühe, daß der denkende Kopf sich davon aus seinen Angeln heben läßt? Was wird der Empfindsame thun, wenn er wahres Elend der Menschheit, — irgend einen Unglücklichen im Augenblicke seines Hungertodes, — irgend eine ungerechte Unterdrückung — erblickt? Hat sein Herz wohl noch Kräfte, diesen Anblick auszuhalten? — Wird es nicht vor Schauder zurückbeugen? — Und unthätig bleiben? — Zwar nach der Hand mit Thränen im Auge über Menscheneleid klagen, — aber doch unthätig bleiben? — Sie sehen, Freund, daß all' dieser Empfindler eigener Charakterzug nur schöne Worte — selten große schöne Handlungen sind. —

Wir empfindeln weniger. Wir gehen hundertmal zur Stunde der Morgenröthe in lachenden Fluren, in Rosengallen, — und bemerken Rosen und Fluren, und Morgenröthe kaum Einmal. — All' der Zauber, den dieser Talisman in ähnlichen Fällen über Ihre Herzler (verzeihen Sie mir diesen neugebackenen Ausdruck) verbreiten würde, liegt vor uns da, und selten, sehr selten denken wir mehr dabei als: Meiner Seele! Das ist halt wirklich recht häßlich. Und damit schlendern wir zum Frühstück fort, lassen es uns schmecken, fühlen uns aufgeheitert, und denken weiter auch nicht mehr daran, woher wir uns so heiter fühlen. Es

verhält sich mit dem Vergnügen des Menschen, wie mit der Schönheit. Die Grazien gefallen uns, so lang wir sie im Ganzen vor uns sehen. — Sobald sie aber in anatomischen Saale zergliedert werden, — weg ist das reizbare Gefühl, das wir sonst über ihrem Anblick hatten. — Eben so geht es auch mit dem Vergnügen. Sobald der moralische Professor uns das genossene Vergnügen anatomirt, — gähnen wir, — es eckelet uns am Ende. Nur Affectation wird es verhindern, daß wir's nicht gesehen.

Wir genießen das Vergnügen; — Sie schwärzen davon. — Wir trinken Wein; Sie besingen ihn. Wir heyrathen uns're schönen Mädchen; Sie — portrathisiren von ihnen. Wir küssen den Busen, der uns gefällt; Sie machen Sinngedichte auf ihn. — Wir werden mit Vergnügen Väter, Sie moralisiren von diesem Vergnügen. Wir pflücken die Rosen und Veilchen, und Hyacinthen, — Sie mahlen sie u. s. w. Welcher von beyden ist nun der Vernünftigere?

Aber, werden Sie sagen, das ist's eben, was uns an Ihnen misfällt; sie sind blos Sinn. — Sind sie's nicht auch? bey all' der überspannten Empfindes ley? — Würden Sie diese Lustvergnügungen wohl so sehr lieben, wenn es Sie nicht veranigte. Und Vergnügen ohne Sinn, ist, denkt mir — eben so parasitär, als Tag ohne Sonne. Wenn nun in dem

Genuße jedes Vergnügens nur Sinnlichkeit zum Grunde liegt, ist's denn nicht besser, die Sache selbst, — als ihr Gemälde zu wählen?

Lachen Sie nicht so höhnisch, mein Vester. Mißbrauch, Uebergenuß ist in jedem Falle — bey Ihnen und uns — das Erbtheil der Thoren. Und Sie würden sehr unrecht an uns handeln, wenn Sie uns — blos zu Sibariten machten. Wahr ist es, ein Weiler ist und trinkt mehr, als drey Brandenburger. Aber unser Körper verträgt es; und das, was bey Ihnen Uebergenuß zu seyn scheint, ist's bey uns nicht, — es ist alltägliche Portion. Fragen Sie nur irgend einen Ihrer Bekannten, der sich hier aufgehalten; ob es ihm bey uns nicht eben so wohl behagte, als uns selbst; ob er unsre vollen Schüsseln, unsre vollen Gläser nicht eben so allerliebste fand, als wir. Gesieht Sie's nur, daß sie allzusamt Ihren Bauch eben so gut pflegen würden, wenn sie's — könnten. Wir können es; warum sollten wir's nicht?

Gast alle Fremde, die aus Deutschland zu uns kommen, beschuldigen uns der Grobheit; und wir fast alle, denen wir Grobiane scheinen — der Windbeuteley. Welcher von beyden hat nun Recht? — Ich glaube wir. — Sie, meine Herren, urtheilen nach unsrer Sprache, und wir nach Ihren Handlungen. Weil wir unsre A, unsre Ei, unsre Au nicht so grammatikalisch

matkalisch rein aussprechen; weil wir keine Verschen aus Dichtern auswendig wissen; weil wir im Basse lachen; weil wir nicht so artig schwätzen können; weil wir nur ein Kompliment machen, wo Sie sie Duzendweis hertragen; weil wir von Freundschaft weniger plaudern; weil wir uns am Wonschein, und Nachtigallengesang, und Grillengeklirr, und Basserseten, und Pettermännchen, und vergleichen nicht sättigen; — sind wir Daviane, mit denen kein geheides Wort zu reden ist. Wenn dies Fehler unsers Karakters sind, — so gesteh ich's, daß wir sie haben; und wir haben solcher Fehler noch mehrere; ohne daß ich meinen Landeleuten deswegen weniger geneigt wäre.

So machen wir zum Beispiel wenig Umstände, wenn wir in Gesellschaften kommen. Wieder und gutmeynend mit Jedem, der da ist, bekümmern wir uns wenig um andre. Jeder überläßt sich dem, was ihm gefällt. Es ist uns gleichviel, ob wir dem Nachbar auf die Zehen treten oder nicht, wir denken kaum darauf, ob's ihm noch gethan haben mag. — Freyheit und Ungezwungenheit ist die Folge dieser Unachtsamkeit.

Der Wiener schwatzt wenig von Freundschaft. Und wenn er das Wort ja nennt, so denkt er sich seine Vettern und Wafen daben. Freundschaftsküsse kennt er nicht, — aber Freundschaftshandlungen. Er verspricht keinem seine Hülfe so geschwind; aber wenn er sie

verspricht, so hält er sie. — Er lacht über den Geld, der jedem seine Freundschaft aufdringt, und Wunder, wer weiß was zu thun glaubt, wenn er nur wacker mit — Herzensfreund, bester Freund u. s. w. herum- schwadroniren kann. — Auf den Wiener kann sich sein Freund verlassen; aber auf den lehtern? — Ich mag nicht einmal sein Freund heißen. Er denkt sich weniger dabei, als — nichts. —

Der Wiener giebt gern, und giebt viel! Er läßt sich gern im Ueberflusse sehen. Dies erstreckt sich von seinen Bacchanalien, bis auf das Almosen. — Ueber das lehtere werden Sie wohl lachen, und doch ist es wahr. Lassen Sie es immer seyn, daß unsre Werke der Güte nicht so stark in die Augen fallen; sie geschehen doch. Unsrer Beyträge für das Armuth sind die reichlichsten, die gegeben werden können. Schade nur, daß sie unter Disteln und Dornen — oder auf Steinfelsen fallen. Wahr ist es, diese Beyträge könnten besser vertheilt werden. Aber man muß den Religionsbegriff vorausschicken, und dann wird man uns entschuldigen. Die Messen, Klingebeutel, Opferstücke, Kerzenweiber auf der einen — Almosen auf heilige Gräber, neue Monstranzen, Altäre, Messgewänder, Kirchenreparaturen, auf der andern Seite, und endlich die Beyträge, welche den Bettelmönchen fast alle Augenblicke ertheilt werden, machen im Ganzen eine Summe aus, die

ersahn

stannend ist. Schlägt man zu diesen noch das dem
 rrauth wirklich gereichte Almosen hinzu, so muß man
 sehen, daß nirgends so viel Almosen gegeben wird, als
 uns. Und es liegt nur an dem richtigen Begriffe
 des Almosen selbst, daß bey weitem die größere Summe
 auf Gegenstände verwendet wird, welche sie nicht nöthig
 haben. — Demnachgeachtet läßt sich die Gutmüthigkeit
 unsers Volks daraus sehr deutlich abnehmen. —

Man hat uns Verwürfe gemacht, daß wir nicht ge-
 schäftlich wären. Was man damit eigentlich sagen
 wollte, weiß ich nicht. Geschäftlich, dächte ich, wären
 wir nur zu stark. Aber wenn man die Forderung macht,
 daß wir gleich beim ersten Anblick eines Unbekannten —
 lange Vertraulichkeit errichten, daß wir von unserm Zer-
 stehen und an der Hand eines jeden Fremdlings die
 Stadt durchschlendern sollen, um ihm alle Seltenheiten,
 alle Unterhaltungen zu zeigen; oder daß wir ihm —
 die alten Bekannten unsre Häuser, unsre Tische, unsre
 Unterhaltungen anbieten sollen, — wenn man das so-
 fordert, — so fordert man etwas, das wir nie thun wer-
 den; und auch Sie nie thun. Zwar Anbieten — ja
 das werden Sie; aber Sie rechnen darauf, daß man so
 viele Bescheidenheit haben werde, es nicht anzunehmen. —
 Wir rechnen auf solche Bescheidenheit nicht; und das ist
 auch die Ursache, warum wir unsre Gefälligkeiten so we-
 nig anbieten, oder wenn es ja noch geschieht, es mit einer



kalten Einladung thun, und es gern sehn, wenn sie angenommen wird. Wahr ist es, der Fremde genießt das Vergnügen bey Ihnen, daß er glaubt, wohin er kommt, stets in einen Zirkel diebstwilliger Freunde zu kommen, Das zudringliche, das jedem Fremdling zuvorteilende Betragen täuscht jeden, der es sieht. Er erstaunt über die Politesse, womit man ihn bewillkommt, allenthalben einführt, Zerstreuung und Unterhaltung zu machen strebt; und es fällt ihm auf, wenn er zu uns kommt, und dieses alles vermißt. Allein es ist nicht Mangel der Gesellschaft, das uns zu dieser wenigen Zudringlichkeit zu Fremden veranlaßt. Wir haben der Bekanntschaften, der Zerstreuungen zu viele, und gerade solche, an denen jeder, er mag aus Ost oder West kommen, ohne alle Umstände, ohne aufgeführt, oder vorgestellt zu werden, Antheil nehmen kann. — Man rechnet darauf, daß der Fremde dies alles selbst aufspüren werde; und man unterhält sich oft Monate lang, ohne daß selbst die Eingebornen einander kennen. Man fragt nie: mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? — wer ist dieser Fremde? — Mag er seyn, wer er will, er bezahlt, und ist eben, weil er bezahlt, unsers Gleichen. — Bey Ihnen hat der Fremde diesen Vortheil nicht. Fast alle Ihre Unterhaltungen sind in geschlossenen Zirkeln. Der Fremde würde eine elende Figur machen, wenn er — ohne erst wie ein Abgesandter durch des Fürsten Minister vor-

vorgeſtellt zu werden, — in Ihre Unterhaltungen ſich miſchen wollte. — So ungeſellſchaftlich wir auch ſcheinen, ſo viele Vorzüge, und Ungezwungenheit hat doch auch dieſes Ungeſellſchaftliche unſers Umganges an ſich. —

Vier und dreyßigſter Brief.

Es wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Ihnen Auszüge aus der Schilderung Wiens mache, die Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher Hofkanzler bey Kaiſer Friedrich IV und nachher unter dem Namen Pius II. Papſt war, im Jahr 1450 aufſetzte. Sie werden daraus ſehen, daß wir ſehr wenig Abänderung in unſerm Karakter erlitten haben.

• Wien hat eine öffentliche Schule aller freyen Künſte. Unlängſt hat ihr der Papſt auch die Kanzel der Gottesgelahrtheit zugeſtanden, nemlich 1384, als Herzog Albert III. von Urban VI. auch die theologiſche Fakultät zugeſtanden ward. Der Zulauf der Studirenden aus dem benachbarten Ungarn, und oberdeutſchen Landen iſt ſtark. Es ſind mir beſondere zween vortrefliche Männer bekannt, welche auf dieſer Katheder Ruhm erworben haben. Der eine iſt Heinrich von Beſſen, eigentlich Langenſtein, der, nachdem er zu Paris die Wiſſenſchaften erlernet, den Errichtung dieſer



Universität hieher gekommen, und zuerst die Theologie gelesen hat. Der zwente ist Niklas von Dinkelsbühl, aus Schwaben gebürtig, ein wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmter Mann, dessen Reden die Gelehrten noch heut zu Tage mit Vergnügen lesen. Er war Chorherr bey St. Stephan, und 1405 Rektor der hiesigen hohen Schule, die ihn auf die Kirchenversammlung nach Constanz sendete. Gegenwärtig ließt auf dieser Schule über die Theologie Thomas Gaselbach, eigentlich Thomas von Ebendorfer, welcher 1431 von der hiesigen Universität auf den Kirchenrath nach Basel abgeordnet wurde; — Ich würde die Gelehrsamkeit dieses Mannes selbst loben, wenn ich nicht wäre berichtet worden, daß er 21 Jahre mit Erklärung des ersten Kapitels des Propheten Jesaias zugebracht habe, ohne es zu vollenden. — Einer der größten Fehler dieser hohen Schule ist, daß man allzuviel Mühe auf die Dialektik wendet, und einer Wissenschaft von geringem Nutzen so lange Zeit widmet. Diejenigen, welche zur Würde eines Magisters der Wissenschaften gelangen wollen, werden besonders in der Dialektik geprüft; hingegen vernachlässiget man die Musik u. s. w. — Ihr ganzer Fleiß läuft auf Auszüge und eitle Grübeleien hinaus, ohne auf das Wahre und Gründliche zu sehen. Man wird kaum Jemanden finden, welcher die Bücher des Aristoteles und anderer Weltweisen

weisen

twelfen befiget. Meistens bedient man sich der Scholia-
sten und Glossarien derselben. Die Studenten legen
sich in'sgemein aufs Wollleben, und sind dem Trass und der
Wöllerey sehr ergeben. Daher geschieht es, daß wenig
Gelehrte in dieser Schule gezogen werden. Niemand
hält die Lehrlinge im Zaume, sie schwärmen Tag und
Nacht herum, und richten den Bürgern hundert ver-
drüssliche Streiche an; da überdieses die freye Lebens-
art des schönen Geschlechts, ihren Geist und Fleiß zer-
stört.

Diese letztern Beschuldigungen der Wiener Studen-
ten scheinen mir ist mehr auf die Universitätsbursche in
Halle, Jena, Leipzig, Göttingen, Marburg und
übrige protestantische Universitäten zu passen. Doch
Welter im Auszuge.

Von dem Weine, welcher einzeln und im kleinen
ausgeschenkt wird, kommt der zehnte Pfennig dem Für-
sten zu gute; und dieses trägt der landesfürstlichen Kam-
mer 12000 Goldstücke ein. Die übrigen Abgaben sind
gering.

Ich muß über diese Stelle eine Bemerkung machen.
Man sieht, daß die Frankfurter schon unter Kaiser Frie-
drich dem IV. eingeführt war. Das Geislerische Project
war also kein neues, sondern nur das alte modernisirt.
Ich wünschte zu wissen, ob in diesen Zeiten auch eine
besondre Stelle über die Frankfurter errichtet war?

Im



Im Preussischen wenigstens existirt diese Steuer ohne den Namen zu führen, auch; aber die Herrn von der Accise müssen die Geschäfte zugleich mit besorgen, ohne daß besondre Tranksteuerbediente errichtet würden. Freysich läuft es da nicht ohne manche Bevortheilungen des Königs ab. Aber erstlich — der geringste Verweis einer auch noch so kleinen Defraudirung — schickt den Schuldigen ohne Rücksicht auf seine funfzehn Ahnen, oder seine Hofonkeln u. d. gl. zuversichtlich auf die Festung; und zweitens denkt sich der König: allem Betruge kann ich nie ganz vorbeugen. Es ist also besser ich lasse mich um $\frac{1}{10}$ von einer Million betrügen, als daß ich, um dieses $\frac{1}{10}$ zu ersparen, $\frac{1}{10}$ Unkosten auf Besoldungen, neue Buchhalter, neue Aufseher, und solche Leute verwende. Ich profitire also allemal $\frac{1}{10}$ bey der Sache. — Ob, der König so unschicklich räsonnirt, als es vielleicht manchem scheinen möchte, zweifle ich. Wir wenigstens bleibt es noch immer sehr unbegreiflich, wozu das, ungeheure Summen fordernde, Personale der Tranksteuer nöthig ist. Ich weis zwar, daß diese Herrn die Hände vollauf zu thun haben. Allein eben dieses beweiset, daß die Manipulation dieses Geschäftes mehr künstlich als — nützlich eingerichtet ist; so wie es leider bey den meisten Rechnungsgeschäften untrer öffentlichen Stellen so viele unnöthige Kleinfügigkeiten giebt. Es ist ausgemacht, daß alle diese Stellen mehr als die Hälfte der Revenüen kosten, um zuver-

zuverlässig zu seyn, daß man nicht um ein Zehnthel der Steuern bevortheilset werde. Lohnt es sich wohl der Mühe zehn Gulden von zwanzig daran zu wenden, damit mein Diener mich nicht um zweien betrüge? —

Aber wird man mir sagen, bey der Tranksteuer ist die Menge des Personale nothwendig. — Nothwendig? Warum? — Weil wir Weinbau haben? — Gut! Ich antworte darauf, daß es eben nicht gar zu schlechtlich ist, daß der Weinbauer das bezahlen soll, was er genießet. — Lasse man den sibartischen Städter bezahlen; das scheint mir zweckmäßiger, und dem Landvolke nicht so drückend zu seyn. Wenn nun der Bauer vom Selbstgenuß seines Weines befreuet ist, zu was ist nöthig — das wegen des Bauers aufgestellte Tranksteuerpersonale zu besolden? Was in Dörfern von öffentlichen Gastwirthen ausgehenket wird, ist eine Kleinigkeit; und diese kann nach einem durch zehn Jahre berechneten Durchschnitt des Weinausgangs mit einer mäßigen bestimmten Tranksteuerauslage auf einmal erhoben, und von 5 zu 5 Jahren durch die Herrschaften von neuem reguliret werden. Man glaube nicht, daß der Unterschleif zu stark seyn wird. — In allen Marktsteden, in den kleinern und größern Städten, können die Thorschreiber, Mauthbediente, und dergleichen dieses Amt ganz gemächlich versehen. Aber auch so pünktlich, so zuverlässig? — Ich zweifle nicht. Man gebe diesen Leuten gedruckte

Ein



Einfuhrzettel, die jeder, welcher Wein einführt am Thore nach der Anzahl der Eimer ablösen muß; — jeder Käufer werde verpflichtet den gekauften Wein anzuzeigen, wo er wieder seinen Zettel erhält; der Einführende soll ebenfalls, wenn er seinen Wein verkauft oder abgeliefert hat, einen Gegenschrein abholen. Der Thorschreiber hat ein gedrucktes Protocoll, wherein er den eingeführten Wein, den Abläufer desselben, und endlich das monatliche Konsumo einträgt. — Durch ein Beispiel wird dies deutlicher. Hanns führt 30 Eimer nach Wienerisch Neustadt. Am Thor oder Schlagbaume, wo es immer ist, sagt er 30 Eimer an, er empfängt seinen Zettel unter der Einfuhr Nummer mit dem Quantum des einzuführenden Weines. Es heißt also ohngefähr. Passierzettel No. 3698 auf 30 Eimer Wein Wienerisch Neustadt Oberthor den 4ten Octob. 1782. — Hanns liefert den Wein an den Gastwirth Peter, der Nr. 12 logirt; er holt sodann den Gegenschrein ab; der lautet: Gegenschrein von No. 3698 auf 30 Eimer Wein an Peter Gastwirth in No. 12. Wienerisch Neustadt Oberthor den 4ten Octob. 1782. Auch Peter zeigt den Weinkauf an, worauf er seinen Anzeigezettel erhält, — der ohngefähr so stylisirt seyn kann: Anzeigezettel von No. 3698 auf 30 Eimer Wein gekauft von Peter Gastwirth in No. 12. n. s. w. Der Thorschreiber hat nun auch sein Einfuhrprotocoll,

und sein Konsumprotokoll. Das Einfuhrprotokoll hat nur diese Rubriken: Tro. des Passierzettel, Tag, Monat, Jahr, Anzahl der Eimer. Gegenüber die Gegenschelne, mit den Rubriken; Tro. des Gegenschelnes, Tag, Monat, Jahr, Käufer, Hauss. — Das Konsumprotokoll hat wieder auf der andern Seite die Anzeigezettel mit den Rubriken, Tro. des Anzeigezettels, Tag, Monat, Jahr, Käufer, Hausnummer, — gegenüber monatlicher Konsum — mit den Rubriken, — Haus Tro. Namen des Weininnhabers, Weinquantum des vorigen Monats, — monatlicher Einkauf, ganze Summe, Konsumo. Verbleibt. Ich zweifle nicht, daß dieses Geschäft auf diese Art von jedem sehr leicht betrieben werden könnte, ohne daß man eben nöthig hätte besondere Beamte deshalb anzustellen. — Doch, ich gerathe ich hin. Schwache Ihnen von der Frankfurter und deren Manipulation so vieles vor. Was kümmert Sie solcher Tand! Auch bin ich weit entfernt, Reformator eines Projectes zu werden, das bis jetzt wenigstens — noch immer von den wenigsten Manipulanten ganz eingesehen wird, weil es zu künstlich, zu laienhaftig angeleget ist. Aber meine Frage kann ich nicht unterdrücken: war es denn nöthig, daß man ein neues Personale deshalb errichtete; deshalb die alten Director abschaffte, und die Halbscheide der Revenuen — auf

Wesoh



Befoldungen dabey verwendet? Mag darauf antworten wer da will, ich nicht.

Unser Papst Pius II. fährt fort: „Das Weinschenken gereicht Niemanden zur Unehre. Daher halten die meisten Bürger öffentliche Schenkhäuser, warme Stuben, und gute Küchen; wozu sie noch bedungene Säufer und freche Dirnen einladen; und damit sie tapfer trinken, geben sie ihnen was warmes umsonst. Doch suchen sie sich wegen solcher Freygebigkeit durch ein kleineres Maas schadlos zu halten. Der gemeine Mann ist dem Schmaus sehr ergeben; er verschwendet am Feiertage alles, was er die ganze Woche durch Arbeit verdienet hat. Daher ist der Pöbel sehr unreinlich und übel gekleidet. Die Anzahl berücksigter Schönen ist sehr groß. Selten ist eine mit einem Manne zufrieden. Der Abth. wenn er die Bürger besucht, unterhält sich im Geheim mit ihren Weibern; da muß nun der Mann, nachdem er dem edlen Gaste einen Trunk gezolet und aufgesetzt hat, seinen Platz dem Edelmann überlassen, und davon gehen. —

„Die meisten Töchter wählen sich Männer, ohne Wissen ihrer Aeltern. Die Wittwen schreiten nach Verlieben auch während der Trauer zur neuen Ehe. Man findet wenig Leute hier, deren Vorältern Oesterreicher waren. — Abgelebte Kaufleute nehmen öfters junge Mädchen zur Ehe, und verlassen sie bald im Wittwenstande;

stande; diese hingegen suchen sich kurz darauf unter den Hausbedienten einen jungen Mann aus, welchen sie etwan schon bey Lebzeiten des alten Mannes ihres Vertrauens gewündiget; auf diese Weise wird oft derjenige heute reich, der gestern ein Bettler war; und im Gegentheile trägt es sich oft zu, daß diese neuen Ehemänner, nach dem Absterben ihrer reichen Frauen, sich wieder mit einer andern verbinden. Folglich wandern die Erbschaften aus einer Hand in die andre, daß der Sohn selten zu dem Gute des Vaters gelanget; denn die Wiener haben ein Gesetz unter sich, vermöge dessen der überlebende Ehegatte den halben Theil der ganzen Verlassenschaft bekommt.

Der letzte Willen jedes Bürgers ist allerdings frey und ungebunden, so, daß er mit Hinzusetzung seiner Kinder und Befreundten die Frau zur Erbin einsetzen kann. Deßwegen ist auch die Anzahl derjenigen sehr groß, die es durch Schmeicheleyen dahin bringen, daß sie von alten Leuten zu Erben benennet werden. *

So weit der Auszug aus dem Papste Pius II. Wundern muß ich mich allerdings, wo dieser fromme Papst — manche Säckelchen kennen gelernt hat? — Ob vom Hörensagen, oder aus Erfahrung? — Indes lassen Sie mich noch einen Blick auf die Stelle zurückwerfen, wo er uns berichtet, daß der zehnte Pfennig vom konsumirten Weine jährlich 12000



Geldstücke eintrug. — Die alten ungarischen Goldgülden betrugen 1 fl. 15 kr. Nach einer genauen Berechnung weist sich's also, daß jährlich gegen Fünf mal hundert zwey und sechzig tausend und fünfhundert Eimer Wein ausgetrunken wurden. Es waren damals nur 50000 Einwohner; ziehe man davon $\frac{1}{3}$ Kinder und Kranke ab, welche nicht Wein trinken konnten, so kost der einzelne Wiener jährlich gegen 17 Eimer Wein!!!!

Ueberhaupt steigt die Summe der Nahrungsmittel in Wien außerordentlich hoch. Zwischen den Jahren 1727 und 1728 wurden jährlich gebraucht

30034 Rinder.

66103 Kälber.

183355 Schaafe und Lämmer.

34452 Schweine und Frischlinge.

16325 Spanfästel.

955386 Eimer inländischen Wein.

32346 Eimer ausländischen Wein.

116944 Eimer Bier.

Datt heeß einmal slampampe! Sehen Sie, daß ein Ochse 3 Zentner, ein Kalb 1 Zentner, ein Schaafe 50 Pfund, ein Schwein 150 Pfund, und jedes Spanfästel 10 Pfund gewogen habe, so betrug das Gewicht des Fleisches 361,416 Zentner, welche von 100600 Fleisch
esser

essern des Jahrs rein aufgezehret wurden. Rechnet man noch die fast unglaubliche Menge von Flügelwerk dazu, und schlägt man ohngefähr 154 Tage als Fasttage ab, wo dazumal kein Fleisch gegessen wurde, so verdauete jeder Wagen täglich seine 2 Pfund Fleisch, ohne die Hühner, Kapannen, Gänse, Enten, Rebhühner, Fasanen, und das übrige Wildpret mit in Anschlag zu bringen. Wahrlich, datt heett emal slampampe! — Ach, hör ich da manche seufzen, damals waren noch gute Zeiten! Ja, ja, das waren sie! Volle Schüsseln, volle Gläser, und volle Bäuche, — ist's ein Wunder, daß es so viele leere Köpfe gab? —

Fünf und dreyßigster Brief.

Wer Papst Pius II. war? fragen Sie mich. — Ein sehr wichtiges Theorem, durch welches sich die Bemerkung bestätigt, die ich in irgend einem meiner vorigen Briefe von Pius VI. und allen Päpsten überhaupt machte, daß sie nemlich — anders als Privatmann, und anders als Papst denken und handeln müssen.

Pius II. ward den 19ten August 1458 unter Kaiser Friedrich III. Papst. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein Eifer wider den Verfall der Kirchenzucht damalliger Zeiten war so bekant, daß Aeneas Sylvius Piccolomini — da ihn der Cardinal Capranica als



Secretair nach Basel mitnahm, wegen seiner Geschicklichkeit zum Secretair des allda versammelten Conciliums ernannt wurde. Er behauptete die Superiorität der allgemeinen Kirchenversammlungen über die Päpste auf das lebhafteste. Allein Aeneas Sylvius wußte den Mantel nach allen Winden zu drehen. Kaum hatte ihn Kaiser Friedrich III. an seinen Hof genommen, so ward er das Echo des Kaisers; er ward neutral, weil es der Kaiser ward; er trat selbst wider das Concilium zu Basel und den Felix auf, und unterstützte Eugenium, wider welchen er als Secretair des Conciliums schrieb, — sobald er merkte daß es der Kaiser gern sah; ja er bat den Papst sogar um Gnade und Verzeihung, als ihn der Kaiser mit Unterhandlungen nach Rom schickte. Durch diese wetterlaunische Geschmeidigkeit brachte es Aeneas Sylvius dahin, daß er vom Papst Eugenius das erledigte Bisthum zu Triest, nachher das Bisthum zu Siena, und endlich von Calixtus die Kardinalswürde erhielt, welchem er auf dem päpstlichen Stuhle selbst nachfolgte.

Ich will mich mit den Anstalten dieses Papstes, die er wider die Türken theils selbst unternahm, theils durch seine Vermittelungen bey den weltlichen Höfen zu erreichen sich bestrebte, nicht weiter aufhalten. Wir sind einige seiner Bullen wichtiger. Man wird daraus sehen, daß Aeneas Sylvius, so viele Gründlichkeit und Gelehr-

lehrsamkeit auch seine Schriften haben, so durchdacht sie auch waren, doch aus Interesse als Papst ganz anders zu denken gezwungen war. —

Den 18ten Jenner 1460 rückte Pius II. auf einmal mit der Bulle wider den Satz der Superiorität der Concilien über die Päpste hervor. Es ist nicht möglich, daß jemand mit mehrerm Eifer, mit größerer Gelehrsamkeit in damaligen Zeiten diesen Satz vertheidigen konnte, als es Sylvius Aeneas — vormals selbst that. Aber der Papst mußte anders sprechen, wenn er auch gleich nicht anders dachte. — „Ein verdammenwürdiger „und in vorigen Zeiten unerhörter Mißbrauch hat sich „neuerlich eingeschlichen (spricht er zu Anfang dieser „Bulle) und ist von einigen aus einem Geiste der Rebellion und in der Absicht begünstigt worden, um der „durch ihre Verbrechen verschuldeten Strafe auszuweichen; ich meyne den Mißbrauch, von dem römischen „Bischoffe, als dem Statthalter Christi auf Erden, dem „gleichwohl in der Person Petri gesagt worden; weide „meine Schaaf; was du auf Erden binden wirst: u. „s. w. — an ein künftiges Concilium zu appelliren. — „Dadurch wird die Kirchenzucht unter die Füße getreten, „die Hierarchie umgestossen, und alles in Unordnung „und Verwirrung gebracht.“ Nach diesem Eingange verdammt er alle diejenigen, welche vom Papst an das Concilium zu appelliren sich unterstehen würden. Allein



bedachte auch Pius II. daß diese Bulle geradesweges wider die eigentliche alte Kirchenzucht streite? Vergaß er, daß er — allein ohnmöglich ist als Papst die Sache besser einsehen könne, als er sie — an der Spitze so vieler der gelehrtesten, frömmsten Kirchenhäupter zu Basel eingesehen hatte? Sollen wir ihm als Papst ist mehr glarben, da er vorher gerade das Gegentheil bewies, und, — wie er selbst gesteht, — vermuthlich nur aus einem Geiste der Rebellion, und in der Absicht, um der durch Verbrechen verschuldeten Strafe auszuweichen? Ist dieser Hoculus-Poculus Etreich des Papsts nicht ein unlängbarer Verweis, daß er den Mantel nach allen Winden zu drehen wußte? So lange Vernunft und Wahrheit sein Glück machen konnten, so lange war er ihr Vertreter. Sobald Sophismen und Rabulistereien sein Interesse beförderten, zog er wider Wahrheit und Vernunft zu Felde! — Wahrlich keine grosse Erbauung für uns Laien!

Schon König Karl VII. in Frankreich antwortete ihm, als er die vom heiligen Ludwig errichtete Pragmatische Sanktion aufzuheben suchte: daß diese Sanktion aus den eigenen Decreten des Conciliums zu Basel bestehe, welche er (Papst) selbst gebilliget, geschrieben, und als Secretair dieser großen Versammlung vielleicht selbst an die Hand gegeben habe.

Diese

Diese, und mehrere ähnliche Antworten bewogen
 ihn, endlich den 26sten April 1463 die bekannte Wieder-
 rufungsbulle auszufertigen. Es ist der Mühe werth,
 eine Stelle davon her zu sehen. Wir sind ein Mensch,
 und haben als Mensch geirret. Wir läugnen nicht,
 daß vieles von dem, was wir gesagt, oder geschrieben
 haben, verwerflich sey. Wir haben aus Verführung
 wie Paulus gesündigt, und aus Unwissenheit die Kir-
 che Gottes verfolgt. Wir folgen aber dem Beispiele
 des heiligen Ananias, der die in seinen Werken ihm
 entwichenen irrigen Meinungen wiederrufen hat. Wir
 thun eben das, und bekennen offenberz unsere Unwis-
 senheit, aus Furcht, daß das, was wir in unserer Ju-
 gend geschrieben haben, zu irgend einem Irrthume,
 oder mit der Zeit dem heiligen Stuhle nachtheilig
 werden könnte, Gelegenheit geben möchte. Denn
 wenn es irgend jemandes Pflicht ist, die Würde und
 den Glanz des ersten Thrones in der Kirche zu verthei-
 digen und aufrecht zu erhalten, so ist es die unsrige
 vornehmlich, da uns der barmherzige Gott aus lauter
 Gnade, ohne unser Verdienst zu der Würde eines
 Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus diesen
 Gründen ermahnen wir euch in dem Herrn, denen
 Christen keinen Glauben beizumessen, welche die Au-
 torität des apostolischen Stuhls im geringsten verletze-
 n, und Meinungen in sich enthalten, die die heilige röm-
 ische



„sche Kirche nicht annimmt. Wenn ihr also entweder
 „in unsern Gesprächen, oder in unsern Briefen, oder in
 „andern unsern Schriften irgend etwas der Lehre der
 „Kirche widersprechendes findet, so verachtet diese Mey-
 „nungen, verwerfet sie, setzet dem, was wir izt sagen,
 „und glaubt mir izt, da ich alt bin, mehr, als damals,
 „da ich jung war. Achtet den obersten Bischoff höher,
 „als eine Privatperson. Verwerfet den Aeneas Syl-
 „vius, nehmet Pium II. an.“

Man sieht leicht, daß nur das päpstliche Interesse
 diesen Wiederruf hervor brachte. — Wahr ist's,
 Pius II. war nur erst 26 Jahre alt, als er auf das Aen-
 cilium nach Basel kam. Er war den 18ten October
 1403 geboren, und das Concilium fing den 23ten Julii
 1431 in Basel an. Allein beweist dies, daß seine damä-
 ligen Lehrsäge falsch waren? Waren sie nicht vielmehr
 die Lehrsäge der auf dem Concilium versammelten Vä-
 ter? — Doch wir wollen ihm Schritt vor Schritt
 in dieser Stelle folgen. —

„Wie läugnen nicht, daß vieles, was wir ges-
 schrieben, verwerflich sey.“ Wir läugnen dies auch
 nicht. Wer ist ganz ohne Fehler? Und wie viel schrieb
 Aeneas Sylvius nicht! Die Sammlung seiner Werke,
 die in Helmstädt 1700 in Folio heraus kam, ist sehr be-
 trächtlich; noch mehr aber der Inhalt derselben selbst;
 denn schwerlich wird man einen Papst finden, der mehr

tere Gegenstände abgehandelt habe, als er. Whar-
ton, Fabricius und Baumgarten geben ausführliche
Nachrichten davon. Römisch läßt es übrigens allemal,
wenn man sieht, daß der Verfasser der *Commentario-
rum de gestis Concilii Basileensis libri duo*, auch
der Verfasser des Buches von bösen Weibern ist. —
Unter einem solchen Wirrwarr kann ja manches verwerf-
lich seyn. —

„Wir bekennen offenberzig — — nachtheilig
werden könnte.“ — Offenberzig in der That.
Denn wer sieht nicht, daß blos die Furcht, der päpstli-
che Stuhl — nicht die Religion selbst, — möchte
Schaden leiden, ihm diesen Widerruf eingab.

„Aus diesen Gründen ermahnen wir euch —
die heilige römische Kirche nicht annimmt.“
Kann man ihm nicht seine eigenen Grundsätze entgegen
halten? Man sieht, wie schwach auch die vernünftigsten
werden, wenn sie der zeitlichen Vortheile wegen ihre ei-
gene Meynung abschwören. — Aber auch wir kön-
nen ganz getreß diesem Winke folgen. Wir wollen das
verwerfen, was die Kirche nicht annimmt. Allein die
Kirche hat jederzeit gerade das angenommen, was Syl-
vius und die Kirchenversammlung lehrte, hingegen das
verworfen, ja in der 3ten Session am 1ten May 1439
diejenigen durch die Väter des Conciliums für Ketzer er-
klärt, die jene Grundsätze vertheidigen würden, welche



Pius II. nachher durch diesen Widerruf und seine Buss-
 Execrabilis — zu vertheidigen sich die Freyheit nahm; wir wollen also seiner Ermahnung folgen, und lieber seinem Widerrufe keinen Glauben beymessen, als die Leh-
 re der alten Kirchenzucht verläugnen.

„Verwerfet den Aeneas Sylvius, nehmt Pium II. an.“ Entweder hat Sylvius die Wahrheit geschrieben, oder nicht. Hat er sie wirklich geschrie-
 ben, — warum sollen wir ihn verwerfen? Hat er aber das Gegentheil gethan, — gut, so entsteht die Frage, warum log er? Aus Unwissenheit? Aus Privatinteres-
 se? Aus Ehrgeiz? — Wer verbürgt sich nun aber, daß er ist weniger Ehrgeiz, weniger Privatinteresse, mehr Einsicht erlangt habe? u. s. w. Das Alter ist kein Beweis der größern Kenntniß bey einem Manne, der in seinen besten Jahren schon wie Aeneas Sylvius eine so ausgebreitete Kenntniß besaß. Die gelehrtesten Män-
 ner seiner Zeit, welche die Nationen und die berühmtes-
 ten Universitäten zu dem Concilium nach Basel abschick-
 ten, und die Kirchenväter selbst, gaben ihm das unver-
 fälschte Zeugniß, daß er zu den Einsichtsvollsten der gan-
 zen Versammlung gehörte. — Es kann also ehnmöglich Unwissenheit seyn, warum er damals so sprach, anders sprach, als in seinem Widerrufe! Aber er sagt selbst, daß es Unwahrheiten, Lügen gewesen wären. Dies auf gut Glück auch zugestanden, so frage ich nur, ob dem Manne wohl

wohl in seinem acht und funfzigsten Jahre zu trauern ist, der bis in sein sieben und funfzigstes gelogen hätte? —

Pius II. giebt Ihnen also einen neuen Beweis, daß der würdigste Mann, sobald er als Paps sprechen muß, sein Herz, und sein besseres Wissen verflugen muß.

Sechs und dreyßigster Brief.

Die mir Wien oder Berlin besser gefalle, wollen Sie wissen? Aufrichtig zu seyn, mein Vester, so gefällt mir Berlin besser; aber Wien ist prächtiger. Nur verstehen Sie mich recht. Berlin fällt allerdings schön in die Augen; es gleicht einer halbbezähmten Leonischen Dame, die auf der Redoute mit falschem, aber schön geschnittenen, mit Geschmack, mit sorgfältiger Kenntniß ihrer eigenen Reize vertheiltem Schmucke erscheint; die das unbedeutendste Bändchen, durch ein geschmackvolles Arrangement zu beleben, bezaubernd zu machen, ihre Naturfehler durch Schminke, durch Künsteleyen des Schneiders und ihrer Kammerjose zu verbergen, und jeden Reiz, wor es auch nur die Spitze ihres kleinen Fingers dem Auge des Lüsterne mit Vortheil zu zeigen weiß. — Wien hingegen gleicht dem Harzogen, der den ächten Schmuck seiner Naturätern nicht laß zu verwehren sucht; — gleicht einer Handvoll kostbarer Dril-

lian:



lianten, die zwar ihren innern Werth haben, aber so hingeworfen, ohne Fassung, ohne Ordnung, — bey weitem den Eindruck auf den Nichtkenner nicht machen, den jeder andre falsche Schmuck hervorbringt, der nach der neuesten Façon gefasst ist. Wollt ich satyrisch seyn, so würd ich Berlin mit einer Theaterprinzessin vergleichen, die hübsch coiffirt, geschminkt, und mit Kinterten und Brillanten von Spiegelglas gar weidlichen Staat macht; hingegen würde dann Wien einem Londner Lord gleichen, bey dem man zwar kein Geld auf dem Recke, aber dafür desto mehr in seiner Tasche fände.

Doch, ohne Hiereglaphen von der Sache gesprochen! Berlin fällt gut in die Augen; aber architektonisch schön ist es nicht. Es ist nicht genug, daß die Häuser nach der Schnur gezogen, die Gassen breit, und die Gebäude mit schönen Zierrathen verbrämt sind; — der Kenner fordert von ihnen auch noch Dauerhaftigkeit, Stärke, Bequemlichkeit des Gelasses, und die beste Benützung des Raumes. — Alles dieß sind wesentliche Mängel ihrer schönsten Gebäude. Kaum ein edler zwo Klastern Grund — da doch der ganze Boden nur Sanderde ist; — von Holz aufgeführt, und dann nur mit Backsteinen ausgefüllt; ehnachtet der großen Zimmer und deren Menge, selten so geordnet, daß die Familie, ohne unnöthigen Raum einzunehmen, doch bequem wohnen könnte; und endlich Verschwendung des

Rau.

Mannes selbst, weil der Architect bey seinem Baue nicht den größten möglichen Nutzen, sondern nur seine Laune zu Rathe zieht; — solche Gebäude sind wahrlich nicht Modelle, welche der Künstler studiren soll. Die Folgen Ihrer Bauart sind sehr sichtbar. Die Einwohner sind gezwungen, große, ihre Kieemien übersteigende Quartiere zu miethen, weil fast kein Baumeister darauf sieht, auch in einen engern Raum Bequemlichkeit hineinzubringen. Leute vom Mittelstande müssen sich in die abgelegensten Strassen einmieten, und alle Beschwerlichkeiten ertragen, welche mit den alten gothischen Gebäuden verknüpft sind. Selbst Ihre neuen Häuser haben ausser der Vorderseite selten etwas Anziehendes. Eine schöne kolonnirte Fronte lockt mich in das Innere des Hauses! Ich erschreke, wenn ich hineintreffe. Eine hölzerne Treppe, die mit jedem Schritte knarrt, verkündigt zuerst die wenige Einsicht des Baumeisters; — der Hof, — von dem oft den Einsturz drohenden Hinterthelle des alten Gebäudes scheucht mich zurück, und ich glaube in einem Hecupallaste gewesen zu seyn, in welchem man mich durch beyde Extremen der Schönheit und des Häßlichen täuschen wollte.

! Zum Beweise, daß Ihre Architekten keine Baumeister, sondern blosse Zeichner sind, können fast alle neuen Gebäude dienen. Ich wette darauf, in fünfzig Jahren sind die meisten wieder baufällig. Die Waggeburget

neue



neue Kirche stürzte ein, sie hatte kaum einige Jahre gestanden; so viele Häuser bersten schon jetzt, und sind kaum noch recht ausgetrocknet. Ein wahrer Abberitenstreich war auch der eine Thurmbau auf dem Gensdarmenplatze. Der Plunder stürzte zusammen, noch eh er zur Hälfte fertig war. Was soll man bey solchen Ausfällen von Ihren Baumeistern denken. Viel Worte und Wind, aber wenig Praxis! Ihr stolzen Herrn, die ihr auf uns mit einer so spanischen Miene herabsieht, --- laßt euch belehren: solche Dummheiten werden doch bey uns nie begangen. —

Ich begreife um so weniger, warum bey Ihnen nicht eben so massiv gebauet wird, als bey uns, da der König selbst bauen läßt. Freylich liefert er den Plan zur Fronte selbst; — aber hindert dies den Baumeister, alles das zur Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit der Gebäude nachzuholen, was der König in seiner Laune vergesen hat? Einen Berliner Baumeister möchte ich in Wien sehen. Was er wohl herstellen würde, wenn er einen Raum von zehn Klustern in der Länge und sechs in der Breite erhielte, und geräumige Wohnungen für zwanzig Familien hineinbringen sollte? Wie der hochweise Theoretiker dastehn, und: *Holl miß der Tübel*, da weiß ich nicht! ausrufen würde.

Die Leipziger Straße, unter den Linden, ein Theil der Wilhelmsstraße, und einige Gebäude auf dem Haas-
gäßchen

gischen und Gensdarmenplätze ausgenommen, sind alle Ihre neuen Häuser, noch unbedeutender als unsere neuen Vorstadthäuserchen an der Wien, oder im Lerchenfelde. Alles, was diese Hütten auffallend macht, ist, daß sie gerade in langen Straßen dastehn, und ein weites Perspektiv eröfnen. — Ich kann Sie versichern, Freund, in ganz Berlin ist nicht Ein Gebäude, welches den schönen und großen Gebäuden unserer Stadt gleich käme. Zu bedauern ist es nur, daß sie in Gassen sind, wo man sie nicht von der Ferne schon übersehen kann. Oft in einer Gasse die kaum vier Klafter breit ist, stehen Häuser, die 30 Klafter hoch sind. Wie soll man sie da übersehen können? Wenn unsere großen schönen Gebäude zusammengetrieben, und nach der Länge in geräumte breite Gassen vertheilt werden können, ich versichre Sie, jeder Fremder würde über die Kolossen von architektonischer Pracht erstaunen. — Aber wie gesagt, — in ihrer ighen Stellung bemerkt man sie nicht! — Auch wird Wien nie zu dieser äussern Eleganz gelangen. Es ist bey uns nicht so leicht, wie bey Ihnen, alte Gebäude niederzureißen, und neue dafür hinzubauen. Der König läßt für 300000 Thaler jährlich wenigstens fünfzehn Häuser niederreißen, und neu wieder aufbauen. Bey uns würde diese Summe kaum zu vier ansehnlichen, ich will noch nicht sagen, prächtigen Häusern hinreichen, und vielleicht mehr als ein Jahr nöthig seyn, um den alten

Stück

Steinhausen bey Erite zu schaffen, ehe man auf den neuen Plan nur den Gedanken wagen dürfte. —

Aber lassen Sie mich hier eine Frage aufwerfen, die sich mir bey dieser Gelegenheit darbietet, nemlich: Thut es dem Fürsten, wenn er bauen läßt? Ich weis, diese Frage wäre überflüssig, wenn das System aller Politiker geläutert wäre. Allein da es in den heutigen Tagen doch noch immer Männer giebt, welche die volle Chatulle des Fürsten für seinen Ehratz ansehen, so möchte diese Frage eben nicht überflüssig seyn.

Nur machiavellische Grundsätze können uns trösten machen, je weniger der Unterthan habe, desto gescheider sey er. Der Unglückliche, der wenig hat, hat wenig zu verlieren; er wagt also auch bey jeder Neutercy wenig; denn er hat nichts. — Der reichere Unterthan hat hundert Bewegungsgründe vor sich, seinen Staat zu lieben, in welchem es ihm so glücklich geht. — Die Geschichte beweiset, daß bey allen Aufruhrern meistens der Pöbel, der nichts hatte, der fürchterlichste war. — Also nicht blos die Chatulle des Fürsten, auch der Reichthum seiner Unterthanen — ist des Fürsten Reichthum — Nur muß man den Reichthum des Unterthans nicht in seinen Kapitalien, sondern vorzüglich in seiner Arbeitsamkeit, und in der Gelegenheit, seiner Arbeitsamkeit immer neuen Stoff zu geben, aufsuchen. Der Bürger, der 20000 Gulden Kapital besitzt,

besitzt,

besitzt, genießt 1200 Gulden Interessen; der Bürger, der mit seinen Händen die Woche 25 Gulden zu erwerben im Stande ist, genießt eben so viel, wenn er auch keine Kapitalien hat. Der Fürst'also, der seine Unterthanen auf diese Art reich machen will, muß ihnen Arbeit verschaffen. — Wenn er auch wirklich das Geld aus seinem Schatze darzu vorstreckt, es schadet ihm nichts! Nach dem Fusse der Kontributionen erhält er es in einigen Jahren wieder zurück.

Sehen Sie, der Fürst läßt jährlich vor 300000 Thaler bauen, und schenkt die Häuser an seine Unterthanen. Hiedurch verschönert er die Stadt, setzt den, der dies Gebäude anstatt des alten erhält in bessere Umstände, und ernähret eine große Menge Arbeiter, die ohne diesen Bau sonst nichts verdienet hätten. Sehen diese drei Vorthelle sind für ihn wichtig. Aber er zieht noch einen vierten, der wirklich für seine Chatulle wesentlich ist. — Diese 300000 Thaler, damit wir bey der Summe bleiben, wären entweder auf nöthige Fälle in seinem Schatze aufbehalten gewesen, sie hätten also todt da gelegen; oder sie wären an die Unterthanen für die landesüblichen Interessen ausgeliehen worden; oder er hätte sie endlich zur Handlung, zu Manufakturten, Handel, und andern öffentlichen Anstalten verwendet, welche ihm größern Nutzen abwerfen. Der letzte Fall ist dem Fürsten nur da zu empfehlen, wo er als der reich-



ße Bürger seines Staats zuerst Versuche damit machen, und durch sein Beispiel die übrigen zu gleichen Speculationen aufmuntern soll. Die Handlungsweige in der Hand des Fürsten bleiben, wenn die ersten Hindernisse der Seite geräumt worden, — Monopelien. Und man weiß, Monopelien sind wider die Grundsätze der reinern Politik.

Das Geld des Fürsten auf Zinsen hinausgelehnt, ist zwar allemal Veyhülfe für den Unterthan, aber nicht in jedem Falle anzurathen.

Tode aber dieses Geld als Schatz liegen zu lassen, streitet ganz wider die Grundsätze einer weisern Staatsökonomie, und ist ihr höchst schädlich.

Aber warum schädlich? — Weil es weder dem Fürsten noch dem Staate Nutzen bringt; weil das Geld, welches die Industrie des Volkes beleben soll, — dem Volke abgezapfet, und in die Chatulle des Fürsten verschlossen wird. Je mehr das Geld in dem Schaze des Fürsten anwächst, desto geringer wird die circulirende Masse desselben im Staate. Und ohne Geld schlummert die ganze Gesellschaft in unthätiger Ohnmacht. Sie gleicht einem Körper, dem man das Blut abzapfet. — Das Geld lockt die Pöbne in das wollüstige Bette des Unflüctigen, den Priester auf die Kanzel, den Soldaten aufs Schlachtfeld, den Schwärter zum Richterstuhl, den Minister zum Throne des Fürsten. Nehmt ihnen die

die Hofnung des Geldes, — und jeder wird zu Hause seine Hände ruhig in den Schoos legen. — Diese Sätze, Sie erinnern sich dessen noch, haben Sie mir schon vor einigen Jahren bestritten, als ich meine Rhap. sodien drucken lies, — allein ich finde bis iht noch, daß ich im Grunde recht habe. Denn sobald die Gesellschaft nicht hinlängliches Geld, — oder was nach meiner Theorie einerley ist, nicht hinlängliche Gelegenheit hat, Geld zu verdienen, so verfällt der Flor des Staates sehr bald. Und nichts kann diesen Verfall schneller bewirken, als der überflüssige Schatz des Fürsten. —

Fast eben so ist es mit dem Ausleihen des Fürsten an seine Unterthanen beschaffen. Erstlich verliert der Bürger einen Theil des Gewinns durch die Interessen, die er dafür abtragen muß; zweitens, — geräth der Fürst in Umstände, wo er seines Geldvorrathes bedarf, so muß der Unterthan die vom Fürsten abgeborgte Summe wieder erstatten. Dies richtet entweder sein ganzes Gewerbe; auf welches er diese Summe verwendete, in Grunde; oder er muß mit ungleich größeren Kosten neue Kapitalien zu Befriedigung des Fürsten aufnehmen. Müssen nun viele solcher Bürger zugleich ihre Schulden dem Staat zurück bezahlen, so entsteht eine allgemeine Stöckung im Kreislaufe des Geldes, welche nicht selten häufige und beträchtliche Bankerotte nach sich zieht. Ueberdieses muß auch der Fürst selbst in solchen Fällen die

3 *

festge



festgesetzten Termine zwischen Ausfindigung und Zahlung abwarten, — eine Unbequemlichkeit, welche die Erfordernisse des Staates oft nicht zulassen.

Aber was soll der Fürst mit seinem Schatze thun? — Gut! daß Sie mich darum fragen! — Der Fürst der Hausvater seines ganzen Staates. Es ist billig, daß er einen Vorrath sammle, damit er, wenn der Staatkörper krank wird, auch Mittel habe, ihm aufzuhelfen. Aber diesen Vorrath selbst kann er immer, obgleich man es eben so stark bemerkt, stets zum Besten des Staates verwenden. Zum Beispiele; er läßt bauen. Die 300000 Thaler, die ich eben festsetzte, giebt er sogleich aus seinem Schatze her. Er verschenkt diese Summe nicht; denn der Fürst verschenkt in seinem Staate nichts, so lang er blos die Arbeitsamkeit seiner Bürger dadurch erhält. Lassen Sie mich das gegebene Beispiel anführen. Durch die Steuern, die Abgaben und Kontributionen — mögen sie heißen wie sie wollen, kommt das ganze zur Unterstützung der Arbeitsamkeit des Völkers hinausgegebene Quantum in 5 Jahren, wenn die Summe der Abgaben $\frac{1}{5}$, in 10 Jahren, wenn sie $\frac{1}{10}$ trägt, wieder in den Schatz des Fürsten zurück. Endlich in dem Augenblicke, da er auszahlt, genießt er die Günstigkeit, oder Zehnthheil.

Ich setze die Abgaben auf $\frac{1}{5}$; und das, was der Staat den Bürgern für ihre Arbeiten bezahlt, auf 300000

Thaler.

Thaler jährlich. Er verwendet also in 3 Jahren Eine Million fünfmal, hunderttausend Thaler. Davon zieht er aber schon im ersten Jahre 60000, im zweyten 120000, im dritten 180000, im vierten 240000, im fünften 300000, im sechsten, wenn der Fürst im fünften Jahre hinaus zu zahlen aufhört, wieder 240000, im siebenten 180000, im achten 120000, im neunten 60000 Thaler; — er hat also seine aufgewandte Summe wieder herein; er hat unter der Zeit 1500000 Thaler unter dem Volke in Kreislauf gesetzt, welches sich daran ernährte, arbeitete, und sich reich hielt, ohngeachtet es im Grunde betrachtet, nicht eigenes, sondern nur vom Staate vorgestrecktes Vermögen besaß.

Auf diese Art, mein Leser, kann der Fürst in hundert andern Fällen, sein Volk unterstützen. Er läßt durch solche Geschenke demselben einen Theil seines Schatzes, und erhält zur Hypothek seines Ausgelehnten, die Arbeitsamkeit seines Volkes. Nur müssen die Summen auf solche Gegenstände verwendet werden, woran viele Arbeits Hände, — und unter diesen vorzüglich die ärmere Klasse des Volkes Antheil nehmen können. Daß der Staat wirklich großen Nutzen davon zieht, werden Sie aus dem folgenden erselen.

Nehmen wir an, der Fürst legt von seinen Revenüen jährlich 200 Millionen in seinen Schatz zurück. Bleiben sie als Schatz liegen, so zieht weder Fürst noch



Untertban Nutzen. Er sehe aber den Untertban in die Verfassung, daß er jährlich von diesen zwö Millionen 300000 Thaler durch Arbeit erwerben kann, so sind, weil der Untertban, von allem, was er genießt, ohne daß er es gewahrt wird, dem Staate seinen Antheil nach dem Kontributionsystem wieder zurückbezahlen muß, diese zwö Millionen so zu sagen nur auf Interessen hinaus geliehen. Er gewinnt mit 300000 Thaler nach der obigen Ausrechnung um 20000 Thaler mehr Interessen, als wenn er die ganze Summe von zwö Millionen gegen Hypotheken ausgelehnt hätte. Der Staat gewinnt also wirklich selbst in Beziehung seiner Revenüen. Aber er hat auch noch den Vortheil, daß durch diese Vorsehrung: der arbeitsame Bürger sich besser und reichlicher ernährte. —

Auf diese Art kann der Fürst durch den geschickten Kreislauf auch einer kleineren Geldmasse des Staates seine Untertbanen reicher machen, als wenn ohne Arbeitsamkeit dreymal so viel Geldes in den Händen der Bürger wäre. Ein Staat, dessen Geldmasse hundert Millionen sind, der aber die eine Hälfte in den Händen des Reichen nach freyer Willkühr läßt, die andre Hälfte aber im Kreise der übrigen Volksklassen liegt, ist im Grunde betrachtet nicht reicher, als der Staat, der die Halbscheid von jedem in seinem Schatz aufbewahrt, und auf eine geschickte Art die andre Hälfte im Umlaufe erhält.

hät. Denn es ist für den Unterthan — vorzüglich aus den untern Klassen einerley, ob er 100 Gulden baar im Vermögen hat, oder ob er so viel sich verdient, als ihm diese 100 Gulden Nutzen bringen könnten.

Wenn man auf so manche Länder blicket, wo das meiste Geld im Schatze des Fürsten liegt, der Unterthan selten baares Vermögen in großen Summen besitzt, — zugleich aber die Versicht bemerkt, mit welcher der Fürst aus seinem eignen Schatze die Arbeitsamkeit seiner Bürger unterhält, und dort, wo sie vom Nebenbürger keinen Verdienst ziehen können, selbst zu verdienen giebt, so wird man sich nicht mehr wundern, wie diese Leute bey allem Geldmangel doch stets gut und gemächlich zu leben wissen. Der letzte Nutzen endlich dieser Versicht ist, daß die Masse des Geldes vom Fürsten selbst besser im Staate vertheilet wird. Statt, daß tausend Bürger sind, die 100000 Thaler, und zehntausend Bürger, die nur 100 Thaler Vermögen besitzen, erreicht es der Staat, daß diese zehntausend Bürger durch ihre Arbeitsamkeit den Nutzen von 10000 Thalern genießen, und die tausend reichen Bürger von 50000 Thalern noch gemächlich leben. — Freylich verlieren tausend die Halbscheid ihres Vermögens; aber diese Halbscheid wirft ihnen eben so vielen Nutzen ab, und 10000 arbeitssame Bürger werden auf der andern Seite in bessere Umstände versetzt.



Sie sehen also, mein Vester, daß der Fürst seinen Schatz ohne Nachtheil des Staates immer füllen kann, wenn er nur von diesem Schatze einen Theil zum Besten des Ganzen wieder anwendet.

Nach diesen Grundsätzen können Sie sich also nun auf die Frage selbst antworten, die ich aufwarf: Nützte es dem Staate, wenn er bauen läßt? —

Sieben und dreyßigster Brief.

Der Luxus ist in unsern Ländern sehr gefallen, wenn man ihn gegen vorige Zeiten in Parallele stellt. Man hat angefangen über dieses Wort zu philosophiren, und für gut gefunden, dawider zu Felde zu ziehen. Nur schade, daß man so selten die Mittelstraße hält, und nur gar zu gern auf der einen, oder andern Seite überschnappt. So gieng es mit dem Luxus auch. Seine Antagonisten wafneten sich mit allen nur möglichen Gründen, ihn ganz zu stürzen. Und es gelang ihnen.

Herr Michelon, Verfasser des politischen Vertrags über das Kommerz, sagt: der Ausdruck Luxus sey ein leerer Name, den man aus allen Berichtigungen der Polizei und des Handels verbannen müßte, weil er nur auf unbestimmten, verworrenen, falschen Begriffen beruhet, deren Mißbrauch den ersinderischen

Fleiß

„Fleisch in seinem Ursprunge selbst anhalten kann. Ein berühmter neuerer Schriftsteller — — fragt, was ist der Lurus? Nichts als ein leeres Wort ohne genaue Bedeutung, beynahe, so wie wir von östlichen und westlichen Gegenden sprechen, obgleich weder Ost noch West in der That vorhanden ist. Eben die Verwandschaft hat es mit dem Lurus. Es ist entweder gar keiner, oder er ist allenthalben anzutreffen. Das, was bey unsern Vätern Lurus war, ist jetzt etwas Gemeines, und das, was bey uns Pracht ist, wird es für unsre Enkel nicht mehr seyn. Erdne Strümpfe waren zur Zeit Heinrichs II. Lurus, und Sayance ist dergleichen in Vergleichung mit gemeinem irdenen Gefäße, so wie Porcellain gegen Sayance.“

Wahr ist es, der Lurus schreitet in unmerklichen Graden von der untersten Stufe bis zur höchsten durch alle Stände des Staates fort. Man würde übereilt handeln, wenn man für diesen Stand, für diesen Menschen die Gränzlinien des Lurus arithmetisch ziehen wollte. Der preussische Verkwünder wird noch immer gegen den österreichischen ebenmäßig seyn; und so der österreichische gegen den Pariser. Eben dies gilt auch von den einzelnen Ständen. Der Professor in den Städten erstaunt über die häuerischen Tändeleien, und bemerkt sie in seinem Uebersusse kaum; und doch kann die eitle Tochter des Schulzen, der junge



Wengel des alten Vaters, der sechs Kühe im Stalle füttert, in ihren Kleinigkeiten sich als Verschwender auszeichnen. Ich sehe nicht ein, warum man unter dem Luxus gerade nur Summen der Verschwendung versteht, die sich nach Hunderttausenden berechnen sollen. Alles, was über das Einkommen des einzelnen Bürgers steigt, ist Verschwendung; die Summe mag noch so klein seyn. Jede Auslage, die bloß der Bequemlichkeit und des Reizes wegen, von dem Vermögen — und nicht bloß vom Einkommen bestritten wird, ist eine Verschwendung, die ihre Quelle im Luxus hat. Nach diesem Maaßstabe berechnet, ist es ausgemacht, daß man sich sehr irren würde, wenn man zwischen der Pracht eines vernünftigen Mannes, und zwischen dem Luxus des Lüsterlichen nur eine Linie ziehen, und nur das, was über diese Linie schweift, — Verschwendung nennen wollte. Und so wird es sich auch zeigen, daß der Luxus nicht ein leeres Wort ohne Bedeutung sey. Daß aber jedes Glied der Gesellschaft seinen eigenen Standpunkt habe, aus dem es sich die Gränzen des Gebrauches seines Einkommens bestimmen kann, ergiebt sich von selbst, wenn man bedenket, daß jedes einzelne Glied besondere reelle Kräfte habe.

Es ist entweder gar kein Luxus, oder er ist allenthalben: heißt eben so viel, als sagen: es giebt gar keine Sonne, oder ihr Schein ist in gleicher Stärke, und zu gleicher Zeit allenthalben. Warum soll nur das:

ent.

entweder Alles oder Nichts zum Beweise für den Luxus dienen. Es ist Luxus, — er ist, leider allenthalben, wo nicht wirklich, doch immer möglich. — Lächerlich aber ist es, daß Herr Melon seine Idee damit zu unterstützen glaubt, wenn er sich auf die Veräußerung des Geschmacks, und des Werthes der Gegenstände beruft, welche — vielleicht zu voreilige Politiker — zu den Kennzeichen des Luxus rechneten. Es ist zwar allerdings wahr, daß wir oft das sehr gering schätzen, was unsern Vorfahren kostbar war. Beweist dies aber et, was wider die Schädlichkeit des Luxus? War Fiance unsern Vorfahren so kostbar als uns das Porzellan, so war Fiance, wenn sie dadurch zu Auslagen über ihre Kräfte verleitet wurden, für sie doch immer ein Gegenstand der Verschwendung. Nicht die Waare selbst, — der Werth, den sie zu eben der Zeit hat, ist der Maasstab, nach welchem wir sie als Gegenstände der Verschwendung in den Händen eines Menschen betrachten müssen, dessen Einkommen für sie nicht zulangt. Der brillante Ring an dem Finger eines Lords ist gewiß weiter nichts — als eine seinem Reichtume angemessene Pracht; eben dieser Ring aber an dem Finger eines unbemittelten Bürgers — würde das Kennzeichen der thörigsten Verschwendung seyn. Die seidnen Strümpfe Heinrichs II., so wenig Werth sie auch jetzt haben,



haben, hatten ihn doch damals. Seine Strümpfe waren also wirklich von großer Pracht.

Olivier Wilke, als er unter der Regierung der Königin Elisabeth Parlamentsglied für die Stadt Bristol ward, wurde von seiner Familie als ein Verschwender angetlaget, weil er eine prächtige Mahlzeit gab, die Einnahmen Schilling kostete. Dieser Schilling muß also damals eine Summe gewesen seyn, für deren Verschwendung man verklagt zu werden verdienen konnte.

Anna von Bullen, nachdem sie Heinrich VIII. zu seiner Gemahlin erwählt hatte, beklagte sich sehr, daß, da sie auf dem Lande beynähe ein Pfund Speck und eine Kanne Bier zum Frühstück genießen könnte, es in der Stadt ihr schwer fiel, auch nur die Hälfte davon zu sich zu nehmen. Auch habe sie ihre Mutter drey Hemden gekauft, wovon die Elle vierzehn Pfennige, und Schuhe, die beynähe drey Schillinge kosteten. Speck und Bier war also zu ihrer Zeit ein herrliches Mahl; und Schuhe vor drey Schillinge schon große Pracht.

Schadet nun der Luxus dem Staate? — Ich sage nein, sobald er nur von den Produkten, welche im Lande selbst erzeugt werden, befriediget wird. Er ist sogar nothwendig; und je größer er anwachsen kann, desto besser für den Staat. Nur muß Luxus — und Sparsamkeit von einander gesondert werden. Ein

Staat,



Staat, in welchem der Bürger jeder Klasse sein Einkommen bloß durch die Gurgel saugt, hat den weitern Nutzen von der Gefräßigkeit seiner Bürger nicht zu erwarten, als jener, wo Kleiderpracht und Prunk in der Haushaltung herrscht. — Es waaren können nur einige Stände des Staates liefern; also haben nur diese — den Nutzen der Gefräßigkeit; — der ungleich größere Theil des Publikums kann sich damit nicht besorgen. — Produkte aber für den eigentlichen Luxus — fordern ungleich mehrere Klassen von Arbeitern; der Nutzen, der Erwerb zertheilt sich also auch ungleich mannigfacher, — und die nährenden Arbeiter verlieren dadurch nichts, weil sie eben denselben Absatz ihrer Nahrungsmittel — an viele haben, da sie ihn vorher nur an wenige hatten.

Kleiderpracht, Pracht in Gebäuden, im Hausra-
the, in Equipagen, und dergleichen — ist vorzüglich in
einem Lande nothwendig, das eine so große Menge von
inländischen Produkten hat, wie das unsrige, dessen
Manufakturen und Fabriken aber erst im Aufstehen
sind. Es ist für die Handlung des Staates nicht ge-
nug, daß wir von uns selbst befriediget werden. Der
wahre Nutzen entspringt erst dann, wenn unsere verarbei-
teten Produkte selbst auch im Auslande gesucht wer-
den. — So lang aber die Verarbeiter der inländi-
schen Produkte nicht Absatz genug haben, so lange wer-
den



den sie's auch nie dahin bringen, daß ihre Arbeiten gesucht werden. Durch den starken inländischen Absatz erhalten die Manufakturen, die Fabriken tausend Gelegenheiten, durch vielfältige Arbeiten — ihre Arbeit selbst vollkommener zu liefern. Je mehr sie arbeiten, je geläufiger wird ihnen die Arbeit; — sie können also auch die Waare selbst wohlfeiler geben. Güte und Wohlfeilheit sind die ersten Folgen eines starken Absatzes. Diese zwey Bestandtheile ziehen den dritten Nutzen nach sich, — Werth bey Ausländern.

Sie sehen, daß man sehr unrecht handeln würde, wenn man im Staate — ohne Ausnahme, — Einschränkungen von dieser Seite machen wollte. Es kann dem Fürsten einerley seyn, ob die Bürgersdame alle acht Tage ein neues Kleid trägt, oder der Präfektant wie der Minister gekostet ist, — wenn nur das, was sie tragen, inländisches Fabrikenerzeugniß ist. —

Auch die Gallatage sind so kleinsüßig nicht. — Jeder derselben ist für die Fabriken, die Manufakturen, und die ganze Handlung ein Festtag. Und der Fürst, der zum Beispiel nur zwölf Gallatage im Jahre hielte, kann dreyimal so viel Manufakturen mit einemale aufhelfen. Er wählt sich wechselweise aus dieser oder jener Manufaktur oder Fabrike die Waare, woraus er seine Kleidungsstücke machen läßt. Er lebt sie, empfiehlt sie, — und die Großen des Hofes müßten wohl sehr
auf

auf den Kopf gefallen seyn, wenn sie dem Geschmacke des Fürsten durch Nachahmung nicht ihr Kompliment machen wollten. Von diesen Großen verbreitet sich die Nachahmung bald unter die übrigen Stände des Volke, — und man setzt diese oder jene Fabrike in Absatz. —

Man lästert über die Modensucht. Aber mit Unrecht. Eben diese Sucht erhält die arbeitende Klasse in der Industrie, und im Verdienste. Ich würde sogar dem Staate besoldete Modenerfinder empfehlen; deren ausdrückliches Geschäft es wäre, allerley auszufinden, welches die Nachahmung des Volkes reizen könnte. Nur müßten diese Erfinder sich hauptsächlich auf den Grundsatz einschränken: nur inländische Produkte — zur Mode zu machen. —

In manchen Staaten hat man Preise für diejenigen ausgesetzt, welche am meisten verarbeitet haben. Man hätte diese Preise jenen geben sollen, welche am meisten gekauft hatten. Die Menge des Absatzes ist der stärkste Sporn zum Fleiß der Arbeiter. —

Man macht dem Dichter über ein Sonnet öffentliche Komplimente. Warum soll man dem Kopfe, der durch seinen Erfindungsgeist uns neue Moden, und durch sie, der arbeitenden Klasse neue Nahrungswege anzeigt, — nicht eben diese Komplimente machen? — Ich würde den letztern — wegen seines innern Werthes,
und



und des sich von ihm auf unzählige verbreitenden Ruhens — dem Dichter ungleich vorziehen.

Je unbeständiger der Geschmack des Volks ist, je leichter er von einem Gegenstande zum andern hinhüpft, desto besser ist es für die Industrie des Landes. Wahr ist es, ich kann eben so gut mit einem Kleide sechs Jahre auskommen, als mancher Stutzer mit sechs Kleidern in einem Jahre; — ob aber die arbeitende Klasse eben so gut bey mir besteht, als bey diesem, das ist eine andre Frage.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß nicht dieser oder jener Gegenstand unter die Attribute des übertriebenen Luxus gerechnet werden könne; sondern der größere Gelbaufwand gegen das Einkommen. Es kann dem Staate gleichviel seyn, ob die Dame, welche 1000 Gulden zu verzehren hat, sie auf Handschuhe, oder Abrieten, oder Spitzen, oder solche Gegenstände verwendet, oder ob sie dieselben für ein Kleid hingiebt. Ob sie sie aber verspielt, bloß verchlampampft, oder an Hauskapellane verschenkt, das kann ihm nicht einerley seyn. Im letztern Falle nützt sie mit ihrem Aufwande dem Staate ungleich weniger, als im erstern. — Steigt sie aber mit ihrem Aufwande über ihr Einkommen, so ist sie ein Gegenstand seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit, weil ihr Sturz, den sie alsdann sicher erleben muß, den Sturz eben der Klasse nach sich zieht, deren Glieder
durch



durch ihrer Hände Arbeit dem Staate oft mehr nützen, als — zehn Autorscedern, die für und wider den Luxus schreiben. —

Ich habe Ihnen diese Aphasoden nur deshalb mitgetheilet, um Sie zu überzeugen, daß man von eben und derselben Sache, mag man noch so sehr darüber raisonnirt haben, doch immer durchkreuzende Begriffe haben kann. Ich sehe den Luxus als einen Talisman an, der durch eine wunderbare Mischung der Begriffe, den Kreislauf des Geldes, die Industrie des Volkes, und den Flor desselben hervorzaubert. Ich kenne keine andre Einschränkung des Luxus, als jene, welche dem Bürger verhindert, ein Verschwender zu werden, das ist, mehr zu verthun, als er einnimmt; und dann die Vorsicht, allen Luxus, zu dessen Befriedigung wir erst zu den Waaren der Ausländer unsre Zuflucht nehmen müssen, zu unterdrücken.

Acht und dreyßigster Brief.

Lassen Sie mich heute einige Parallelen zwischen dem Luxus unsrer Stadt und dem Luxus der Römer ziehen. Es ist immer angenehm, zu sehen, wie die Begriffe in der Denkungsart der verschiedenen Völker oft — ohneachtet der weiten Kluft, welche ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten gemacht hat,



hat, — zusammen treffen, ähneln, oder gar übereinstimmen.

Bacchanalien — nach großem und kleinem Zuschnitte — zeichnen vorzüglich unsre Gesellschaften aus. Es ist eine Bemerkung, die alle Fremde machen, daß man nirgends seinem Bauche besser hofire, als bey uns. Allein man sorgt dafür, daß nicht der Magen allein gesättigt werde; auch das Auge muß seine Befriedigung haben. Das heißt sich nicht gut unterhalten, wenn nur so viele Schüsseln gefüllet werden, als man genießen kann; man muß dreyimal so viel sehen. Nach solchen Schlemmereyen fragt man nicht: hat es Ihnen geschmeckt? — sondern: wie viel Speisen hatten Sie? wie viel mußte die Person zahlen? — Je mehr es kostete, je größer die Anzahl der Schüsseln war, desto erhabener ist der Begriff, den sich der Wirth von dem Vergnügen macht, das er genossen hat. — Sie würden erstaunen, Freund, wenn Sie in den Speisesaal so mancher Schlemmer treten sollten. Was? Dreyßig Schüsseln, — und so voll gepackt, daß von dreyen sich dreyßig bis zum Eckel sättigen könnten, — und nur zwölf Gäste zu dieser Menge von Rayons, und Brühen, und Braten, und dergleichen? Ist das nicht überflüssige Verschwendung? — Sie ist's! Aber nicht nach unserm Begriffe. Man genießt freylich das wenigste; allein der Herr vom Hause wollte seinen Gästen alles mögliche

mögliche Vergnügen verschaffen. — Seine Tafel muß zum Amphitheater werden, woran sich mehr als ein Shup lehet. Er risset Gerichte auf, die für den Magen, — andre die fürs Auge, andre die für die Nase, und wieder andre die für den Gaumen sind. Ich verwette alles, könnte irgend ein Koch in der Welt — Symphoniepastetchen machen, auch diese müßten auf die Tafel, um nur das Vergnügen zu haben, daß die Gäste durch die Freygebigkeit des Hausherrn, und die Künsteley seines Koches — auch für ihr zärtlich gestimmtes Ohr Speisen fänden.

Rechnen Sie zu diesem allen noch den wirklich lächerlichen Grundsatz, daß nichts bey solchen Gelagen schmachhaft seyn könne, was nicht theuer ist, — und sehn Sie dann hin auf unsre Tafeln — selbst jene der bloß reichen Bürger, so werden Sie erstaunen, mit welcher Sorgfalt man alles auf die Tafel zu setzen trachtet, was nur immer in derselben Jahreszeit theuer und kostbar ist. Nicht weil es wohl schmeckt, weil es viel kostet, muß es vorgekehrt werden. Diese kostbaren Leckerbissen sollen nicht den Appetit der Gäste reizen, sie sollen dem Reichtume und der Großmuth des Herrn vom Hause ein Compliment machen. —

Das sind wir. Was waren die Römer? Schon Martial eiferte wider die Verschwendung seiner Zeitgenossen.

„Calliodor, sagt er l. 10, ep. 13, „gestern

Na 2

hast



„hast du einen Sklaven um 1200 Nummen verkauft, damit du einmal gut essen könntest. Und doch hast du eben so vorzüglich nicht gespeiset; denn der Fisch von vier Pfund, den du kauftest, war das Hauptgericht, und der vorzüglichste Glanz deiner ganzen Mahlzeit. „Gottloser! möchte man ausrufen, das ist kein Fisch, ein Mensch ist es. Ja, Calliodor, einen Menschen verschlangst du!“

Sich einen Begriff von der Verschwendung der Römer in Absicht auf den Werth der Fische zu machen, welche ihre Leckerbissen gewesen zu seyn scheinen, mag folgende Stelle des Seneca in seinem 95ten Briefe dienen. „Einen Mullus von ganz besonderer Größe — den man dem Kaiser Tiberius geschicket hatte, ließ dieser auf den Markt tragen, und verkaufen. Fremde, sprach er, alles müßte mich trügen, oder Apicius, auch vielleicht J. Octavius hat diesen Fisch gekauft. Seine Ruthlosigkeit traf auch ein. Sie boten beyde darauf. Octavius that das höchste Verboth; und erhielt unter den Schlemmern großen Ruhm, daß er um 1000 Sestertien einen Fisch gekauft hatte, den der Regent verkauft, und Apicius nicht einmal kaufen wollte.“

„Asinius Celer, einer, der selbst das Consulat verwaltete, verthat in Fischen sehr viel. Unter der Regierung des Caligula kaufte er einen um 2000 Nummen.

men.

men. Diese Vorstellung — setzt Plinius l. 9. c. 17, hinzu, zieht den Geist von der Materie ab, um an die zu denken, welche in ihren Klauen über den Luxus sich beschwerten, daß ein Koch theurer anzuschaffen wäre, als ein Pferd. — Aber nun verschafft man sich nur für einen Preis dreier Pferde den Besitz eines Koches, und Fische bekommt man nur für das, was sonst ein Koch kostete. Ja, man schätzt fast keinen Menschen höher, als denjenigen, der am geschicktesten das Vermögen seines Herrn durchbringt. ^a

Daß die Römer so gut als wir — ihren Gästen Augenweide bey ihren Gerichten zu verschaffen strebten, können wir ebenfalls aus dem Plinius erfahren. — Die Leute, welche groß durch ihren Glauben sind, — sagt er, erzählen, daß man an dem sterbenden Mulus eine große Mannigfaltigkeit und Veränderung der Farben erblicke; indem das erst sichtbare Roth der Schuppen durch vielfache Abwechselungen sich ins Blasse verliere, besonders, wenn man ihn im Glase eingeschlossen, erblicket. — ^a Seneca nat. quæst. l. 3, c. 18 schildert dieses Fischehaufpiel unauflöflicher. Nichts ist schöner, sagst du, als ein sterbender Wallfisch? Wenn er nun in den letzten Zuckungen sein Leben aufhauchen will, so ergießet sich erst unter den Schuppen die Röthe; dann die vollkommene Blasse. — — Siehe! wie die rothe Farbe igt brennend wird, leuch-



„tender als irgend ein Zücker. Siehe! wie an den
 „Seiten die Adern hervortreten; sollte man nicht glau-
 „ben, der Bauch wäre blutstriemig? Was bricht da
 „vor ein Licht, und welch ein Blau bricht hier am Ro-
 „rse hervor? —“

Wenn man bedenkt, daß die Römer an ihren Ta-
 feln selbst diese Fische erst zu Tode martern ließen, um
 das angenehme Schauspiel der Farbenwechselung dabey
 zu genießen, so dürfen wir uns nicht mehr wundern,
 wenn französische Köche noch heut zu Tage die Kapaunen
 mit den Füßen lebendig auf glühenden Stahl so lange
 hinsetzen, bis sie — frepiren; oder den kleinen
 Schweinchen den Hals zuschnüren, und mit dem Blas-
 balge in den Hintern blasen, bis sie zerdetzen, — Um
 beyden einen größern Grad von Wohlgeschmack zu ver-
 schaffen. — Wie weit steigt deine Lüsternheit,
 Mensch, — du gefräßigste Raubthier in der ganzen
 Schöpfung Gottes!

Obgleich unter C. Gracchus dem Tribun; dem
 Sannius, dem P. Livinius, Crassus, dem Antonius
 Restius, dem M. Scaurus und außer diesen zu ver-
 schiedenen Zeiten, theils sehr strenge, theils sehr weise
 Gesetze wider die Schwelgereyen des römischen Volks
 gegeben wurden, so erstickten diese Gesetze die Verschwen-
 dung doch im geringsten nicht. Sie lebte vielmehr nach
 jedem Verkehr, nach jeder gesetzlichen Einschränkung
 mit

mit desto größerm Reize auf. Man höre, was einer der gelehrtesten Römer von den Tafeln seiner Zeitgenossen sagt: „Will man gut essen, so muß der Pfau aus Sarmos kommen; Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Vöcklein aus Aetolien, Thunfische aus Calcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Vesimius, Austern von Tarent, Muscheln aus Chio, andre Seefische aus Rhodus, andre aus Cilicien, Nüsse aus Thassus, und Datteln aus Egypten.“ Varro ap. Gell. l. 7, c. 16.

Müssen unsre Köche nicht ebenfalls alle vier Theile der Welt, und alle Elemente plündern, um den nie zu befriedigenden Magen der Lusternen im Appetit zu erhalten? —

Suetonius im Leben des Vitellius liefert uns ein Beispiel von der auffallendesten Lusternheit mancher Tischgelage.

„Vor vielen andern Mahlzeiten, sagt er, war die des Apicius berühmt, mit welcher er seinen Bruder bey seiner Ankunft empfing. Zweytausend der aus- gesuchtesten Fische, und Siebentausend Vögel wurden dabey aufgetragen. Doch auch diese übertraf Vitellius bey der Einweihung seiner Schüssel, die er wegen der ungeheuern Größe den Schild der Minerva nannte. In dieser ließ er Lebern von seltenen Seefischen, Fasanen und Psauengehirn, Zungen von Gold-

„fasanen, die Milchram von Muränen, anstragen, die
 „er auf Kriegsschiffen durch Schiffscapitaine von dem
 „carpathischen Meere, und der spanischen Meerenge her
 „hatte zusammenholen lassen.“

„Am meisten aber ist doch des El. Aesopus des
 „tragischen Schauspielers Schüssel berühmt, welche 600
 „Pfund Sestertien geschätzt wurde. In dieser setzte
 „er Vögel auf, die wegen ihres Gefanges, oder Nach-
 „ahmung der menschlichen Stimme sich unterschieden.
 „Jeder kostete 600 Sestertien. Es konnte ihn hierzu
 „keine andre Annehmlichkeit reizen, als daß er bey die-
 „sen Vögeln, wenn sie unter seinen Zähnen waren, sich
 „ihre Geschicklichkeit, die Menschen nachzuahmen, dach-
 „te. Und hier möchte ihn nicht einmal die Vorstellung
 „an seine fette, bloß durch die Stimme erworbene Eini-
 „nahme schüchtern. Er verdiente den Lohn zu haben,
 „von dem wir wissen, daß er Perlen aus Lusternheit
 „verschluckte.“ Plin. l. 10, c. 51.

Man sieht aus diesen Stellen, wie leckerhaft die
 Römer für ihre Tafeln sorgten. Cato hatte allerdings
 Recht, wenn er nach dem Zeugnisse des Gellius ausrief:
 „Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein
 Fische theurer bezahlt wird, als ein Weib. —“
 Wie können das zwar nicht sagen, aber versichert dürfen
 wir seyn, daß, wenn eben der Fall bey uns sich ereigne-

re; unsre Gammeljäger auch diese Verschwendung nicht scheuen würden. —

Plautus giebt uns ein artiges Bild von den Gelagen der Römer in seinem Lügner. Ich muß ein Fragment der zweiten Scene des dritten Actes hersehen.

„Ballio. Wer diesen Markt einen Markochsmarkt nennt, der versteht's nicht. Nicht Markoch — Diebsmarkt ist er; denn wenn ich nach Eid und Pflicht den schlechtesten Mann hätte auffuchen sollen, so kennt ich mir diesen hier verschaffen.“

„Der Koch. Wenn du mich so kanntest, warum mußttest du mich gerade dingen?“

„Ballio. Ich mußte wohl. Es war kein andrer mehr da. Aber wenn du ein Koch wie ein andrer wärst, warum bliebst du denn alleine sitzen?“

„Der Koch. Der Leute Gelz — nicht meine Anlagen machen mich im Fördern (wie du es nennst) — so unverschämt. — Jeder will den wohlfeilesten haben; da zotteln denn die Endellöcher für 6 oder 7 Groschen hin; — mich aber kriegt keiner unter einem Dukaten von der Stelle. Aber ich arbeite auch hernach anders. Jene lassen ganze Wiesen von Schüsseln anstragen, machen ihre Gäste zu Ochsen, und werfen ihnen Kräuter vor; diese Kräuter würzen sie wieder mit andern Kräutern, — und so kommt es, daß die Menschen so kurze Zeit leben, wenn sie diese Kräuter — in ihrem Bau-



che zusammen schütten. Kräuter, welche die Thiere nicht fressen, essen die Menschen.“

Noch eine Stelle des Plautus gehört hieher.

A. Wenn es dir recht und bequem ist, so kaufe zur Mahlzeit nur ganz mäßig ein, gar nicht theuer. Was du mir vorsehest, ist mir genug.

B. Ey, laß diese Sprache immer! sie ist schon alt und aus der Mode. Das klingt, wie der Pöbel spricht. Denn, wenn aufgetragen ist, und man sich zu Tische lagert, so heißt es: guter Freund, was braucht es um unsertwillen so viele Umstände? In der That du übertreibst es, denn das, was wir hier sehen, wäre für zehn Personen genug gewesen. — So haben sie immer etwas an dem, was man ihretwegen angeschaffet hat, auszusetzen; und essen doch fort. Aber eben diese Leute, wenn auch der Tisch noch so reichlich besetzt ist, sagen nie: laß dies abtragen, diese Schüssel laß wegnehmen; weg mit dem Schinken, meinetwegen soll er nicht hier seyn; die kleine Schüssel mit dem ausgesuchten Fleische laß nur abtragen; der Seefisch schmeckt kalt gut, weg mit ihm, ohne Umstände, fort! — so spricht Niemand, sondern jeder fällt mit großer Begierde darüber her. Mil. glor. act. 3. sc. 1.

Es wäre unnöthig, mein Vester, die Aehnlichkeiten der römischen Vachanten mit den unsrigen zu zeigen. Man findet sie von selbst. — Allein nicht blos im Schmaus



Schmausen zeigten die Römer, daß sie den höchsten Grad der Verschwendung erstiegen. Ihre Gebäude, ihre Kleider, ihre Spiele, — kurz jeder Tritt — den der Römer öffentlich that, hatte das Gepräge des ausschweifendsten Luxus an sich.

Vitruv de archit. l. 6, c. 8, entwirft uns den Umriss von der Verschwendung der Römer, die sie bey ihren Gebäuden machten. „Männer, welche ihrer Rechtskunde oder Beredsamkeit wegen viel zu thun haben, müssen vorzüglich geräumige und zierliche Vorhöfe, und Plätze bey den Häusern haben, um den Zulauf des Volkes fassen zu können. Die Vornehmsten aber, welche in den obrigkeitlichen Aemtern, die sie bekleiden, vielen Bürgern Dienste leisten müssen, müssen sich Vorhöfe von dem Umfange königlicher Schlösser bauen lassen, einen hohen Saal zum Eintritt, geräumige umlaufende Säulengänge, Lustwälder, die groß genug sind, um ein ehrwürdiges Ansehen zu behaupten. Ueberdem Bibliotheken, Bildersäle, Hallen, alles so prächtig, als öffentliche Gebäude nur immer seyn können, weil in ihren Wohnungen oft Berathschlagungen fast aller Staatsmänner, und so viele andre Gerichtstage und Vergleiche angestellt werden.“

Selbst Cicero scheute sich nicht, 80000 Dufaten in sein Haus zu verschwenden. Plinius — nach ihm Nieuport versichern, daß er, ohngeachtet seines nach

dann:



damaligen Zeiten geringen Vermögens — für einen einzigen Ederntisch 25000 Dukaten gab.

Plinius erzählt, daß man die Fußgestelle an Tischten, die Bettgestellen, die Leuchter, die Spiegel, theils mit Gold und Silber ausgelegt, theils ganz von Gold und Silber gegossen habe. Sallustius hatte daher Ursache auszurufen: Was soll ich erst Dinge anführen, die nur dem, der den Aublick davon hatte, glaublich seyn können, daß von Privatpersonen, und deren waren nicht wenige, Berge abgetragen, Klere überbauet worden, und Schätze ihnen zum Spielwerke waren. „Da die Schwelgerey überhand genommen, so wurden Spiegel, so groß, als der Mensch selbst ist, aus Gold und Silber gearbeitet, zuletzt auch mit Edelsteinen besetzt. Einer dieser Spiegel kostete der Römerin mehr, als ihrer Vatermutter ganze Aussteuer betrug. Die Aussteuer, welche der Rath der Tochter des Scipio gab, reicht nicht zum Preise des Spiegels hin, den ein Mädchen eines Freigelassenen braucht.“ Sen. quæst. nat. l. 1. c. 17.

Die Kriege der Römer mit auswärtigen Nationen lehrten sie die Schönheiten der bildenden Künste kennen. Kaum daß Marcellus aus Syracus; Publius Scipio aus Carthago; T. Q. Flaminius aus Macedonien; Mummius aus Corinth; Sylla aus Athen; Publius Servilius aus Olymp; Verres aus allen
Gegen

Gegenden, wo er hinkam, — Säulen, Gefäße, Bilder, und andre Kunstwerke nach Rom brachten, so entstand auch schon die rasende Begierde, solche Seltenheiten im Ueberflusse zu besitzen; daß Cato, wie Livius l. 34. c. 4. berichtet, ganz recht hatte, wenn er dawider eiferte. „Glaube mir, sagte er, feindselig war der Einsall, die Kunstwerke von Syracus nach Rom zu bringen. Nur zu viele giebt es, welche die Meisterstücke von Corinth und Athen bewundern, und schon über die schlecht gearbeiteten, an den Thüren befindlichen Bildnisse der römischen Gottheiten lachen.“

Ueberhaupt ist es fast unbegreiflich, mit welcher gränzenlosen Hestigkeit sich die Römer der Begierde, schöne Bildsäulen, und Gemälde zu besitzen, überließen. Keine Summe war ihnen dafür zu festbar, und keine Niederträchtigkeit zu abscheulich, die sie nicht unternahmen hätten. Hortensius übernahm, um eine schöne Figur vom Verres zu erhalten, gegen den Cicero die Vertheidigung eines der niederträchtigsten Menschen. Er gab für die Argonauten — ein mittelmäßiges Gemälde des nicht gar zu berühmten Cydias hundert vier und sechzig Pfund Sestertien, welches nach Arbuthons Rechnung 1161 Pfund Sterling beträgt.

Antonius lies den Verres lediglich aus der Ursache in die Acht erklären, und ermorden, damit er in den
Verst

Besitz seiner vielen Statuen und Gemälde kommen möchte.

Plinius, der uns diese Anekdoten aufbehalten hat, setzt hinzu: „Hier zeigte sich der Hang der Römer schon über alle Scham hinweg; sie überboten sich unter einander bey dem Verkauf der königlichen Geräthschaften des Artalus. Das Fremde war nun in der Stadt nicht bloß ein Gegenstand der Verwunderung, sondern schon der stärksten Neigung.“ l. 33. c. 11. —

An eben dem Orte versichert uns dieser Römer, daß C. Gracchus silberne Gefäße, wovon das Pfund 347 Thaler, Crassus der Kedner aber Basen hatte, wovon das Pfund 400 Thaler kostete. Vor Sylla und Marius zählte man in Rom über 500 Schaalen, die jede 100 Pfund wogen, folglich gegen 40000 Thaler werth waren.

Es ist eine unsern Alten sehr gewöhnliche Klage, daß sich die Welt mit jedem Jahre — verschlimmere. Die Ursache mag wohl darin liegen, weil sie sie immer besser kennen lernen. In ihrer Jugend waren sie, wie wir es jetzt sind, mit allem, was sie sahen zufrieden. Ihr jugendliches Feuer mahlte ihnen lauter Rosenküssen; — ihr, da sie mehr abgekühlt sind, erblicken sie diese Ecce-
nen — nur mit Disteln überwachsen. Sie sind unbillig genug ihr falsches Jugendurtheil für wahres, gegründetes Urtheil anzusehn, und wollen nicht zugestehn,
daß

daß sie damals falsch sahen. Die Veränderung, die sie
jetz bemerken — gieng nicht in der Welt, sie gieng in
ihrem Kopfe vor. Da sie aber die Ursache dieser Ver-
änderung immer auswärts suchen, so fällt es ihnen nicht
einmal ein, zu mutmaßen, daß sie sich in ihrem Alter eben
so gut betrügen, wie in ihrer Jugend.

Eben so verhält es sich auch mit den Ausschweifun-
gen unsrer Vorwelt. Kein Kaster, keine Thorheit ist ihr
im Gange, das es nicht vorher auch schon war. Nur
der Name, die äußere Forme hat sich davon geändert. —
Doch lassen Sie mich auf die Römer zurückkommen.
„Nach dem Zeugnisse des Redners Messala bediente sich
Antonius als Triumphirer der goldenen Gefäße zu allen
auch den schmutzigen Nothwendigkeiten; eine Kleopa-
tra hätte sich schämen müssen, wenn man ihr solche Ver-
würfe gemacht hätte.“ Plin. l. 33. c. 3.

Martial. l. 1. ep. 38. spottet nicht weniger über
diese Verschwendung. „Basso sagt er, du sehest das
„Gold herunter; bestimmst es, das aufzufangen, dessen
„sich dein Leib entladet. Eben du trinkst aus Glas,
„Theilrühr also purgirst du.“

Doch wir wollen den Hausrath der Römer weiter
verfolgen. Am angeführten Orte sagt Plinius: „Ge-
wölbte Decken, welche nun selbst auch in den Häusern der
Privatpersonen mit Gold bedeckt werden, zu vergolden,
brachte man unter der Censur des L. Mummius nach
der



der Zerstörung von Carthago zuerst bey dem Kapitol an. Von da gieng es zu andern Gewölben über; auch zu Wänden, welche nun so, als wären sie Basen, übergollet werden.*

Folgende Stelle des Seneca aus dem 90 Brief verschafft uns Gelegenheit in das Innere der römischen Gebäude zu bringen. „Hältst du den für weiser als den Diogenes, welcher die Kunst ersand, Wohlgerüche durch verborgene Röhren in der Wand bis auf eine ungemessene Höhe hinauf zu leiten; die kostbaren Fußböden durch plötzlichen Zutaus des Wassers zu füllen: oder auch wol so trocken zu machen? Hältst du für klüger, den Mann, der die Decken der Speisezimmer beweglich macht, und sie so verschiebt, daß von Zeit zu Zeit das Zimmer eine andere Gestalt gewinnt, und Decke und Wände sich eben so oft verändern, als die Gänge der Mahlzeit? — Doch etwas Werkwürdigs ist erst zu unsrer Zeit angekommen; nämlich der Gebrauch der Spiegelgläser, die durch ihren durchsichtigen Körper das Licht, so hell es ist, hindurchlassen; ferner, die schwebenden, auf Säulen oder Gewölben ruhenden Väder, und die zwischen den Wänden versteckte Röhren, durch welche die Wärme, die den Fußboden so wie den ebern Theil des Zimmers gleich mild und angenehm machen soll, sich umher ergießet.*

„Auch das haben wir erlebt, daß die Instapsen mit Balken besetzt wurden: dies hat M. Vibo dem Kal-



ist Nero gezelget. Ja wir haben auch gehört, daß tra-
hend ein Privatmann die Wände der Badstuben mit
Ölben habe bespreket, und der Kaiser Cajus die Fuß-
böden dadurch ansehnlich machen lassen; und damit man
bleis nicht für einen kaiserlichen Vorzug halten möchte, so
hat es nachher auch einer von den Knechten des Nero.
Und, so neu, so gewiß ist es auch, einige mi-
schen schon die Ölbden in den Trank; und lassen sich die
Bitterkeit nicht abschrecken, nur damit sie des verschwem-
menden Geruchs aus allen Theilen des Körpers genieß-
sen. * Plin. l. 13. c. 3.

Arm und schwindlig kommt sich der für, dessen Wän-
de in den Bädern nicht von großen und kesslichen Edel-
stein glänzen; wenn nicht alexandrinische Marmorsorten
mit numidischen Einfassungen abwechseln; wenn nicht
mit derselben eine Einfassung die mühsam und einer Schild-
decke ähnlich ist, sich herum drehet; wenn nicht durch
Was das Gewölbe selbst gleichsam versteckt ist; wenn
nicht thaischer Marmor, ehemals selbst in irgend einem
Tempel ein seltsamer Anblick, unsere Fischbeine umgiebt.
In diese Huten wir unsere Körper, wenn sie durch vieles
Schwitzen ausgeleert sind, nicht hinab, es sey denn, daß
sich das Wasser aus silbernen Hähnen ergießet. Und
noch spreche ich von den Bädern des gemeinen Hau-
seins. Wie wird es klingen, wenn ich zur Beschrei-
bung der Bäder der Freigelassenen werde gekommen seyn.

Wie viele Statuen! wie viele Säulen, die nichts stützen, sondern nur zur Zierde, und des Aufwandes wegen hingeseht sind! Welche Last von Wasser, die mit starken Märschern die Stufen herabfällt! So weit ist es mit unserm verfeinerten Aufwand gekommen, daß wir nur auf kostbaren Steinen treten wollen. — Schon nennt man sie der Nachtvögel Väder, wenn irgend einige nicht so eingerichtet sind, daß sie den Sonnenstrahlen den ganzen Tag hindurch durch die weiten Fenster einlassen; wenn sie nicht während des Bades auch zugleich von der Sonne braun gebräunt werden, und von dem Sessel ab Aussicht nach Gärten und Meeren hinaus haben.“ Senec. ep. 86.

Plinius, l. 33. c. 1, giebt uns noch einen Zug von der Pracht der Verzierungen der römischen Gebäude. Dies sind seine Worte: „Nun ist die Malerey durch die Marmorarbeit ganz verdrängt; auch durch die Goldarbeit, nicht blos so, daß ganze Wände damit bedeckt werden, sondern daß der Marmor durchbrochen, und in kleinen Stücken um Gegenstände und Thiere abzubilden eingelegt wird. Nun gefallen nicht mehr Tische von ganzen Platten — wir haben auch den Anfang gemacht, den Marmor zu mahlen. Dies ist eine Erfindung der Regierung des Claudius. Unter dem Nero kam auf, die Einfärbigkeit des Steins durch Flecken, die man hineinkünzelte, zu unzerbrechen, so daß der numidische mit Flecken

Flecken von der Größe eines Eyes erschien, daß der Syri-
nische durch Purpur bunt wurde, so wie der erste Ken-
ner sie aus den Händen der Natur nur wünschen
möchte. "

Eben so verschwenderisch zeigte sich der Römer in der
Mode, große Bibliotheken zu haben. Er hielt sie für
einen unumgänglich nöthigen Hausrath. Seneca do-
tranq. an. c. 9. macht mit seinem gewöhnlichen Scharf-
blicke folgende Anmerkung darüber. „Wozu unzählige
Bücher und Bibliotheken, deren Register der Besitzer
kaum in seinem ganzen Leben durchlas? Die Menge be-
lastet den, der lernen will, unterrichtet ihn aber nicht;
und weit besser ist es, sich einigen Schriftstellern ganz zu
überlassen, als unter allen herum zu wählen. — —
Man schaffe sich also so viele Bücher an, als genug ist;
nichts zum Staat. Du sagst, es mache mir doch mehr
Ehre mein Geld auf diese, als auf Corinthische Gefäße
und Schildereten zu verwenden. Was zu viel ist, ist in
allen Gattungen fehlerhaft. Kannst du einen Grund
finden, um dem weniger zu verzeihen, welcher durch
Marmer und Elfenbein berühmt seyn will, als dem,
der Werke zusammen sucht, entweder von unbekannten
Verfassern, oder von verworfenen, und der dann unter
so viel tausend Büchern gähnt? Dem an seinen Büchern
nichts gefällt als die Aussenseite, und der Thiel? So
kannst du bey den untätigsten Menschen alle mögliche

Bd 1

Reden,

Neben, alle Geschichten sehen, und Bücherschränke, die bis zum Dache aufgebauet sind. Denn hier wird nebst den Badankalten, und lauen Bädern auch eine Bibliothek als eine nothwendige Zierde des Hauses aufgerichtet. Ich würde dies jedem ohne Ausnahme zu gute halten, wenn es aus zu großer Begierde zu den Wissenschaften geschähe: so aber werden diese ausgesuchte, und mit ihren Bildern zugleich copirte Werke göttlicher Geister bloß zum Glanze und Puz der Wände angeschaffet.¹¹

Nachdem wir die Verschwendung der Römer in ihren Gebäuden und Gelagen aus ihren eigenen Schriftstellern gesehen, so wollen wir noch einige Stellen aus denselben von ihren Petit maitres und der Coquette der Damen anführen, um dann überzeugt zu seyn, daß Arbuthnot S. 119 unrecht schloß, wenn er sagte, der Luxus der Römer läme dem Luxus der Pariser, und Londoner Damen nicht gleich. Ich will zuerst eine Stelle aus dem Plautus hersehen. Aulul. act. 2. Sc. 2.

Der Knecht. Wenn du dich nicht schnell trockst, so will ich dir deine gekräuselte, gelegte, krause, gefaltete Locken aus dem Kopfe klopsen.

Die Magd. Warum?

Der Knecht. Weil du mit Salben übergossen es wagst, an unsere Thüre zu kommen, und so schöne beputzte Wangen hast.

Die Magd. Das Blut steigt mir bey deinem Gesichte ins Gesicht.

Der Knecht. Die das Blut? als wenn du deinem Körper es frey gelassen hättest, noch irgend eine Farbe anzunehmen. Welche Schenke hat dir die Pomern, und Wachsstein den ganzen Körper bemahlt. Ihr and andre Gesichter! —

Eben dieser theatralische Dichter liefert uns noch eine andre merkwürdige Stelle von der Galanterie der Damen. Plaut. Mercat. act. 2. Sc. 1. „Es wäre toll und sündlich; eine Sklavin von so seltener Schönheit darf nicht in dem Gefolge der Dame seyn. Wenn diese durch die Gassen geht, so bekränzen sie die Feste; da stehen sie still, da winken sie, da umfassen sie, da fassen sie; man ruft, man hustet. Manngigahig sind die Liebhaber da lästig, machen ein Geplur vor den Thüren, und zuletzt stände wohl meine Thüre gar voll Einniedichten und Liebesküssen angeschrieben. Bald hieße es, da es doch so viele Verläumder ist giebt, meine Frau und ich hielten eine Wirthschaft von verdächtigen Travestisten.“

Ob wohl die französischen Marquis beschuldigt werden könnten? Doch — wie sehen wohl die römischen Staber aus? Gellius l. 7. c. 10. wird uns das Portrait derselben in der Schilderung des P. Sulpicius Gallus liefern. „Wer nämlich — sind seine Worte,



mit Salben übergossen vor dem Spiegel sich schmückt, wer die Augenbraunen sich schwärzen läßt, wer mit ausgeputztem Bart, und ohne Haare an den Füßen daher schaukelt, wer als Jüngling bei den Gastmahlen in einem Rocke mit spitzen Ärmeln mit seinem Liebhaber, und zwar unten an liegen konnte, wer nicht allein Mann bey Wein, sondern auch Weib gegen Männer seyn konnte, denen man das gethan, was Eunuchen zu thun pflegen u. — — "

Titus liefert uns noch eine Stelle. „Unsere preassende Römer spielen im Betre, nachdem sie mit großem Fleiße gesalbet worden; noch stehen unzüchtige Weiber um sie her. Ist es zehn Uhr, so rufen sie ihren Bedienten, daß er nach dem Versammlungsorte gehen soll, um sich zu erkundigen, was auf dem Markte vorgefallen, wer einen Vorschlag gethan, wer dagegen gesprochen, wie viel Zünfte dafür, wie viele dagegen gewesen? Dann gehen sie erst unter das Alt, damit sie ja keine Sache, so lange sie sitzen ist, zu der andern machen. Auf ihrem Wege steht kein Eimer in irgend einem Winkel, den sie nicht anfüllen helfen, so drängt der Wein. Nun kommen sie ganz verdrüsslich auf den Platz; als Ubrigkeithen heißen sie die Parthenen sprechen. Da sprechen dann die, welche Prozesse haben. Der Richter ruft die Zeugen auf. Er selbst geht hin, sein Wasser zu lassen.

Eobald er zurückkëmmt sagt er: er habe alles vernommen, er fordert die Tisfelchen, nimmt die Zeichen der Verurtheilung oder Lossprechung in Augenschein. Kann erlaube ihm der Wein, die Augenlieder offen zu halten. Sollen nun die Anwesenden zusammentreten, so sagt er: Was habe ich mit jenen Schwägern zu schaffen? Komm, wir wollen lieber unsern Trunk mit gutem griechischen Weine vermischt zu uns nehmen, einen guten Kramsvogel essen, und einen guten Fisch, einen ächten Hecht, so wie man ihn zwischen beiden Brücken in der Stadt fängt.“ O, ihr Richter unsers Jahrhunderts, habt ihr wohl einen Vorzug vor den Richtern der Zeiten des Titius? Sollte man nicht sagen, die Römer wären unsern süßen Müßiggängern ähnlich? Man höre, was Seneca von ihnen sagt.

„Kennst du den einen Müßiggänger, welcher corinthische Gefäße, denen die Kaiserin einiger Lusternnen einen so hohen Werth beyleget, mit ängstlich verschelntem Geschmacke sich anschafft, und den größten Theil des Tags in Betrachtung der restigen Stücke zubringt? Der ist dem Theile des Schauplatzes, wo Salben so häufig verschwendet werden (denn tief genug ist unser Fall, nicht einmal römische Fehler sind unsere Leuche) als Zuschauer der eifernden Knaben sitzt? welcher seine entnervten Sklaven Heerden paarweise nach Alter und Farben eintheilet? — Wie? nennst du die müßig,



welche viele Stunden bey dem Barbier zubringen, indem der geringe Zuwachs der letzten Nacht ausgerupfet wird, indem über jedes Haar Rath gehalten wird, indem das Haar, wenn es sich auseinander gelegeet, seine Gestalt wieder bekommt, oder wenn es irgendwo fehlte, von allen Seiten nach der Stirne hingezwungen wird? Wie zürnen sie nicht, wenn der Scheerer in etwas zu nachlässig gewesen ist? Gleich als wär es ein Mann, den er unter Händen habe. Wie fahren sie auf, wenn etwas aus dem Busch der Vorderhaare abgeschnitten ist, etwas ausser der Ordnung lag, und nicht alles in glatte Locken fiel? Wer ist unter ihnen, der nicht lieber sähe, daß der Staat, als daß sein Haar in Unordnung gerathe? Der nicht besorgter sey über den Schmuck, als über die Sicherheit seines Kopfes? Der nicht lieber geschmückt als ehrwürdig seyn möchte? Diese Leute, welche zwischen Kamm und Spiegel festgehalten werden, nennst du müßig? Wie ist es mit denen, welche immer mit Gefangen zu thun haben, sey es, sie zu sehen, zu hören, oder zu lernen? Indem sie die Stimme, welcher die Natur den genaueu einformigen Ton gab, daß er der beste seyn sollte, durch gewaltsame und weibische Beugungen unnatürlich abändern? Deren Finger, indem sie die Takte irgend eines Liebes zählen, immer klappern? Mag man sie zu ernsthaften, oft auch zu traurigen Geschäften hinziehen, so hört man ihr gedämpftes Trillern. — —

Auch

Auch die Mahlzeiten derer möchte ich nicht unter die unbefetzten Zeiten rechnen, wenn ich sehe, wie sorgsam sie das Silbergeräthe ordnen, wie genau sie ihrer Einnichen Röcke glätten, in welcher ängstlichen Erwartung sie sind, wie das wilde Schwein aus den Händen des Leches erscheinen werde? mit welcher Eifeschwindigkeit, auf das gegebene Zeichen, die beschornen Sklaven zu ihren Diensten laufen? mit welcher Kunst die Vögel in proportionirte Stücke geschnitten werden? wie sorgsam unglückliche Anaben der trunkenen Gäste Auswurf aufweisen? Durch solche Dinge streben sie nach dem Ruhm der feinen und galanten Lebensart, und bis in alle Theile ihres Lebens verfolgen sie diese Uebel, daß sie weder essen noch trinken, ohne eine besondere Ehre daraus zu ziehn.“ (*de brevitate vitae c. 12.*)

Noch eine Stelle aus eben diesem Kapitel gehört hieher.

„Auch die kann man nicht einmal unter die müßigen zählen, welche sich in Tragsesseln und Säufen hin und her schleppen, die zur gesetzten Stunde des Spaziergehens, als wenn es Pflicht wäre, sie nie zu verlassen, einem aufstossen: die ein anderer erinnern muß, wann es Zeit zum Baden, zum Schwimmen, zum Essen sey: und so weit sind sie im Schwindel ihrer verzärtelten Seele erschlaft, daß sie von sich selbst nicht wissen können, ob sie Hunger haben. Ich höre, daß einer von diesen



Wollüstlingen (wenn das Wollust heißen kann, Leben und Betragen des Menschen zu verlernen) — als er auf Händen aus dem Bade getragen, und auf einen Stuhl gesetzt ward, fragend ausgerufen habe: Sitze ich nun? Wenn er nicht wußte, ob er säße, glaubst du denn, daß er weiß, ob er lebe, sehe, müßig sey? Ich könnte nicht leicht sagen, ob er mich mehr jammern würde, wenn er es wirklich nicht wußte, oder sich bloß stellte, als wußte er es nicht.“

Verres kann uns als ein Beispiel der römischen Charlatanerie dienen. „So, wie es die dithynischen Könige gewohnt sind, in einer Cänfte von acht Menschen getragen, zog Verres durch das Land: In dieser Cänfte war ein durchsichtiger Ueberzug, mit Rosen aus Malta gestepft, statt des Rissens. Er selbst hatte einen Kranz auf dem Haupte, einen andern um den Hals, und ein Beuteldchen von der feinsten Leinwand, mit kleinen bunten Fleckchen, mit Rosen angefüllet, hielt er sich vor die Nase. Hatte er die Station erreicht, war er bey einer Stadt angekommen, so trug man ihn in eben der Cänfte bis ins Schlafgemach.“ *Cic. in Verr.*

Die Sorgfalt, äußerst gepuht zu erscheinen, gieng so weit, daß Hortensius der Redner seinen Kollegen gerichtlich verklagte, weil er ihm eine Falte an seiner Toga im Spaziergehen verdrückt hatte.

Lucullus Garderobe übertraf gewiß jede der un-
 seligen. Horatz l. 1, ep. 6, 40 sagt: „Das ist nur ein
 schlechtes Haus, wo nicht noch vieles übrig ist, das dem
 Blicke des Herrn entzogen, und jedem, der es sich an-
 maßen wollte, zu Diensten wäre. Zur Probe hat ihn
 Jemand, ob er ihm hundert Kleider leihen könnte? So
 viel? das ist nicht möglich, sprach Lucullus, doch will
 ich suchen lassen, und was ich finde, sollst du haben.
 Gleich darauf schrieb er: es fanden sich in seinem Hause
 noch 5000 dergleichen Kleider: ein Theil derselben oder
 auch alle ständen ihm zu Diensten.“

„Es ist ~~hoy~~ den römischen Damen gar nichts seltsa-
 mes oder auffallendes gewesen, wie Lato uns ver-
 sichert, — wenn sie mit Purpur und Gold überdeckt,
 Diademe, goldene Kronen, rothgemahlte Gesichtchen,
 und rothen Puder in den Haaren trugen.“ fragm.
 Orig. l. 7.

Plinius in dem 16 B. 17 K. liefert uns eine Stel-
 le, woraus wir sehen, daß die Damen zu Rom eben so
 lästern in ihrem Anzuge als die heutigen — in irgend
 einer großen Stadt waren. Man höre ihn selbst.
 „Die Ceret sind das einzige Volk, welches durch Bear-
 beitung der Wolle aus Wäldern berühmt ist; sie bespren-
 gen das wollichte, dem grauen Haare ähnliche auf den
 zarten Zweigen mit Wasser, und kämmen es sodann ab.
 Dann haben unsere Damen doppelte Arbeit, die Fäden
 auf-



aufzulösen, und wieder zu weben. Durch diese mühsame Arbeit — bringe man es endlich so weit, daß die Matrone auf den Spatziergängen durch das Gewand durchschimmert.“ Seneca versichert eben dergleichen Geschmack, und Martial l. 3, ep. 68 sagt: „Wie die Traube durch das Glashaus, so leuchtet durch das fremde Gewebe der Körper der römischen Dame.“

Was kann aber von der Verschwendung der Damen deutlicher zeigen als folgende Stelle des Plinius. „Die schönsten Perlen an den Fingern schwebend zu tragen, von jedem Ohre zwei oder drei herabhängen zu lassen, das ist der Weiber Stolz. Sie kommen nun mit in die Namenverzeichnisse der Gattungen der Schwelgerei, und die so üble Wahl der alle Maas überschreitenden Verschwendung, sucht auch diese aus. — Die Armen trachten schon nach diesem Puz, und sagen, die Perle sey der Frau auf der Strasse statt des Puzmachenden obrigkeitlichen Aufwärters. Ja, sie besetzen nicht blos den Fuß, oder die Riemen der Pantoffeln damit, sondern auch die ganze Socke. Denn nun ist es nicht mehr genug Perlen zu tragen, wenn sie nicht auch auf selbigen treten, und über Perlen wandeln können.“ lib. 9. c. 31.

Aus allen diesen Stellen kann man das Resultat von dem Luxus der Römer ziehen. Ich will nur noch zum Zeugnisse, daß selbst die Römer darüber sich erstreckten

ten, den Marſchal l. 3, ep. 62 ſprechen laſſen. „Daß du, Quintus, um hundert, oft um zweihundert tauſend Ceſtertien Sklaven kauſeſt; daß du Wein trinkeſt, der unter der Regierung des Trajan eingelegt worden; daß kein Hausrath, der nicht schön iſt, dir eine Million Ceſtertien koſtet, und 3000 Pfund Silber enthält; und daß kein goldener Wagen dir den Werth eines Landgutes koſtet, und keinem ſein Haus ſo theuer zu ſtehen komme, als dir; — dazu gehöre eine große Seele, glaubſt du? Du irreſt dich, Quintus; nur die kleinſte Seele kauft ſo.“ —

Welch eine Arcumühigkeit! Hat Swift, hat Boileau, oder Rabener je mit offenerer Salze den Reichen die Wahrheit geſagt? — Wenn man nun zu dieſem allen noch die Pracht der römischen Spiele, Feſte, Feyerlichkeiten; Triumphe und Begräbniſſe hinzusetzt, wer wird nicht ſagen müſſen, Roms Luxus überſtieg alle Verſtellungen, die man ſich nur immer davon machen kann. Wenn ein Freygelassener 350000 Gulden zu ſeinen Leichenbegängniſſen beſtimmt, wie Hydorus; wenn ein Comödiant nach ſeinem Tode ehngeſöhnt drei Millionen ſechs mal hunderttauſend Thaler unter das Volk vertheilen läßt, wie Aeſopus, ſo erſtaunt man theils über den Reichthum, theils über die Verſchwendung der Römer. —



Neun und dreyßigster Brief.

Ich glaube gar nichts bey der Sache zu wagen, wenn ich zu den einzelnen Pinfelstrichen, die ich Ihnen von den Römern lieferte — Originale unter uns auffuche. Zur Sache also!

Herr von 040 hatte hunderttausend Thaler von seinem Papa geerbt. Der Alte war ein ehrlücher Bürger, er handelte mit Seichfleisch, und erwarb sich durch viele glückliche Zufälle dies. ansehnliche Kapital, wovon er im Alter ruhig leben konnte. — Sein Sohn folgte ihm in dieser ruhigen Lebensart; das heißt, er heyrathete sechs Wochen nach seines Vaters Tode die Tochter eines armen Ländjunters, zeugte Kinder, ließ sie verwildert aufwachsen, schleunnte sein Vermögen durch, neckte aus Verdruß seine Gattin zu Tode; jagte seine Kinder in die weltliche Welt, ließ sie vor Hunger sterben, da er von dem wenig, was er von seinem Vermögen noch errettete, selbst nur mäßig leben konnte. — Kann man diesem Herrn nicht mit dem Martial zurufen: Ungeheuer — nicht dein Vermögen; deine Frau, deine Kinder hast du ver-
schluckt.

Madame A — eine von denen Schönheiten, die erst das Hertz irgend eines alten reichen Bürgers zu rühren im Stande sind, — liefert uns den auffallendsten Beweis, wie geschwind der Pöbel seines vorigen Elendes vergißt,
wenn

wenn ihm das Glück zulächelt. Vormal's zufrieden, wenn sie nur zehn ganze Hemden hatte, — ist sie ist kaum mit zwölf Duzend zufrieden. — Ich habe Geld, und mein Mann giebt mir alles, sagt sie, und brühet sich in ihrem kostbaren Putze, wie der Affe, der die Staatsperücke seines Herrn aufsetzte. — Eine Probe, wie weit solche weibliche Schranzen ihre dumme Eitelkeit zu treiben pflegen, gebe folgende Anekdote. Es wurden Frauenzimmermanschetten von Drüßlerspitzten bey Hofe zum Verkaufe angeboten. Sie wurden ausgeschlagen, weil sie zu theuer schienen. Madame A — hört es, läßt die Spitzen kommen, und bezahlt sie, wie sie geboten werden. Ist das nicht eben so große Narrheit als des Octavius Fischlauf für 5000 Esquertien? —

Der verstorbene Erzbischof, wenn ich mich recht besinne, liess alles in Paris machen. Sogar seine Wäsche ward von Wien aus dahin geschickt, um daselbst gewaschen zu werden. Vitellius begienz kaum eine größere Thorheit, als er sich die Waränenmikh auf Kriegsschiffen vom carpathischen Meere nach Rom bringen liess. —

Graf Johann Ferdinand Xaverius Ludwig Chrysostomus Peter Anton Joseph u. s. w. kann ohnmöglich ohne Gesellschaft seyn. Aber er glaubt, alles, was zu ihm kommt, bringe auch zwenzig Wagen mit, groß, wie die alten Weinschläuche. Er läßt bey der geringen



ringsten Veranlassung — wie Plautus sagt: *Wies* sen von Schüsseln auftragen. Nun sollen sich seine Gäste in Pasteten, und Hasanen, und Zuckergebäcke bedraben; und wird misvergnügt, wenn sie nicht so viel zu sich laden, daß sie wie Vitellius Vomitive brauchen müssen, um wieder von vorne anfangen zu können. — Heißt das nicht seine Küche — für das Elysium der Welt halten?

Wenn Cicero 30000 Dukaten in sein Haus verwendet, so scheint die Mode ihn zu dieser Märrheit gezwungen zu haben. Was zwingt aber unsere Glückselinder Papiermühlen zu bauen, die fast eben so viel kosten? —

Das Fräulein Hiob — wie prächtig erscheint sie nicht allenthalben? Ihr Papa hat 10000 Thaler ethey, rathet, und hatte 600 Gulden Besoldung. Er war ein braver Mann. Aber Affenliebe gegen sein Hiobchen lies ihn den Abgrund nicht einsehen, in den ihn sein Fräulein Tochter durch ihren Puz stürzte. Sie wünschte sich einen Schmuck; — gut! der Papa giebt 5000 Thaler für einen! Sie sehnte sich nach jeder Mode, — der Papa befriediget ihre Sehnsucht. Sie hat für 20000 Thaler — Schmuck, Silber, und Porzellan, und Kleider, und dergleichen; die Halbscheid steht noch auf dem Kredit des Papa unbezahlt in den Handlungsbüchern; — und niemand giebt für den ganzen Plun-

der das Drittheil mehr, was es kostete. Die Marthele des gnädigen Fräulein — und so mancher andern gnädigen Frau — ist auf alle Fälle — des Zollhauses oder — der Kopfschur werth; und erinnert uns an die Schwelgerey der Römerinnen, die, wie Seneca bemerkt, auf einen Spiegel mehr verwendeten, als ihrer Urätermütter ganze Aussteuer betrug.

● Herr von Logarithmus, der den Gelehrten spielt, Herr Baron von Toback, der ausser dem Erlanger und dem Wienerdiarium nichts als Zehnkreuzer Stücke liebt, und der Graf von Plimplamplasko — sind die größten Bücherfreunde. Plimplamplasko baute sich ein Sommerhaus. Ein schöner Garten, und schöne Spaziergänge um dasselbe empfehlen es; seine Zimmer sind alle nach einem besondern Geschmacke meublirt. Er fand es für schicklich, eins von seinen Zimmern zur Bibliothek zu aptiren. Goldnes und prächtiges Schnitzwerk setzt den Fremden in Verwunderung; und die reichen goldnen Bände der Bücher selbst blenden jeden, der in des Herrn Grafen Handbibliothek tritt. Man ist so heßlich, seiner Gelehrsamkeit Complimente zu machen, da man sie doch nur seinem Beutel machen sollte, weil er sein Geld nach vielem Hin- und Hersinnen nicht besser anzuwenden wußte. Wie gefällt Ihnen der Band, ist die erste Frage, wenn man mit ihm von seiner Bibliothek spricht. Fragt man ihn: wie gefällt ihnen das

Ec

Buch?



Buch? so schweigt er, denn er hält sich einen Sekrctär, der diese Bücher für ihn lesen muß. — Gerade das Gegentheil ist der Baron Toback. Er läßt seine Bücher schlecht binden, aber er setzt seinen Vorzug in der Menge. Alle Erbdelbuden werden von ihm durchstanfirt, und alles aufgekauft, was nur — wohlfeil — zu haben ist. Seine Bibliothek — oder Makulaturkammer vielmehr — bekommt täglich neuen Zuwachs, und dessen freut er sich herzlich. Ueber dem dritten Werte sagt er gewiß, meine Bibliothek ist schon so viel tausend Bände stark. — Herr von Logarithmus geht bescheidner dabey zu Werke; er will den Gelehrten machen; er hat gehört, daß dazu Bücher nöthig sind; — er schafft sie an, nach dem Urtheile derjenigen, von denen er wenigstens vernimthet, daß sie sie gelesen haben. Acht Tage liegen sie auf dem Tische, er blättert in ihnen herum, und stellt sie dann in seine Bibliothek. Ruhet hier sanft, möchte man seinen Büchern sodann zurufen, nie wird euch das Aug eures Herrn mehr eines Blicks würdigen! —

Diese drey Herren, — und unzählige andre — sehen sie wohl eine Bibliothek für mehr an, als für Tappeten in ihren Zimmern? Kann man von ihnen nicht buchstäblich eben das sagen, was Seneca von den Bibliothekensammlern seiner Zeit sagte?

Wie? Die Baronesß Janferlösch? — Unmöglich!
 Sie muß wenigstens schon 40 Jahre haben. Dies wird
 ihre Tochter seyn. — „Nein, sie ist es selbst; kom-
 men Sie ihr nur um 50 Schritte näher. — Die Schöns-
 heit, die Sie glauben macht, daß sie ihre eigene Tochter
 sey, — ist Schönheit aus den Schächtelchen der Toilette
 geborgt.“ — Sehr sonderbar! — Wo ist aber ihre
 Tochter? — „Zu Hause.“ — Und geht nie mit
 ihr? — „Nein! Sie will selbst noch gefallen. Ihre
 Tochter würde in Gesellschaften ihre gefährlichste Feindin
 seyn. Sie läßt sie nicht einmal zum Tische, wenn sie
 Gäste von gewissem Schlage hat.“ — Sehr son-
 derbar!

Wohin mein Herr? — Auf die Kanzeley. —
 Ist erst? Ist ja schon zehn Uhr. Hab mich gestern
 verspätet, hab Bischofen zu viel getrunken, mein
 Kopf ist mir noch ganz schwell. Aber wahrhaf-
 tig, waren herrliche Mädchen da; haben uns
 auch recht lustig gemacht. — Adieu! Ich muß
 machen, daß ich fortkomme. — Semit schlendert
 Herr Bocksfuß fort, sieht sich nach einem Binkelchen
 um, leert in der Eile noch eine Portion nächtlichen Weins
 ab, — und dann zu seinem Schreibpulte — gähnt, und
 — wünscht sich toieder so eine Nacht. — Solcher
 Herrn von Bocksfüße giebt es so viele unter uns, als

C c 2

die



die Römer nach dem Zeugnisse des Titius nur immer haben konnten.

Was? noch an der Toilette? — „O! ich bin nie früher fertig. — Wie können Sie aber so viele Zeit mit Ihrem Puße verändeln? — Verändeln? Ist die Zeit verändelt, die man dazu anwendet, seinen Körper in Ordnung zu bringen. Sehen Sie, hier hat mir mein Schneider einen neuen Frack gebracht. Ganzer drey Wochen haben wir mit einander über den Schnitt, und die Falten spekulirt. Ist ganz etwas neues. Ich selbst habe ihm den Frack wohl zwölfmal vorgezeichnet. — Wie herrlich er paßt. Glauben Sie nicht, daß es der schönste Frack in der ganzen Stadt ist? — Und hernach diese Schnallen? Was halten Sie davon? Ich bin überzeugt, daß sie die größten unter allen Schnallen hier in Wien sind. Herr von Mohnkopf geht in seinem Frack und Schnallen aus. Man begast ihn, — das gefällt ihm; er geht weiter; die Gassensungen sammeln sich, und strafen den leeren Mohnkopf durch ihr Lachen und Schreyen empfindlicher, als all die Freude werth ist, die er zu Hause über seine Erfindung fühlte. —

Diese und ungleich mehrere Thoren und Thörlinnen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, könnte man

aus den Schriften der Römer so kennbar ausmahlen, daß jeder ausrufen müßte, „das ist er!“

Sie sehen, Freund, daß das Narrengeschlecht seine Kappe zu allen Zeiten und an allen Orten trug; und es würde mich ungleich mehr wundern, wenn es solcher Narrenkappenträger keine gäbe, als es mich wundert, daß ihre Innung noch so zahlreich ist. —

Vierzigster Brief.

Die Unterhaltungen eines Volkes verbreiten ein starkes Licht über die Charakterzeichnung desselben. Wenn die Griechen mitten in ihren Geschäften: Spiele! Spiele! riefen, so müssen wir uns ein sehr tändelndes Volk vorstellen; — und wenn unsre Herrn und Damen — oft im Betstuhle einander fragen: Auf die Redoute? — in die Komödie? — so können wir ebenfalls von ihnen nicht vorthellhafter denken, als von den Abderiten, die ihr Leben im stürmischen Wirbel des Vergnügens verzaunelten.

Sie sehen, Freund, daß ich, nach der mit Ihnen getroffenen Konvention, die Unterhaltungen unsrer Stadt zeichnen muß, um Sie in den Stand zu setzen, von unserm Charakter etwas genauer zu urtheilen.

Also zuerst das Theater! — Was unser Theater sey, ob's gut oder schlecht sey, ob wir stolz darauf seyn können — ist ja oft, so gut, und so schlecht, mit und ohne



ohne Partheylichkeit, von uns und von Deutschen Fremden schon gesagt worden, daß es leeres Korn dreschen hieße, diese Fragen noch einmal beantworten zu wollen. Ich werde mich dafür auf andre Gegenstände einlassen.

Nach vielen Schicksalen, welche unsre Bühne in den Händen so mancher Unternehmer ausgestanden hatte, entschloß sich endlich der Kaiser selbst, das Deutsche Schauspiel zum Gegenstand der Unterhaltung eines deutschen Hofes und seines Volks zu machen. Er bezahlte freylich aus seiner Chatulle zur Unterhaltung des Theaters nichts; aber dadurch, daß er die deutsche Muse in Schutz nahm, besetzte er ihren Tempel, wenn anders die Baalpriester der Thalia und Melpomene durch ihre Selbstbeschuldungen denselben nicht wieder zerklüften.

Man hört alle Tage schreyen und schreyen, die deutschen Fürsten beschützten die deutsche Muse nicht. Der deutsche Bänkelfänger ist ein Geschöpf keiner Achtung werth, so wie der Bänkelfänger an der Themse, der Tiber, oder Garonne. Der Kopf von wahrem Verdienste aber wird in Deutschland gewiß geschätzt. — Wer sind die Männerchen, die ihre Dacken wie Aeole pfeifen, und über die Nichtunterstützung der deutschen Muse, von deutschen Fürsten krächzen? — Meistens sind es Pigmäen aus der Herde der Schöngeisterarmee, die allenfalls irgend einige Epigramme, oder Gedichtchen, oder Romanchen hinflechten, und nun, Wunder, vor

weiß

weiß was von sich machen! Gerade die unbedeutendsten Litterärinsektchen, die wie Sommerwürten zu Tausenden auf einem Sonnenstrale herumgackeln, sind es, die über Nichtachtung des deutschen Genies so erbärmlich schreien, als wären sie in die Fuchsesalle eingeklammert. — Ich sag's Ihnen offenherzig, Freund, Deutschland und Deutschlands Fürsten unterstützen und schützen Deutschlands gute Köpfe gewiß; aber diese guten Köpfe müssen mehr, als Alltagsphysiognomien haben. Ihren König ganz allein aufgenommen, der unter allen deutschen Fürsten den Parnass der Nation, zu der er gehört, am wenigsten kennt, nennen Sie mir einen Fürsten, der wahre Genies seines Vaterlands nicht unterstützte, schätzte? — Freilich hat nicht jedes Reichs-Königlein solcher Genies viele! Ihr König aber hat sie, und kennt sie nicht, und belohnt sie nicht, wenn sie nicht französisiren. Ihre Genies haben daher ganz allein das Recht zu klagen.

Eben so verhält es sich mit dem Theater. Alles klagt, daß die deutschen Fürsten das deutsche Schauspiel nicht unterstützen. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, wenn ich diese Klage höre. Was versteht man unter Unterstützung? — Eigene Gesellschaften halten? — Gut, ich will damit zufrieden seyn, weil ich es eingestehen muß, daß es die deutschen Fürsten eben so gut könnten, als sie italienische, oder französische



Truppen zu unterhalten im Stande sind. — Selbst die Geschichte des deutschen Theaters liefert uns Beyspiele, daß die edlern und einsichtsvolleren Fürsten wirklich — deutsche Schauspiele hielten. Haben es diese gekonnt, so können sie es noch, und so manche andre ebenfalls. —

Allein nun eine Frage: Kann man den Fürsten die ihre Gesellschaften wieder ab danken, kann man ihnen verdanken, wenn sie's thaten? — Ich glaube Nein darauf antworten zu dürfen. Sie wissen, Freunds; die deutsche Theatermuse zigeunert von einem Winkel zum andern herum. Ihr Schicksal ist sehr schwankend; izt steht sie oft im wohlthätigen Sonnenstrale, und wärmt sich; und izt heult und jähklappert sie im Hungerturm zu Pisa. Man sollte denken die Lieblinge dieser Muse sollten mit dankbarem Herzen ihrem wohlthätigen Genius danken, der sie in eine sichere Hütte einführte; und sich ihres Lebens freuen. Aber man betrügt sich, wenn man so was denkt. Der Geist des Menschen ist immer unruhig; der Geist der Theaterprinzen und Prinzessinnen übersteigt aber im Durchschnitte alles, was man sich nur vom unruhigen Menschengenisse denken kann. — Kaum bietet ein Fürst diesen Leuten seine Hand, kaum haben sie sich unter seinem Schutze satt gegessen, so tritt die Unerfättlichkeit in ihre Seele. Ich will nur Gotha zum Beyspiel wählen. Es ist nicht mög-



möglich, daß ein Fürst gnädiger und wohlthätiger gegen irgend eine deutsche Schauspielergesellschaft seyn könne, als der Herzog. Und was war der Lohn dieser seiner Güte, seiner Wohlthaten? Uebermuth der Schauspieler und Actrizen. Es ist betrübt, gesehen zu müssen, daß es so viele Beispiele bestätigen, daß die Künstler der deutschen Bühne immer selbst die wohlthätigsten Unternehmungen der Fürsten durch ihren Stolz, ihre nie zu befriedigende Begierde, ihre Kabbalen, und oft auch ihre schlechte Aufführung zernichtet haben. — Man kann nicht sagen, die deutschen Fürsten unterstützten das deutsche Theater nicht; man muß vielmehr sagen, das deutsche Theater verdiente nicht von ihnen unterstützt zu werden. Welcher Fürst wird die immerwährenden Forderungen der Komödianten, ohne ihrer überdrüssig zu werden, ertragen? ihren stolzen Forderungen stets nachgeben? oder sich von 15 bis 20 Personen den Kopf so warm machen lassen, als stünd' er an der Spitze eines rebellischen Volkes, das er besänftigen wollte? —

Sie sehen, Freund, daß die Schuld an den Schauspielern selbst liegt, wenn sie so wenig Unterstützung von Fürsten erhalten. Der Geyser besaße sich auch mit Leuten, die, sobald sie von der Bühne treten, — Auswürflinge der Gesellschaft sind, in der sie leben, die, ihres unruhigen Geistes wegen, mehr zu fliehen, als zu suchen sind.



Das war eine Ausbungung! Nun auf unser Theater wieder. — Als der Kaiser das Theater übernahm, wurde eine Hofkommission über dasselbe ernannt. Allein ich bin so frey zu fragen, sind diese Männer, welche darzu bestimmt wurden, auch die Männer, die ehten so unruhigen, kabalenvollen Körper, als jede Schauspielergesellschaft ist, in Ordnung halten, und ihrer Bestimmung gemäß dirigiren können? — Wie man darauf gefallen ist, einem Baron Riemayer, der die Epizalanstalten in Wien unter sich hatte, — auch die Theateranstalten zu übergeben, begreife ich nicht. Dieser Kavalier hat große Verdienste, ich will es nicht läugnen; aber nicht jeder, der Verdienste hat, versteht auch das Theater. Warum wählte man nicht einen Mann, der schon Beweise gegeben hat, daß er die Geschäfte desselben kennt? Muß es denn eben ein Hofrath seyn, um über Komödianten zu befehlen? Die jetzige Hofdirection ist nebenher mit Geschäften überladen, die in meinen Augen ungleich wichtiger und nützlicher sind, als Theaterfiskanz; und wer die innere Verfassung dieser Gesellschaften kennt, der wird gestehen müssen, daß fünf einzelne Schauspieler einer Direction mehr Unruhe, mehr Geschäfte machen, als — ein ganzes Regiment dem Regimentskommandanten. Der Präsident und der Oberdirector des Theaters ist in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, entweder wegen der übermäßigen Unruhe und

Streitig.

Streitigkeit des Theaterpersonals seine wichtigeren Geschäfte zu vernachlässigen, oder, wenn er diese wegen ihres größern Nutzens gehörig besorgen will, — das Theater zu vernachlässigen. Und was ist die Folge davon? — Daß die vielköpfige Hydra des Theaterlunds sich selbst überlassen bleibt, und die Streitigkeiten, — wie die Reichshofrathsprozesse im Interregnum, sich anhäufen und verwirren. Ich bin es überzeugt, keiner der beiden Kavaliere, welche über das Theater bestellt sind, würde mir's übel nehmen, wenn ich ihnen geradezu sagte, das Theater ist unter ihrer Bürde; einmal, weil sie wichtigere Geschäfte zu versehen haben, und dann, weil es ein eigenes Talent erfordert, ein Theater aus zu dirigiren; und dieses Talent selten dem Manne zu Theil wird, (welches auch eben nicht nöthig ist,) der sich dem Dienste des Staates von einer erheblicheren Seite zu widmen strebte.

Es mögen mir's die Herren und Damen vom Theater — mag es in Deutschland existiren wo es will, übel nehmen oder nicht, ich muß es doch sagen, daß jeder verdienstvolle Kavalier, dem die Oberaufsicht über sie zugetheilt wird, zu beklagen ist, wenn ihn dies traurige Loos trifft. Bevor er sich um alle die Lappalien bekümmert, die Sie, meine Herren vom Kothurn, für so außerordentliche Wichtigkeiten ansehen, — als da sind, Madame M. — hat um 50 Gulden mehr Wage, als die



die Frau irgend eines Theaterpatriziers; — oder Herr N. — spielte diese unbedeutende Rolle gut, man möchte gern verhindern, daß er nicht wieder im vortheilhaften Lichte erscheint; — oder N. N. heuert euch Herren nicht genug, ihr wollt ihn zu verdrängen suchen; — oder dieses Stück sollte gegeben werden, dieser und jener hätten gute Rollen darinn, ihr wollt aber nicht, daß er gute Rollen zu spielen bekommt, das Stück wird also unterdrückt, — und hundert solcher Efselschattenprozesse mehr, — wem wird die Geduld nicht zu schwinden anfangen, stets im Eykophantenstreite mit seinen Eubalternen zu seyn?

Eben so verhält es sich mit der Hofdirection. Geplagt und geplagt wie diese von den Theaterindividuen; ist es ein Wunder, wenn sie euch, meine Herren, mehr fürchten, als Freyhenten, die auf ihre Güter fallen? Und soll der Mann von Geschäften, der Mann von Adel und Verdienst eure Abberitenstreiche wieder ins Gleiche formen? Hat er die Zeit, die Geduld darzu? —

Ja, werden Sie mir sagen, bester Freund, das sah der Hof vorher. Er setzte deswegen den Ausschuss ein, der die innern Geschäfte des Theaters besorgen, und auf diese Art die Hofdirection überheben sollte. — Ganz recht! Das sollte der Ausschuss! Er könnte es auch, — aber — — — —

Hören Sie, Freund! — Unser Ausschuss ist eine Nachahmung der Pariser Theater Einrichtung. Allein er ist nur die Hälfte von dem, was der Pariser ist. In Paris muß der Ausschuss vor Nutzen und Schaden stehn. Die Herrn, aus denen er besteht, haben keinen Gehalt; sie theilen sich in den Ueberschuß des Einkommens nach Abzug der übrigen Gagen und Unkosten. Sie sind daher verbunden nach einem Zwecke fortzuarbeiten, wenn sie nicht in Schaden kommen wollen. Sie können keinen von ihrer Gesellschaft untergraben, ohne selbst Schaden zu leiden. Ihr Privatinteresse ist zu stark mit dem Interesse des Ganzen verknüpft. Sie können keinen Actor necken, ohne sich mit zu necken. Das Stück, welches gut ist, oder gefällt, werden sie erführen, ohne auf Privatrache oder Nebenabsichten zurück zu sehen; den Actor, welchen das Publikum liebt, werden sie ohne Meid in seinem Fache herumtummeln lassen, so oft er kann, und das Publikum es wünscht. Kurz Rollen- und Gagenmeid der größern Acteurs, und die daraus entspringenden Rabalen werden unterdrückt. Sie müssen ruhig und freundschaftlich leben, wenn sie nicht verhungern wollen.

Unser Ausschuss hingegen hat das nicht zu befürchten. Er steht im Gehalte. Er ist gesichert, es mag so bunt zugehn als es will. — Und eben daher entspringen auch die vielen Geschäfte, welche die Hofdirection



am Ende verdrüsslich, und aus Verdruß über die etw-
gen Stänkereyen — endlich mißmüthig und lässig
machen. —

Aber wie ist dem Uebel abzuhelpfen? — Eine wich-
tige Frage, Freund! Indesß will ich doch auf einiges
antworten. Völlige Ruhe und Ordnung bey'm Theatre
zu erhalten ist beynähe eben so viel begehrt, als Defers-
tion in Kriegszeiten zu verhindern. Aber die Störer
der Ruhe im Zaume zu halten, das ist möglich. Aber
wie? — Hören Sie, Freund, ich bin kein Liebhaber
von Grübeleyn; ich will Ihnen also statt aller Vor-
schläge das Vespel des jetzigen Landgrafen von Hessen,
Kassel aufstellen. Seine französische Schauspielergesell-
schaft machte es eben so bunt, wie jede andre. Klagen
Streitigkeiten, Rabalen, und Stänkereyen nahmen so über-
hand, daß der Landgraf es endlich überdrüssig ward. Er
lies Ihnen also andeuten, der erste, der nur von der ent-
ferntesten Seite zu irgend einer Klage Anlas geben wür-
de, sollte es ad Posteriora — zum Accompens für
seinen unruhigen Geist erhalten. Die Acteurs lachten
dazu, und trieben ihren Schlendrian fort. Der Land-
graf lachte aber nicht, sondern hielt Wort. Zweit wurs-
den hintereinander auf die Hauptwaage geführt, und vor
der Bachtparade mit 23 richtig regalirt. Diese Art,
Ihnen ihre Ungebührlichkeiten begreiflich zu machen, war
den sonst so flüchtigen Franzosen so ungewöhnlich, daß
sich

sch Alle bis diese Stunde hüteten, ja nicht zur Gesellschaft als der Dritte irgend einem Grenadiercorporal unter die Hände zu fallen. — Das heißt zwar ziemlich militärisch mit den Herrn gesprochen; aber, glauben Sie mir, auf eine andre Sprache achten die Stephan Jähndinger des Theaters nicht. Es darf nur ein paar mal wiederholt werden; es hilft gewiß, probatum est. —

Aber da gehn die guten Acteurs weg. — Es geschwinde nicht. Solche Gage, solche Ehre, und sicheres beständiges Brod finden die Herrn nirgends. Und dann steht es ja bei ihnen, dieser Begegnung durch ihre Aufsehrung zu entgehen. Und sey es auch, daß diejenige, welche voraussehen, daß sie dieser Holzprobe ausgesetzt werden würden, — unser Theater verlassen, — ob Deutschland hat iht der guten Schauspieler so viele, daß man ihren Verlust ganz leicht — und oft auch besser noch versehen kann. Aber fürchten Sie nichts, Freund, — jene, welche hier zu bleiben wünschen, und nicht blos hieher kommen, um zu laviren, wie der Wind von irgend einer Seeseite nach verfloßnen sechs Pachtjahren wehen wird, — werden demohungeachtet bleiben, und sich bessern.

Freychlich sind Stockschläge noch nicht alles, was dem Theaterwirthwart in Ordnung bringen kann und wird. —

Allein,



Allein vor der Hand erhält man doch wenigstens Ruhe. —

Ich will es versuchen einen Plan bloß zu skizziren. Hier ist er. — Der Ausschuß soll unter einem Manne stehn, der — ohne eben Cavalier oder Hofrath zu seyn, — genaue und ganz umfassende Theaterkenntniß besitzt. Von ihm soll die Wahl der Stücke, die Auftheilung der Rollen, die Aufführung der Schauspiele, und Dekoration abhängen. Er muß mit ganzer Vollmacht versehen seyn, nach seinem Gutdünken zu schalten und zu walten. Da ich von ihm Unpartheylichkeit und Einsicht zugleich fordere, so versteht sich von selbst, daß er durch keine Nebenabsichten gelenket werde. Er wird dem Acteur, dessen Frau irgend einen Fürsten zum Protector hat, deshalb keinen Vorzug einräumen, und dies um so vielweniger, weil es wahre Beleidigung für die Denkungsart dieses Protectors seyn würde. Er würde dadurch zu verstehen geben, daß dieser Cavalier, um seiner Lais zu hofiren, die Dummheiten ihres Mannes zum Schaden des allgemeinen Besten ungeahndet wissen wollte. — Dieser Vorsteher wird ferner jeder Actrixe, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, sie mag Landgüter geschenkt bekommen haben oder nicht, die Befolgung ihrer Pflichten einschärfen; wird sich durch den Vorwand: ich diene dem hiesigen Theater schon seit 30 Jahren, nicht verleiten lassen, ihr Vorrechte einzugehen, stehn,

stehn, welche die Ordnung des Ganzen hindern; wird darauf sehen, daß die Geseze genau und pünktlich befolget werden, und daß diese Geseze nicht blos auf die Kunst, sondern auch auf den moralischen Karakter der Schauspieler sich erstrecken. Ein moralisches Handbuch für Schauspieler wäre sein erstes Geschäft, das er zu Stande bringen müßte. Er wird — ohne Rücksicht, jede Actrixe, die durch ihre Protectionen den Rabalegeist ansachet, auf der Stelle ab danken. Ich sehe nicht ein, warum man eine schöne Theaterzose, wenn sie mehr Verehrer für den Sinn, als für die Kunst erwecket nicht eben so gut von dem Altare der Thalia verschrecken soll, als man das Recht hat, nach dem zwey und vierzigsten Canon des Maynzer Conciliums alle Bilder, welche zu stark besucht werden, aus den Kirchen wegzunehmen, damit man dem Mißbrauche zuvorkomme.

Freylich wird dieser Mann — Theaterrichter würd ich ihn nennen — ohne fernere Unterstützung von höhern Orte — immer nur noch der Popanz unter den Schauspielern seyn. Allein wenn die Fundamentalgesetze fürs Theater sich nicht blos darauf beschränken: welcher Sitz und Stimme im Areopagus habe? und was jeder für Forderungen machen dürfe? — wenn sie sich auch auf den sittlichen Karakter des Schauspielers erstrecken, und die Obrigkeit beschlisset wird, jede



Uebertretung dieser Fundamentalgesetze mit allem Nachdrucke ohne Ansehen der Person, der geleisteten Dienstjahre, des Anhangs, des Credits beim Publikum — zu strafen — so müßte es sehr wunderlich zugehn, wenn die störrigen Köpfe nicht zum Ehrsam gebeugt werden könnten.

Der Ausschuss selbst sollte aus den besten Gliedern der Gesellschaft bestehen. Auch die Damen wären sodann nicht ausgeschlossen, nur mit der kleinen Einschränkung, daß sie eben nicht nöthig hätten Richterinnen bei den Versammlungen abzugeben. Zwar, da mein Theaterriecher mit der Infallibilität wenigstens — begünstigt wäre, so haben auch die Herrn nichts darein zu schwachen. Viel Ache versalzen die Suppe. Dieser Ausschuss sollte schließlich dazu bestimmt seyn, dem Theaterriecher mit Rath und That an die Hand zu gehn. Das plus der Einnahme sey der eigentliche Gehalt des Ausschusses, damit sie gezwungen werden einig, und ruhig zu leben. —

Das wär' ehugesehr so mein Plänchen. — Meinst, sagt ich? — Nein Freund, meinst nicht; ich will mir keine Feder in den Busch stecken, die mir nicht gehört. Auch wär' ich nicht stolz auf dieses Plänchen. Man sieht ihn, ohugesehet ich ihn aus dem Munde eines bekannten Dramaturgen habe, — allenthalben die

Windsäcker an, durch welche der Sturm nach wie vor auf allen Seiten wehen kann. Im Grusse ich reytirte dies Plänchen nur deshalb um meinen Spas zu haben; um Sie zu überzeugen zu können, daß auch alte, ler Sache kundige Köpfe — alte Fehler oft blos nur mit neuen gut zu machen wissen. 00100 ist der weibliche Prejoc tant. —

Alles, was ich vom Theater sagen kann, sagen will, besteht darin, daß ich denselben herzlich beklage, der sich damit befängt. Mag er noch so gute Plare haben, der winzigste Theatergauch untergräbt sie; mögen seine Gesinnungen noch so vortheilhaft gegen dasselbe seyn — einige von ihnen werden selbst diese Gesinnungen zu mißbrauchen wissen; mag er sich noch so verschwendendlich gütig gegen die Schauspieler betragen, sie werden doch nie befriediget, nie durchgängig mit dem lebhaften Gefühle der Dankbarkeit und ihrer Pflicht beseelet werden. Was soll er aber thun, um wenigstens zu verhindern, damit alle die Uebel, welche — mag ein Theater existiren wo es will — allenthalben sich einnisten, nicht zur Fruchtbringenden Reife hinanwachsen? — Ich weiß kein anderes Mittel, als:

Recipe. Grenadier. Corporal HCL

Haslinger Hjsß

Tactus ad posteriora, ad libitum



wohlgezählt, gestrichen, und abgemessen dem flüchtigen Patienten zu repetiren, so oft sich ein Accidens ereignet. —

Ein und vierzigster Brief.

Das Theater, so wie es bey uns ist, ist eine unfere Lieblingsunterhaltungen. Ich habe mich manchmal über den schnellen Fortschritt, den es machte, gewundert. Gottsched hatte mit der Neuberin den Hanswurst oder Arlekin lange schon vertrieben, als man bey uns noch immer Barlesken gab. Allein ich muß es zur Ehre unsrer Nation gestehen, daß sie sich dieser Reforme weit williger unterwarf, als Ihre Landsleute und die Sachsen. Wahr ist es, die Magisterchen und Doctorchen aus allen Fakultäten, wie mein Jude sagt, schimpften bey Ihnen weidlich über den Arlekin. So bald er verschwand — verhungerte die Neuberin. Bey uns wars umgekehrt. Wir bedauerten zwar die Hanswurstsacke, schimpften auf Sonnenselken, der sie uns raubte, wir gingen doch aber zu den guten Stücken. Kaum waren einige Jahre verflossen, so wurde der sonst so beliebte Vernardou — bey uns ausgepiffen, da Sie in Ihren geschmackvollen Zeiten — unsre zwar oft belachte aber immer ausgeschimpfte Magera aufführten.



Wir trauerten um den Hanswurst — aber wie liebten die guten Stücke nicht unbefucht. —

Und noch jetzt frequentiren wir das Theater gictho! Die Kassecontrirung findet kaum einen Unterschied von den Zeiten der Hanswurstiaden und Bernardeniaden. — Seit dem man die vorgefasste Vorliebe gegen unsere Theaterveteranen abgelegt, und auch fremdes Talent gelten läßt, gewinnt die Theatersache bey uns eine der herrlichsten Aussichten. Nur muß ichs bekennen, daß es mich wundert, warum man hier nicht eben die guten Stücke giebt, die auswärts, ja, die selbst auf unsern Provinzialtheatern gegeben werden. Muß denn jedes Stück nur lokal seyn? Muß denn jedes Stück, bevor es gedruckt wird, den süß Weisen — ob aus Wergenslande oder Griechenlande gleich viel, — zum Richterurtheile vorgelegt werden, wenn es gegeben werden soll? So viele, und so viele gute — neue Stücke, deren Verfasser zu stolz waren, sich dem Ausschuss zu unterwerfen, — gehn durch diese eigensinnige Laune verlohren. — —

Doch lassen Sie mich den kritischen Ton herabstimmen, und dafür unser Volk im Schauspielhause betrachten. Freund, in der That, man geräth in ein ehrwürdiges Erstaunen, wenn man unsere Logen und Parterre übersieht. Ein zahlreicher glänzender Adel (denken Sie sich aber dabey nicht Ihre Edlen von ***; sie heißen bey uns nur Herrn vom Zwiebeladel) — und eine

ansehnliche Menge aus allen andern Ständen, der man sieht, daß Wohlthoagen und muntre Laune sie zum Besuche des Theaters einladet, stößen dem Fremden, der sich so Ritten im Gedränge findet, Ehrfurcht ein. — Dem Fremden, sagt ich? — Nein, Freund, ich wider- rufe, wenn dieser Fremde aus Ihrer Gegend, oder aus Hamburg und den herumliegenden Provinzen, oder aus Sachsen, dem Hannoverschen, oder Braunschweigischen, oder sonst aus irgend einer sichern Reichsuniversität ist. — Diese Herrn, die vernünft'gen ausgenommen, — das sind nicht alle, die da reiten sind klug, weil, wie Hagedorn sagt, nicht das viele Reisen den Dummen klüger macht — werden sich immer als Ecken unter dem Gesträuche ansehn, und alles lächerlich; alles ihres Aufschlupfs würdig finden. Allein um den Verfall solcher Hansen bekümmert sich auch Niemand bey uns; wir lachen, wenn wir sehn, daß alles, was nicht auf ihrem Pectre wächst, ihnen mißfällt. Wir wissen zu gut, daß ihnen eine Rose bey uns zu stinken scheint, eine verdorrte Hülse an der Elle oder Epree aber balsamische Gerüche für ihre kritische Geruchsnerven auskustet. — Wir lassen jedem sein Steckensperdchen, und reiten dasitz auf dem unsrigen.

Also, unser Theater wird, besonders bey neuen, oder Bekannten alten Stücken stark besucht. Freylich ist nicht jeder, der sich vor die Bühne drängt, auch bloß

der Bühne wegen da. Sie sollten die Augengläser nur sehen, die unsre Stuffer nach den Logen und der dritten Gallerie zu richten pflegen, und Sie würden gewiß mit mir darüber lachen, wie doch so mancher Kraft und Castlozer Ritter lieber die beste Stelle des Stücks unbemerkt läßt, als das Vergnügen vermißt, jedes runde volle Gesicht, geschminkt oder nicht, gleich viel, — jedes schwarze Auge, jeden schönen Busen im ganzen Schauspielhause anzuspüren. — Im Grunde betrachtet, so ist unser Schauspielhaus das Haus, wo man sich die *Rendez vous* bestellt. — Die dritte Gallerie scheint mir der wahre Tummelplatz für unsre Ritter zu seyn. Ich beobachte jeden, der dahin kommt, nur vom Einle hält etwas zu sehn. Es werden da so viele kleine Quadranten angestrichen, daß es fast unmöglich ist, etwas von der Vorstellung selbst zu fassen. Dieser Benachtheiligung wird manchmal, besonders, wenn der Kaiser nicht zugegen ist, sehr stark. Auch in den Logen des ersten Rangcs wird es zu Zeiten sehr munter und lebhaft, daß oft die Zuschauer auf dem Parterre in ihrer Aufmerksamkeit und Andacht gestört werden. Vorzüglich, sagte man mir, soll sich eine Loge auszeichnen, der man Spottweise — den Epithetonen *M. M. Biershäuschen* gegeben hat. —

Was ich von unsern Schauspielern halte, möchten Sie wohl auch gern wissen? — Viel Gutes, Freund!



Aber wir haben mehr gute Frauenzimmer auf dem Theater, als Chapeaux; und was das merkwürdigste ist, die besten unser Damen haben sich hier oder doch in unsern Gegenden gebildet, ohne je auswärtig — so genannte Hochdeutsche Bühnen zu sehn. Der Anstand, der Adel, wird auf jeder Bühne Deutschlands vermist, wenn man nach den Tönen blicket. Aber auch so unsere Herren? Wenn Lange nicht so viel accentuirte, nicht jedes Wort so herauswürgte, — ein Fehler aller unser hier gebildeten Acteurs, der theils durch die wegen der Größe des Käntzertheater. Theaters nöthige Anstrengung der Stimme, theils durch die unglückliche Eucht entstand, — die Franzosen, welche unter Kaiser Franz bey uns spielten, nachnahmen; — wenn Lange diesen Fehler nicht hätte, er wäre der erste Liebhaber Deutschlands. Man kann sich keinen Cavalier denken, der eine feinere Lebensart in seinen Sitten zeigte, als er auf der Bühne. — Die aus wahrer Liebe eifersüchtigen jungen Ehemänner spielt er mit so vieler Natur, daß man fast auf den Gedanken gerathen möchte, er spiele diesen Karakter auch ausser der Bühne.

Ob Stephanie der Jüngere sein Dichtergenie nach gegen 500 Gulden Zulage und vier strengen Einnahmen verpachtet habe, um alle Quatember sein Erbd zu liefern, kann ich Ihnen nicht sagen. Schrieb er lieber alle Schalksöhne eins, so würde man nicht so viele Ur-



he haben, selbst das Gute, was er wirklich besitzt, we-
n des vielen Schlechten zu vergessen. Er würde dann
unserlands guter Dichter einer seyn, da er ist einer
in Deutschlands Vielkümern ist. —

Drockmanns Verfall ist geheilt. Von einigen
ist er vergöttert, — von den Schinkianern anathe-
matisirt. Die Vernünftigen und Unparteyischen finden
er — einen wahren großen Schauspieler an ihm.
In Silber zu prägen konnten freylich nur die Verli-
er, die nie was bessers sahen. Indes seh ich, und je-
r unbefangene Drockmann immer gern. Nur muß er
einen Nebencharakter in seine Hände bekommen. Er
da zu sehr beeugt, er kann nicht ausbrechen, — und
er ganze große Schauspieler geht in kleinen Rollen ver-
irrt. —

Nicht so Schröder. Er würde auch aus einem
statisten was machen. Dieser Mann ist ein Verweis,
auf wir, mag Kabale angesprochen werden, welche da
ill, — wahres Verdienst auch wahrhaft schätzen.
Sie haben sich schon so oft mit mir über das Schicksal
mancher Acteurs gewundert, die vom Auslande zu
uns gereist kamen, und — ohngachtet sie Halbgötter
in allen Ihren Zeitungen, Journalen, und Almanachen
erscholten wurden, doch nicht gefielen. Ich glaube die
Ursache auszufinden. — Man kann ein großer Schau-
spieler seyn für die Nation, für die man sich gebildet hat.



Aber dieser Schauspieler muß in den Gränzen der Nation bleiben, nach der er sich bildete. Nur der Künstler, der die Natur zu seinem Muster gewählt, darf auf den Verfall aller Nationen rechnen. Die Natur ist allenthalben dieselbe, — aber die Sitten, die Denkungsart, und die Charaktere der Nationen sind's nicht. Daher kam es also auch, daß solche National-schauspieler sehr selten bey uns gefielen. Zu der uns unbekanten Charakterzeichnung, welche diese Theaterpölgimme uns vorlegten, kam noch der große Auf, der vor ihnen herging. Wir, die wir nur selten ein Talent öffentlich loben, glaubten, ein Mann, den Gedichte, Epigramme, Kupferstiche, Rezensionen, Dramaturgien, Journale, Beiträge, Taschenbücher, Almanache, und fliegende Blätter so zu sagen vergötterten, könne nichts weniger, als — ein Gott seiner Kunst seyn. Wir wußten nicht, daß oft all' die Panegyristen zusammen kaum so viel Beurtheilungskraft besaßen, daß sie das verstünden, was sie selbst schreiben. Wir erwarteten daher außerordentliche Dinge, und sich — das Ende vom Spiel war, der Berg gebahr eine Maus.

Es ist wahr, viele dieser bey uns durchgefallenen Acteurs waren so gut, als unsre guten Schauspieler selbst; sie haben oft die Begegnung nicht verdient, die ihnen widerfuhr. Aber Sie wissen, Freund, wie aufgebracht die getäuschte Erwartung wird. Man ver-

sprach



sprach sich Wunderdinge, und bekam Alltagsgerichte dafür. —

Schützder kann mir zur Rechtfertigung dienen. Wäre er Nationalschauspieler gewesen, er hätte nie den Eindruck auf uns gemacht. Er ist aber Schauspieler nach der Natur, — und ist's im großen Grade, — ist's ein Wunder, wenn er überall gefällt, und stets gefällt? —

Unsre Operette — ist von Seiten der Kunst, unstreitig die beste in Deutschland. — Wir haben nicht Mos Sängere, wir haben Virtuosen. Allein warum glauben doch die meisten Virtuosen schon ihre ganze Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihre Arie nur lustmäßig singen; und vergessen über ihren Trillern und Terzmaten den Acteur? — Man sollte manchem Sänger den St. Albain, den Niccobani, den Garrick in die Hände wünschen. —

Doch was hilft wünschen, Freund. Die besten Wünsche gleichen immer nur einer Seifenblase, welche zerspringt, sobald man sie bläset. — Auch ist das Publikum theilweis mit bloßem Gesang zufrieden; soll es der Kunststrichter nicht auch? oder muß er's nicht? —

Verzeihn Sie mir, Freund, daß ich Ihr Verlangen, Theateranekdöthen zu hören, nicht bestriedige. Solche Sachen sind schon hundertmal gesagt und nachgebetet worden. Auch weiß ich, daß Schink daran arbeitet.



beitet. Ich überlasse ihm diese Müdensaugereien ganz gern; er versteht sich auf so was besser als irgend ein Boilus in der Welt. Gedulden Sie sich daher, bis dieser Mann austritt, und Sie werden, ich vermuth es wenigstens, gewiß ganz befriediget werden.

Zwey und vierzigster Brief.

Der Augarten, bester Freund, ganz ein Werk unsers Menschenwärters Josephs, ist in meinen Augen eins der herrlichsten Denkmale seines großen Herzens. Volkg hat ihn besungen; aber ich mag von einem Dichter, bey dem die Natur ihre Schätze austramt — keinen, auch nicht den kleinsten Pinselstrich borgen, um Ihnen ein Gemälde nach seiner Farbenmischung von unserm Augarten zu entwerfen. Aber auch von mir müssen Sie kein Gemälde erwarten. Ich bin nichts weniger als Mahler. Ich kann Ihnen von unserm Augarten weiter nichts sagen, als daß er mir wegen der allenthalben freyen — aber immer abwechselnden Perspektive und Aussichten ungleich besser gefällt als der Thiergarten in Berlin, wenn ich auch die Unbequemlichkeit nicht mit in Anschlag bringe, daß man in Ihrem Thiergarten — wie durch eine Sandfluth waten muß. Ich verlasse die Verzüge Ihres Thiergartens nicht; ich habe viele — glückliche und vergnügte Stunden darinnen zuge-

zugebracht. Allein auch unser Augarten hat seine besondern Vorzüge, die ich Ihnen lieber selbst zu sehn und zu genießen wünschte, als daß ich sie Ihnen beschreiben sollte. —

Der Kaiser hat sich selbst ein Sommerpalais hingebaut, wo er im Zirkel seiner ausgesuchten Freunde sich von seinen Geschäften erholet. Sie kennen diesen Menschenfreund schon aus seinen Handlungen; Sie wissen, daß er gern sieht, wenn sein Volk sich mit ihm, oder vielmehr, wenn er sich Mitten in seinem Volke unterhalten kann. Er hat daher alles Mögliche zur Bequemlichkeit des Publikums eingerichtet. Sie würden erstaunen, über das Ungezwungene, mit welchem hier der Soldat an der Hand seines Schätzens, der Minister, der Priester, der Ind', die Phryne und ihre Mänerva, der Bürger aus allen Ständen und Klassen neben und um den Kaiser auf- und abspaziert, ohne sich im geringsten in seinem Vergnügen stören zu dürfen. Wenn in Ihrem Thiergarten der Gouverneur erschien, wurden ungleich mehrere Circumflexe vor Seiner Erzelanz et Ordonanzen gemacht, als man hier macht, wenn der ganze Hof erscheint. Der Monarch wandelt unter den Tausenden, die ihn in seinem Garten umgeben, weit zufriedner von dem dankbaren, Liebe strahlenden Auge seiner Unterthanen begrüßet, als durch all' andre suchte.



knechtische Etikette, die das seligste Vergnügen vergähet. —

Glänzenderes können Sie sich kaum etwas vorstellen, als die Gesellschaften, die man hier antrifft. Gepuht und parfümirt, geschminkt, geschmirt und berdirt, und frisiert, und gallonirt, schwoelt sich alles, was sehn und und gesehn werden will, zusammen. Da rauschen Schwadronen Damen, hinten drein Pelotons Offiziere, auf den Flanken zur Escorte einige Abtes Alleen auf, Alleen ab. Ich bin oft in dem halben Zirkel vor der Seufzerallee, den ich den Wachtparadeplatz der schönern Welt im Augarten nennen möchte, gestanden, und habe dem Gewühle von Menschen zugesehn. Wie das froh ist, und flattert, und zwigert, und liebt, und einander durch Blicke electrifizirt, und locket, und mit der ganzen Gottes lieben Welt zu tändeln scheint; — gleich drauf eine Colonne Pharisäer, Grotianer, Philosophen, Broschürenschreiber und solcher finstren Insecten mehr hinten drein trappet; — und wieder mit einem Heere wohlbehaaglicher froher Menschen allerley Geschlechtes, Stands, Würde und Gelichters abwechselt, und so — wie in einem Reihentanz alle Naritäten und Absurditäten Bicus im ewigen Zauberzirkel vor der Nase vorbeizutanzeln scheinen!

Ausser den Spaziergängen finden Sie alle übrige Bequemlichkeiten, welche diesen Erntigungsort noch annehm-

nehm-

genehmer — vorzüglich für zärtliche Nährväter ihrer Schmerzbäuche — machen. — Der Kaiser ließ zweien schöne und geräumige Säle bauen, wo die Hungerigen und Durstigen — versteht sich *pro nutuis propriis* — sich so gut als es ihnen nur immer beliebt legen können. Man findet oft Tafelgesellschaften die sehr zahlreich sind. Von zweien Gulden bis zwölf für die Person wird hier servirt. Da dies bloß die Tafel und nicht den Trunk gilt, welcher besonders bezahlt wird, so können Sie sich hieraus, Theils von dem guten Appetit meiner Landsleute, Theils von dem Geiste der Verschwendung einigen Begriff machen. Freylich hatten diese Tafelgesellschaften oft das Mißvergnügen, daß sie von manchem jungen Hochgräßlichen Narren insultirt wurden, der sich als Zuschauer zu ihrem Tisch hinstellte, und witzige Randglossen zu der vollgedeckten Asiette machte. Um auch von dieser Seite das Publikum ungezwungen ihr Vergnügen genießen zu lassen, baute der Kaiser noch einen Flügel, wo abgetheilte Zimmer angebracht sind, damit die Gesellschaften sich ungestört, ungestört, und nach ihrem Wohlbehagen unterhalten können. —

Von der dreysten, sich um Nichts bekümmern den Denkungsart des Wiener, sobald er für sein Geld zehrt, sich einen Begriff zu machen, kann Ihnen folgende Tracteuranekdote dienen. Drenßig Personen bestellten in Gesellschaft bey dem Tracteur Tafel für die Person



zu 12 Gulden. — Der Kaiser sieht die Zubereitungen, und frägt im Vorbeygehn, für wen diese Tafel bestellt sey? — Der Tracteur wußt es selbst nicht, indem nur einer die Commission bestellte. Die Gesellschaft sieht und hört, was der Kaiser fragt. Um allen Vlossen auszuweichen, kommt der Mann, der diese Tafel bestellte, zahlt dem Tracteur die 30 Souverains d'or, und die Gesellschaft fährt, noch eh sie gegessen hat, weg. Indeß, begierig diese Gesellschaft an der Tafel zu sehn, kommt der Kaiser um zwey Uhr wieder, sieht die Tische abgeräumt, und die Gäste verschwunden. Er frägt nach der Ursache; und der Tracteur sagt ihm gerade zu: die Herren hätten nicht gern von ihm bemerkt seyn wollen. —

Die Musiken, aber freylich etwas bessere als die des Kofka in Berlin von den Dilettanten, ~~Verherrlichung~~ noch oft die Unterhaltungen in diesem wahren Elysium Wiens. Nicht nur Nachmittags im Saale selbst, — sondern auch zum Morgenruth der aufgehenden Sonne werden solche Amphionseopfer dem feinern Gefühle der Verliebten und Nichtverliebten gebracht. Kurz, jedes feine, geschmackvolle, so wie jedes rauschende, betäubende Vergnügen werden Sie hier finden und genießen können.

Ob auch Abendheuerchen bestanden werden? — Ja, Freund. Freylich nicht bis zur Gürtelablösung; aber indeß werden doch die Knoten darzu aufgeschürzt.

An Sonntagen, oder sonst an jedem schönen Tage können Sie darauf rechnen, daß Sie gewiß alles, was dem Amor und seiner Mama mit sitzamer Gebehrde sich widmet, mit allem Schmucke, aller zu Schau ausgestellten Anlockung, da besammensunden. Sie werden erst mit einem gnädigen Fräulein auf irgend einer Ruhebank im Garten zusammentreffen, ihrer gnädigen Mama oder Tante Ehrfurchtsvoll die Hände küssen, beyde an ihren Wagen begleiten, sich wohl von ihren Bedienten selbst hineinheben lassen, mit ihnen nach Hause fahren, — und an der gnädigen Tante — eine Marchande de Mode und an dem gnädigen Fräulein eine Gespielin der berühmten Dukaten Mannette finden. Es geht überall gar schnurrig zu. Ueberhaupt würd' ich jedem Fremden rathe, vor allen Frauenzimmerbekanntschaften, die auf Promenaden gemacht werden, sich zu hüten. Es scheint, diese Promenadedamen haben alle das — ihr letzte Gelehrten so lange verloren gewesene Geheimniß des griechischen Feuers von unsern Nichtphilosophen erhalten. Wenigstens zeigt es der alltägliche Erfolg, daß sie alles, was ihrer Elliptik zu nahe kommt — bis auf das Wort in den Brand zu stecken im Stande sind.

Außer den Lustfräulein — drängt sich auch noch manche Sanfterlösch in den Schworm, und wirft ihre goldbalsigen Wette auf die wohlchrsamen Ritterchen



auf. Findet nun einer Gefchmack daran, und ist er anders Sattelfest, so mag er den Sanfterlöschten als Dremfentitter vorgalopiren, so viel's ihm behagt; ich seh ihm dafür; er versteht seine Stallmeisterdienste mit ergiebigerem Lohne, als Sancho Pansa.

Drey und vierzigster Brief.

Heute müssen Sie sich's schon gefallen lassen, mit mir in den Prater zu spazieren. — Wer die ungekünstelte Natur liebt, findet hier seine Ruhe, und wieder ungleich besser, als in Ihrem Thiergarten. Wollen Sie Weilen lange Aussichten durch breite Alleen, oder ausgebaute Dainen, — Sie finden sie hier; — wollen Sie kleines Lustwerk, oder von alten eherspärdigen Wäumen stehende Waldung, Einsamkeit, oder Geröhl, Vogelgesang, oder Reuckengeschrey, Wasserwellen, oder schäumende Weinbecher — alles können Sie sich hier und in unendlichen Abwechslungen nach Ihrem Gefchmack wählen. Ein Theil des Praters gleicht einer Stadt, die in einem Garten hingestreuet ist, so viele schöne, mittelmäßige und schlechte Huden und Sommerhäuser giebt es hier. Fast jeder Wirth hat hier auch seine Schenke, sein Lusthaus, seine Kegelbahn, seine Ringelspiele, Taubenschießen, Schaukeln, Billiarde, Tonzale und Küchen. Und die Wirthe in Wien sind zahlreich. Wenn man in

die



dieser Gegend des Praters herumwandelt, so denke es einem, in Arkadien zu schweben. Grüner Rasen, auf dem man zwischen hohen alten, verschiedentlich gruppierten Bäumen hin und her schlendert; in dem immer fortbauenden Schatten der Bäume eine unzählige Menge von Leuten, die Theils an Tischen oder in kleinen Salons sich vollziehen, und guter Dinge sind; oder Arm in Arm geklungen mit ihrem Freunde, oder ihrer Frauen lustwandeln, — die unermüdliche Abwechselung der Gegenstände, ist Plätze, voll vom Gemüth der Menschen, ist wieder Wälder, eingeschlossen von einem Quarté von Bäumen, ist unabsehbare Alleen, ist wieder Menschengemüth, und so fort, — alles zusammen macht den Prater für den, der die kunstlose Natur in ihren verschiedenen Scenen liebt, zum angenehmsten Ort. —

Wahr ist es, wenige wolßen den Prater zu genießen. Selten werden Sie außer den Gräben, worin die vielen Küchen und Keller sind, Menschen antreffen. Bis es nun ist! Der Wiener legt in keinem Falle die väterliche Liebe für seinen Schmierbauch ab; also auch hier. Er ist aus der Stadt in den Prater gewandelt, es ist also billig, daß er bey der ersten der besten seiner Lieblingsküchen Halt macht, und seine erschöpften Kräfte wieder zu ersetzen sucht. —



Vor einigen Jahren — in der Zeit nemlich, da die Keuschheitskommission ihre Inquisitionerechte noch im vollen Ansehn ausüben durfte, waren jene abgelegenen Buschgegenden von Militär- und Polizeypatroullen scharf bewacht, damit ja nicht in irgend einem Winkelschen Jock der Aphrodite den Gürtel lösen möchte. Man sagt, daß eben durch diese Patroullen die Lusternen auf die Gelegenheit aufmerksam geworden sind. Verschiedene Amadis und Don Quixotts, die theils ihrer Dulcinea, theils Ihrem Schmetterlinge nachspürten, seyen Mitten aus dem Gefechte irgend eines bestandenen Abentheurers aufgehoben, und zur namhaften Geldstrafe verurtheilt worden. Ist sind diese Keuschheitswächter unnöthig. Es war ungerecht, dem Mächer anlockende Gelegenheiten so zu sagen, hinzupflanzen, und, wenn er ihren genoss, ihn sodann zu strafen. Der Gesehgeber muß nicht wie eine Spinne im Hinterhalte auf den Verbrecher lauschen, und wenn er strauchelt, ihn vor den Richterstuhl fodern. Das Gesetz muß so viel als möglich die Bahn ebenen, daß der Schwächling nicht strauchle. Und so macht' es auch der Kaiser. Es war ihm wenig damit gedient, daß dieser Ort, der bloß zum Vergnügen dienen sollte, eine Mausefalle würde, worinn sich jeder, der da Jett wittert, fangen könnte. Es lag ihm mehr daran, die Gelegenheit selbst aus dem Wege zu räumen. Er ließ daher alle jene — ohngeachtet des Ver-

botes

bottes so erst zum paphischen Tempel umgeschaffene Lust-
hause — durchhauen, Fußsteige und Fahrwege durch-
ziehen, und so — da jedermann darinn herum wan-
deln darf, — alle die Verborgenheit, welche sonst
anlockte, vernichten. Er erhielt dadurch zweien Vortheile
zugleich. Er verhütete, daß seine Bürger nicht mehr
von den Keuschheitswächtern wie die Fliege von der
Spinne in ihrem Netze gefaßt wurden; und verschaffte
zugleich dem Ganzen einen Reiz mehr, indem durch
diese angelegten Wege sich nun die schönsten, die uner-
wartetsten Aussichten in die Ferne dem Auge
bieten. —

Freilich giebt es viele, denen diese Auslichtung
des Praters nicht gefällt. Aber das sind auch nur Her-
ren und Damen, die des Tages Licht bey ihren Unter-
haltungen scheuen; oder keinen Sinn für das Große,
Weitausehende haben. Wer kann allen Narrenkaps-
pen Recht thun? —

Unsre Feuerwerke, deren wir zwey im Prater ha-
ben, sind ein Vorzug dieses Orts, der ihn vor allen andern
ähnlichen auszeichnet. — Wenn man bedenkt,
daß diese Feuerwerke öffentliche Spektakel fürs Publikum
sind, und wenn man ihre Reichhaltigkeit, ihre Abwechs-
lungen, ihre Kunstprodukte dann bloß als — Werke
einzelnr Unternehmer betrachtet, so muß man gestehen,
daß wir ganz allein diese Spektakel besitzen. Es ist



nicht möglich schönere — aus diesem Gesichtspunkte zu geben. Verstehn Sie mich wohl, Freund. Ich rede von unserm Feuerwerke, wie von unserm Schauspiel. Wenn Fürsten bey Gevorflichkeiten Lustfeuer abbrennen lassen, so zweifle ich gar nicht, daß diese Feuer prächtiger, und kostbarer seyn können und auch wirklich sind. Aber — als bestimmtes wöchentliches Schauspiel betrachtet — existirt nirgends ein Amphitheater, auf welchem schönere Feuer abgebrannt würden.

Diese Lustfeuer werden stark besucht. Auch ist es eine mit sehr vielen Nebenvergönigungen vermischte Unterhaltung. Am schönen Sommertage so im Grünen seine Mahlzeit, unter schattigen Bäumen und der Tafelmusik tausend fröhlicher Vögel singend; dann Gottes herrliche freie Luft auf all' den abwechselnden Spaziergängen einzuathmen; endlich den Schwall von Menschen, der wie eine Fluth aus der Stadt gegen den Abend in Kutschen, zu Pferde und zu Fuße sich hier zusammenendrängt, zu überschauen — schon dies lohne die kleine Auslage, die für das Feuerwerk bey'm Eingange im Prater bezahlt wird, reichlich. Sie können sich keinen Begriff davon machen, Freund, wenn Sie es nicht selbst mit ansehen, wie die Tausende, die sich oft sammeln, jedes nach seinen eianen Planen und Absichten da herumtrippelt und herumschlendert. Sie treffen zuverläßig die ganze junge schöne Welt an, die sich zum Kaufe

Häuse herumtrüge. Da sollten Sie das Bittern der Spürhunde, das Aportiren der frisirten Dodelchen, das Zusammenkitten aufgejagter Füchse und Füchslinnen, das Hetzen und das Vorempfinden darauf folgender Priapsgeschichte, (und all' den Bierwarr bemerken, und Sie müßten lachen, wenn Sie auch zehnmal Heraklits Thränungsgefühl besäßen. —

Der Prater ist, wegen der vielen abwechselnden Eenen, woran sich die verschiedenen Launen der Menschen innigst ergöhen können, ein Ort, dessen Genuß wir lediglich der Menschenliebe des Kaisers zu danken haben. Vormalo wurden Schweine und Hirsche darinn gemäset und fast Niemand durst' dieses Lustwaldes genießen. Joseph öfnete ihn Troß all' der Gegenmänn seiner Hofleute — seinem ganzen Volke. Einige seiner Vertrauten stellten ihm vor, daß es für den Adel sehr unschicklich seyn würde, so unter dem Troße von gemeinen Leute herum wandeln zu müssen. — „Was schadet's,“ antwortete Joseph, — auch diese Leute sind Menschen, und gute Menschen. Wenn jeder nur mit seines Gleichen umgehn wollte, müßt ich mich in die Gruft bey den Kapuzinern zu den Leichen meiner Vorfahren einschließen.“ — Eine andre Parthey eröfnete ihm, daß durch die Menge der Menschen das Volk aus dem Prater vertrieben werden. — „Aber doch nicht aus meinem Lande?“ antwortete er. —

Nein, aber es wird wild und scheu. — Desto besser! Ich will Wild — und nicht Röhre sagen! — Man sah endlich ein, daß Joseph zu viel Volksliebesäße, und stund von fernern Vorstellungen ab, — und ist ist unser Adel an das Volksgewühl so gewöhnt, daß er selbst an diesem eine Art von Unterhaltung und Reiz mehr findet. So kann der Fürst die Denkmäler art vieler Tausende durch sein Beispiel umschaffen.

Wier und vierzigster Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie glauben, wir Wiener liebten nicht auch die Vergnügungen, die uns das Land anbietet. Sie können auf einige Meilen weit im Sommer auf dem Lande herumfahren, und fast in jedem Dorfe Gesellschaften aus der Stadt antreffen. — Nußdorf, Klosterneuburg, der kahle Berg, Mauerbach, Simmering, Schönbrunn, Larenburg, Baaden, und ungleich mehrer Dörfer locken den nach Zerstreuung, nach Unterhaltung lüsternden Städter zu sich. Es ist billig, daß ich Ihnen die Unterhaltungen von einigen dieser Dörfer in etwas beschreibe.

Nußdorf — am Fuße des Leopolds Berge auf der einen, und an der Donau von der andern Seite ist zwar nur ein Dorf, aber, wie die meisten um Wien herumliegenden Dörfer, mit den schönsten, geschmackvollen
sten

den Lusthäusern geziert. Ausser den Privatgesellschaften, welche die Eigenthümer dieser Gärten und Lusthäuser den Sommer, auch Fastnachtszeit hier veranstalten, und die sich allemal durch Trink und Freßgelage auszeichnen, finden sich auch fast wöchentlich das ganze Jahr durch geschlossene Gesellschaften in dem grossen Saale zu Bacchanalien ein, wo gegessen, getrunken, geschäkert, hochgesprungen, und Lanzen gebrochen werden, daß es eine Freude ist. Sie können sicher darauf rechnen, daß mehr als die Hälfte von Mutter Evas Geschlechte, das man hier antrifft, die gutherzigsten Kinderchen sind, und bey solchen freundlichen Kinderchen kann ja unmöglich den Gästen die Zeit lang werden. —

Auch nach Klosterneuburg fahren oft von Wien Gesellschaften hinaus. Aber hier geht es etwas solider zu; denn Seine Hochwürden der Herr Prälat, sänden es wol seine geistliche Würde, wenn die Gäste, welche ihm die Ehre ihres Besuchs gönnen, etwas mehr, als sich unter den Tisch zu faufen, suchen wollten. Auch wird hier weiter nichts, als der reiche Klosterschatz, der schöne Keller, und die Prälatur besehen, — dann auf gut deutsch, dem edlen Nebensasse der Krieg angekündigt.

Der kable Berg wurde, so lange die Geistlichen noch in ihren Zellen eingeschlossen waren, selten besucht, ohngerechnet hier die schönste Aussicht über die ganze



Ebene Wiens, und eine unglaubliche Strecke des Donanflusses ist. Seit dem aber die guten Mönche ihre Zellen verlassen, und nun Tracteur und Birth da zu finden ist — o, da wandern ganze Karavannen hinaus. Sie sollten nur sehen, Freund, wie an dem Orte, wo so lange Zeit mit dem größten Gott ergebenen Herzen Nichts gethan wurde, (denn Essen, Trinken, Psalm singen, Dosen dreheln, und solche Kleinfügigkeiten mehr, wird man doch wohl nicht unter wichtigere Geschäfte, als — Nichtsthan rechnen wollen?) — ist pokulirt, muscirt, getantz, geherzt, geküßt, Schnucken im tiefen Walde gesucht, Schmetterlinge gehascht, und Maulwürfe, jagden gehalten werden. *Accidit momento, quod non speratur in anno.* —

Eben so lustig und wohlbehaglich befinden sich die Gäste in Mauerbach, ohngeachtet wie der Tag geht, — die Wiener auch vorher schon nie, ohne mit einem dicken Nebel vor den Augen, von da nach Hause schlendern konnten.

Auch in Simmering, einem Dorfe an der Landstraße nach Ungarn, finden sich Gesellschaften die Wenige ein. Kaufmannsbürschchen, mit ihren Putzmacherinnen, Stäuffermädchen, oder mit sonst einer irgendwo aufgeschachten *Dulcinea Venaria*, wählten diesen Ort vorzüglich zu ihrem Tummelplatz. Der Birth freuet sich dieser Herrn vorzüglich, denn er weiß, sie verkschlampam-

pen mehr, als jeder andre Gast. Er ist daher auch so höflich, jeden zu adeln. „Wie befinden Sie sich Herr vom rothen Zigel?“ — „Und Sie, Herr vom blauen Hut?“ — und so weiter. Was mir übrigens an diesen Herren vorzüglich gefallen ist, daß sie gerade diesen Ort zu ihrem Lieblingsort wählten, wo sie die Warrenlinie passiren müssen. Ich zweifle nicht, daß manche, wenn sie vor St. Marx vorbeysfahren, zu sich selbst sagen werden: auch ich gehöre hinein. —

Unter den nahen Oertern wird Schönbrunn, das Sommerschloß der verstorbenen Kaiserin, am meisten besucht. Es ist aber, auch der Mühe werth, daß man es besucht. Der Garten, welcher ist ganz frei für Jedermann ist, gehört unter die vorzüglichern Merkwürdigkeiten, die man in und um Wien sehen kann. Einzelne, oder auch in Gesellschaften treffen Sie oft zu Hunderten die Gäste an, welche schon früh hinausfahren, im Koffeehause frühstücken, im Garten bis eins oder zwey spaziren gehen, dann sich zu der Tafel setzen und zechen, wieder in den Garten eilen, und mit all dem Gefühle des wahren Vergnügens sich unterhalten. Dieser Ort hat den Vorzug, daß er meistens nur von ausgesuchten Gesellschaften besucht wird. Sie finden hier wirklich oft die artigsten Leute aus allen Ständen, und man hat hier, — wie fast bey allen unsern übrigen Zusammen-

Künsten



künften die Convention getroffen, ganz frey und ungezungen seinen Launen fröhnen zu dürfen. Man speist sehr gut; und um verschiedene Preise; man thut am besten, wenn man die Anzahl der Gesellschaft, den Preis der Tafel, und die Stunde, wenn man spielen will, schon Tags vorher dem Tracteur durch die kleine Post meldet. Auch Laxenburg hat diese Vorzüge, nur wird es nicht so oft besucht, weil es weiter entfernt, und so zu sagen das Sanssouci unsers Kaisers ist. —

Hingegen wimmelt es den Sommer durch in Baden. Wenn sie in Wien wären, Langeweile hätten, Familienbekanntschaften mit oder ohne Absichten suchen, — gehn sie nach Baden; in Zeit von vier Wochen kennen sie die halbe Stadt. Unse Damen und Fräulein, die ins Bad gehn, sind die anmuthigsten Göttinnen, die man sich auf den Zaubergerilden dieses Lebens wünschen kann. Hier wohnt Frau von S — ihre Gemahl muß seiner Geschäfte wegen in der Stadt bleiben — sie weiß sich die Zeit zu Nuße zu machen und läßt sich froctiren, daß sie frisch und gesund aus dem Bade zurück in die Arme ihres lieben gutherzigen Männchens kömmt. Dort spaziert das gnädige Fräulein von □, Anmuth und Freundlichkeit und alle Grazien schweben um sie. Sie klagt ihrem Papa, daß Gott weiß, was für Unpäßlichkeiten sie plagen. Das Bad wird vorge-

schrie-

schreiben, — es wird hinausgefahren, nach ein paar Tagen eine Wehmutter geholt, — vierzehn Tage ver-
gehn, und man sieht das gnädige Fräulein mit einemmal
frisch und gesund wieder und ein Schwarm großnäsiger,
breitschultriger und dickwädiger Ritter, flattert um sie
herum. — Ist das nicht für Sibariten das herrlichste
Leben, das sie sich wünschen können?

Wenn Sie die Menge unsrer Kaffeehäuser, Gärten,
Tanzsäle und Promenaden, und zugleich die Menge der
Leute, welche man zu jeder Stunde des Tages in diesen
Orten antrifft, überrechnen, so werden Sie erstaunen
über die Anzahl der Müßiggänger, Schwelger, und sol-
cher Menschen, die ihr ganzes Leben zwischen Schlem-
men, Spaziergehn, und Schlafen theilen. Viel-
leicht ist kein Ort in der Welt, wo man müßigere Ge-
schöpfe von Menschen antrifft als hier. Die große An-
zahl dör, welche von ihren Kapitalien leben, und
die noch grössere Anzahl solcher, welche sich des Ta-
ges reichlichste Arndte oft schon in einer Viertelstunde
verdienen; die Bürgersehnuchen reicher Väter, — und
endlich, die fast unüberschbare Menge des Adels mit sei-
nem Gefolge, das so selten reellere Beschäftigungen
kennt, — scheint diese Sibariten-Laune erzeugt und ge-
nährt zu haben. Indes ist eben dieser Geschmack am
Müßiggange, für die vielen Fremden, welche zu uns
kommen, vortheilhaft. Ohne erst sich durch viele Um-
wege

wege Bekanntschaften und Unterhaltungen zu suchen, — findet sie der Fremde allenthalben, wo er hinkömmt.

Fünf und vierzigster Brief.

Sie werden heute kaum den Inhalt meines Briefes errathen. Müde, immer und ewig! Allgemeinheiten zu plaudern, will ich Sie mit einigen Anekdöthen unterhalten.

Der Edel Herr von Pavian hatte die Thorheit, ein allerliebstes, artiges Weibchen zur zweyten Ehe zu wählen. Eifersüchtig wie er — lauschte der alte Ritter auf jeden Schritt, den seine Gattinn machte. Ohrenbläser raunten ihm auch wirklich allerley Händelchen von seiner Gattinn ins Ohr. Darüber aufgebracht, schwört er die glühendste Rache gegen seinem ungebeten Mitgehilfen. — Er reißt auf sein Guth, um seiner Gattinn Gelegenheit zu machen. Diese unterhält sich mit ihrer Kammerjungfer, und ist frölichen Muths. Das liebe Weibchen aß den Käse gern; allein der Edel Herr von Pavian konnte aus vielen Gründen den Käß in seinem Hause nicht dulden. Madame war also gezwungen nur heimlich ihren Appetit zu stillen. Auch diesmal benutzte sie die Abwesenheit ihres Mannes; allein, indeß sie mit dem behaglichsten Appetite ihren Käß verzehrt, kommt der gnädige Herr. Das Weibchen

den erschrickt, will sich mit ihrem Raß nicht überraschen lassen, und verbirgt ihn in der Eile in ihr Bett. Herr von Pavian, in der Hoffnung seinen Rival zu erschleichen, stürmt plötzlich in seiner Gattinn Zimmer; er sieht sie zerstreut, das Bett in Unordnung. Was ist gewissers, als die Untreue seiner theuren Ehehälfte. Er zieht den Degen, stürzt zum Bette, und sticht mit allem Grimme auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler los, der sich im Bette verbergen hat. — Pavian fühlt etwas Hartes an seiner Degenspiße. Ha! endlich hab ich dich; Elender, schrie er, und stach noch einmal zu, riß die Decke vom Bette, und fand, was er wohl nicht suchte, einen ziemlich grossen fetten Laib Schweizerkäse. Daß sich Pavian seines Ritterzuges schämte, können Sie sich leicht denken. —

Herr von Omay, auch einer von den glücklichen, der seiner artigen Gattinn wegen eine namenslose Zahl von guten Freunden hat, bekam — als er eben prächtige Tafelhielt — auf einer grossen silbernen Tasse einige Perlen zu einer Zeit, wo sie die größte Seltenheit waren, zum Geschenke. Seine Schmeichler berebeten ihn bglb, zu glauben, dieß Geschenk käme vom Prinzen † †. Stolz auf diese Ehre, und aufgefrischt von seinen Freunden, die sich auf seine Kosten was zu lachen machen wollten, glebt der Gek Tag darauf ein Memorial ein, worinn er bat, zum ewigen Andenken

dieser



dieser grossen Ehre — Lerchen in seinem Wappen führen zu dürfen. — Einige Tage darauf, als von Umay wieder Tafel gab, ward wieder eine silberne Tasse mit einer schönen Pastete geschickt. Wer kann dieser unbekante Gönner anders seyn, als eben der Prinz, dachte er sich. Voll Vergnügen hebt er den Deckel der Pastete selbst weg, und siehe! ein Männchen mit grossen Hirschgeweihen, springt vermittelst einer künstlich angebrachten Feder mit einem Zettel in der Hand hervor, mit der Aufschrift: willst du mich nicht auch in deinem Wappen führen?

Frau von K. und Frau von T. lebten einige Jahre als die innigst vertrautesten Tausendfreundinnen zusammen. Keine Gesellschaft, keine Spaziersfahrt, keine Redoute konnte besucht werden, ~~voran sie nicht bey-~~ bey-sammen waren. Ihre zärtliche Freundschaft zeichnete sich sogar in der Wahl ihres Puges aus; denn nie sah man diese zwey Grazien anders — als gleich coëffirt, gleich geschminkt, gleich gekleidet und gleich maskirt. Aber wie bald kann solche Damenfreundschaft nicht zertrümmert werden! Und dieß geschah auch hier. Frau von T. — fiel auf den unseligen Gedanken, sich heimlich eine Maske machen zu lassen, um ganz unerkant auf der Redoute zu seyn. Unglücklicher Weise kommt der Schnellkurier einen Tag vor der Redoute zur Frau von K. mit der Maske. Sie erblickt sie, fragt, für wen sie ge-
und

und bestellte sich eine ähnliche. Der Schneider gehorcht, Frau von A. eilt so frühzeitig als möglich auf die Redoute — das erstemal ohne ihre zärtliche Freundin. Frau von T. — kommt später, wundert sich, eine gleiche Maske hier anzutreffen; erkennt ihre Freundin, wird zornig, und geräth in den heftigsten Wortwechsel. Die zwei Damen verließen die Redoute mit den größten Beschimpfungen, die sie sich erwohlen. — Tags darauf lagen beide. Man fand Ursache, die zwei Narren für ihre Eitelkeit büßen zu lassen. Der Proceß wird in die Länge gezogen, geldsplitterig gemacht, und so eingerichtet, daß jede dieser Damen — einer Maske wegen — einige tausend Gulden für Gerichts- und Proceßkosten zahlen mußten. — Von solchen Thorheiten müssen sich die Advokaten zu bereichern suchen. —

Einer der vornehmsten Kavaliers verliebte sich in die Tochter eines Banquiers. Das Fräulein erhielt fleißige Besuche von ihm, sah aber bald, daß diese Besuche nur Tandelepen zur Absicht hatten. Sie entdeckte es ihrem Vater. Dieser konnte dem Kavalier den Zutritt zu seiner Tochter nicht so schlechtweg verbieten. Endlich entwirft er seinen Plan. Er befehlt seiner Tochter, sobald sie wieder um einen Besuch gebeten würde, ihn zu erlauben, die Stunde aber ihm selbst zu entdecken. —



Der Kavalier, voll süßer Erwartung, endlich zum ganz glücklichen Schäfer gemacht zu werden, erscheint. Kaum war der Vater von seiner Gegenwart benachrichtigt, so ruft er alle seine Leute, giebt jedem zwey Bindlichter, mit Befehl, auf der Treppe zu warten, bis der Kavalier aus dem Zimmer seiner Tochter kommen würde. Die Leute gingen an ihren Posten, der Vater selbst blieb vor der Thüre mit zwey Lichtern in der Hand stehen. Verauscht vom ersten Handkusse, den er seiner Götting gab, hüpfte nun der vornehme Liebhaber aus dem Besuchzimmer. Wie erstaunt er, als er diese Beleuchtung vor sich sieht! Was soll das, fragt er ganz betroffen? — Eurer Excellenz, antwortete der Vater, Ihnen meinen schuldigen Dank abzustatten für die Ehre, die Sie mir und meiner Tochter erweisen wollen. Sie werden erlauben, daß ich einen so hohen Gast, wie Sie, der Gefahr entreiße, auf der Treppe Schaden zu leiden. Ich und meine Leute werden die Ehre haben, Sie bis auf die Gasse zu begleiten. — Alle Einwendungen waren vergebens. Der Kavalier mußte sich gefallen lassen, sich um die Mittagsstunde mit zwanzig Bindlichtern unter tausend Dücklingen und ehrfurchtsvollen Komplimenten zum Hause hinaus leuchten zu lassen. — Ob er sich wohl der Gefahr noch einmal ausgesetzt haben wird, dieselbe Ehre zu empfangen? —

Damit



Damit Sie sich einen Begriff machen können, was für Fallstricke manchem jungen unersahnen Laffen gelegt werden — diene Ihnen folgende Geschichte. Graf von ** — jung und unbekannt mit der Welt, wie mans immer in Akademien unter geistlichen Händen seyn kann, kam als Kadet unter ** Regiment. Infalliger Weise bekommt er im Theater Bekanntschaft mit einer Person, die lediglich unter dem Namen Barones von o bekannt war. Er war stolz darauf, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, ohngeachtet sie ihn in 8 Tagen 130 Dukaten kostete. Diese Dame war wegen Familienangelegenheiten hier, und wies ihm sogar die Bräse, die sie aus Italien erhielt. — Einst saßen sie am Tische im vertraulichsten Gespräche, als ein Wagen vor dem Hause halten bleibt. Er sieht hinaus, und erkennt seinen General. Er sagt es, sie erschrickt, und schreyt, ums Himmels willen, er darf Sie hier nicht antreffen; der General besorgt meinen Proceß. In der Angst wußte sie ihn nirgends zu verbergen, als in ihrem Kleiderschranke. Der General kommt, umarmt sie, schlendert mit ihr auf Kanapee, und der Kadet — schwißt vor Angst und Eifersucht im Schranke wie eine Wassermaus. Es war auch kein Spaß, so was mit anhören zu müssen. Unglücklicher Weise fällt es seiner Excellenz ein, zu sehen, ob die schöne Barones ihr neues Kleid schon erhalten habe. Er springt zum Schranke, reißt



ihn auf, und der junge Graf steht wie versteinert da. Bär' Hogarth oder Chodowiczky zugegen gewesen, er hätte aus des Generals und des jungen Grafen von ** Stellung die komischste Gruppe machen können. Nach einer kleinen Pause, in der sich Seine Excellenz wieder faßt, fragt er mit lautem Gelächter: Madame, haben Sie viele solche Kleider? — Das Kadetchen schlich sich beschämt fort. — Einige Wochen darauf fand er die Baroneß in Preßburg, und man sagte ihm, daß sie eine Schloßbergernymphe wäre, die vor einigen Jahren einen Edelmann, der auf den Rambuz kam, um einige tausend Gulden geschnellt habe, mit dem Gelde nach Wien gereißt, und nun eine Phryne für die höhere Klasse worden sey. — **Sie sehn, Freund, daß bey uns die Galanterie-Jägerinnen allerley Masken wählen, hinter welchen sie ihre Farcen aufführen.**

Ueberhaupt, mein Vester, fallen hier solcher Fuchspelereien die Menge vor. Es übersteigt beynahe alle Vorstellung, wie weit und wie fein die Koketterie unter uns getrieben wird. Von den zügellosesten Bacchantinnen, die mit thierischem Jauchzen in jedem Blicke nach Wollust lechzen, bis zu der reizenderen Cypris hinauf die, von Grazien umflattert, den thierischen Sinn mit Lächeln und Anstand übertüncht, — lebt und weht alles in den Armen der Liebe. Wo man hinblickt, steht eine Göttinn oder ihre dienstfertige Jofe, eben so in den
Mysterien

Mysterien der Welt eingeweiht, wie jene; — und wo man hinsieht, lauern Priapen, mit jovialischer Freude im Gesichte auf die glückliche Stunde, irgend einer Dirne auf Paphos Gefilden ihren Verhbrauch opfern zu können. Woher doch immer diese sibirische Denkungsart kommen mag? Mich deucht, dieß Problem süßlich aus der Erziehungsmethode einzelner Familien auflösen zu können. Das reiche Bürgermädchen (ich versteh darunter den ganzen Mittelstand unserer Stadt) ist das Herzstück der Mutter. Diese sagt ihr nun bey jeder Gelegenheit, wie so wunderschön und bezaubernd sie sey! Ehen als Kind schreckt die Mutter ihre Töchterchen mit der Drohung, daß sie häßlich werden würde, wenn sie bläß oder jenes nicht unterließe. Die ganze Zärtlichkeit ihrer Mutter schränkt sich auf die edle Sorgfalt ein, das Mädchen so schön, als eine Circassierinn für das Serail irgend eines Kavaliere oder reichen Bürgers, der sie heirathen wird, zu erziehen. Ist es ein Wunder, wenn nun, schon in der frühesten Jugend, dem Mädchen der Kopf mit der hohen Idee ihrer Reize geschwängert wird?

Da nebenbey unsre schönen Mütter selbst noch gern die Eitelkeit spielen, gern sehen, daß man auch mit ihnen um den Minnesold liebelt, und da die Mütterchen noch überdies so gutherzig sind, ihre Töchterchen Augenzeugen seyn zu lassen, wenn sie irgend ein Abendheuerchen bestehen; so ist es die natürlichste Folge,



daß das schöne Mädchen, sobald sie einem jungen Manne gefällt, ihn nicht lange gönzelt und geckt, sondern lieblich ihm die Hand drückt, und nach Herzenslust weiter spazeln läßt —

Unsre Jünglinge, eben so müßig, wie die meisten ihrer Väter, und eben so tändelnd, wie sie, wissen zu gut, was ihren kleinen niedlichen Gespielinnen frommt. Sie stehen keinen Augenblick an, sie durch Schmeicheleyen und tausend kleine Zärtlichkeiten einzulullen.

Dies wechselseitige Bestreben, zu lieben und geliebt zu werden, wird bald zur Gewohnheit. Die junge Dame braucht, die Wachsamkeit ihres mürrischen Vaters zu hintergehen — eine Gehülfinn. Ihre Zuse wird also anfangs der weibliche Merkur. Sie findet aber bald Wehagen daran, die Gelegenheiten, die sie für ihre Dame bestellt, auch für sich selbst zu bestellen. Und so geht die Reletterie von der Herrschaft auf die Diener über. Je mächtiger man seine Reize fühlt, desto mehr erwacht auch das Bestreben, sie den glotzenden Augen der Ritter noch unwiderstehlicher zu machen. Puz und Glitter und alles, was diese Eitelkeit unterstützt, wird in den Augen unsrer Schönen Bedürfnis, ohne welchen sie nicht leben zu können glauben. Papa und Mama, so äßlich sie auch ihr Töchterchen lieben, wollen und können öfters diese Eitelkeit nicht befriedigen. Nun werden Neze ausgeworfen, und wer sich darinn fangen läßt, wird



Wird so lange geheckt, bis er und seine Börse die Schwind-
sucht auf dem Halse haben.

Amer und seine Mama scheinen im strengsten Ver-
stande auch bey uns ihre unbegranzte Herrschaft errich-
tet zu haben. Sehn Sie auf unsre Promenaden, se-
hen Sie den Zusammenfluß der Damen und Herren,
kannnen Sie über den anlockenden Puz der einen sowohl
als der andern, und fragen Sie: warum diese Weuue?
warum dieser Puz? und Sie müßten die Auaansprache
sehr schlecht verstehen, wenn Ihnen nicht aus jedem Bli-
cke ein Amerettchen zulächelte und zu sagen schien: mir
zu Gefallen geschieht dieß alles. —

Ich will nicht einmal der Abendpromenaden auf dem
Graben, Hof- und Kohlmarke erwähnen. Die Her-
ren, die da herumtrotten oder auf der Passe stehn, sind
selten von feinerem Gefühle, als irgend ein Catyr oder
Gamm in den alten Zeiten der Fabeln. Auch die Dul-
cineen — ohngeachtet sie nur mit dem frommen Wun-
sche ihre Patrouille hier herum machen, doch ein lusternes
Iddelchen mit nach Hause zu schleppen, um es auf dem
Altare der Aphrodite aufstellen zu können — sind nicht
von besserem Schlage; Deßen — welche jede Schnauze
beriechen darf. Aber die Spaziergänge, wo sich die
feinere Welt sammelt, sich zeigt, — diese liefern dem
Menschenforscher die unlängbarsten Merkmale einer all-
gemeinen Huldigung der Liebe. Das Fräulein wünscht



ihren Adonis zu erblicken; die Dame ihren Hausfreund aufzuspiiren, — beyde oft sich neue Gesellschafter zu erhaschen, — der junge Herr sich seiner Geliebten zu empfehlen, der Gatte eine Gehülfinn zu finden, die seine mürrische Ehestandelaune überuckelte und so weiter. Sie können versichert seyn, daß auf all' unsern Promenaden, Redouten, Gesellschaften und Schauspielen neue Bekanntschaften angespinnen, neue Abentheuerchen bestanden, und so der Liebe — wenn auch nur idealisch — neue Opfer gebracht werden. —

Die Begierde nach Liebe verleitet oft zu seltsamen Thorheiten. So auch bey uns. Manche mittelmäßige Bürgerstöchter wirft sich, bloß um die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, oft in einen Puz, des für Damen vom ersten Range nicht zu geringe wäre. Hingegen versteckt sich oft manche wirkliche Dame, bloß um unerkannt ihre Ritterschde zu enden, in einen Anzug, der ganz außer dem Zirkel ihres Standes ist. So können Sie oft auf den Redouten und auch sonst auf und fern Sälen Damen von Bedeutung antreffen, die ihren Stubenmädchen die Kleider abbergen und darein verummnen. Diese Art von Maske ist izt überhaupt sehr in der Mode. Ich kann mich unmöglich enthalten, hier über nicht meine Glossen zu machen.

Man sah schon lange her die Stubenmädchen für Geschöpfe an, die die glücklichsten Rollen in dem Reiche
der



der Liebe spielen. Seitdem aber Nautenstrauch, — den sein guter Genius ja bewahren mag, sich in ein Stubenmädchen zu verlieben, wenn er anders nicht — aus Nahe von ihnen zerrissen werden will — auf den Gedanken fiel, die Charitinnen unsrer Damen so gottesjämmerlich herunter zu sehen — seitdem ist es bey uns fast allgemein dahin gekommen, mit dem Begriffe der Stubenmädchen auch den Begriff — der sellen Dirnen zu verbinden. Unrecht ist diese Verbindung allemal; aber — was soll man nun denken, wenn unsre Damen, seitdem diese Verbindung der Begriffe die herrschende Denkungsart unsrer Leute ward, ist so gern die Maekel der Stubenmädchen wählen? Läßt es nicht, als wollte die schöne Gräfin schon durch ihre Wimmern dem Lästern hieroglyphisch zu verstehen geben, was für Begriffe er — auch bey ihr verbinden solle? — Ich kann mich irren, ich gesteh es, und wünsche es — aber dieser Gedanke bot sich mir von selbst dar, und ich glaube von dieser Seite allemal einige Entschuldigung von unsern schönen Damen zu verdienen. —





Sechß und vierzigster Brief.

Preßburg,

den 18ten Nov. 1742.

Borgestern bin ich gutgepackt und wohlbehalten in Preßburg angekommen. — „Aber Preßburg liegt ja in Ungarn, und —“ Ja, dieser Ort ist wirklich seit der Regierung des österreichischen Erzhauses die Haupt- und Krönungsstadt dieses gesegneten Königreichs, und wenn man sich dieses ein wenig im ausgedehnteren Verstande denkt, so hat es den Erbsünd des christlichen Namens zum Nachbar, der es so oft verheerte, und einen großen Theil desselben fast ein ganzes Jahrhundert hindurch besaß. Zum Glück ist mein Geruch nicht so fein, als der jenes bayrischen Grenadiers, der, als er mit den Hülfskruppen seines Fürsten auf der Donau hier anlangte, und den ersten Fuß ans Ufer setzte, seinen Kameraden zurief: *Courage, Brüder, ich rieche den Türkenhund schon!*

Doch sorgen Sie nichts. Hier bin ich ißt vor diesen Barbaren sicher, und gar nicht gesonnen, ihnen in den Nachen zu laufen. Ich gedenke einige Tage hier zu bleiben, mich mit dem Herrn von ** zu ergötzen, und an seiner Seite die Stadt zu durchschweifen; — wenn das Wetter es zuläßt, den Ratschdorfer Wein und den St. Jörgen Ausbruch in loco zu kosten, und vielleicht auch

auch Lanschütz und Esterhazy zu besuchen, dann aber mit eben dem Fuhrwerke, welches mich hieher brachte, wieder nach Wien zurückzukehren. —

Preßburg liegt hart an dem Ufer des Donaustroms, der, da er hier sehr schnell und reißend ist, seinen Lauf schon oft zum Nachtheile der Stadt verändert hat. Er theilt sich hier in verschiedene Arme, welche sehr reizende und fruchtbare Auen bilden. Die Lage der Stadt ist vortreflich, die Luft gesund, und die Brunnen mit den besten Wassern versehen. Gegen Morgen und Mittag eröffnet sich ihr eine weite und fruchtbare Ebene, gegen Abend und Mitternacht aber wird sie von den hier sich ganz sanft erhebenden karpatischen Gebirgen bedeckt, auf welchen auch das königliche Schloß steht, und dem Ansehn der Stadt keine geringe Zierde verschafft.

Noch vor wenig Jahren war diese Stadt mit Mauern und Gräben eingeschlossen, ist aber sind die erstern verbaut und durchgebrochen, die letztern aber verschüttet, und ein Thor niedergedrückt. Man wollte nämlich die innere Stadt mit den Vorstädten vereinigen, und aus einem ohne Plan angelegten Orte eine regelmäßige Stadt machen. Man setzte deswegen eine eigene Verschönerungskommission nieder, die aber, wie es der Augenschein zeigt, diesen Namen gar nicht verdient. Die große Maria Theresia erlaubte es selbst, sie entließ diese Kommission in Gnaden, und nun steht



steht sie da, die arme Stadt, wie eine Schöne, die ihrer Kleider bis aufs Hemd beraubt worden — oder schicklicher, wie jene durch einen nächtlichen Lärm aufgeweckte Nonne, die in der Eile die Hosen ihres Beichtvaters statt des Schleiers auf den Kopf setzte. Die Gassen sind, einige ausgenommen, eng und ohne Schuur angelegt; die Häuser gut, aber meist ohne Regeln der Baukunst. Der neugebaute Pallast des Kardinalprimas steht da in einem Winkel, hat viele Säulen und Statuen, einen großen Saal und prächtig meublierte Gemächer, aber für das Auge des Kenners eben kein einnehmendes Ansehn. Ueberhaupt sind die meisten Gebäude unter dem Händen ihrer Baumeister verunglückt, und zeugen von dem noch gar nicht getheiligten Geschmack ihrer Bewohner. Dieses gilt ebenfalls von den Kirchen, worunter noch die, welche der verstorbene Primas Emerich Esterhazy aufführen lassen, die erträglichsten sind. Unter diesen prangen die Kuppeln der Trinitarier, oder wie man sie sonst nennt, der Weißspanier und der Elisabethinerinnen mit den Gemälden des berühmten Gass Tibiena, der im Dienste dieses Prälaten stand. Auch die Kirche des sogenannten Baisenhäuses ist sehr schön angelegt, steht aber seit dem Tode ihres Erbauers, des erst erwähnten Fürstprimas, unvollendet und dem Verderben der Zeit ausgesetzt.



Die Pfarrkirche ist ein starkes, gothisches Gebäude mit einer modernen Thurmkuugel, die ihr eben so schön steht, wie dem Bettler eine spanische Perücke. — Das königliche Schloß, welches ehemals wohl drei Klöstern dicke Mauern hatte, und zu einer Festung diente, ist mit unsäglichen Kosten des größten Theiles dieser Würde entladen, und zur ehemaligen Residenz der Erzherzogin Maria Christina und ihres Gemahls des Herzogs Alberts eingerichtet worden. Man sagt, daß die Zimmer, als sie von diesen liebenswürdigen Personen bewohnt wurden, überaus kostbar sollen meubliert gewesen seyn. Besonders aber soll die Bildergallerie mit vielen Stücken der besten italienischen und niederländischen Meister geprangt haben, wovon viele dem Herzoge gehörten, die er mit sich nach Brüssel genommen, die übrigen aber in das kaiserliche Belvedere nach Wien gebracht, und nur solche, die diesem herrlichen Tempel der Kunst entbehlich waren, zurückgelassen worden. Jetzt steht alles leer, bis auf einige Zimmer in den äußern Gebäuden, die ein Paar übrig gebliebene Pensionisten des Herzogs indess bewohnen.

Die Aussicht von diesem Schlosse ist eine der prächtigsten, indem man weit umher eine mit Flecken und Dörfern, mit Fluren und Auen, mit Wäldern und Weingärten, mit Aeckern und Gebüsch bedeckte Ebene vor Augen hat. Und ich mußte mich von einem Altane mit
Gewalt



Gewalt wegreißen lassen, um den Zimmerwärter, der bey allen diesen Schönheiten der Natur gähnte, nicht so lange von seiner Küche träumen zu lassen. Aber vielleicht gähnen Sie auch schon bey meinem Geschwätze, ich will es daher abbrechen, und Sie ein andermal vielleicht besser zu unterhalten suchen.

Sieben und vierzigster Brief.

Noch bin ich in Preßburg, mein Vester, und bemühe mich, im Zirkel meiner Freunde all' das Schöne ganz zu genießen, welches ein Fremder hier nur genießen kann. Die sogenannte Wiener Predigerkritik machte hier selbst unter den Protestanten großes Aufsehn. Wahr ist es, selbst bey Ihnen würde sie es machen, und ich bin überzeugt, daß Ihre Herrn Konsistorialräthe weidlich darüber schimpfen würden, wenn so ein Institut auch bey Ihnen errichtet würde. Welcher Schwarzrock läßt sich auch gern von dieser Seite beschden, ohne die Zähne zu stätschen? Nicht unsre Kanzel-Donquixotte allein, nicht unsre Jasie, Pochline, Mazzioli allein läuten die Sturmglocke, — Götz in Hamburg und Ihre Herren, die sich wider die Einführung des neuen Gesangbuches auflehnten, würden eben das Zettergeschrey erregen, würden eben so gut, wie hier in Wien, die Kanzel, worauf nur Religionsunterricht gebracht werden sollte, und wo

der Prediger — gegen sich selbst betrachtet, zum Nichts wird, kein Ansehn, keine Autorität, nicht einmal als mindester Bürger, hat, sondern lediglich — das Sprachrohr, der Ausleger der christlichen Religion seyn soll und muß, — diese Herrn würden aus ihrer Kanzel eben sowohl einen Rastanienbraterstand gemacht, sich für ein eben so wichtiges, ja noch wichtigeres Ding als die Religion selbst, angesehen, und mit rebellischen entweder oder dummbelsten, dem vernünftigeren Theile ärgerlichen Hanswurstiaden besudelt haben, wie einige unsrer Prediger. Aber ich frage diese Herren, ist es erlaubt, gedruckte Predigten zu kritisiren, wenn sie nichts taugen? — Und was ist vor ein Unterschied zwischen einer gedruckten und bloß gehaltenen Predigt? Der einzige, daß in der gedruckten die Dummheiten des schlechten Predigers undisputabel schwarz auf weiß dastehen — die bloß gehaltene Predigt aber dem Rabulistentheolog immer Mittel an die Hand giebt, auch seine gefährlichsten Sätze — dem, der sie rügt, abzuleugnen. Wer ist von der Kritik frey? Nur jener, der so ganz Brauwich ist, daß er unter aller Kritik steht. Und wollten die Herren wohl diesen Verdacht auf sich laden? — Freylich, Männerchen, mit keitem Kopfe, — wenn sie auch hundertmal mehr Kontroversen als die Augsburger Streittrompete des wohllehrsamen Vater Merz in die Welt geblasen hätten, — solche Geister sehen sich —
und

und die Religion allemal für ein und dasselbe Ding anzusehen. Sie tadeln wollen, heißt bey ihnen die Religion selbst tadeln. Das läßt eben so, als wenn ich einem Richter bewiese, er verdrehe die Gesetze, und nun beschuldigte mich eine Schaar Kleingeister, ich hätte die Gesetze selbst gelästert. — Was für hohe Begriffe diese Herren doch von sich selbst haben! Weil sie Gottes Wort verkündigen sollen, so glauben sie, alles, was sie sprechen, sey auch Gottes Wort selbst. Als wenn der heilige Geist schon in die Tonsur unsrer Herrn Prediger führe, sobald sie nur die Kanzel betreten! — Merz giebt ein neuerliches Beyspiel, wie so ganz dummdreist Leute ohne Kopf in die Welt hinein schreyen können. In seiner am Feste der heiligen Hilaria gehaltenen Rede, worin Herr Aloysius Merz, der Gottesgelehrtheit Doctor, und des hohen Domstifts zu Augsburg ordinarischer Prediger die Frage beantwortet: ob die Anmerkungen, welche der Herr Konsistorialrath Büsching über das päpstliche zu Wien gehaltene Hochamt gemacht hat, ihm und seiner Kirche zur Ehre gereichen? — liefert er uns das untrüglichsie Beyspiel, daß Prediger Menschen bleiben, und auf der Kanzel eben so unaufgeklärt schreyen können, als sie es zu Hause sind. — Ich will mich mit der Lauge, die er Büschingen zubereitet, nicht abgeben. Jeder, der so was liest, weiß von selbst, was er davon denken soll. Ich will dafür seiner Dramabasiaden erwähnen.

erzählen. Nachdem er durch den ersten und zweyten Theil den ehrsamten Zuhörern in Augsburg verschiednes Lauderwälsches Zeug vorgeschwaßt hat, fängt er endlich mit dem innigsten Wohlbehagen seine Ritterkämpfe zu erzählen an. „Im Jahr 1768. sagt er, habe ich einen schriftmäßigen und überzeugenden Verweis in acht Reden gemacht, daß die protestantische Kirche die wahre Kirche Christi nicht seyn könne, weil sie weder wahre Priester, noch ein äußerliches eigentliches Opfer hat. Hat Herr Büsching diese Reden widerlegt? Weder er, noch ein andrer schrieb ein Wort darüber.“ — Weder Büsching, noch sonst ein Mann, der reelle Kenntnisse suchte — wußte von Merzen was. Ich wenigstens habe den Mann wirklich erst durch die Streitigkeiten mit dem ungleich weit würdigern und gelehrtern Eibel kennen gelernt. Oder hält sich der Mann für so ein großes Licht, daß er auch ausser seiner Augsburger Welt zu schimmern glaubt? „Wie oft habe ich, fährt er fort, aus den deutlichsten Schriftstellen 1c. 1c. darge-
than, daß der HELLAND für seine Kirche einen sichtbaren Oberhirten bestimmt — 1c. 1c. Allermwenigst hielt ich acht Reden über diesen Gegenstand. Wer hat sie durch eine gründliche Widerlegung entkräftet? Kein Mensch!“ — Man muß Merzen zu seiner Kurzsichtigkeit Glück wünschen, die ihm das Vergnügen verschafft, sich für Deutschlands Orakel zu halten. Da ihn Niemand auf-



ser Beaten, und Meister Jobben mit seinem Anieriem lobt, so kann mans dem Manne verzeihn, daß er im Gotteshaufe zur Stunde, wo er Religion lehren sollte, sich selbst zum Götzen aufstellt, die Knie vor sich selbst beugt, und den Leuten zu verstehen giebt: ihr Schaafs-köpfe! wißt ihr dann nicht, daß ich infallibel bin!

Aber diese, und ungleich mehrere Narheiten würd' ich einem Merz verzeihn. Was verzeiht man so einem Schwächer nicht alles? Aber nachfolgende Stelle brachte mich aus der Fassung, ich mußte laut auflachen. Die bekannte Sentenz des Horaz — *picloribus atque poëtis &c.* zu deutsch, Narren und Phantasten ist alles erlaube — fiel mir ein; und so legt ich den Merzischen Wisch auf die Seite. Hören Sie nur, ob das nicht die größte Durstlesenschnake ist, die man von Merzen auf der Kanzel hören kann. Die ganze Periode verdient abgeschrieben zu werden. Hier ist sie:

„Der Herr Abt Jerusalem ließ sich die Simplicität in Dogmen oder Glaubenslehren, die Simplicität in Ceremonien eben so, wie der Herr Büsching gefallen. Auch er verwarf — einen prächtigen Gottesdienst, herrliche Kirchen und Kirchenzierden u. s. w. Just vor zehn Jahren sieng ich wider ihn zu schreiben an. Sieben ziemlich weitschichtige Reden hielt ich wider diesen Gelehrten. — Weder der Herr Abt Jerusa-

lern, noch der Herr Büsching, noch ein andrer setzte
bisher nur eine Spitze entgegen.“ —

Ha, ha, ha! Also Merz schrieb wider Jerusalem!
Merz wider Jerusalem! Der Zwerg wider den Riesen.
Merz kam mir in diesem Augenblicke, als ich dies las,
wie der Fürst Bamslig in Evfathel und Schmidts
vor, wenn Bamslig im emphatischen Tone spricht:

Erzittere Hölle und Welt, Fürst Bamslig —
geht ab.

Doch, was schwärz ich da viel mit Ihnen von ei-
nem Manne, den sie gewiß so wenig kennen, als den
Bayrischen Hiesel. Lassen Sie mich dafür lieber zu
mehnen Preßburger Nachrichten zurückkehren. Weil
wir aber eben bey den Predigern waren, so wollen wir
auch gleich dabey stehen bleiben. Es ist Schade, daß sich
die Prediger so wenig einer guten Pronunciation beflei-
ßigen. Regit dictis an'imos, et pectora mulcet,
sagt Maro von Neptun, als dieser einen Aufruhr
stille. Kakotonie und Monotonie sind unausprechliche
Fehler eines Redners; denn so wie jene das Gehör
beleidigt, so schläfert diese die Seele ein. Ich mache
diese Bemerkung wegen der Predigt, die ich gestern in
der lutherischen Kirche hier aus Neugierde, ich gestehe,
mit anhörte. Ich hoffte einen Schüler Tollkoffers,
oder Ihres würdigen Spalding — wenigstens doch
einen zweyten Burke zu hören, aber wie sehr ward ich
getäuscht,



getauscht, da ich zwar einen Mann in der Sprache des Herzens und mit dem Eifer eines Vaters und Erbsorgers die wichtigsten Wahrheiten der Religion vortragen hörte, aber in einem so stolpernden Deutsch, und mit einer so widrigen Pronunciation, daß ich es nicht über eine Viertelstunde aushalten konnte. Die Kirche ist erst vor ein paar Jahren, nicht weit von dem Orte, wo die alte stand, ohne Geschmak, und ohne alle Regeln der Baukunst aufgeführt worden. Der Altar, welcher mit einem vorzüglichem Gemälde des berühmten Professor Wesers, eines gebornen Preßburgers, prangt, ist für die Größe des Hauses viel zu klein, und die Kanzel, welche über demselben angebracht worden, kann man nicht ohne Widerwillen ansehen. Die ungarische Kirche der hiesigen Protestanten, in welcher auch Slawisch geprediget wird, ist zwar viel kleiner, aber desto gescheider gebaut. Ich hörte auch einen Franziskanermönch in der ehemaligen Jesuitenkirche, welche die Lutheraner erbaut, 1672 aber verloren haben, etwas im Nachwächtertone von der Kanzel herabschreien, welches ich aber zu meinem Glück nicht verstand. Ich besah noch einige Kirchen, die aber wie gewöhnlich außer den vielen Altären und Bildern der Heiligen nicht viel Anziehendes haben.

Zu Mittage speiste ich in Gesellschaft verschiedner Offiziere, die meist sehr artige Leute waren. Einer

von ihnen erzählte eine ziemlich lustige Geschichte, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen muß. Ein junger Polack, der sich im Lesen, Schreiben und Rechnen sowohl, als im übrigen Betragen vor andern bey der Kompagnie hervorthat, avancirte zum Korporal. Als er nun die Kompagnieliste das erstemal verlas, sah er das gewöhnliche *Latus* und *Translatus* gleichfalls für Soldaten an, und da sich weder *Latus* noch *Translatus* meldeten, notirte er solche in seine Schreibtafel, und gab sie bey'm Rapport als Abwesende an. Der Offizier konnte sich des Lachens nicht enthalten, und fragte ihn, ob er denn die Männer, die so hießen, kenne? Er gestand, daß sie ihm unbekant wären, aber wohl Verdäunte seyn könnten, die er noch nie gesehen hätte. Der Offizier erklärte ihm diese Wörter, und er mußte seiner Unwissenheit selbst lachen.

In Preßburg zu seyn, und den berühmten Bildhauer Messerschmidt nicht zu besuchen, würde einem Kunstliebhaber zur Schande gereichen. Ich lies mich also bey ihm einführen, und was ich von seiner Meisterhand sah, übertraf alle meine Erwartung. Es ist immer schwer über die Arbeiten der Künstler, zu urtheilen, wenn man nicht selbst Künstler — nur Dilettant ist. Und nun, da Sie meine Gränzen in den bildenden Künsten kennen, so wissen Sie auch schon, was Sie von mir zu erwarten haben. — Messerschmidt war



Professor bey der Wienerischen Universität, aus der ihn einige Zänkereyen mit seinen Kollegen trieben. Es ist wahr, er hat keinen eignen Kopf, aber einem so außerordentlichen Genie hätte man immer seinen Kopf lassen, und nie zugeben sollen, sich zu entfernen. Anfänglich wohnte er bey seinem Bruder, der ebenfalls ein Bildhauer ist, kaufte sich aber bald ein Haus, an dem äußersten Ende des sogenannten Zuckermantels, wo er seine Egyptischen Köpfe studiret, deren er schon über sechzig Stücke zu Stande gebracht hat. Alle sind vortreflich und bis zum Erstaunen fleißig gearbeitet, alle wahre Zierden der schöpferischen Kunst. Sie drücken die verschiedenen Leidenschaften so deutlich aus, daß sie jedem so gleich auffallen, und nicht den mindesten Zweifel zurüklaffen. Schade, wenn diese Köpfe einst verderbt, oder wohl gar vernichtet werden sollten! Denn das letztere könnte ihnen gar leicht wiederfahren, wenn den Meister die üble Laune, in der er sich nicht selten befindet, anwandeln sollte. Denn einige, die ihm nicht genug Ausdruck zu haben schienen, zerhug er in Stücken. — Aber Messerschmidt ist nicht nur Künstler, er ist auch Geistesstarker! Wie er sagt, wird er oft von diesen Unsichtbaren heimgesucht, die ihn ganze Nächte peinigen, und an der Ausführung seiner Arbeit zu hindern suchen. Er hat aber Stärke und Muth genug, ihnen zu widerstehen, und ihren Absichten Troß zu bieten.

Weil ich eben bey dem Zukermantel bin, so muß ich Ihnen sagen, daß dieser sammt dem Schloßberge, ein von der Stadt abgesonderter Grund ist, auf welchem sich verschiedene Freihäuser und in denselben eine Menge feiler Dirnen befindet. Aber diese gutherzigen Kreaturen findet man auch sonst fast in jedem Hause; denn jedes Haus hat die Freiheit Wein und Bier zu schenken. Wenn das auch hier eingeführt würde, wie wohlfeil müßten da die Perücken werden?

Preßburg hat ein ganz gut gebautes und ansehnliches Schauspielhaus. Schikaneder spielt izt mit seiner Gesellschaft hier. Aber ich bedaure ihn, und jeden Direktor, der sich nach Preßburg verstreigt. Die täglichen Unkosten sind groß. Man laßt gegen fünfzig Gulden. Diese Summe, und die wöchentliche Gage einer auch nur mittelmäßig besetzten Gesellschaft, läßt sich hier fast gar nicht einbringen, da die Noblesse nicht die geringste Unterstützung darzu hergibt. Die Sache verhält sich so. Graf Georg Esaky machte der Noblesse einen Plan von einem neuen Schauspielhause, und sammelte Kollekten zum Bau. Wer einen Theil darzu hergab, erhielt nun seine Familienloge, in welche er gegen Erlegung von 34 Kreuzern, so oft er ja die Komödie kommt, eintreten kann. Nun finden Sie die hiesige Noblesse so delikat, wie die Wiener. Sie will nur gute Stücke, und nur gute Schauspieler sehn.



da sie wegen der Nähe an Wien, und der östern Besuche und Reisen dahin, das Nationaltheater fleißig besucht. Will der Directeur dem Begehren der hiesigen Noblesse Wenige leisten, so spielt er bankrott; — denn 34 Kreuzer können ihn nicht entschädigen; — thut er nicht, so bleiben die Logen gar leer, und die Parterre werden kaum gefüllet, weil so wenige Leute sind, die Geschmak, Zeit und Mittel zu diesem Zeitvertreibe haben, oder deutlicher zu reden, weil es den meisten besser behagt, zu pokulliren, zu tanzen, Gräber zu besuchen, und dergleichen.

Eine Frage wird hier nicht am unrechten Orte seyn. Da Graf Esacky mit Beyhülfe der Noblesse das hiesige Schauspielhaus baute, warum baute er es? Die Stadt zu verschönern? — Gut, warum soll aber der Directeur die Verschönerung der Stadt entgelten? — Oder wegen Bequemlichkeit der Noblesse selbst, damit sie in einem wohleingerichteten Hause, in ordentlichen Logen, und nicht in Hütten, wie vormals — dem Schauspiele beywohnen könnten? Auch gut! Aber wie kommt denn der Directeur dazu, daß er die grössere Bequemlichkeit, deren die Noblesse izt im Schauspielhaus genießt, entgelten soll? Wird die Noblesse nicht schon für ihre Auslage durch die Ehre, ein solches Haus erbauet zu haben, und durch die grössere Bequemlichkeit, mit der sie izt diese Unterhaltung genießen kann, hinläng.

hinlänglich schadlos gehalten? Läßt es nicht, als wenn ich dem nächsten besten Kaufmann sein Haus zerreißen, und ein schöners hinbauen liesse, das ihm aber nicht mehr Nutzen abwürfe als sein altes, und ich wollte dann für die großmüthige Handlung, — wenn sie's ja noch ist, — meine Waaren, die ich für die Küche bräuche, von ihm um einen wohlfeilern Preis als andre Ehrenleute haben, da mein Verdienst bey der ganzen Sache in weiter nichts besteht, als ein altes Gebäude, das meinem Prospekte widerlich war, mir zur Augenweide und Bequemlichkeit in ein neues umgeschaffen zu haben? —

Die Aufschrift über der Hauptthüre ist:

Hanc Aedem, in qua
 Quid decet, quid non, quo virtus,
 Quo ferat error, ludendo agitur,
 In perpetuum! sui adversum optimos
 Concives studii monumentum
 Posuit C. G. C. de K. MDCCCLXXVI.

Die Buchstaben in der letzten Zeile bedeuten: *Comas Georgius Cläke de Kereßfeg*, der Name des Cavaliers, der es erbauet hat. Er genießt zwanzig Jahre frey, das heißt, er nimmt den Zins von den Directeurs der hier spielenden Gesellschaften ein; nach Verlaufs dieses Zeit fällt es der Stadt anheim. —



Acht und vierzigster Brief.

Da sich hier der königliche Stadthaltereyrath, die königliche ungarische Hofkammer, und das Generalkommando befindet, so ist auch der Adel hier sehr zahlreich, und alles ungemein lebhaft, wiewohl man den Erzherzoglichen Hof, der sich ist bekanntlich in Brüssel aufhält, ziemlich vermisst. — Alles ist hier so ziemlich Oesterreichisch; Sprache, Moden, Gewohnheiten und Grobheiten. Die Moden kommen gleich brühwarm von der Residenzstadt; und so wie die Wiener die Affen der Pariser sind, so sind es die Pressburger von jenen, auch bis zu den kleinsten Galanterien. Fast jede Dame hat ihren Cavalier servant, zuweilen auch einen Portier oder Komödianten zur Bedienung; und jeder Cavalier Kammerjungfern, Stubenmädchen und solche Dinger. Der zweite Adel macht es dem ersten, und jenem der Bürger solemmniter nach. Es giebt auch hier gutherzige Männer, die sich zur Ehre rechnen, wenn ein Vornehmerer, als sie, ihre Weiber unterhält. Doch was sage ich Ihnen da viel von Sachen, die Sie überall antreffen. — Der Zeitvertreib in Pressburg — auch ein Augarten, wo einem die Gelsen halb todt stehen sollen, — eine Hecke, und — was die Wiener nicht einmal haben, einen Trakteur im Walde, der eine gute Stunde von der Stadt entfernt ist, und von dem Pö-

bel utriusque generis et conditionis fleißig besucht wird. In der Eremitage, wo so viele Jahre ein strenger Anachoret, entfernt von den Versuchungen der bösen Welt, Nächte im Gebethe durchwachte, wohnt iht eine Lais, welche vor dem Altare der Venus schon manchen Jüngling in die Geheimnisse dieser Göttin einweihete.

Heute sah ich den berühmten Schachspieler des berühmten Herrn Hofammerathes von Kempele und seine redende Maschine. Ihre Majestät die verstorbene Kaiserin, ihre Durchlauchtigste Familie, viele kaiserliche und auswärtige Minister, Gelehrte und Künstler sahen ihn spielen, oder spielten selbst mit demselben, untersuchten die Maschine sorgfältig, und fanden nichts, was nur einigen Arawohn von Täuschung erwecken konnte; fanden nichts als Verwunderung.

Das Gerücht von diesem Automatum verbreitete sich über einen großen Theil von Europa. Zeitungs-schreiber und Journalisten beschäftigten sich mit Kundmachung desselben, und, — wie es allezeit zu geschehen pflegt, wenn einer dem andern Wunderdinge nacherzählt, — immer irrig und widersprechend. Mein Freund, der sie fast täglich sah, und selbst öfters mit derselben spielte, setzte daher eine glaubwürdige Nachricht auf, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen will.

Zufrieden mit dem Besfalle, den man seinen Talenten gab, verachtete Herr von Kempele die ansehnlichen

Eummev.



Summen, die ihm für diese Maschine geboten wurden; und mit Amtsgeschäften sowohl, als andern wichtigen mechanischen Versuchen beschäftigt, entzog er seinen Freunden und so vielen wißbegierigen Fremden das Vergnügen, dieses Meisterstück zu sehn, dadurch, daß er dasselbe, da es vom Einpacken und Fahren etwas gelitten hatte, zu repariren verabsäumte. Es lag also müßig, bis zur Ankunft der Nordischen Herrschaften in Wien, da denn des Kaisers Majestät, der ihnen den Aufenthalt in seiner Residenz auf alle Art angenehm zu machen suchte, sich auch der Maschine des Herrn von Kemppe erinnerte, und ihm den Befehl zuschickte, sie auch vor ihnen spielen zu lassen. Diesen Befehl zu erfüllen, überwand der Herr Hofkammerrath alle Hindernisse, und stellte dieselbe in einigen Tagen wieder so her, daß er damit die hohen Gäste in die angenehmste Verwunderung versetzte, und auch von ihnen den Wunsch hörte, diese seine Maschine der Welt sehen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser stimmte dieser gnädigen Aeußerung bey, und ertheilten ihm, wenn er einige fremde Länder damit besuchen wollte, die Erlaubniß, zwey Jahre darauf zu verwenden.

Dieses und die beständigen Wünsche des aufgeklärten Publikums brachten ihn auch zu dem Entschlusse, diese Allerhöchste Erlaubniß zu benutzen. Da diese Maschine aber wegen des Zerlegens und Verpackens einige Abänderun-

Abänderungen forderte, so brauchte er auch Zeit, solche in den Stand zu setzen, um lange Reisen damit vornehmen zu können.

Und diese Beschäftigung hinderte ihn nun, eine andre redende Maschine gänzlich zu Stande zu bringen. Er ist jedoch schon so weit damit gekommen, daß' er die Möglichkeit einer solchen Maschine zeigen, und den Gelehrten eine neue und bisher unbekannte Erfindung zur Beurtheilung vorstellen kann.

Es ist davon nur erst der Kopf fertig, der eine Menge Fragen sehr deutlich und vernehmlich beantwortet. Die Stimme ist ein sanfter Alt; der Ton auch ganz angenehm, jedoch spricht er das A nur schnarrend aus. Wenn man etwas nicht recht versteht oder nicht verstehen will, so wiederholt er das Gesagte langsam; thut man aber dieses noch einmal, so sagt ers mit einer bösen und ausgebrachten Stimme. — Ich habe ihn in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, italiänisch und französisch reden, und die schwersten Worte dieser Sprache ganz gut aussprechen gehört.

Und nun trifft gedachter Herr von Kempele alle Anstalten zu seiner nahen Reise, die er durch die Niederlande, Frankreich und England zu machen gedenket. Er wird diese Maschine durch seine mit habende Leute den Wißbegierigen zeigen lassen, und dadurch die Neugierde
und



und das Verlangen dieser aufgeklärten Nationen zu befriedigen suchen.

Beilage zu diesem Briefe.

Nachricht meines Freundes über den
Schachspieler.

Herr Wolfgang von Kempele, künigl. ungarischer Hofkammerrath, hatte im Jahre 1769, eben da er sich in kaiserlichen Geschäften zu Wien befand, die allerhöchste Gnade, von Ihrer Majestät der hochstseligen Kaiserin Maria Theresia nach Hofe berufen zu werden, um einigen mathematischen Vorstellungen beizuwohnen, die ein Franzos, Namens Pelletier aus den *Observations Mathematiques des Ossianur und Gugot* folche größtentheils durch die magnetische Kraft hervorgebracht werden, zeigte. Ihre Majestät geruhten hierüber verschiedenes mit ihm zu sprechen, und der Hofkammerrath versicherte die Monarchin, daß er sich getraute, eine Maschine zu verfertigen, die alles das, was Allerhöchstdieselben eben anzusehen gewürdiget hätten, weit übertreffen sollte. Ihre Majestät feuerten ihn zu Ausführung seines Vorhabens mit den allergnädigsten Ausdrücken an, welches er als einen Befehl ansah, und in kurzer Zeit ein Automatum zu Stande brachte, welches alles, was man bisher von dergleichen Werken gesehen hat, sehr weit übertrifft.

Die

Die Maschine stellet einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und an einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbret steht. Dieser Tisch, der beyläufig drey und einen halben Wiener Schuh lang, und zwey und einen halben breit ist, steht auf vier Füßen, die unten kleine Rollen haben, damit man ihn desto bequemer von einer Stelle zur andern fahren kann, welches der Herr Erfinder auch von Zeit zu Zeit thut, um allen Verdacht einer Gemeinschaft unter dem Tische zu vermeiden. In einiger Entfernung von dieser Maschine befindet sich ein gewöhnlicher kleiner Tisch, auf dem ein versperrtes Kästchen steht, welches aber mit der Maschine nicht die geringste Gemeinschaft hat. Sowohl der Tisch, als die Maschine selbst sind voller Räder, Hebeln und Springsfedern. Der Herr von Remispele macht sich auch gar kein Bedenken, den inwendigen Theil seiner Maschine zu zeigen, besonders wenn er wahrnimmt, daß jemand einen darum verbergenden Knaben muthmaßet. Ich habe den Tisch sowohl als die Maschine öfters sehr sorgfältig untersucht, und ich kann daher mit aller Ueberzeugung versichern, daß auch nicht der mindeste Grund zu einem solchen Verdachte übrig bleibe.

Die Maschine habe ich zu verschiedenen malen spielen gesehen; besonders aber habe ich nicht ohne Erstaunen die mannichfaltigen und zusammengesetzten Bewegungen



gungen des Arms bemerkt, womit sie spielt. Denn sie hebt den Arm auf, richtet ihn nach der Seite des Schachbretes, wo der Stein steht, der weggenommen werden soll, bringt, vermittelt einer Bewegung des Handgelenkes, die Hand an den Stein nieder, macht die Hand auf, macht sie wieder zu, um den Stein zu fassen, hebt ihn auf, und stellt ihn auf das Feld, wohin er kommen soll. Wenn dieses geschehen ist, so legt sie ihren Arm auf ein Polster, das neben dem Schachbrette liegt. Nimmt sie dem Gegenpart einen Stein, so bringt sie ihn mit einer einzigen Bewegung von dem Schachbrette, und führet durch eine solche Reihe von Bewegungen, als ich beschrieben habe, den Arm wieder herzu, ihren eigenen Stein zu nehmen und ihn auf das Feld zu stellen, wo derjenige stand, den sie genommen und weggestellt hat.

Man hat sich oft einer List bedient, die Maschine zu betrügen. Man ließ zum Beispiele die Königin gehn, wie der Springer geht; aber die Maschine ergriff die Königin sogleich, und stellte sie wieder auf das Feld, wo sie vorher gelagert war. Und dieses alles geschieht mit einer so großen Fertigkeit, als der geschickteste Spieler nur immer zeigen kann.

Viele, sowohl inländische als fremde Gelehrte und Mathematiker, haben diese Maschine auf das genaueste und sorgfältigste untersucht, ohne nur auf die geringste Muthmaßung zu kommen, wie sie ihre Bewegung verrichtet. Ich war oft mit zwanzig und mehr Personen im Zimmer, wo sie spielte, alle richteten die Augen auf den Erfinder, der allezeit entweder bey dem Tische stand, oder in das nebenstehende Kästchen einige Augenblicke schaute, oder auch wohl etliche Schritte davon weggien.

Allein

Nicht nicht ein Einziger konnte auch nur die geringste Bewegung an ihm bemerken, die einen Einfluß in die Maschine hätte verrathen können. — Diejenigen, welche die Wirkung des Magnets bey den sonderbaren Vorstellungen zu Paris gesehen hatten, glaubten, daß der Magnet das Mittel wäre, das hier gebraucht würde, den Arm zu regieren. Allein, außerdem, daß man dieser Muthmaßung sehr viel entgegen sehen kann, so erbiethet sich auch der Herr von Kempele, daß er einem jeden, dem es beliebt, erlauben wollte, den stärksten und auf das beste bewaffneten Magnet, oder so viel Eisen, als man wollte, an den Tisch zu bringen, indem er nicht zu befürchten hat, daß dadurch die Bewegung der Maschine nicht nur im mißbesten gestört werden könnte. —

Es ist nöthig anzumerken, daß das Wunderbare dieser Maschine hauptsächlich darin bestehe, daß sie nicht, wie andere der berühmtesten dieser Art, eine bestimmte Reihe von Bewegungen hat, sondern, daß sie sich allemal so beweget, wie es der durch die Bewegungen ihres Gegenparts vielfältig veränderte Plan des Spiels erfordert, woraus eine erstaunliche Menge von mannigfaltigen Verbindungen in den Bewegungen erwächst.

Der Herr Hofkammerrath zieht von Zeit zu Zeit die Federn des Arms seiner Maschine auf, um dessen bewegende Kraft zu erneuern. Man bemerkt aber wohl, daß dieses mit der richtenden Kraft, oder mit dem Vermögen, den Arm hieher oder dorthin zu lenken, welches das größte Verdienst dieser Maschine ausmacht, nichts zu thun hat. Es ist wohl glaublich, daß der Herr Erfinder auf die Richtung jedes Zugs, den das Automaton thut, seinen Einfluß hat, wiewohl ich gesehen, daß er es

etliche Züge hintereinander zu thun, sich ganz allein überlassen hat. Und dieses mag auch, wie ich glaube, derjenige Umstand seyn, der unter allen, die diese Maschine betreffen, am schweresten begriffen werden kann.

Das Verdienst des Erfinders ist bey diesem Kunststücke desto größer, da er keine Künstler um sich hatte, welche die zu einem Werke von dieser Art erforderliche Geschicklichkeit besessen hätten, und daß er daher bey den meisten Stücken selbst Hand anlegen mußte.

Nenn und vierzigster Brief.

W^ein her! schrie mein würdiger Bealeiter, als wir gestern eine Lustreise vornahmen und in Raasdorf stillhielten, und so gleich brachte ein muntre Junge eine Flasche, die mit Gold gefüllt zu seyn schien. Freund, wenn Sie doch diese edle Getränk in seiner Heimath selbst kosten könnten! — Raasdorf, oder wie es andre nennen, Ratzerdorf, liegt eine halbe Stunde von Preßburg an einem Gebirge, das mit lauter Weinstöcken bepflanzt ist. Dieser Marktflecken gehört dem Carl Graf Palsy, dem vortreflichen königl. ungarischen Vicekanzler. Die Einwohner, welche etwan 600 Seelen ausmachen, nähren sich hauptsächlich vom Weinbau, der ziemlich einträglich ist, weil dieser Wein, der eine überaus diuretische Kraft besizet, nicht nur bey allen vornehmen Tischen getrunken, sondern auch stark verführet wird. Die ganze Gegend von Preßburg bis dahin, und weiter über St. Georgen, Pasing, Modra bis an die Teiterergergschaft sicheet einem einzigen Weingarten gleich!

Nachdem wir unsre Flasche ausgeleeret hatten, fuhren wir nach St. Georgen, einer wegen ihres köstlichen

Ausbruch

Ausbruchweins berühmten königlichen Freystadt. Die Bekanntschaft, welche mein Führer mit den ansehnlichsten Familien dieses Orts hat, verschaffte uns gar bald eine Deuteille dieses Göttertranks. Hätte der Bruder des Englandischen Königs Eduard, der Herzog Georg von Clarence, welcher in einer Tonne Wein ersäuft wurde, nur jemals den St. Georgen Ausbruch gekostet, gewiß er würde ihn, und keinen Malvasier gewählt haben. — Aber der Ausbruch war auch so gut, daß wir eine zweite Bouteille hernahmen, und vielleicht auch auf die dritte gekommen wären, wenn uns nicht die Nacht übereilet und zur Heimreise erinnert hätte.

Diese Stadt hat in den innerlichen Unruhen sehr viel gelitten, und kann sich kaum iht noch recht erholen. Doch wird die Toleranz, dieses theure Geschenk des großen, menschenfreundlichen Josephs, auch diesem Orte aufhelfen. Es werden sich Manufakturisten, die hier so viele Bequemlichkeiten finden, da niederlassen, und den Ort gar bald zu dem Ansehn bringen, das er wegen seiner vortreflichen Weine verdient. Aber mit Erstaunen hört ich auch hier die Klagen der armen guten Protestanten, die sie in ganz Ungarn führen, daß sie, ohngeachtet sie durch die Landesgesetze bestätigt sind, noch immer ihrer Religionsfreiheit vergeblich entgegen sehen. Wahrhaftig ein widerlicher Zug in dem sonst so edlen Charakter der Ungarischen Nation, der noch eine ziemlich dicke Finsterniß in ihren Kenntnissen vermuthen läßt. Warum sind die deutschen Kaiserlichen Erblande so geneigt, diese weisen Verordnungen auf alle Art zu befolgen? Der deutsche Adel sowohl, als der Bürger, legt sich schon seit einiger Zeit mit allem Fleiße auf die Wissenschaften, und



findet in denselben das Kleinod, die Aufklärung ihres Verstandes, und die Vesserung ihres Herzens. Aber der Unger — studirt sein Corpus Iuris, und folgt blindlings der dummen Leitung eigenmüthiger Mönche, — ach! und fühlt die wohlthätigen Absichten des alles beglückenden Josephs nicht.

Freund! wie gut schläft sich's doch, wenn man sich satt an dem St. Georgen Nektar getrunken hat! Mag doch der Muselmann sich immer durch den Gebrauch des Opiums die Einbildung erhitzen, um von seinen himmlischen Gouris zu träumen. Welt schönere und reizendere Mädchen als diese entzückten mich diese Nacht über; tausend Amors hauckelten um mich her, und Venus selbst warf sich in meine Arme.

Wald möchte ich wünschen, immer in Preßburg zu bleiben, so sehr gefällt mir die herrliche Gegend da herum. Und die Leute sind so gut, so gefällig, daß sie einen fast zu Tode tranken. Heute war ich bey einem Picknick, welcher bey einem Manne gehalten ward, der gewiß der corpulenteste in den weiten Kaiserlichen Staaten ist. Er hält über vier Zentner Wienergewicht, und ist dabey demohngeachtet sehr gut proportionirt und angenehm gebildet. Er ist überdieß gefällig, überaus höflich und gesprächig, aber schon seit acht Jahren in seinem Zimmer eingeklossen, weil ihm das Gehen zu beschwerlich, und das Gehen unmöglich ist. Die Gesellschaft bestand aus sechs geschmackvollen Personen, die ihm auch außerdem seine Einsamkeit erträglich machen. Hier trank ich zuerst den lieben Schomlaure und den geistreichen Sliworowitza, der aus Pflaumen gebrannt, und nach dem Kasse getrunken wird. Diese Zusammenkunft
wird

wird hier gemeinlich Loge genannt; sie ist aber keine Freymäurerloge, obgleich einige dieses Ordens unter dieser Gesellschaft seyn mögen. Man hat hier eine wirkliche Freymäurerloge, die aber, wie man mir sagte, eben keine der ächten seyn soll, welches ich um so viel eher glaube, weil ein Paar mir bekannte ächte Freymäurer allhier sie nie besuchen.

Nach Lische fuhr ich mit einigen guten Freunden nach Twanka, einem Lustschlosse des Herrn Grafen Graf Falkowitz, das der Anlage nach ganz vortreflich werden kann. Unweit demselben steht das dem Ungarischen Hofkanzler Graf Franz Esterhazy gehörige Lusthloß Landschütz auf einer sanften Erhöhung, welches durch den ausgefuchtesten Geschmack und die ländlichen Reize, alle in dieser Gegend sehr weit übertrifft. Die Einrichtung ist sehr schön, die Gärten und der Park überaus ansehend, — aber, wer Esterhazy gesehen hat, verliert diese sogleich aus dem Gesichte. Ich will Ihnen also davon nichts mehr sagen, um Ihre ganze Aufmerksamkeit auf das prächtige Esterhazy zu ziehen, welches ich Ihnen ehestens, wiewohl nur en miniature beschreiben werde; denn um es ganz und richtig zu schildern, müßte man ein Buch verfertigen.

Letzter Brief.

Esterhazy liegt in der Wedenburger Gespannschaft, ein Paar hundert Schritte vom Neusiedler See. Ueber diesen See ließ der Schöpfer dieses kostbaren und herrlichen Lustschlosses, der Fürst Esterhazy, vor ein Paar Jahren einen Damm ziehen, der sich wohl auf eine halbe Stunde erstreckt, und den Weg von Pressburg da-



hin um 3 bis 6 Stunden abkürzet. Dieser Damm ist sehr massiv, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt. Die ganze umliegende Gegend ist ein flaches Feld, auf welchem die fettesten Trister mit den ergiebigsten Aeckern abwechseln. Nur an dem Ufer der See hat die gütige Ceres auch dem Bacchus ein Stück abgetreten, das so ziemlich gute Weine trägt. — Nun, wie gesagt, einige hundert Schritte jenseits des Damms erhebt sich das majestätische Esterhass, welches das einzige in seiner Art, und gewiß das prächtigste Schloß in den K. K. Erbländern ist.

Vor dem Hauptgebäude stehen beyderseits die Hauptwachen der fürstlichen Grenadier, die blau und roth militirt, und lauter schöne Leute über 6 Zoll hoch sind. Der Vorhof prangt mit einem großen Springbrunnen, dem gegen über die beyden Hauptkorppen stehen. Das Gebäude ist sehr weitläufig, und mit allen Regeln und Melzen der Architektur reichlich versehen. Drey Stockwerke enthalten über 300 Zimmer, die alle überaus prächtig eingerichtet sind. Hinter dem Hauptgebäude, dem großen Garten zu, sind in gleicher Linie, mit nebenstehenden weitläufigen Höfen, die übrigen herrschaftlichen Gebäude, nemlich zwey für die Hausoffiziere, der Marstall auf 100 Pferde, sammt der Sommer- und Winterreiterschule, das große Theater, die Silbergallerie, die Wohnungen der fürstlichen Kapelle, der Operisten und Komödianten, die Casernen für die Miliz, und das weitläufige Wirthshaus. Zu Ende dieser Gebäude sind zwölfschen Alleen verschiedene Häuser für allerhand Professionisten, und diese Alleen führen auf der einen Seite zu dem nahen Dorfe Soplack, auf der andern aber

In dem Dorfe Schöndorf, so daß, wenn man in den
Alleen der ober hiesigen Ach steht, man die Kirche eines
dieser Dörfer im Gesichte hat.

Der große Garten ist wohl eine Stunde lang; mit
breiten Alleén zwischen hundertjährigen Bäumen durch-
schnitten; und mit einer Menge von Nebengängen ver-
sehen, die in ein dickes kühleres Gebüsch führen, und
das, von dem Regelmäßigen ermüdete Auge durch ihre
natürliche Wildheit erquickten. Ueberall sieht man kost-
bare Springbrunnen, und die vorzüglichsten Statuen,
Lauben und Ruhebänke. — In diesem Garten steht
auch der Tempel der Ceres, der Diana, des Glücks und
der Liebe, die alle sehr herrlich geziert und menblirt sind.
Auf dem sogenannten ovalen Platze bauet man eben jetzt
noch an einem chinesischen Pausenhaus, welches Ragatel-
le genennet wird, drei Stockwerk hoch, mit einer Dach-
gallerie versehen, und überaus niedlich angelegt ist.

Die Orangerie ist sehr schön und zahlreich; und die
Zasenerie ganz unvergleichlich. Noch ist in diesem Garten
auch ein Marionettentheater, welches wegen der Pracht,
und den überaus künstlich gemachten und sehr kostbar
gekleideten Puppen — keines seines gleichen hat. In
Ende dieses weitläufigen Gartens, der durchaus mit ei-
sernem Gitter eingeschlossen ist, öffnet sich ein dicker lan-
ger Wald, in welchem sowohl Fische, als wilde Schwei-
ne geheget werden, die ziemlich zahm sind, und den Spa-
zierengehenden alle Augenblicke aufstehen.

Die Einrichtung der Zimmer hat eine Pracht, der
ren Beschreibung fast unglaublich scheinen würde. Den
Ueberfluß davon kann man aus der sogenannten Ver-
rathskammer beurtheilen, in welcher alle diejenigen Aus-
stattungen

barkheiten aufbewahrt werden, die man in den Zimmern nicht anbringen konnte; und dieser sind so viel, daß man ein ganzes Schloß damit auszieren könnte. Man muß aber diese Vorrathskammer von dem fürstlichen Schatz wohl unterscheiden, indem dieser nicht in Esterhazy, sondern auf dem Bergschlosse Sorchtenstein aufbewahrt wird.

Das große Theater übertrifft gewiß an Pracht und Schönheit alles, was man von dieser Art sehen kann. Gold, Spiegel und der kostbarste Marmor sind dabei verschwendet worden; aber das Theater selbst zeugt von dem eigenen vortreflichen Geschmacke des Fürsten. — Alle Tage ist deutsches Schauspiel, mit italienischer Opera buffa abwechselnd. Die Musik ist stark besetzt, und so vortreflich, als sie unter der Direction eines so großen Tonkünstlers, des Herrn Kapellmeisters Heiden, nothwendig seyn muß. — Kurz, hier sind alle Gegenstände so zahlreich und so auffallend, daß sie auch auf den gefühlosten und nachlässigsten Beschauer den größten Eindruck machen müssen.

E n d e.



